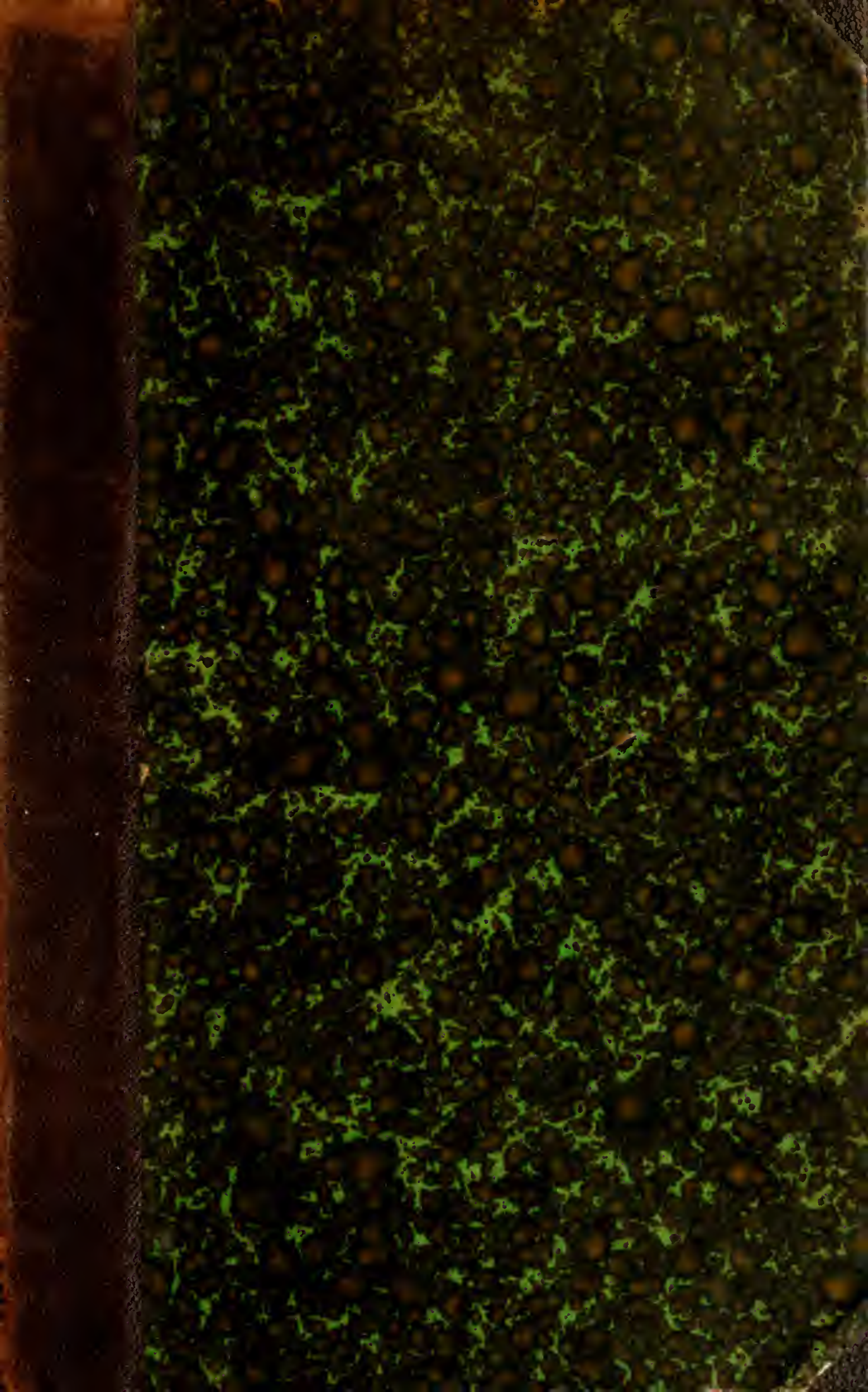
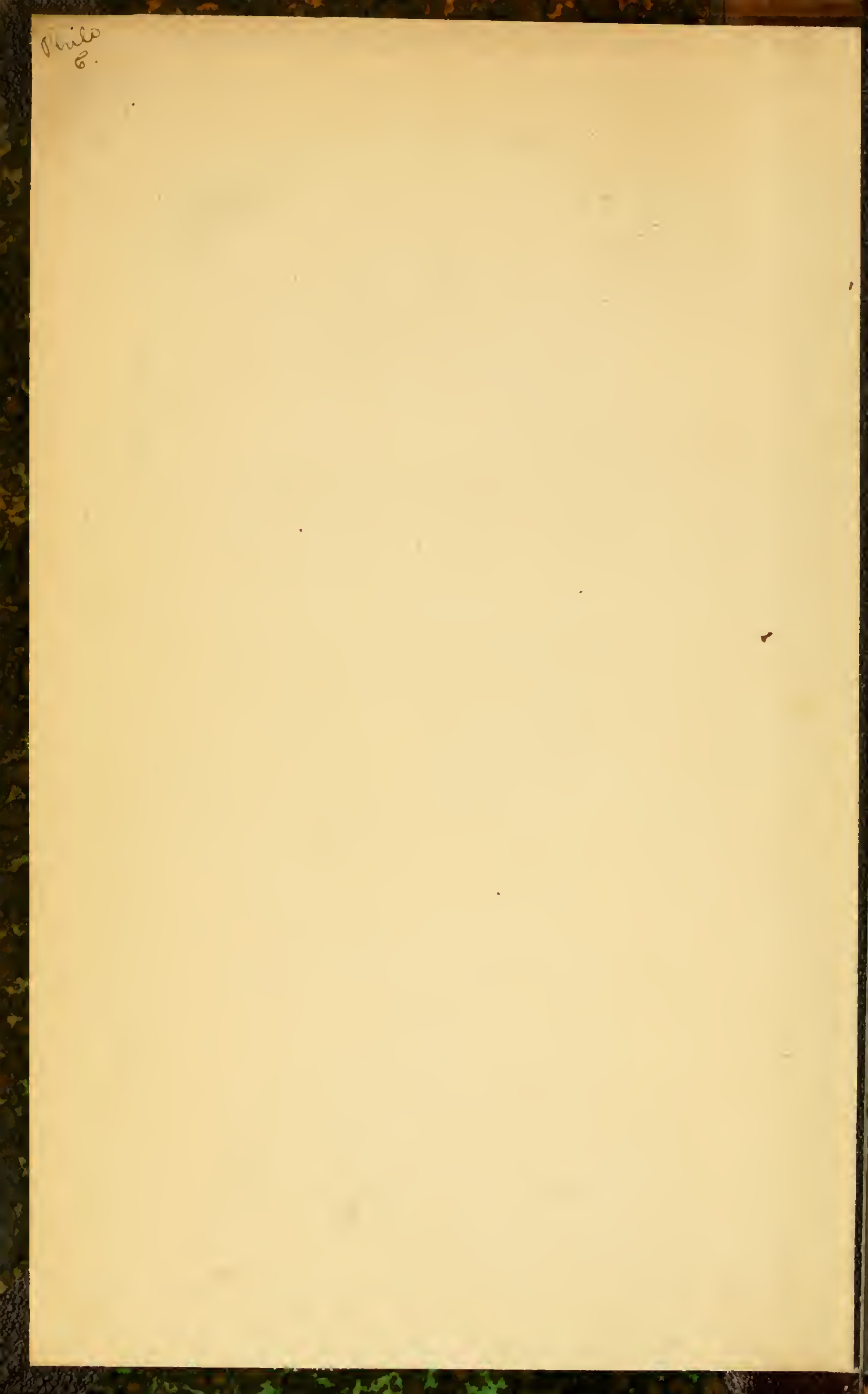
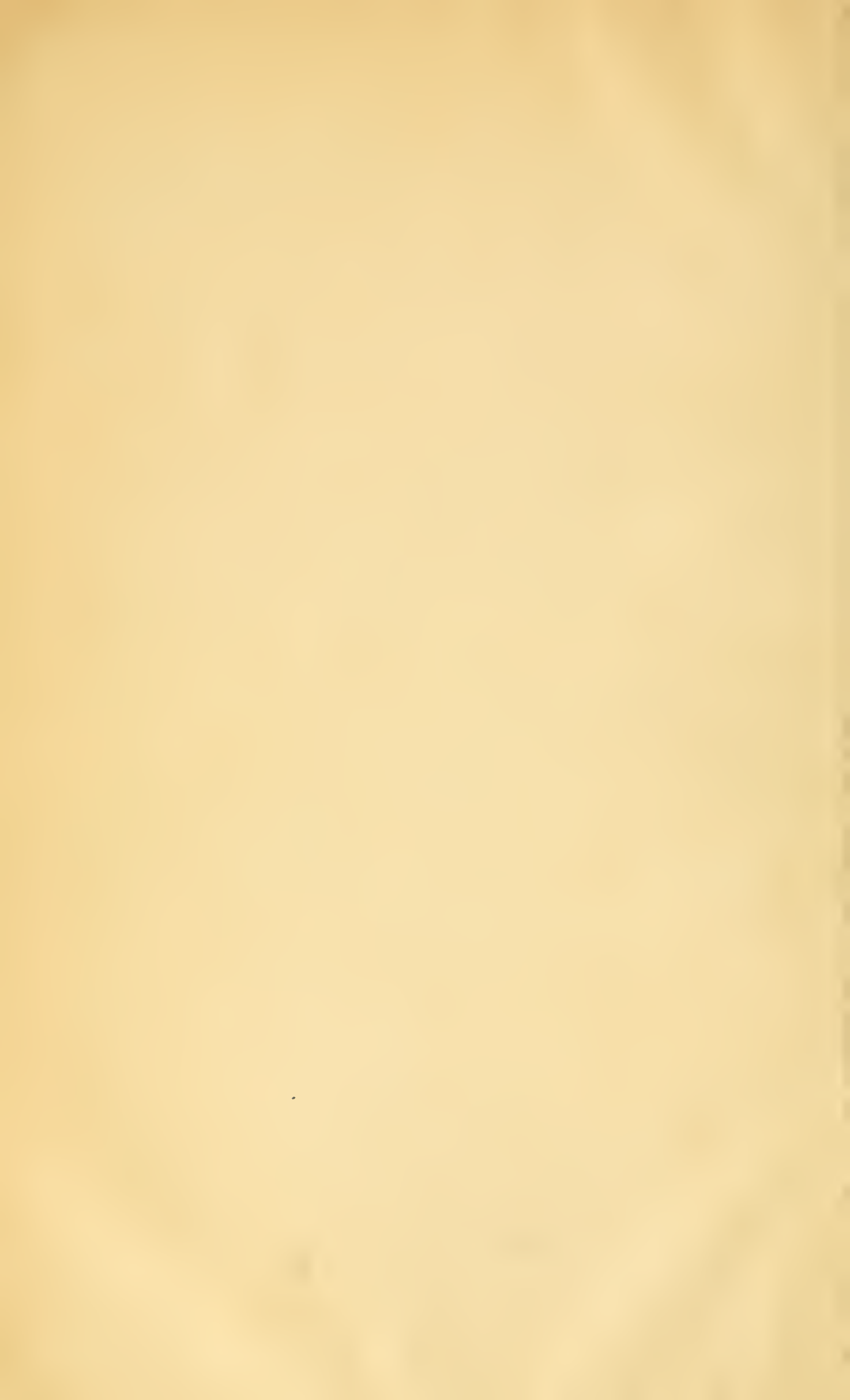








ARCHIV

für

für das Studium der

NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

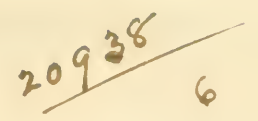
Eine Vierteljahrschrift.

Herausgegeben von

Ludwig Herrig und Heinrich Viehoff.

Fünfter Band.

Elberfeld u. Iserlohn.
Julius Bädeker.
1849.


20938
6

Inhaltsverzeichniß.

I. Abhandlungen.

II. Beurtheilungen und Anzeigen.

III. Programmenschau.

IV. Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Abhandlungen.

Probe eines Chaucerschen Manuscriptes der Nationalbibliothek in Paris.

Diese sorgfältig und sauber geschriebene Handschrift, welche nur die Canterbury Tales enthält, hat vornehmlich deshalb für uns einen hohen Werth, weil sie weder von Tyrwhitt noch von irgend einem der frühern Herausgeber des Chaucer benutzt worden ist. Ich glaube nicht, daß sie im Allgemeinen große Vorzüge besitzt vor den meisten der in den englischen Bibliotheken befindlichen und von Tyrwhitt benutzten Handschriften, so daß sie als Norm bei der Kritik des Chaucer aufgestellt werden könnte, im Gegentheil ist auch sie durchaus nicht frei von vielen aus Nachlässigkeit des Abschreibens erwachsenen Unrichtigkeiten: aber im Einzelnen hat sie manche Abweichungen, welche eine Benutzung dieser Handschrift bei einer spätern Kritik der Canterbury Tales als wünschenswerth erscheinen lassen. Von solchen abweichenden Lesarten werde ich im Folgenden einige Proben geben, nachdem ich wenige für die kritische Bearbeitung des Textes nicht unwesentliche Bemerkungen über das Versmaaß und über das e finale vorausgeschickt haben werde.

Das Versmaaß, in welchem die Canterbury Tales gedichtet sind, ist das so genannte heroische, welches zuerst von Chaucer nach den italiänischen und französischen Mustern in die englische Poesie eingeführt worden ist. Es besteht fast durchgängig aus fünffüßigen Jamben, schließt also gewöhnlich mit einer betonten Silbe, wie dies z. B. in den zehn ersten Versen der Fall ist. Zuweilen ist jedoch noch eine eilfte unbetonte Silbe hinzugefügt, wodurch dann der männliche Reim in einen weiblichen verwandelt wird; z. B. V. 11 und 12; 99 f. 167 f. Dies ist aber

bei weitem weniger häufig der Fall, als Tyrwhitt meint, welcher als Normalzahl der Silben eilf annimmt, welche Zahl dann um eine vermehrt oder vermindert werden könne, jedoch immer so, daß die zehnte Silbe die letzte betonte sei. Er hängt deshalb, um die nöthige Silbenzahl herzustellen, so oft als thunlich und abweichend von den Handschriften das e finale an das Ende der Reimwörter und gibt ihm den tonlosen Laut, so daß also seine Reime meist weiblich oder klingend sind. Nach meiner Ansicht aber ist das e am Ende des Verses da wo es nicht ganz wesentlich zum Worte gehört zu streichen, da aber wo es unentbehrlich ist nicht auszusprechen, und wir werden auf diese Weise meist den dem Verse viel größere Kraft und Nachdruck verleihenden männlichen oder stumpfen Reim erlangen. Verse, die aus mehr als eilf Silben bestehen, halte ich für fehlerhaft. Ebenso sind wohl die aus weniger als zehn Silben bestehenden Verse, wie sie deren in der Pariser Handschrift vorkommen (z. B. V. 53 abovyn al nacyon in pruce; V. 78 and went to don his pilgrimage) als durch die Abschreiber verstümmelte zu betrachten und um einen Fuß zu ergänzen, wie dies auch Tyrwhitt richtig gethan hat. Eine dem Dichter gestattete Licenz ist es, wenn er statt des ersten Jambus einen Trochäus setzt, was z. B. in den Versen 1. *) 21. 105. 125. 170. u. s. w. der Fall ist, wo man unmöglich annehmen kann, daß er whanné, redý, undér betont hat, sondern whánne, rédy, únder. Als Nachlässigkeit von Seiten des Dichters ist schon der viel seltener vorkommende Fall anzusehen, daß diese Vertauschung des Trochäus mit dem Jambus im zweiten oder in einem der folgenden Füße stattfindet. Vgl. V. 102 und 195, wo der Trochäus im vorletzten Fuße steht. Uebrigens muß noch als besonderes Verdienst unseres Dichters die Sorgfalt hervorgehoben werden, welche er auf die Endreime verwendet. Und wir rügen deshalb

---

*) Der Vers kann unmöglich so richtig sein, wie er in der Handschrift steht; denn wenn wir nicht alle tonlosen Silben accentuiren wollen, so muß nothwendig ein fünffüßiger Trochäus herauskommen. Daher ist T's. Lesart: whanne that u. s. w. wohl unbezweifelt vorzuziehen. Whanne, A. S. hvänne wird außerdem noch V. 703 zweisilbig gebraucht, ebenso wie das ihm analoge thanne, welches sehr häufig so bei Chaucer vorkommt z. B. V. 1260:

„Tell us some moral thing, that we mou lere
Som wit and thanne wol we gladly here."

V. 12506: „And thanne wol he say, Sampsoun, Sampsoun."

hier die Ungenauigkeit Tyrwhitt's, welcher z. B. V. 67 f. pris und wise reimen läßt, V. 311 f. wise und parvis, V. 339 f. delit und parlite, ein Fehler der ihm um so mehr anzurechnen ist, als er das e am Ende ausgesprochen haben will. Aber wenn auch dieser Vokal, wie wir angenommen haben, stumm ist, so muß er doch der Gleichartigkeit des Reimes wegen entweder beide Mal gesetzt oder abgeworfen werden, weil er nicht ohne Einfluß ist auf die Aussprache des Vokals der vorhergehenden Silbe.

Dies führt uns auf die Frage, ob und wann das e finale in der Mitte des Verses ausgesprochen werden müsse. Auf die Beantwortung derselben und auf die Feststellung bestimmter Grundprinzipien über diesen Punkt kommt es vor allem Anderen an, da dieser Vokal so überaus häufig vorkommt und auf die Quantität der Silben einen entschiedenen Einfluß ausübt.

I. Das e finale ist stumm:

1) vor einem folgenden Vokale, d. h. es wird verschluckt und bildet mit diesem eine Silbe. So ist V. 11. nature in dreisilbig, V. 34. take our zweisilbig, ebenso while I im folgenden Verse. Es geschieht demgemäß durch die Anhängung dieses Endvokals an die Wörter drought und veyn V. 2 und 3. bei T. wegen der folgenden Präpositionen of und in der Harmonie des Verses durchaus kein Eintrag. Ebenso ist es gleichgültig, ob wir V. 71. mit der Handschrift die längere Form life und V. 92. die kürzere fressh setzen oder umgekehrt mit Tyrwhitt lif und fresshe, da beide Formen abwechselnd gebraucht werden;

2) vor der Aspirata h. So wird V. 51. das e in Alisaundre und V. 52. in time mit dem folgenden he zu einer Silbe verschmolzen und V. 87. können wir eben so gut mit Tyrwhitt borne, als mit der Handschrift born wegen des folgenden him setzen. Vgl. V. 116 und 48. 54. 60. 61., wo weder die längere Form hadde noch die kürzere had wegen der Verbindung mit dem Pronomen he falsch ist. Diese Regel hat jedoch nicht durchgängig Gültigkeit, denn es findet nicht selten statt, daß die Aspirata als ein Consonant betrachtet wird und somit das e den tonlosen Laut hat. Vgl. V. 14. 300.

II. Tonlos ist das e finale gewöhnlich vor Consonanten, d. h. es wird zwar gehört, hat aber nie gleiche Bedeutung mit einer mit dem Accente versehenen Silbe. Von unzähligen Beispielen mögen hier nur einige stehen. Zweisilbig ist dwele 5.

smale 9. ilke 64 foyre 94. Theils wegen nicht gehöriger Beobachtung dieser Regel, theils aber auch wegen der so großen Ungenauigkeit der Handschriften in dieser Beziehung haben sich in der Tyrwhittschen Ausgabe eine nicht unbeträchtliche Zahl von Fehlern eingeschlichen, von denen wir nur einige hier und in den Anmerkungen andeuten wollen. So ist z. B. 52. 64. had statt hadde zu schreiben, 67. soveraign statt sovereine, 90. 91. al statt alle, 93. goun statt goune, 224. wist statt wiste u. s. w. In den meisten Fällen hat hier unsere Handschrift richtig die kürzere Form. Von der andern Seite ist sie aber auch wieder so voll von Ungenauigkeiten und Verstößen gegen die oben aufgestellte Regel, daß sie uns durchaus nicht als Richtschnur in dieser Hinsicht dienen kann. Es würde uns zu weit führen, wenn wir auf alle in der nachher anzuführenden Probe befindlichen Fehler aufmerksam machen wollten, wir erwähnen deshalb nur einige: V. 32. muß thair statt thaire stehen, 34. und 62. our statt oure, 72. perfyte statt perfyt u. s. w., denn beiderlei Formen kommen vor.

Von dieser Regel sind mehrere Fälle auszunehmen und zwar kann

1) in denjenigen zweisilbigen Wörtern, in welchen das e finale zur Bezeichnung der Länge der ersten Silbe dient, dieser Vokal entweder tonlos oder stumm sein. Das Metrum entscheidet darüber. So sind z. B. zweisilbig zu sprechen die Wörter time 44. 65., sore 230., othe 120. vgl. d. Anm., more 306., tale 36. bei T. — Einsilbig hingegen: come 71., hope 88., more 219., nose 123., sore 148., rode 168., mete 345. — Wie wir hier die Wörter more und sore haben, welche auf beiderlei Weise ausgesprochen werden können, so findet gewiß bei den meisten der in diese Klasse gehörigen dieselbe doppelte Aussprache statt. Vielleicht könnte man aber auch solche Wörter ausfindig machen, welche von Chaucer immer entweder nur einsilbig *) oder nur zweisilbig gebraucht werden. Eine sorgfältige Vergleichung der Handschriften wäre freilich dabei unerläßlich. Es käme dann auch darauf an, einmal diejenigen zweisilbigen Wörter

*) Richtig hat Tyrwhitt wohl das Präteritum were im Singular und Plural stets einsilbig behandelt. So steht es V. 81. und 315.; auch stimmt die Handschrift damit überein. Sollte es im Plural zweisilbig gebraucht werden, so wurde die Form weren gebraucht, wie V. 28. 40. bei T., abweichend von der Handschrift.

zusammenzustellen, in welchen das e weggeworfen werden kann und in welchen nicht. Unter den oben angeführten ist meines Wissens keins, welches bei T. oder in der Handschrift ohne e finale gesetzt worden wäre. Einige andere aber, welche ich bei alleiniger Benutzung des Tyrwhittschen Textes unbedingt zu dieser Klasse gerechnet haben würde, habe ich in der Handschrift mit abgeworfenem e gefunden. Es sind die starken Praeterita bar (portavi) 108. 116. 237. — spak (locutus sum) 124. 276. „His resouns he spak ful solempnely." 306. — smot (verberavi) 149. — shon (luxi) 198. — Man muß also bei diesen Präteritis annehmen, daß sie zu Chaucer's Zeit eine doppelte Form hatten, eine kurze und eine gedehnte. Wenigstens kann man dies bei den zwei ersten, zur eilften der von Grimm aufgestellten Klassen gehörigen mit Sicherheit, weil die entsprechenden Formen im Angs. auch einen kurzen Vokal haben und bär und spräc lauten, bei den zwei letzteren ist es zweifelhafter, weil sie zu achten Klasse gehören, welche durch einen langen Vokal im Präteritum characterisirt wird;

2) in einigen auf iche auslautenden Wörtern, in welchen das e finale zur Bezeichnung des Zischlautes des Doppelconsonanten ch dient, kann dieser Vokal auch vor folgendem Consonanten stumm sein. Hierher gehören namentlich die Wörter swiche, whiche, moche, engl. V. 3. 4. 40. 161. 247. 10619. 11124 u. s. w. Es scheint übrigens, als ob das e in diesen Wörtern schon damals eben so gut habe wegfallen können, wie die Handschrift bestätigt, wenn wir uns anders auf sie in diesem Punkte verlassen dürfen. Die auf lich (jetzt ly) endigenden Adverbia z. B. estatelich 140. reallich 380. shapelich 574. hatten wahrscheinlich den Gutturallaut und dürfen deshalb nicht das e finale annehmen;

3) kann das e finale auch vor Consonanten stumm sein in einigen auf ve auslautenden Wörtern, welche anstatt dessen nicht f als Endconsonanten annehmen können. Es gehören hierzu das Hülfsverbum have (jedoch nur im Präsens, denn im Infinitiv hat es außerdem die einsilbige Form han und die zweisilbige haven) z. B. 35. bei T., welches sich nie in haf verkürzt, weil es dann mit dem Präteritum von have (elevare) V. 2430. verwechselt werden könnte. Ferner gehört hierher das Verbum und Substantivum love z. B. 197., wofür ich nie die Form lof gefunden habe, und noch mehrere andere Wörter, welche zusammen zu stellen wären. Statt des Präteritums gave oder

yave aber kommt sehr häufig die verkürzte Form gaf, yaf vor z. B. 2429. 9359. und ich ziehe deshalb V. 177. mit der Handschrift gaf dem Tyrwhittschen gave vor. Vgl. starf (mortuus est) 5053. und storve 12822.

So viel über das e finale. Noch einige Andeutungen darüber findet man bei Tyrwhitt im „Essay on the language and versification of Chaucer“ pag. 43 f. und meiner „Dissertatio de lingua Chauceri, Bonnae 1847.“ pag. 10 ff. und 44 ff., wo auch über die verschiedenartige Betonung der aus dem Französischen entlehnten Wörter die Rede ist.

Zum Schlusse dieser einleitenden Bemerkungen will ich noch auf einen Vorzug der Handschrift aufmerksam machen. Sie hat uns nämlich viele alte, dem Ags. entlehnte Formen bewahrt, welche Tyrwhitt vielleicht seinen Handschriften gemäß, wahrscheinlich aber nach eigener Willkühr in ein moderneres, dem heutigen Englisch ähnlicheres Gewand gekleidet hat. Ich führe hier folgende an: yif, AS. gif statt if 144 145. 148. 149. — mekil, AS. mycel statt much 211. — hye AS. heáh, heá 308. 318. — sho, A. S. hëó statt she 124. 144. — al statt all 210. — als statt as 49. 207. 289. —

Statt sh schreibt die Handschrift immer ssh, z. B. fressh 90. 92. fissh, flessh 346. — disshes 347. —

Der Nasallaut ist in den französischen Wörtern immer beibehalten und wird durch ein dem n vorhergehendes u bezeichnet z. B. daunce 96. servaunts 101. poynaunt 354. dormaunt 355. confessioun 221. chevysshaunce 284.

Endlich wechselt e beständig mit i und y, und die beiden letzten Vokale wieder unter einander, namentlich in der Nominalendung es und in den Verbalendungen ed und en, halwys 14. holpyn 18. wendyn 21. casid 29.

Ich lasse nun zur Probe die ersten hundert Verse der Handschrift folgen, werde aber in den Anmerkungen durchaus nicht auf alle Fehler derselben Rücksicht nehmen, sondern nur diejenigen Fälle hervorheben, in denen sich aus ihr eine Verbesserung des Tyrwhittschen Textes entnehmen läßt.

Whan that april with his shoures swote
the drought of march hath percyd to the rote
and bathid every veyn in such lycour
of which vertu engendrid is the flour

whan zepherus eke with his swete breth
enspired hath in every holt and heth
the tendre croppes and the yong sonne
hath in the reyne his half cours yronne
and smale foules makyn melody
that slepyn al the nyght with opyn ey
so prikkith hem nature in here corages
than longyn folk to gon on pilgrimages
and palmers for to sekyn straunge strondes
so ferre halwys (couth) in sundry londys
and specially from every shires ende
of Englond to Canntyrburry thei wende
the holy blisful martyr for to seke
that hem hath holpyn when thei were seeke
Befell that in that seson on a day
in Southwerk at the tabbard I lay
redy to wendyn on my pilgrimage
to Canntyrburry with ful devoute corage
at nyght were comyn to that hostelry
welnygh nyne and twenty on a company
of syndry folk by aventure yfalle
in felawshipp and pilgrymes were thei alle
thei toward Canntyrburry wold ryde
and wel we weryn easid at the best
and shortly whan the sonne was to rest
so hadde I spokyn with hem everichon
that I was of thaire felawshipp anon
and made forward erly for to ryse
to take oure weye there as I yow devyse
but nevyr the lesse while I have time and space
er that I forthermore in this tale pace
me thynketh yt accordaunt to resoun
to telle yow al the condicyoun
of ich of hem so as yt semyth me
and which thei were and of what degree
and eke in what array that thei were in
and at a knyght wil I furst begyn.

A knyght ther was and that a wurthi man
that fro the tyme that he furst began
to ryden out: he lowyd chevalry
trouthe and honour fredam and courtasy
ful wurthi was he in his lordis warre
and therto had he rydyn noman so farre
als wel in cristendome as in hethnesse
and evyr was honouryd for his wurthynesse
at Alisaundre was he whan yt was wonne
and oftyn tyme he had the boorde begonne

abovyn al nacyon in pruce
in lettow hadde he presyng and ruce
no cristen man so ofte of his degree
in garnade at the sege eke had he be
of algezer: and ryden in belmary
at lyeys was he and at sataly
when thei were wonne and in grete see
at many a noble arme had he be
at mortal batailles had he been fiftene
and foughtyn for oure faith in tramysene
in listes thryes and ay slough his foo
this ilke wurthi knyght hadde ben also
sum tyme with the lord of palaty
agayn an othir hethyn in turky
and evyr more he hadde a soveraign pryce
and though he were wurthi he was wyse
and of his port als meke as is a mayde
he nevyr yit no vilany ne saide
in al his lyfe unto no manyr wight
he was a verray perfyte gentil knyght
but for to telle yow of his aray
his hors weryn goode but yt*) was not gay
of fustion he werid a gippon
al be smorchid with his habercon
for he was late come from his viage
and went to don his pilgrimaga.

With hym ther was his sone a yong sqwier
a lovere and a lusty bachiler
with lokkes crulle and thei were leid in presse
of twenty yeer of age he was I gesse
of his stature he was of evyn lengthe
and wundyr delyver and of gret strengthe
and hadde been sumtyme in chevalry
in flaundres arteys and in picardye
and born hym wel as of so lytell space
in hope to stondyn in his ladyes grace
enbrowded was he as yt were a mede
al ful of fressh flourys white and rede
syngyng he was or pipyng al the day
he was as fressh as is the moneth of may
short was his gowne with slevys long and wyde
wel couthe he sytte on hors and fayre ryde
he couth songes make and wel endyte
justyn and eke wel daunce purtray and wryte

*) hy ist darüber corrigirt.

so hote he lovyd that by the nyghtirtale
he slept no more than doth the nyghtyngale
curtays he was lowely and servysable
and carf before his fadir at the table.

Anmerkungen.

14) Zwischen halwys und in ist im Original ein unleserliches Wort über die Zeile corrigirt, von dem blos die drei Buchstaben o und ht deutlich sind. Ich nehme das Tyrwhittsche couth (Part. Präter. von can, cou) und ändere das so der Handschrift in to, welche Wörter leicht mit einander verwechselt werden konnten. Das ferre möchte ich jedoch beibehalten und den auf diese Weise entstandenen Vers:

„to ferre halwys couth in sundry londys"

folgendermaßen erklären: „Wanderer gehen zu fernen in verschiedenen Ländern bekannten Heiligen," so daß also gon aus dem zwölften Verse hier noch zu ergänzen wäre. Tyrwhitt's Lesart ist besonders wegen des schleppend hinzugefügten Infinitivs nicht empfehlenswerth.

16) T. hat die alte Form Englelond vom agſ. Engalanda, gegen welche durchaus nichts einzuwenden sein würde, wenn sie nur gut in den Vers paßte. Er betont den Vers folgendermaßen:

of Éng | elónd | to Cań | terbú | ry thei wénde,

so daß also im fünften Fuße ein Anapäst statt des Jambus stehen würde. Gewiß hat sich dies Chaucer nie gestattet, sondern jeder Fuß besteht bei ihm nur aus zwei Silben. Dennoch corrigire ich hier mit der Handschrift Englond statt Englelond und betone:

Of Énglond tó Cantýrburrý thei wénde.

V. 19. muß das überflüssige e in befelle bei T. wegfallen und befell geschrieben werden, wie es z. B. auch V. 4570 steht:

„and so *befell*, that the excellent renoun."

Vgl. außerdem V. 4561. 4569.

23) Diese Lesart scheint mir richtiger als die Tyrwhittsche:

„at night was come into that hostelrie."

Der Plural were entspricht wegen der folgenden Zahl nine and twenty der Chaucerschen Genauigkeit und Correktheit mehr, als der Singular was und die Präposition to ist besser als into, weil es überhaupt mehr auf die Richtung jener von verschiedenen Seiten sich Sammelnden nach dem Wirthshause hin, als auf das Eintreten derselben in das Wirthshaus ankommt.

30) Bei T. lautet dieser Vers:

„and shortly whan the sonne was gon to reste.“

Es ist also offenbar eine Silbe zu viel, da sonne zweisilbig ausgesprochen werden muß. Dem kann auf zweierlei Art abgeholfen werden, indem man entweder das e von sonne streicht oder das unwesentliche gon mit dem Manuscript wegläßt.

41) Das e finale in araie ist überflüssig bei T; array steht 8138. 8841. 8860. 332. ꝛc. Ebenso in firste 42. und 44.

48) Ich möchte den Zwischensatz no man so farre unverändert lassen, weil diese klarere Ausdrucksweise, wenn bezeichnet werden soll, daß Einer Allen Andern etwas zuvorgethan hat, der Chaucerschen Schreibweise angemessener ist. Man vgl. z. B. im Folgenden, V. 55: no cristen man so ofte etc. Damit aber der Vers herauskommt, muß die verlängerte Form des Part. rydyn in die verkürzte ryd verwandelt werden. Farre ist übrigens die verlängerte Form des Positivs far.

63) Das Perfectum slough ist dem Participium slain vorzuziehen, weil dieser Zusatz so von dem Früheren mehr getrennt und deshalb effectvoller wird, gleichsam als ob es sich von selbst verstände, daß er nimmer seinen Feind erschlagen habe.

71) Manyr in der Handschrift ist richtig; das e in manere ist überflüssig. Vgl. V. 4939: a *maner* latin corrupt was hir speche.

84) Wundyr muß mit T. in das Adverbium wundyrly verwandelt werden, schon aus dem Grunde, damit delyver den Accent auf die mittlere Silbe bekommt und nicht auf die erste und letzte. Das e in der letzten wird dann elidirt. Mit of gret strengthe engl. of evyn lengthe im vorhergehenden Verse.

85) T. hat:

and he hadde be somtime in chevachie.

Da hadde wegen des folgenden be zweisilbig ist, so ist entweder die verkürzte Form had zu setzen oder es wird das Pronomen he besser wie in der Handschrift herausgeworfen.

86) So ist der Vers richtig. Bei T., der in auch vor Arteys setzt, hat er eine Silbe zu viel.

96) Ich lasse den Vers wie er in der Handschrift steht, so daß im ersten Fuße ein Trochäus statt des Jambus zu stehen kommt, was ja, wie wir gesehen haben, häufig der Fall ist. Das Adverbium wel aber wird viel besser mit daunce verbunden, da Chaucer nicht sowohl im Allgemeinen hervorheben will,

daß der squier tanzen konnte, denn das war keine so besonders rühmenswerthe Eigenschaft, als vielmehr, daß er es mit Kunst und Anstand zu thun verstand.

102) Der Vers lautet im Manuscript: „at that tyme for hym lyst ryder so.“ Jn dem Tyrwhittschen: at that time, for him luste to ride so habe ich 1. auszusetzen, daß time einsilbig wäre, wogegen V. 44. und 65. streiten; 2. daß die Partikel to, welche übrigens nach luste eben so gut folgen kann als der bloße Jnfinitiv, den Ton bekommen würde. Wenn wir die Lesart der Handschrift annehmen, so ist time zweisilbig mit dem Accent auf der ersten Silbe.

111) Da das e im Tyrwhittschen gaie nothwendig ausgesprochen werden muß, so würde der letzte Accent im Verse auf die erste Silbe von braser fallen und demnach der Vers ein eilfsilbiger sein. Wenn wir jedoch mit der Handschrift gay schreiben, so schließt der Vers viel besser mit einem männlichen Reime, denn der Accent rückt auf die letzte Silbe von braser, was schon wegen des folgenden bokeler mit dem es reimt, nothwendig ist. Es könnte vielleicht zur bessern Bezeichnung der gedehnten letzten Silbe ein e an beide Wörter gehängt werden, wie es ja Chaucer in der Mitte sowohl als am Ende des Verses bei den im Französischen auf ier ausgehenden Wörtern so häufig thut z. B. officere reimt 1714. mit here; squiere (écuyer) 1732. mit yere u. s. f. — Ebenso verhält es sich mit V. 113., wo gaie ebenfalls in gay zu verkürzen ist.

120) T. hat hier und V. 7146., wo dieser Name ebenfalls vorkommt wider die Autorität sämmtlicher Handschriften St. Eloy statt St. Loy in den Text aufgenommen, wogegen in metrischer Hinsicht zwar nichts einzuwenden ist, weil othe dann einsilbig ausgesprochen werden müßte. Er hält Loy nur für eine Abkürzung des Eloy, lat. Sanctus Eligius. Jch glaube aber, daß dies zwei ganz verschiedene Heiligennamen sind und daß unter St. Loy entweder Sanctus Léo, franz. St. Liey oder was wahrscheinlicher ist St. Lupus, franz. St. Leu oder St. Loup, dessen Geburtstag am ersten September gefeiert wurde, (nach Ménage Diction Etymol.) verstanden werden müsse.

128) Jn der Handschrift findet sich die Form leet (Prät. von let), welche ich nicht anstehe als richtig anzuerkennen, da sie mir beweist, daß neben der wohl häufiger vorkommenden schwachen Form lette, let, welche ich in der angeführten Disser=

tation p. 64. als aus lettede, lettde entstanden erklärt habe, sich auch noch die agſ. starke Conjugation dieses Verbums bei Chaucer erhalten hatte. Im Agſ. lautet nämlich das Präter. von laete: lêt, gehört also in die vierte der von Grimm aufgestellten Klassen der starken Verba, ebenso wie slepe, wepe, lepe, welche Verba sämmtlich bei Ch. die starke und schwache Form zugleich haben. Daß aber let nicht mit Grimm ausschließlich zu den starken Zeitwörtern gerechnet werden darf, das beweist die Form letted, welche sich V. 1894. findet. Leet findet sich außerdem noch in den Handschriften V. 175.

131) Die Lesart des Manuscripts: that no drope shul falle uppon hir breest ist der Tyrwhittschen: thatte no drope ne fell upon hire brest vorzuziehen, weil durch das Hülfsverbum shul lebhafter geschildert wird, mit welcher Vorsicht die Nonne aß, und „wie sie sich in Acht nahm (denn das bedeutet kepe), daß ja nicht etwa ein Tropfen auf ihre Brust fallen möchte."

132) Für sette, was im Manuscript und bei T. steht, ist die einsilbige Form set zu schreiben. — Bemerkenswerth ist in der Handschrift noch die Orthographie von saugh, agſ. geseäh, jetzt saw, welche Form auch T. immer hat; saugh steht außerdem noch V. 193 im Manuscript. Vgl. Dissertat. p. 25 und 29.

V. 157 muß das e in fetyse im Manuscript und bei T. wegfallen, eben so gut wie tretys 152 ohne e steht. Desgleichen streiche ich in folgendem Verse mit der Handschrift das e in smale und in necke, denn dies Wort hat sie anstatt des T.'schen arm. Und ohne Zweifel ist diese Lesart richtiger, denn nicht am Arme, sondern am Halse trug die Nonne wohl die Korallenkette mit der auf die Brust herabhängenden und der sinnigen Inschrift gezierten Brosche. Der Vers lautet also folgendermaßen:

> of smal coral about hir neck she bar
> a payre of bedys etc.

Vgl. Gower Conf. Am. F. 190:

> a paire of bedes blacke as sable
> she toke and hyng my necke about.

190) Foul in flight, welches in der Handschrift steht, ist viel anschaulicher als das T.'sche foul of flight, weil dadurch die Schnelligkeit des Vogels, wenn er im Fluge begriffen ist, bezeichnet wird; of flight dagegen würde als ein müßiger Zusatz erscheinen.

197) Zu bemerken ist, daß der Comparativ und Superlativ von grete, gret in der Handschrift nicht greter, gretest wie T. hat, sondern greller, grettest (V. 120) lauten.

214) In T.'s Lesart: Until his ordre he was a noble post scheint mir until nicht richtig, weil es meines Wissens auch von Chaucer nur von der Zeit gebraucht wird und stets „bis" bedeutet. Die Handschrift hat das besser passende unto, welches nichts als ein verstärktes to ist und bei Chaucer und den übrigen älteren englischen Schriftstellern, auch noch bei Shakespeare häufig so vorkommt. Vgl. V. 225. 243. — Post ist übrigens hier in seiner eigentlichen Bedeutung zu nehmen und entspricht unserm „pfosten."

V. 224 und die folgenden vier lauten in der Handschrift richtig so:

> there as he wist to have a good pitaunce
> for to pover ordre monke for to gyve
> is signe that a man is wel shryve
> for yif he gaf he durst make his avaunt
> he wist wel that a man was repentaunt

Nur ist shryve 216. fehlerhaft und in yshryve zu verwandeln. Dagegen hat die Handschrift richtig 214. wist. Die Wörter monke 225., his 227. und wel 228 sind über die Zeile corrigirt und erscheinen mir als Verbesserungen, die vor der T.'schen Lesart den Vorzug verdienen.

238) Der Vers ist bei T. unrichtig: his nekke was white as the flour de lis. Im Manuscript ist richtig is eingeschoben: „as is the flour de lice." Nur muß das e bei nekke wegfallen.

240) Manuscript: he knew the tavernes wel and every town, so daß also tavernes oder richtiger taverns den Accent auf der ersten Silbe haben würde, wie im heutigen Englisch. In der T.'schen Lesart hat es den französischen tavérnes. Uebrigens ist in dem aud vorzuziehen.

V. 253 und 254 fehlen in der Handschrift und erscheinen mir auch nur als ein späterer, überflüssiger Zusatz. Wenigstens schließt sich der mit for though anfangende Vers 253 viel besser an V. 252, als an 254.

255) T. hat: for though a widewe hadde bat a shoo. Wenn wirklich der Ton auf dem unbestimmten ruhte oder one shoo anstatt dessen stände, so würde es immer eine merkwürdige Bezeichnung der gänzlichen Dürftigkeit einer Wittwe sein, wenn Chaucer sagte, „sie war so dürftig, daß sie nur einen Schuh

hatte:" Unbedingt richtiger und dem Sinne der Stelle angemessener ist die Lesart des Manuscripts: for though a wydew hadde not a sho, d. h.: Obgleich eine Wittwe so arm war daß sie barfuß gehen mußte.

257) Jedermann fühlt, wie unpassend hier das Plusquamperfektum von T. gesetzt ist: and rage he coude, as it hadde ben a whelp. Er raste doch nicht, als ob er ein Wolf gewesen wäre, sondern als ob er einer wäre; also ist mit der Handschrift zu corrigiren: and rage he couth right as yt were a whelp.

268) Das Flickwort that, welches T. sehr gern anbringt, ist in diesem Verse gänzlich überflüssig und stört das Versmaaß.

V. 283. lese ich mit der Handschrift: so estatly (wofür des Metrums wegen statly zu setzen ist) was he of his governaunce, weil der Vers so viel besser zu dem vorhergehenden und folgenden paßt, als wenn wir mit T. lesen: so stedefastly didde he his governaunce. „Der Eifer, mit dem er sein Geschäft betrieb, konnte weniger den Verdacht, daß er Schulden habe, von ihm fern halten, als das imponirende Wesen, welches er annahm den Leuten gegenüber, mit denen er einen Handel abschloß oder einen Contract wegen einer Anleihe (chevisaunce)." Diese letztere ist die Bedeutung der Lesart des Manuscripts. Governaunce hat ursprünglich allerdings die Bedeutung, die ihm T. beilegt, des lateinischen gubernatio, wie auch V. 10625; dann aber bedeutet es wie hier: das Ansehen, die Autorität, welche sich Jemand zu geben weiß. Vgl. das italienische reggimento. Uebrigens möchte ich auch die Richtigkeit der Redensart to do his governaunce in Zweifel stellen.

294) Damit nicht der Accent auf den unbestimmten Artikel im vorletzten Fuße und auf to falle, schreibe ich mit dem Manuscript: Ne was so wordly for to have office.

296) Das Epitheton good ist im Manuscript nicht unpassend zu bokes hinzugefügt. Der Vers lautet dort folgendermaßen: twenty good bookys, clad in blak and red. Zu bemerken ist außerdem noch die unregelmäßige Form des Participiums clad, wofür T. regelmäßig clothed hat. Ebenso im Manuscript Vers 365: and ther were clad al in one livere, wo T. auch wieder die regelmäßige Form setzt.

305) Das e finale ist beim Superlativ most wegen des gleichlautenden Präsens und Präteritums I moste so viel als möglich zu vermeiden. Auch erinnere ich mich nicht, diese verlängerte Form des Superlativs an einer anderen Stelle der

T.'schen Ausgabe gefunden zu haben. Besser scheint mir die Lesart der Handschrift: of study took he most cure and most hede. Der vorletzte Fuß ist ein Trochäus.

326) T. schreibt: that fro the time of king Will. weren falle. Der Punkt nach Will soll wahrscheinlich die Stelle des vollständigen Namens vertreten. Diese in der Mitte des Verses ganz ungehörige Abkürzung würde unnöthig sein, wenn der Name in dieser kürzeren Form schon damals vorgekommen wäre. Wir setzen den vollständigen Namen Willyam und schreiben mit der Handschrift: that fro the tyme of king Willyam zweisilbig did falle.

V. 339 f. corrigire ich mit der Handschrift:

that hadde opynyon pleyn that delyte
was his verray felicitee parfyte

d. h. welcher die volle Ueberzeugung hatte, daß im Genusse seine wahrhafte und vollkommene Glückseligkeit bestände. Das Epitheton plein paßt viel besser zu opinion als zu delite, wie T. hat, denn es kommt hier nur auf den Genuß im Allgemeinen an; I hold opinion aber „ich bin der Meinung" ist eine Redensart, an deren Richtigkeit ich zweifle und die ich mich nicht erinnere, an einer anderen Stelle bei Chaucer gelesen zu haben.

345) Weil die letzte Silbe von never wegen des folgenden was in der T.'schen Lesart nicht elidirt werden kann, sondern nur vor folgendem Vokal oder h, so setze ich mit der Handschrift diese Wörter um und schreibe:

withouten bake mete was never his house.

847) Nach den Worten and that so plenteous vermißt man bei T. einen folgenden mit that beginnenden Nachsatz: In der Handschrift folgt der Vers:

that the disshes vere filled to the brinke,

was auch sehr gut zum Vorhergehenden paßt. Dagegen fehlt der Vers „of alle deintees that men coud of thinke," dessen Auslassung auch den Zusammenhang nicht weiter stört. Daß übrigens Chaucer das Wort deintees außerdem in der Bedeutung von „Leckerbissen" gebraucht habe, bedarf der belegenden Stellen.

Bonn. **Dr. W. Gesenius.**

Ueber den Einfluß, welchen die lateinische Sprache auf die Beigaben des französischen Hauptwortes gehabt hat.

Zu den sprachlichen Erscheinungen, über welche die Ansichten der Grammatiker noch am meisten getheilt sind, gehören unstreitig Attibut und Apposition. Das Attribut wurde früher von den Sprachforschern wenig beachtet, so wie es auch jetzt noch bei den Franzosen, denen sogar eine Benennung desselben noch unbekannt zu sein scheint, fast gar keine Berücksichtigung findet. Sehr oft wurde und wird noch das Attribut mit der Apposition verwechselt, indem man der letzteren einen sehr verschiedenen Umfang gibt, und es herrscht in der That eine unglaubliche Unbestimmtheit und Unklarheit in den Gesetzen, welche man aus dem fraglichen Gegenstande für die Grammatik abgeleitet hat. Diese Verwirrung und diese Unsicherheit ist ohne Zweifel aus dem Umstande hervorgegangen, daß die verschiedenen Sprachen gerade in Beziehung auf Attribut und Apposition sehr von einander abweichen. Zugleich darf jedoch auch nicht übersehen werden, daß die allgemeinen Denkgesetze und die besondere Beschaffenheit der Sprache selbst allein nicht ausreichen, alle hieher gehörigen Eigenthümlichkeiten zu erklären. Es haben nämlich, wie wir sehen werden, die Bildungsverhältnisse der verschiedenen Völker einen bedeutenden Einfluß auf jene Eigenthümlichkeiten, und es muß daher dieser Einfluß bei Beurtheilung derselben mit in Rechnung gebracht werden. Wir Deutsche sagen unsern Bildungsverhältnissen gemäß: der Kaufmann Reinhard, der Franzose Dubois, der Richter Beust, der Theolog Bretschneider; der Lateiner konnte nicht in gleicher Weise sprechen: mercator Tulvius, Aeduus Divitiacus, judex Antonius, theologus Johannes. Während wir uns z. B. so ausdrücken:

Sprechen Sie, Herr Kaufmann Fuchs, findet sich der Franzose nicht berechtigt, zu sagen: Approchez, monsieur le marchand Duval. Dagegen können wir nicht sagen: Das Lustspiel des Geizigen, wiewohl man im Französischen sich so ausdrückt: la comédie de l'Avare; und la comédie l'Avare, la comédie le Joueur, le mélodrame burlesque le Tyran peu délicat, le cri Sauve qui peut sind arge Verstöße, dergleichen leider noch viele in den Schriften sich vorfinden, welche Deutsche zum Gebrauche beim Unterricht im Französischen verfaßt haben.

Um zu einer klaren Ansicht des Gegenstandes zu gelangen, ist vor allen Dingen nothwendig, daß man scharf zwischen Attribut und Apposition unterscheide. Man kann nämlich, indem man dem Hauptworte einen Beisatz gibt, zweierlei beabsichtigen; entweder will man etwas bei der Nennung des Hauptwortes bereits Bekanntes mit der Beigabe bezeichnen, oder mit dieser Beigabe etwas anführen, welches bei der Nennung des Hauptwortes noch nicht bekannt ist, sondern erst bekannt werden soll; im ersten Falle gibt man dem Hauptworte ein Attribut, im zweiten eine Apposition. Das Attribut erinnert an eine bereits mit dem Gegenstande, von dem die Rede ist, verbundene Vorstellung, die Apposition aber will eine noch mangelnde Vorstellung mit ihm verbinden, das Attribut erinnert an Bekanntes, die Apposition lehrt noch Unbekanntes. Die letztere war daher auch ursprünglich ein vollständiger Satz, welcher mit dem einfachsten Bindewort angereiht wurde, wie wir das noch in der epischen Sprache der Griechen finden, z. B.

> *Βορέης καὶ Ζέφυρος, τώτε Θρήκηθεν ἄητον*, Il IX, 4.
> . . . . *ταύτης δ' ἀποπαύε' ἀοιδῆς*
> *λυγρῆς, ἥτε μοι αἰεὶ ἐνὶ στήθεσσι φίλον κῆρ.*
> *τείρει* Od. I, 340.

Statt *ὅςτε, ἥτε, ὅ, τε* gewöhnte man sich bald, das einfache *ὅς* in gleicher Bedeutung zu gebrauchen, und durch Weglassung desselben beim Ausfalle des verbum substantivum entstand die sogenannte Apposition. Im Lateinischen läßt sich ihr Ursprung nicht so weit verfolgen. Das Attribut dagegen scheint keine Satzverbindung zur Grundlage zu haben, man setzte ganz einfach dem Begriffe, welchen dasselbe erhalten sollte, das dazu erforderliche Nomen voran.

Wir haben bereis bemerkt, daß in Beziehung auf die Apposition und das Attribut die Sprachen von einander abweichen,

das heißt, daß Begriffe, welche in der einen Sprache als Attribute erscheinen, in der andern Apposition sind und umgekehrt. Wie nämlich dieselbe Vorstellung in Bezug auf gewisse Gegenstände für uns eine bekannte, in Bezug auf andere aber oft eine unbekannte ist, oder wie dieselbe Vorstellung im Geiste des Hörers oder Lesers sich mit dem einen Gegenstande schon verbunden hat, z. B. weiß mit Vestalin, mit einem andern aber sich erst verbinden soll, z. B. die Vorstellung weiß mit Frau, und man im ersten Falle attributivisch sagen muß la blanche Vestale, im zweiten aber appositivisch la dame blanche: so kann auch dieselbe Vorstellung, derselbe Begriff mit einem und demselben Gegenstande bei einem Volke sich schon verbunden haben, bei einem andern aber noch nicht, z. B. die Stadt Corioli, Corioli oppidum. Je öfter man also voraussetzen kann, daß die Eigenschaften und Gattungsbegriffe der in Rede stehenden Dinge bekannt, desto öfter wird es erlaubt sein sich des Attributes zu bedienen; läßt sich aber jene Bekanntschaft nicht voraussetzen, so muß man, um dieselbe herbeizuführen, die Apposition anwenden. Aus dieser Bemerkung erklärt sich die Erscheinung, daß bei römischen Schriftstellern die geographischen Gattungsbegriffe wie Berg, Stadt, See, Fluß rc. und die Bezeichnungen der Aemter und Würden meist in Apposition treten, weil diese Begriffe nicht als bekannt blos angedeutet werden konnten, sondern als noch den meisten Römern unbekannt mitzutheilen waren. In den modernen Sprachen werden jene Gattungsbegriffe so wie auch viele andere gewöhnlich als Attribute der Hauptgegenstände genannt, indem man sie als in der gebildeten Welt allgemein bekannt ansieht. Nehmen wir zu dem allem noch den Umstand hinzu, daß gewisse Eigenthümlichkeiten der einen und der andern Sprache bei diesen Zusätzen mit in Frage kommen, z. B. bei der deutschen die nothwendige Stellung des Adjectives vor dem Substantive, weshalb dort das appositive vor dem attributiven durch stärkere Betonung unterschieden werden muß: so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die verschiedenen Sprachen in der Behandlung jener Zusätze häufig von einander abweichen. So viel ist jedoch gewiß, daß die gleiche Bildungsstufe zweier Völker eine ziemlich gleiche Behandlung des Attributes und der Apposition in ihren Sprachen neben sich haben werde.

Zugleich muß auch bei den Töchtersprachen der Einfluß mit berücksichtigt werden, welcher von der Muttersprache aus stattgefunden hat, ein Einfluß, durch den allein manche sprachliche

Erscheinungen erklärt werden. Und so ist es für das Verständniß des Attributes und der Apposition im Französischen von entschiedener Wichtigkeit, wenn man dabei die Eigenthümlichkeiten der lateinischen Sprache in Vergleichung bringt.

Aus der lateinischen Sprache ist nämlich der Grundsatz in die französische übergegangen: Das Attribut, welches Merkmale oder Thätigkeiten als schon mit einem Gegenstande im Denken verbunden darstellt, steht vor dem Namen dieses Gegenstandes, die Apposition aber, welche Merkmale und Thätigkeiten als erst mit einem Gegenstande im Denken zu verbindende bezeichnet, nach dem Namen dieses Gegenstandes.

Das Attribut wird entweder mit einem Beiworte oder mit einem Hauptworte ausgedrückt. Unter den Beiwörtern sind die adjectifs déterminatifs d. h. le, ce, même, mon, ton, son, notre, votre, leur und die Grundzahlen stets Attribut, was im Lateinischen nicht der Fall ist, weil hic, idem, is, meus, tuus, suus nicht blos Adjective, wie im Französischen, sondern auch Pronomen und als solche Substantive sind, wodurch sie zum appositiven Gebrauche geeigneter werden, und weil bei diesen bestimmenden Wörtern unstreitig das Deutsche ohne Einfluß geblieben ist. Bloß aucun bildet zuweilen und quelconque immer eine Ausnahme, z. B. être sans ressource aucune. Alle anderen Beiwörter können sowohl attributiv als appositiv gebraucht werden, und zwar sind certain, divers und différent als Zahlbegriffe und propre als bloßer Eigenthumsbegriff Attribut, und die allgemein bekannten, also im Denken bereits allgemein mit den Dingen verbundenen Eigenschaften, wie bon, beau, cher, grand etc. stehen selten positiv.

Hiernach läßt sich beurtheilen, wie mißlich es sei, die Gründe für die Stellung des Adjectivs aus seiner Bedeutung oder wohl gar aus der Bedeutung des Substantivs herzuleiten. In der That stellt die moderne Philologie für diese sprachliche Erscheinung eine Menge Regeln auf, welche, da sie sämmtlich ihre unzähligen Ausnahmen haben, fast völlig unbrauchbar sind. Man vergleiche darüber namentlich, was Girault-Duvivier in seiner Gram. des gram. von der Stellung des Adjectivs sagt, der sich endlich zu der Behauptung veranlaßt sieht: que la place d'un grand nombre d'Adjectifs avant ou après le substantif tient tellement au génie de la langue, que de cette place, avant ou après, dépend souvent le sens du substantif, et que l'usage dicte si impérieusement la loi qu'on ne serait plus entendu si

l'on se permettait de l'enfreindre; eine Behauptung, welche sich auf Ausdrücke wie: un pauvre homme, un homme pauvre, une sage-femme, une femme sage bezieht. Allein auch diese Ausdrücke erklären sich leicht aus dem angegebenen Grundsatze, indem die erstern als ein Ganzes, was auch bei sage-femme der Bindestrich andeutet, aufzufassen, die letzteren aber erst im Denken zu verbinden sind, woraus dann die Verschiedenheit in der Bedeutung nicht des Hauptwortes, sondern des ganzen Ausdruckes, hervorgeht.

Wir gehen zum substantivischen Attribute fort. Das attributive Substantiv stimmt im Numerus, und wenn es subst. mobile ist, auch im Geschlechte mit dem folgenden Eigennamen überein z. B. l'empereur Napoléon, le père Jérôme, dame Justice, le système Raspail, l'article Portraits; in l'article Spectacles und ähnlichen ist der grammatische Plural als logischer Singular aufzufassen, und das nom commun, welches ein attributives Substantiv erhält, nimmt die Natur eines Eigennamens an. Dieser attributive Ausdruck, welcher zugleich als grammatisches Subject auftritt, wird, wenn das Beziehungswort ein zum nomen proprium erhobenes nomen appellativum ist, leicht unklar und zweideutig, namentlich in Sprachen, denen der Artikel fehlt. Man findet daher zwar solche attributive Ausdrücke im Deutschen, z. B.

> Dann hilft es nichts, daß ich den Wahn vernichtet,
> Und hoch den Thurm Verachtung aufgerichtet. N. Lenau.

und im Französischen, z. B. L'idole Argent est adorée de tout le monde; bei den Römern aber scheint diese Ausdrucksweise völlig ungebräuchlich gewesen zu sein, denn dii manes, victor populus, ministra manus und ähnliche Ausdrücke, sind wie im Französischen le maître maison, la maîtresse branche und dergleichen so zu erklären, daß der erste Ausdruck, der attributive, adjectivisch aufgefaßt wird. Man sagte im Lateinischen nicht, z. B. virtus continentia, vitium ebrietas, ars eloquentia, sondern, weil eben diese attributive Zusammenstellung nichts weiter bedeutet, als daß der zweite Begriff den ersten als Eigenschaft in sich enthalte, gleichsam besitze, so wählte man für den zweiten Ausdruck den Genitiv des Besitzens und sagte: virtus continentiae, vitium ebrietatis, ars eloquentiae, ars dicendi, so daß das logische Subject sich in den appositiven Genitiv verwandelte. Aus dem Lateinischen ist diese Redeweise in das Französische übergegangen, und für den Fall, daß das Beziehungswort für

das Attribut kein eigentliches nomen proprium sein würde, die fast allein gebräuchliche geworden, so daß man ebenfalls sagt: la vertu de continence, le vice de l'ivrognerie, l'art de l'éloquence, l'art de parler, wie wir denn uns im Deutschen auf gleich Weise so ausdrücken: die Tugend der Enthaltsamkeit, das Laster der Trunkenheit, die Kunst der Beredtsamkeit, die Kunst zu reden.

Hiermit konnte man sich begnügen; allein dies ist nicht geschehen. Schon die Lateiner begannen die anfänglich der Deutlichkeit wegen nur für das nomen appellativum beliebte Weise auf das nomen proprium auszudehnen, und so finden wir bei ihnen Ausdrücke wie fons Arethusae, urbs Batavi, in oppido Antiochiae, wie bei Homer *ἱερὸν πτολίεθρον Τροίης*. Was bei den Lateinern nur vereinzelt, und fast nur als dichterischer Ausdruck sich findet, ist nach und nach im Französischen allgemeiner Gebrauch geworden, so daß die geographischen Eigennamen und die Namen der Monate nach ihrem attributiven Substantive in den Genitiv treten. Namentlich geschieht dies nach den Ausdrücken: abbaye, archevêché, archiprêtré, arrondissement, baie, bailliage, baronnie, basilisque, bicoque, bourg, bourgade, canton, cataracte, cercle, château, colline, colonie, commune, comté, côte, couvent, département, désert, détroit, diocèse, district, duché, grand-duché, électorat, empire, éparchie, étang, état, étoile, évêché, exarchat, forteresse, globe, hameau, isthme, landgraviat, marquisat, marche, métropole, monastère, montagne, margraviat, nababie, oasis, palatinat, patriarcat, péninsule, place Festung, planète, port, prairie, présidence, principat, principauté, province, ravine, république, retraite, royaume, ruisseau, satrapie, soubabie, tetrarchat, terre, torrent, vallée, vallon, vicariat, vidamé, villa, ville, village und mois; z. B. Les présidences du Bengale et de Madras. — Chambéry est situé sur les ruisseaux de la Laisse et de l'Albane.

Die Hauptwörter église, fontaine, fort, golfe, île, lac, mosquée, paroisse, rue, fleuve und rivière nehmen zwar oft ebenfalls diesen Genitiv zu sich, werden aber auch regelmäßig konstruirt, z. B. le lac Ontario; fleuve in der Bedeutung Flußgott kann natürlich den stellvertretenden Genitiv nicht zu sich nehmen z. B. le fleuve Achéloüs. Mit comtat sagt man auch nun comtat Venaissin, und mont hat den Genitiv nur bei Dichtern: O mont de Sinaï! Racine.

Auch kann der Genitiv überhaupt selten stattfinden, wenn das Appellativum unbestimmt angeführt wird, und nie, wenn der Eigenname als adjectivische Bezeichnung aufgefaßt wird, z. B. Il existe dans la commune de St. Romain d'Urphe, département Loire, village Labrosse, une femme âgée d'environ 109 ans. Le canal St. Martin. La baie Delaware. Hieraus erklären sich nun auch die kaufmännischen Ausdrücke fin courant, fin prochain, fin avril für la fin du mois qui court etc.

Außerdem gibt es eine Anzahl Substantive, die als attributive zwar regelmäßig mit dem bloßen Eigennamen stehen, oft aber auch den Genitiv nach sich haben, welcher der Genitiv des wirklichen Besitzers oder die Umschreibung eines Adjectivs ist. Dahin gehören: cap, chemin de fer, famille, faubourg, hôpital, hôtel, jardin, maison, palais, passage, place (Platz), porte, quartier und dergleichen z. B. Le chemin de fer Great-Western, la maison Franval, le café Martin, la salle Ventadour, la société Bolze. Es sind also wohl zu unterscheiden: la famille Buffon und la famille de Buffon, la galerie David und la galerie de David etc. Dagegen ändert sich in anderen, wie la conspiration Mallet, la conspiration de Mallet, der Sinn nicht wesentlich.

Endlich hat man noch eine Anzahl Substantive wohl zu beachten, weil sie größtentheils dem lateinischen Sprachgebrauche folgend, aber von dem deutschen abweichend statt der einfachen und ursprünglichen die genitivische Verbindung erhalten. Es sind folgende: nom, surnom, épithète, titre, terme, formule, traité, chapitre, cri, composition, poème, opéra, comédie, tragédie, volume, roman, drame, mélodrame, romanie, ballade, figure, statue, tableau, vin, jour, fête; auch mot, expression, parole, phrase, article; rubrique werden oft ebenso behandelt. Man sagt also: le titre de prince; le nom de père (nomen patris), le roman de Zadig, le volume d'Emile, la figure de L'envie, le vin de Lacryma-Christi, le mélodrame burlesque du Tyran peu délicat. Doch mit avoir nom sagt man: J'ai nom Eliacin. Racine.

Die Redeweise: Er hat den Titel als Professor erhalten, ist zu verwerfen.

Ueber das attributive Adjectiv mögen folgende Bemerkungen genügen. Die auffällige Erscheinung, daß unmittelbar vor dem Masculinum gens, wenn es nicht de und ein Substantiv zur Bezeichnung des Geschäftes oder Standes nach sich hat, das

attributive Beiwort, dessen weibliche Form sich von der männlichen unterscheidet, im Femininum steht und dann die andern noch vorhergehenden sich nach demselben noch im Genus richten, ist unstreitig ein Ueberbleibsel aus dem Lateinischen, in welchem gentes Femininum ist. Daß die attributiven Ordnungszahlen vor Pluralen, um das in denselben liegende Einzelne zu bezeichnen, als Singulare stehen z. B. les premier et second rangs, les auteurs du dix-septième et du dix-huitième siècles; mag nicht gänzlich zu mißbilligen sein. Vorzüglich beachtenswerth aber ist der Umstand, daß, wenn das attributive Beiwort ein Substantiv bei sich hat oder die attributive Eigenschaft durch ein Substantiv ausgedrückt wird, die Construction des Genitivs eintreten muß, z. B. une bonne femme de mère, un tiercelet de docteur. Als Sonderbarkeit merken wir noch an, daß in diesem Falle diable, diantre, dròle und ähnliche Wörter auf schwaches e als Feminine gebraucht werden, z. B. une diable de pluie. C'est une dròle d'idée que tu as là. Chapus.

Aus dieser kurzen den Gegenstand bei weitem noch nicht erschöpfenden Darstellung wird sich leicht abnehmen lassen, wie mangelhaft in Bezug auf diese Eigenthümlichkeiten der französischen Sprache unsere Lehrbücher noch fast sämmtlich sind. Ebendasselbe ist von der zweiten Beigabe des Hauptwortes, der sogenannten Apposition zu sagen. Schon die Regel, wie man sie für die Apposition gewöhnlich gibt, nämlich: die Apposition steht stets im Nominative, oder: die Apposition hat keine Präposition vor sich, steht mit der Sprache selbst im Widerspruch, denn Florian, z. B. Jugez de ma surprise, c'était la voix de Blanche, *de la soeur* de ma Nisida —, und E. Sue schreibt: Qu'est-ce donc qu'il lui fait, *au maître* d'école, le nègre? Wie man sieht, ist auch hierin die französische Sprache ihrer Mutter treu geblieben, indem sie die Apposition in den gleichen Casus setzt. Freilich ist sie es aber nicht durchaus geblieben; für einen bestimmten Fall hat sie eine neue Weise selbstständig hervorgebildet, und dieser Fall muß daher von jenem genau unterschieden werden. Wenn man dies bisher noch selten gethan hat, so ist das unstreitig darum geschehen, weil die alte Philologie von einem solchen Unterschiede nichts weiß.

Bei der Apposition hat man die Absicht, entweder an die Stelle eines gebrauchten Ausdruckes einen zweiten der größern Deutlichkeit wegen zu setzen, also nicht zu etwas Neuem im Denken fortzuschreiten, oder mit dem zweiten eine Eigenschaft

des ersten anzugeben, also den Hörer im Denken weiter zu führen. Für den ersten Fall hat die französische Sprache die lateinische Construction beibehalten, für den zweiten aber gilt die Regel: Die Apposition der prädicativen Eigenschaft wiederholt die Präposition des vorstehenden Nomens nicht. Die stellvertretende Apposition findet also statt in folgenden Sätzen: L'oreille du Grand-Seigneur, *de cette ombre* d'Allato, pouvait être frappée par le murmure de notre conversation? Lamartine. Ces deux princes (Auguste et Louis XIV.) sortaient des guerres civiles, *de ce temps* où les peuples, toujours armés, entêtés de plus hardis desseins, ne voient rien où ils ne puissent atteindre. Hénault. Il sut fonder une retraite à ces deux filles du ciel, consolatrices de la terre (Apposition der prädicativen Eigenschaft), à la raison, à la vertu (stellvertretende Apposition). Florian. Zuweilen wird diese Apposition durch das sonst blos gedachte c'est-à-dire ausdrücklich als wiederholende bezeichnet, z. B. Il y avait du courage, c'est-à-dire *de cette vertu* qui est le sentiment de ses propres forces. Montesquieu. Die prädicative Apposition kann auch ein Adjectiv sein, wie in folgendem Beispiele: Il vous fait un crime des choses *les plus innocentes*. Fénélon.

Von der Apposition hat man noch den Fall zu unterscheiden, wo zwei Nomen mit comme verglichen werden, un homme comme votre frère, comme lui. In dieser Redeweise hat das zweite Nomen die Präposition des ersten, wenn das Verbum wieder gedacht werden muß; geschieht dies nicht, sondern ist nach comme das Zeitwort être zu ergänzen, so erhält natürlich das zweite Nomen keine Präposition. L'empereur parla de Larrey, comme d'un homme de génie. C'est une imprudence à un enfant comme toi. Le cours d'un vaste fleuve le Nil ou le Gange.

Die letztere oder die prädicative Apposition ist nichts anderes als die Abkürzung eines Relativsatzes. Daher muß eine zweite Apposition, welche als voller Relativsatz folgt, oft der Deutlichkeit wegen mit der ersten durch et verbunden werden, eine Verbindung, die auch zuweilen im Deutschen unnd Lateinischen vorkommt; z. B. On donne le nom de kiarvanserai aux bâtiments assez vastes pour recevoir de nombreuses troupes de marchands, nommées kiarvan, et que nous appelons assez improprement caravanes. De Choiseul-Gouffier. Nous vîmes cel fameux labyrinthe, ouvrage des mains de l'ingénieux Dédale,

et qui était une imitation du grand labyrinthe en Egypte. Fénélon.

Wie man oft irrthümlich in der attributiven Verbindung eine Apposition gefunden, z. B. in le Cap Horn, la division Armand, la place Vendôme die Eigennamen für Appositionen gehalten hat, so nennt man auch mit Unrecht Appositionen die Adjective und Substantive, welche in Verbindung mit gewissen Verben Umschreibungen des Prädicates bilden, wie in folgenden Sätzen: Tout Français naît danseur. — Il est revenu tout essoufflé, — Les abeilles ouvrières ne rêvent pas de devenir bourdons. Karr. Maîtres de l'univers, ils s'en attribuèrent tous les trésors. Montesquieu. Auch heißt sehr uneigentlich das logische Subject der impersonalen Verben Apposition, wiewohl dasselbe zur Erklärung an die Stelle des vorangehenden il tritt; dieses logische Subject ist nämlich nicht ein Beisatz, sondern das Gesetzte selbst.

Wir halten uns nicht bei den Erscheinungen auf, daß der Franzose in der Apposition die substantivischen Farben= und Modenbenennungen als unveränderliche Beiwörter auffaßt, z. B. deux pannaches couleur de pourpre, des cheveux châtain clair, les bottes maron, les couleurs Victoria, les barbes moyen âge, les perruques Louis XIV., wie er überhaupt gern Substantive für adjectivische Zusätze braucht, z. B. le peuple singe, le procès monstre, un poisson montagne, la partie nord, la latitude sud, un père la joie, un garçon cordonnier, und daß er auf den Plural, um das in diesem Liegende einzeln zu bezeichnen, Appositionen im Singulare folgen läßt, z. B. Il fut question des lois départementale et communale. Salvandy., sondern gehen zu einer sprachlichen Erscheinung ganz eigenthümlicher Art fort, welche beim appositiven Gebrauche des Beiwortes nach un, aucun, quelqu'un, personne und dem mit einem Substantiv verbundenen quel hervortritt. Auf diese Ausdrücke folgt nämlich die aus einem einzigen Adjective bestehende Apposition selten in regelmäßiger Weise wie in folgendem Satze: Il n'y a personne si peu instruit des affaires, qui ne sache. Acad.; gewöhnlich steht entweder der volle Relativsatz, oder das Adjectiv wird mit de angeknüpft. Il n'y a personne qui soit aussi heureux que vous. — Je n'ai vu personne de si vain que ces deux femmes. Girard. Il y a deux lettres; une d'affranchie. E. Sue. Mustapha fut déposé sans qu'il y eût presque une goutte de sang de répandue. Voltaire. Entre les nouvelles qu'il a débitées,

il y en a quelques-unes de vraies. Acad. Il n'a aucun moment d'assuré. Aucune femme de plus ménagère. — Quels rapports y a-t-il de communs? Dieses de ist unstreitig aus der partitiven Bedeutung des vorangehenden Wortes abzuleiten, und kann hier wie auch nach andern Partitiven, dann nicht wegbleiben, wenn das im Satze voranstehende Verbum en bei sich hat, z. B. sur mille habitants, il n'y en a pas un de riche, il n'y en a que dix de riches. Dagegen: sur mille combattants, il y eut cent hommes tués. Zuweilen würde die Auslassung dieses de den Sinn wesentlich verändern. So sagt z. B. je n'ai vu personne si abandonné que la bonne Marie etwas anderes als: je n'ai vu personne de si abandonné que la bonne Marie.

Im Französischen steht wie im Lateinischen, z. B. Tuum *hominis simplicis* pectus vidimus. Cic. Phil. 2, 43, 111. die Apposition auch in Bezug auf ein passives Beiwort im Genitiv, z. B. Des mains royales et suppliantes touchaient ses mains *de plébéien*. Lamartine. Zuweilen findet man dafür eine Verbindung mit comme, z. B. Les jours du roi et de sa famille n'étaient pas encore assez évidemment menacés, pour que le soin de sa sûreté *comme homme*, l'emportât sur ses devoirs *comme roi*. Lamartine.; allein diese ist nur dann gut, wenn kein Possessiv vorangeht wie in: Je vous dis cela comme votre parent et votre ami, und gehört mit zu der oben erwähnten Vergleichung zweier Nomen.

Bisher ist nur von den einfachen Appositionen die Rede gewesen, wie es aber nicht blos einfache, sondern auch umschriebene, durch Umschreibung zusammengesetzte Prädicate gibt, so gibt es auch umschriebene Appositionen, und diese erscheinen als Formen, welche von dem vorangehenden Nomen abhängen. So entstehen aus den Sätzen: Les effets qui sont de la succession, les animaux qui sont de la troisième classe, cette statue qui est de marbre, les chapeaux qui sont à grands bords, ces collines qui sont à plusieurs étages, une maison à vendre, un homme qui est sans principes, un homme qui est en fureur die appositiven Ausdrücke: Les effets de la succession, les animaux de la troisième classe, cette statue de marbre, les chapeaux à grands bords, ces collines à plusieurs étages, une maison à vendre, un homme sans principes, un homme en fureur. Auf diese Weise sind die vielfachen Verbindungen zweier Substantive in der französischen wie in jeder andern Sprache zu erklären, nicht aber so, daß man von einer Einwirkung des einen auf

das andere, von einem Regieren, redet. Diese Einwirkung findet nun statt bei den Substantiven, welche den Thätigkeitsbegriff des Verbums, von dem sie gebildet sind, beibehalten haben, z. B. Le renoncement aux honneurs. La mise en oeuvre. Votre venue dans ce pays m'a donné de la joie. A la sortie du printemps.

Außer diesem letzten Falle, wo wirklich zur Vervollständigung des Sinnes das zweite Substantiv von dem ersten gefordert wird, findet bei dem Zusammentreten zweier Hauptwörter entweder das attributive oder das appositive Verhältniß statt. Hiervon hat sowohl die alte als die neue Philologie auszugehen, wenn dieser Gegenstand, welcher noch sehr im Argen liegt, zu klarer Anschauung gebracht werden soll. Vor allen Dingen ist das Attribut, welches kein Urtheil des Sprechenden ausdrückt, sondern ein Urtheil des Hörers voraussetzt, wohl zu unterscheiden von der Apposition, welche jederzeit ein Urtheil des Sprechenden, nur in abgekürzter Form, ausdrückt. Beide aber, Attribut und Apposition, können adjectivische und substantische sein, da ja sowohl das umschriebene Prädicat des vorausgesetzten als des wörtlich ausgedrückten Urtheils ein Adjectiv oder ein Substantiv enthalten kann. Das Attribut ist also bald ein Adjectiv le bon Dieu, bald ein Substantiv le roi Charles. Der Umstand aber, daß in der deutschen Sprache vermöge einer Eigenthümlichkeit auch das appositive Adjectiv vor dem Hauptworte steht, darf dabei nicht irre führen, denn auch dort wird es leicht an der stärkeren Betonung kenntlich, z. B. Grobe Menschen beleidigen ohne es zu wissen: les hommes grossiers offensent sans s'en apercevoir. Der attributive Genitiv aber muß sich nothwendig in einen appositiven verwandeln.

Bautzen. Dr. **Dreßler.**

Ueber Wesen und Grenzen der breitenglischen Sprache.

Darüber ist bisher niemals geschrieben worden, wiewohl ein solcher Gegenstand für Geschichtsforscher, Sprachforscher und Ethnographen von Wichtigkeit und Interesse sein muß.

In jedem Lande von verschiedener und gemischter Bevölkerung wird die gemeinsame Sprache sehr verschieden gesprochen und ausgesprochen. Dies ist in allen europäischen Ländern mehr und weniger der Fall, am meisten in Deutschland und Großbrittanien, und diese Verschiedenheiten sind durch keine Modesprachen zu vertilgen. In England ist die Modesprache oder die Sprache der sogenannten Gebildeten eine volksthümlichere, feinere und behendere als in Deutschland, wo sie einen sehr steifen und pedantischen Anstrich hat, vor dessen Unnatürlichkeit alles niedrige Volk sich fürchtet. Das deutsche Buchdeutsch ist etwas Künstliches, etwas Gemachtes, etwas der deutschen Einheit Feindliches, und die Volksmundarten Deutschlands stehen zu dem Buchdeutsch in einem viel häßlicheren Verhältniß als die englischen Dialekte zu der Sprache der modernen Welt Eng'ands.

Wenn es ein Breischottisch gibt, so gibt es auch ein Breitenglisch, denn das Fein-Englische ist von den englischen Provinzialsprachen nicht viel weniger verschieden als von dem Broad-scotch der schottischen Niederlande, und ganz Nordengland sammt der Mitte Mittelenglands und der Westecke Südenglands spricht Breitenglisch, am breitesten Nordengland, die Südseite von Cornwall und Devon und ein beträchtlicher Landstrich zwischen London und Oxford, was ich mit eignen Ohren dort gehört habe. Selbst in London spricht das gemeine Volk sehr breit, wo man nicht einmal das w aussprechen kann, welches hier wie

x klingt. Das ist Ueberbleibsel aus der normanischen Zeit, denn kein skandinavisches Sprachorgan hat solche Laute.

Von London bis nach Uxbridge, also durch ganz Middlesex hindurch, und in einem Theile von dem angrenzenden Buckinghamshire fand ich, daß die meisten Landleute theils ganz hohe, theils ziemlich gehobene Backenknochen haben. Ihr Wuchs ist nicht sehr hoch, sondern gemeiniglich mittelmäßig und ihr Körper breit und fest gebaut. In Oxfordshire sind die hohen Backenknochen nicht so häufig mehr, aber Bau und Höhe des Körpers dieselbe. Der größere Theil des Landvolks zwischen London und Gloucester sind hellhaarig und gesunder Gesichtsfarbe, zwischen Gloucester und Oxford aber findet sich mehr Schönheit des Körpers als zwischen Oxford und London. Zwischen diesen beiden letzteren Städten wird ein sehr breiter und unangenehmer Dialect gesprochen. Auch in London sprechen die untern Klassen außerordentlich breit, und dasselbe ist der Fall in allen Landschaften Englands, welche ich auf meiner ersten Fußreise nach London durchwanderte, vom Cheviot her, nämlich in Northumberland, Durhamshire, Yorkshire, Lincolnshire, Northampton, Huntington, Cambridge, Hertford und Middlesex, wiewohl die Breite des Dialects nicht überall von einer und gleicher Art ist und südlich vom Humber kein so starkes Gepräg hat und nicht so auffallend und characteristisch ist als nördlich vom Humber. Denn nördlich vom Humber ist die größte dänische und skandinavische Beimischung im Volkskörper. Den Ursprung des häßlichen Dialects zwischen London und Oxford schreibe ich der dortigen hochbackenknochigen Race zu. Sind das vielleicht die Nachkommen der Schaaren, welche Wilhelm der Eroberer hieher brachte? Sie werden sich wahrscheinlich in seiner unmittelbaren Nähe angesiedelt haben. Also in dieser Nachbarschaft Londons. Zwischen London und Oxford hörte ich manche Ausdrücke wie in Yorkshire aussprechen. Man hat in England und in London so viel über das Breitschottische zu sagen und die hohen Backenknochen der schottischen Niederländer, und doch spricht man in dem größeren Theile von England breit genug, und London hat, wenn es zur Thür hinaussieht, hohe Backenknochen in Menge in Middlesex. Der Engländer höre nur seine eigenen breitsprechen Londoner, und ihre Zahl ist nicht zu zählen. Aber wo ist denn das feine Englische zu finden? Doch wohl nur bei einer in Vergleich mit der großen Volksmasse kleinen Zahl, die man die Gebildeten nennt, und diese Gebildeten sprechen denn, so fein es

auch klingt, ein nicht ungekünsteltes und nicht immer unverdorbenes Ding von Sprache, welches häufig widerlich anzuhören ist. Denn wie affektirt man selbst mit der Sprache! Es gehört ein starker Beweis dazu, um zu beweisen, daß die Sprache der Mode oder der sogenannten Gebildeten die beste sei.

Beim neunzehnten Meilenstein zwischen London und Oxford begegnete mir ein großer Junge mit einer Zeitung in der Faust. Er sah roh und gutmüthig aus, sein gelbliches Haar war von der Sonne abgeschienen und hing steif und in wilder Natürlichkeit herab, seine Gesichtsfarbe war stark und gebräunt, seine Füße unbändig groß und seine Schuhe schwer und mit Eisen beschlagen. Wie alt bist du? Vierzehn Jahr. Bist du in der Schule gewesen? Nein. Noch nie? Nein. Bist du hier geboren? Ja. Kannst du schreiben? Nein. Lesen? Nein. So kannst du ja die Neuigkeiten in dieser Zeitung nicht erfahren? Nein. Wo willst du hin? Zu meinen Schafen. So erzähle den Schafen ja nicht, was wir gesprochen haben. Das behagte dem Jungen sehr, er lächelte mit dem ganzen Gesicht, ging weiter und sah sich oft nach mir um. Dieser Bub sprach den breitesten Dialect, den ich je in England gehört habe, nämlich now sprach er new (e kurz), deal Dehl, I a (hell und kurz), das o in down sprach er wie die Hamburger thun, deren Plattdeutsch das widerlichste und affectirteste unter der Sonne, nämlich dewn. Hier zwischen London und Oxford, wo eine ungewöhnlich breite Mundart herrscht, braucht man hiard (i und a zusammen ausgesprochen) für heard, dewn für down, biyend für beyond, rewnd für round, stand (mit hellem a) für stand u. s. w. In derselben Gegend findet sich der uralte frisische Mannsname Finch (Fink), aber man spricht ihn nicht nach alter Weise aus, sondern nach verdorbener neuer, wie Fintsch. Das ist die gewöhnliche verdorbene normannisch-französische Aussprache, welche die ganze englische Sprache eben so entstellt hat als die normannische Aristokratie und Despotie die englische Nation und Geschichte. „Sag mir doch Mutter, was die beiden Buchstaben (V R hatte das Kind im Sinn) da meinen," hörte ich ein kleines Kind zur Krönungszeit in London sagen. Victoria Red Schina! sprach die Alte.

Je verdorbener die Sprache eines Landes ist, desto weniger hat sie in solcher Form den Bewohnern ursprünglich angehört. Je breiter in Gegenden Englands die Landessprache ist, desto verschiedener, der Art und Abstammung nach, ist die Bevölkerung.

In einigen Landschaften merkt man diese Verschiedenheit an den Ausdrücken und deren Aussprache, in andern an der Sprachbetonung. Das letztere ist z. B. im östlichen England, das ist in Suffolk und Norfolk (Südvolk und Nordvolk) der Fall, welche Landstrecke schon vor vielen Jahrhunderten vorzugsweise Ost-England oder Ost-Angele hieß. Dem Breitschottischen am nächsten steht der ebenfalls sehr breite Dialect von Cumberland und großentheils auch der von Northumberland. Den Cumberländischen Dialect lernt, wer das Land nicht selbst besucht, am besten aus Robert Anderson's Ballads in the Cumberland Dialect. Die Ausgabe von Thomas Sanderson (Carlisle 1828) ist mit Anmerkungen, einem Wörterbuch und einer Abhandlung über die Sitten und Gebräuche des Cumberländischen Landvolks versehen. Die Verwechselung der ersten und zweiten mit der dritten pers. sing. in Northumberland und überhaupt in Nordengland, wo man z. B. aws — soll I is für I am, ich bin, sein — sagt, war die Folge starker fremder Volksmischung. Auch die Dänen, wenn sie Hochdeutsch oder Plattdeutsch sprechen, verwechseln die eine Person mit der andern. Dasselbe ist in Wales der Fall, wenn der Wälschmann Englisch spricht. „Ye is a verra clean lookin yung man," sagte ein alter wälscher Bauer in einer Hütte am Wege zwischen Aberayron und Cardigan zu mir. Im nordenglischen Volke ist eine große dänische Zuthat, allein dieser Umstand ist nicht die einzige Ursache des breiten Elements in der Sprache gewesen, sondern das dem ganzen Lande aufgedrungene Normannisch-Englische Süd-Englands mit seinen starken römischen Beimischungen späterer Zeiten, welches die neuenglische Sprache schuf, hat auch seinen Antheil daran gehabt. In Folge der Ueberreste keltischer Bevölkerung und der Entlegenheit von London wird in Cornwall und Devon das Englische sehr breit gesprochen, besonders im entferntesten Theil von Cornwall. Auch traf ich dort noch manche alte frisische Formen und Wendungen in der Landessprache, z. B. this here finger oder fenger, fris. thas hir (i kurz) Fanger, deutsch dieser Finger hier oder dieser Finger, that there field, fris. thet thiar Fial, deutsch das Feld da, jenes Feld dort u. s. w. In Cornwall ist fast überall das Reinkeltische völlig verschwunden, besonders in der ganzen Nordhälfte, wo selbst das Germanische reiner ist als in vielen Theilen vom eigentlichen England. In der ganzen Nordhälfte Cornwalls sind die Bewohner von sehr gutem Aeußeren, besonders das weibliche Geschlecht, welches hier die englischen Frauenzimmer

auf dem Lande, besonders in Südengland, an äußerer Schönheit weit übertrifft, natürlich auf die altsärischen von Devon und Somerset. Auf der Westseite Cornwalls, und zwar auf der Südwestküste zwischen Landsend und Falmouth, habe ich die meisten Spuren des Keltischen gefunden, vornehmlich zwischen Helston und Falmouth, wo die Mehrzahl der Bewohner pechschwarzes Haar, pechschwarze Mitternachtsaugen und eine gelbliche Gesichtsfarbe hat. Doch gibt es hier auch viele starke und hellhaarige Menschen mit kräftiger und heller Gesichtsfarbe. Es ist weder Milch noch Honig in Cornwall, und ich sah fast gar keine Kühe da, nur lauter dürre baumlose Erde und zahllose Metallgruben, besonders auf dem nördlichen Wege, der über Camelford Truro und Redruth nach Penzance geht. Die Ursprache ist in ganz Cornwall verschwunden, aber man spricht im südwestlichen Theil und namentlich in den abgelegnern Dörfern am Meer das Englische sehr breit, doch es ist ein Irthum, der allenthalben noch geglaubt wird, daß man hier noch viele Spuren der ursprünglichen Sprache finden könne. Auf dem Wege von Penzance nach Falmouth, eine Strecke von 24 Miles, hatte ich meine Noth, das Englische der Bewohner zu verstehen, so breit wird hier gesprochen, aber von keltischer Sprache fast keine einzige Spur. Nur aus dem Aeußeren der Menschen dieser Gegend habe ich mich genugsam überzeugt, daß die Ueberreste der alten keltischen Bevölkerung von Cornwall sind, denn ihre Züge sind keltischer als in Wales. Mein Weg nach Westen durch die dürre freudenlose Metallgruben-Ebene ging wie durch eine baumlose Wüste von Camelford nach Truro, und auch der ganze Weg von Truro nach Penzance ist wenig besser und heitrer. Die Sanddünenreihe, in der Gegend, wo der Meerbusen von St. Ives endet, geben der ganzen Nachbarschaft ein sehr wildes Aussehen, und etwa 7 Miles weiter hat man das südliche Gestade erreicht, wo links der hohe Seefels Michaels Mount ragt, rechts die Stadt Penzaunce sich zeigt im Innern der großen Seebucht, und etwas weiter in ihrer Nachbarschaft und ebenfalls am Meer die beiden Fischerdörfer Newlyn nnd Mousehole, deren tägliche Sprache noch einige wenige keltische Wörtchen aufbewahrt hat. Auf dem Wege von Penzance nach Falmouth passirt man das Dörfchen Pengósik (ó lang und betont) und östlich davon liegen ein paar Dörfer, wo das Englische sehr breit und wunderlich gesprochen wird. Von diesen Dörfern bis an die Nachbarschaft von Falmouth habe ich die einzigen reineren Spu-

ren eines vorwaltenden keltischen Volkselements in Cornwall gefunden. Die meisten Ueberbleibsel keltischer Sprache finden sich in den Ortsnamen dieser Landstrecke. Von St. Austel in Cornwall ging ich in einem verdeckten Wagen nach Plymouth in Devon. Das ist ein Weg von 28 Miles oder ungefähr 6¼ Meilen, wir aber gebrauchten 12 Stunden zu dieser Reise, denn der Wagen war mit achtzehn Menschen beladen und hatte nur ein Pferd. Wir saßen fest zusammengepreßt und konnten vor Hitze kaum athmen. Ein solcher Wagen, welches unzweifelhaft ein ursprüngliches Fuhrwerk ist, heißt in Cornwall und Devon ein Van, das heißt ein Wagen. Es ist ein altes germanisches Wort und einerlei mit dem englischen wain und waggon.

Das Wesen des Breitenglischen besteht in der großen Verschiedenheit der Aussprache und Betonung und in der Verschiedenheit einer Menge von Sprachweisen, Sprachwendungen und Ausdrücken. Die Ursachen derselben sind theils das ursprünglicher gebliebene westgermanische Volkselement, theils die große Vermischung des letzteren mit einem ostgermanischen oder skandinavischen, theils der Umstand, daß das Englische dem Keltischen in entlegenen Strecken und Ecken des Landes mit Gewalt aufgezwungen worden ist, theils normannische Ansiedelung und endlich die Entlegenheit der Hauptstadt. Das Breitenglische findet sich am wenigsten in den von Frisen und Saxen gegründeten und bevölkerten Theilen Englands, nämlich in Ost-Angeln und Südengland, am meisten in dem dänisch-englischen Theil, das ist in Nordengland oder den sechs nördlichsten Landschaften Englands, am allerbreitesten in Northumberland, Cumberland und Durhamshire.

Man sagt, die moderne Welt Englands soll das Englische am englischsten sprechen. Auf dem Lande in England bei den Bauern wird das Englische am englischsten gesprochen in den Landschaften Kent, Surrey, Sussex, Norfolk, Suffolk, Essex und einem großen Theil von Wessex. In Wessex nämlich in Hants, Wilts und Dorset und einem Theil von Somerset. Die Mitte Mittelenglands spricht auch nicht schlecht englisch und die Südhälfte von Lincolnshire besser als die Nordhälfte. In Lancashire, wo die jungen Schönen sprichwörtlich Zauberwesen (witches) heißen, spricht man eben nicht schön und der nächste Nachbar Yorkshire hat ein greuliches Sprachorgan. Das Breitenglische in Cumberland ist dem Breitschottischen am ähnlichsten. Die Gegend von Hartlepool in Durhamshire, welches zum mittleren

Theil des alten Northumberlandes gehörte, zeichnete sich auffallend durch ihre breite Volkssprache aus.

Das Breitenglische ist kein bloßer Gegensatz oder gar Wirkung der modernen englischen Sprache, wenn es auch mit dem Englischen der Chaucer'schen Zeit viel gemein hat und ein guter Theil breitenglischen Stoffs bei Shakespeare sich findet. Das Breitenglische, was bis auf heute sein Dasein im Volksleben und Volksmunde behauptet hat, ist uralt und manches davon haben Chaucer und Shakespeare nicht gekannt. Es ist in Nordengland nicht das Erzeugniß der dänischen Zuthat im Volkskörper, sondern großentheils viel älter als das neunte Jahrhundert, nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der dortigen Volkssprache ist dänischer Abkunft, wenn auch ein größerer Theil der Aussprache dem dänischen Munde eigen ist.

Der Name der Stadt Sunderland in Durhamshire kann den skandinavischen Dialekt nicht verhehlen. Sie liegt 7 Miles südlich von Shiels und 14 Miles nördlich von Castle Eden. Dieses Dorf oder Flecken Schloß Eden hat einen vornehm klingenden Namen, und das ist auch das meiste, was es hat. Ein großes Wirthshaus ist da und ein wenig weiter eine gerade Reihe Häuschen, in deren einem ein Schneider wohnt, der wie alle sitzenden Handwerker viel zu sagen weiß. Er sprach in einem häßlichen Dialekt und war sehr besorgt, mir von ihrer Waldung Castle Eden Dine oder Dean zu erzählen und von dem Wasser Gunnespool, welches in verschiedenen Fällen oder Stuffen in Castle Eden Beck hinabstürze und endlich durch jene Waldung in die See sich ergieße. Ferner sprach er von den Dänen alter Zeiten. Sad Dogs nannte er sie. Und von Hatlpul (das ist Hartlepool) erzählte er, wo die Leute eine wunderliche Mundart redeten und Abends auf den Straßen den Vorübergehenden nachriefen: Swine! who are you? (Schwein! Wer bist?) Sind Sie verheirathet? fragte ich. Ay, my son warks in the cuntry, antwortete er. Nämlich mit der Nadel. Denn seinen kleinen Wohnort hielt er, wie es schien, für eine Stadt. Wie es auf den nordfrisischen Inseln Gewohnheit ist, gehen auch hier die Schneider von einem Hause zum andern und nähen für Kost und 18 Pence Tagelohn. In Hartlepool war mir das rohe Betragen der Einwohner auffallend. Man macht über jeden Fremden, der vorbeigeht, Bemerkungen, spöttelt, lacht, ruft Schwein, Hund u. s. w. Der Schneider, der von den Sad Dogs sprach, hatte Recht. Es gibt eine große Menge Wirths-

häuser in diesem Städtchen, die aber alle schlecht sind. Es sind hier an zweihundert Fischerleute, die alle zugleich Lotsen sind, ein abgehärtetes rauhes Geschlecht mit eigenthümlichen meistens rohen Sitten. Sie sprechen ihren eigenen Dialekt. Sie halten sich aber jetzt nicht mehr so fern von andern Klassen der Gesellschaft wie früher, sondern heirathen auch schon Mädchen von der Stadt und vom Lande, die nicht ihres Gleichen sind. Die Weiber helfen ihren Männern am Hafen und daheim beim Fischgeräth. Ich unterhielt mich eine lange Zeit mit einem alten Fischer Namens John Horsley über die Eigenthümlichkeiten der Einwohner von Hartlepool in Sprache und Sitten.

Das h zu Anfange eines Wortes lassen sie nicht hören und sprechen i wie ai. So wird z. B. high ai ausgesprochen, horse Os, house Aus. Die Aussprache des Buchstabs a, z. B. in all, wall u. s. w., ist immer hell, wie das dänische. Dasselbe ist der Fall in Northumberland. South wird Suth (u lang) gesprochen, North Nauth, für this und thus, things und thanks sagen sie dis und dus, fings und fanks. Für cow sagt man in Hartlepool ku, und der tiefere Ton u ist wie in Nordfrisland der gewöhnliche und vorherrschende. Sie sprechen table teable oder Täbel (das ä so hell als möglich) aus, chair char (hell a). Feuerzange nennen sie tangs oder eigentlich tengs, denn so wird das Wort ausgesprochen, por sagen sie für poker, für hand and, für ham am, für wool waul (das au etwas gedämpfter als das deutsche). Den Namen für Ruderpflock, welcher auf Nordfrisisch Thaal und Dol heißt, sprechen sie wie thaul, welches wohl thowl zu schreiben ist. Für I am sagen sie A'm, für found fund (u lang), für blood bludd, das letzte Wort ganz wie im Nordfrisischen, für tol und tols tia und tias (i und a zusammen und schnell ausgesprochen). Sie nennen lookingglas seeinglass. Die in Northumberland gewöhnliche schottische Phrase a' d 'na ken (ich weiß nicht) gebrauchen sie nicht, sondern a' d' not knaw (sprich nah), bedienen sich aber wie in Schottland der Ausdrücke lad und lass für boy und girl. Sie sprechen tung und udder für tongue und other, a' ef seen oder a'f seen für I have seen, dear (das e meist wie ei) statt door, steau (meist wie das frisische Stian) für stone oder slane, he akset für he asked, takin abut (das a in takin hell und ziemlich lang) für talking about. Sie sagen faddem für fathom und fathoms, trei fut water (a hell), cannel für candle, für blade (Messerklinge) blead (e und a beide deutlich und hell, aber schnell zusammen ausgesprochen und zwar

e wie unser å). Dieses letzte Wort heißt in Nordfrisland eben so. Für thach upon the house sagt man in Hartlepool und jenen Gegenden thack upon the ouse. Diese ganze Aussprache ist aber bei weitem mehr die nordfrisische als eine dänische. Der geringste Theil ist dänisch, aber der Mensch ist kein frisischer. Von Sunderland nach Hartlepool ist ein Weg von reichlich 20 Miles. Es ist wie in Yorkshire ein gefühlloser Menschenschlag, der vom Tyne zum Tees wohnt, in den Yorkshire-Leuten aber, die noch roher und gefühlloser als die Jüten sind, hat er seine Vollendung erreicht.

Auf der ganzen Ostseite von Yorkshire ist die Mundart abscheulich, und besonders in den Fischerorten am Meer ist man am wenigsten in der Sprache verenglischt. 11 Miles nördlich von Whitby liegt das Fischerstädtchen Staiths unter einem hohen Seekliff. Ich hörte den Namen dort Stiars aussprechen. Steht ein Hauptwort im Genitiv vor einem andern Hauptwort, so lassen die Leute in Yorkshire das s des Genitivs nicht hören. Scarborough spricht man Skarbro (o kurz), dale wird Dåal (beide Vokale zusammen), gerade wie im Nordfrisischen, ausgesprochen. Wenigstens hörte ich es so in Fylingdale-Kirchspiel 9 Miles südlich von Whitby an der Landstraße nach Scarbro aussprechen. Ich fragte einen Yorkshire-Mann: How far is't to Flamborough? Faif Mail, war die gräßliche Antwort. Das scheint mir gar keine urhergebrachte Aussprache zu sein, sondern eine modern-yorkshiresche, aus dem Laut ei im englischen mile entstandene. Der ei-Laut dieser Klasse ist bei uns Nordländern nirgends ein ursprünglicher, sondern das ist der i-Laut, und darum sagen die Frisen, Plattdeutschen, Dänen, Breitschotten, Galen und selbst die Bewohner anderer Nordenglandstrecken für Meil Miil. Loch oder Grotte nennt man in Yorkshire hawt, welches Wort ganz wie das gleichbedeutende nordfrisische gesprochen wird, nämlich hahl. Für no sagt man in Yorkshire naw, für I A. Das ay für yes wird schon viel seltener in Yorkshire gebraucht als in Northumberland und Durhamshire, ich hörte es aber noch in Skipsea einige Miles südlich von Burlington. Von den Flamburger Kliffen (das a in Flambro wird lang und hell gesprochen) heißt das Nordwest-Kliff Räancliff und zwischen Cownes und dem Feuerthurm von Flambro liegt die Bucht von Bräal. Beides Råan und Bråal wird ganz wie im Nordfrisischen und zwar mit einem Laut ausgesprochen, der noch heller und länger ist als das hellste und längste deutsche å.

Das modern Englische kennt solche Laute nicht. Auf dem Wege von Waupley nach Staiths, welcher 6 Miles lang ist, kam ich in ein Dorf und ging in ein Häuschen, um mich ein wenig mit den breitenglischen Leuten zu unterhalten, fand aber niemand vor, außer einer ältlichen Jungfrau, die nur Ein Auge und Ein Bein hatte. Beim Eintreten sagte ich: A bad day! denn es regnete stark. Die häßliche Jungfrau schwieg und ich wiederholte meine Worte zum zweiten Mal. Da ward sie zornig, warf mir mit ihrem Aug'e einen bösen Seitenblick zu, sprang auf ihren Krücken so leicht wie eine Krähe zum Kamin hin und setzte sich in ihren Lehnstuhl nieder. Nathing is bad what the Lord sends us! so sprach sie entrüstet. Nothing? erwiederte ich. Na, Nathing! Wir kamen denn sogleich in einen lebhaften Wortwechsel und am Ende unserer Unterredung entschlüpfte ihr ein Wort, welches ich schleunig aufgriff, weil es mir nagelneu war. Sie sagte nämlich: A can't tung it. Und hiemit zog ich mein Taschenbuch heraus, um dieses Wort anzumerken. Tung it? What signifies this word? Aus dem Zusammenhang aber ging hervor, daß es aussprechen bedeuten müsse. Da ward auf einmal die Jungfrau wie von Sinnen, lachte laut und schrie, so etwas dürfe ich mir nicht erlauben, sie sei eine ehrliche Person und leide nicht, daß mit ihr Spott getrieben werde. Und als ich dennoch fortfuhr zu schreiben, hatte sie schon die Krücken angesetzt, um mir das Buch wegzureißen. Es war ihr Ernst, und als sie kein Wörtchen mehr mit mir sprechen wollte, war ich genöthigt, gud bey (good bye) zu sagen. Es gibt ein altes Wort im Englischen, welches sprechen und schwatzen heißt, aber nicht aussprechen, nämlich to tongue. Das frische tongin heißt die Zunge ausstecken. Ich habe in keinem Wörterbuch das obige Wort tung (aussprechen) gefunden. Und doch findet sich dieses Wort mit dieser Bedeutung in Yorkshire.

In Longhoughton in Northumberland hörte ich father Fether aussprechen (e lang und th mit dem Urlaut). Ganz dieselbige Aussprache dieses Worts ist in Nordfrisland, wo man Fether (Vater) nie in der Anrede gebraucht, sondern stets Atj (a lang). In Northumberland sagt man für right rit (i lang), für church kirk, und daughter sprechen die Northumbrier Dauter. Das a in talk, walk, all u. s. w. klingt sehr hell. Das northumbrische tau Fot heißt zwei Fuß, Füße. Die Nordfrisen sagen tau Fut (zwei Fuß) und tau Fet (zwei Füße). Die Northumbrier sprechen teeth gerade wie das nordfrisische Teth (Zähne), nämlich

e kurz und th mit dem Urlaut. Das englische tooth heißt auf Nordfrisisch Tuth (u kurz und th mit dem Urlaut). Die Bevölkerung längs der Seeküste Northumberlands von Dunstanbrough bis nach Warkworth und von hier nach Morpeth ist, wie ich gesehen, lange nicht von so gutem Aeußeren als im nordwestlichen Northumberland am Cheviot. Das Haar ist dunkler, die Augen durchweg mehr schwärzlich, die Züge roher und die Hautfarbe gelber und nicht frisch. Sie sind schwächlicher gebaut. Die Betten in den Landhäusern in Northumberland sind meist überall geschlossen und haben doppelte Thüren. Es sind viele schottische Ausdrücke in der northumbrischen Sprache, z. B. lad lass, sany, a d' na ken u. s. w. Feuerzange wird in der ländlichen Sprache Northumberlands ejängs (å lang) gesprochen. Das Sprichwort sagt: Er hat den Burr von Newcastle im Hals — He hos the Newcastle burr in the throat. Das ist der durch die Zunge nahe am Gaumen entstehende eigenthümliche bröckelige und schnarrende r-Laut, welcher Laut eher nur ein Versuch zu sein scheint, den Buchstaben r auszusprechen. Dieser r-Laut hat mit dem dänischen die größte Aehnlichkeit. Der Gaumen spielt dabei eine vorwaltende Rolle. Bei Alnwick (sprich Alnik) in Northumberland hörte ich das englische heard wie hiard aussprechen, grade wie im Nordfrisischen. Die Nordhälfte Northumberlands grenzt westwärts an Roxburghshire in Südschottland, und der Cheviot liegt dazwischen, doch ist die Sprache nicht viel verschieden.

Die Bewohner der Südostseite von Roxburghshire, welche fruchtbares Land ist, sind von angenehmem Aeußeren, meistens hellharig, blauäugig, stark und von gesunder, frischer Farbe. Sie haben weit mehr das frisische Aeußere als das echtschottische. Ihre Sprache ist die breitschottische, wie in ganz Südschottland. Auf dem Wege von Dalkeith nach Torsonce fragte ich einen Knaben: How far is't to Torsonce? Antwort: A' d' na ken, 't'll be abut 11 mile a'm thinkin. Ungefähr eben so spricht man noch an beiden Seiten der Cheviot Hills. Im Wirthshause zu Morebattle in Roxburghshire, 4 Miles westlich von dem Zigeunerort Kirk-Yetholm am Fuß des Cheviots, schällte ich, und die Wirthin öffnete die Thür mit den Worten: A Lecht, Sir? Ob ich ein Licht verlange. Das ist mehr breitschottisch. Das folgende Beispiel ebenfalls. Am letzten Tage, als ich Schottland verließ, kam ich des Morgens in ein Landhaus, um meine Pfeife anzuzünden. Die Stube ist zugleich Küche und Schlafgemach.

Ein kleines Mädchen saß mit einem nackten Kind im Arm und wusch es, und ein Mann, vielleicht der Vater, lag im Bett, mit der Schlafmütze tief überm Kopf nur eben aus der Decke hervorkuckend, gaffte mich sehr argwöhnisch an und gab keinen Laut von sich. Mein Toback war ungeschnitten. Sei so gut und gib mir ein Messer, um Toback zu schneiden, sagte ich zu dem kleinen Mädchen. Sie schwieg und der Mann im Bett schwieg auch und gaffte. Ich wiederholte meine Bitte. Der Mann im Bette schien sich zu fürchten, weil von einem Messer die Rede war. Und darauf kam er in die Höhe und sprach schnell und barsch: That's na custom here, lecht youre pipe and gang awa — das ist hier nicht Mode, zünd an und mach dich fort.

Als sehr nützliches und selten vorkommendes Wörterbuch der nordenglischen Sprache ist folgendes hier der Erwähnung werth: A Glossary of North Country Words u. s. w. von John Trotter Brockett. Newcastle am Tyne 1825 (243 Seiten in 8.) Dieses Wörterbuch enthält keine todte, sondern eine noch lebende Sprache.

Die nachstehende Sammlung wird mehr Licht werfen auf das Breitenglische und auf unser Alterthum. Das meiste davon gehört dem westgermanischen Volk an, welches England gründete, das wenigste dem ostgermanischen oder skandinavischen, welches England viel Verderben gebracht.

lile, klein, dänisch lille, und *lite,* klein, frisisch letj, plattdeutsch lüt, engl. little.

te louk, von Unkraut reinigen, z. B. Kornfelder, frisisch tu lûk-an, Imperf. laagh, Part. löghen. Die dänische Form luge (gâten) mit g ist jünger, als die mit k sind.

lare, Lehre, frisisch Lear, plattdeutsch Leer.

te learn, lehren, frisisch tu liaren, plattdeutsch leren, englisch to teach.

morn, Morgen, frisisch Maren, dänisch Morgen, englisch morrow, morning, morn.

nigh-hand, hart an, nah bei, frisisch nai hun.

nyem, Name, frisisch Nôm (ô lang), englisch name.

ool (sprich Ul mit langem u) und *owl,* Wolle, frisisch Ol, dänisch Uld (das dänische End-d ist eine bloße Corruption, eine überflüssige und falsche Zuthat, wie in Mand und sehr vielen andern dänischen Wörtern, engl. wool. Die Hartlepool'sche oder Durhamshire'sche Aussprache dieses Wortes ungefähr wie Waul ist augenscheinlich eine spätere

Corruption. Das frisische wolkin, das ist walken, kann nur von Wolle diesen Namen haben.

mull, bröckelige, schmutzige Nachbleibsel, feines Gebröckel, z. B. von Torf, fris. Mul.

muck, Mist, ursprünglich meox, nordfrisisch Mioks, westfrisich Mjox. Das deutsche Wort Mist ist eine Verstümmelung der ursprünglichen Form.

mang, zwischen, unter, plattdeutsch mank, englisch among.

lat, Latte, frisisch Lat (a hell und lang), englisch lath, welche letzte Form corrumpirt ist.

wor, unser, plattdeutsch uns, frisisch ûs (û lang), englisch our. Dieses our sowohl als wor ist eine skandinavische Bildung, das dänische vor, d. h. unser.

gan und *gang,* gehen, frisisch tu gung-an, plattdeutsch gaan.

make, Genoß, Gleichen, dänisch mage, und *makeless*, ohne Gleichen, englisch matchless, dänisch magelös. Das englische match ist durch Verderbniß des normanisch-französischen Organs aus mak geworden.

mammy, ein kindlicher Ausdruck für Mutter, frisisch Mamme und Memke.

lief, lieb, frisisch lef, und *liefer* oder *lever,* lieber, frisisch lewer.

anclet, ancleth und *ancliff,* englisch ankle, deutsch Aenkel oder Enkel, d. i. Fußknöchel, urenglisch (was man fälschlich angelsärisch nennt) ancleow, frisisch Anklaw (das erste a lang und dumpf), flämisch und holländisch enkel oder enklauw, westfrisisch ankel und aanklaauw.

te ax oder *aks,* englisch to ask, fragen, fordern, deutsch heischen, alt-ostfrisisch askia und aschia, westfrisisch aeschjen. Auch kommt neben dem flämischen und holländischen eischen, welches fragen, fordern und eintreiben, z. B. Brandschatzung, Steuern, heißt, ein heschen vor. Das holländische eisch heißt Erforderniß, z. B. naar eisch van zaaken, je nachdem die Umstände es verlangen, gehoor eischen Gehör verlangen. Das Asega-Buch der Opstalboomischen Frisen scheint von demselben Wort benannt zu sein. Das altenglische axian und ahsian ist ohne Zweifel eben sowohl eine Verstümmelung als das noch gebräuchliche nordenglische aks. Auf dieselbe Weise entstand der Name Exeter aus Esk oder Usk (und Ceaster).

ask, esk, Eidechs, englisch eft und evet, gewöhnlich lizard, vom franschen lezard, flämisch haegedisch, holländisch haagdis,

haagdisse und hegdisse, urenglisch athexe, das englische newt scheint nur eine Verstümmelung von an evet zu sein. Kein Wort ist ärger verstümmelt in allen germanischen Dialecten als eben Eidechs. Eid in Eidechs scheint wirklich etwas vom richtigen Stamm zu sein, da nämlich das urenglische Wort Athexe lautet, allein dieselbe Metathesis, bei ax, ist sowohl in exe als in echs eingetreten, also ex und echs ist aus esk entstanden. Eben so ist sicherlich das haag in dem holländischen Wort eine Verstümmelung, und Eidechs hat diesen Namen weder von einem Ei (Eg), noch von einem Haag oder Hagen (Hain) und einer Hecke. Auf Nordfrisisch heißt Eidechs Eskglüpper (E lang).

ae, ea und *yea*, d. h. ein, ein von mehreren, jeder einer von diesen. Eben so wird das frisische a gebraucht, z. B. tau Skallang a Man (a lang), zwei Schilling jeder, an hualwen Ammer a Taach, ein halber Eimer aufs Mal (jedesmal), an Mark at Pünj, eine Mark das Pfund, jedes Pfund.

quean, Frauenzimmer, in einem bösen Sinne gebraucht. Es muß ein ostgermanisches oder skandinavisches Wort sein. Und doch trägt selbst die Königin des westgermanischen Englandes den Namen queen, ohne arge Nebenbedeutung. Weib heißt auf Dänisch Quinde und Ehefrau Kone. Beide Kone und Quinde sind ursprünglich ein und dasselbe Wort gewesen. Das westfrisische Queen ist eine Zwitterkuh.

frow ist ein dickes, starkes, schmutziges, unordentliches Frauenzimmer. In Deutschland ward eine Herrin daraus, in Süddeutschland gilt Frau noch für einen Ehrennamen, in Norddeutschland ist leider eine Madame mehr. Die Frisen kennen keine Frau. Den Sprachgesetzen gemäß ist die Form Frau jünger als das plattdeutsche Fru.

breed und *brede*, Breite, holländisch und frisisch Breedte, dänisch Brede, englisch breadth.

skipper, der Schiffer eines northumbrischen Kohlenschleppers. So gemein ward der alte Name gemacht, als der fremde captain ihn verdrängte. Die Frisen sagen noch Skipper (Skepper, Skapper), und die Plattdeutschen und Holländer Schipper. Es ist nicht nöthig, den northumbrischen Skipper (Schiffer) aus Dänemark kommen zu lassen, wo jeder Schiffer eben so heißt.

smock, ein northumbrisches Frauenshemd, ein frisisches heißt Smaak. Das Wort ist kein dänisches.

te shear, Korn schneiden, frisisch skeran, Korn schneiden.

shearers, Schnitter, frisisch Skardern, das ist Schnitter.

clipping, Schafschur, frisisch Klappen, Schepklappen. Die gewöhnlichere breitenglische Form ist clippin.

shive oder *sheere* (das ee ist nur um des i=Lauts willen gebraucht.) Der Frise sagt Skiw, z. B. Bötherskiw (ö kurz), d. i. ein Schnitt Butterbrod, und das ist auch der breitenglische Sinn des Wortes. Der moderne Engländer sagt slice. Das deutsche Wort Scheibe ist dieselbe Form.

rountree oder *rowantree* ist dänische Rönneträ, Vogelbeerbaum (sorbus). An diesen Baum Morgenlands und Südschottlands knüpft sich bei den Landleuten der Aberglaube wunderbarer Kraft gegen Hexen zur Beraubung ihrer unterirdischen Macht.

samkast bedeutet im Durham=Dialect zwei zusammengepflügte Furchen. Dieser Ausdruck ist das dänische sammenkaste, d. h. zusammenwerfen.

sark, Hemd, ist das dänische Särk, Hemd. In der dänisch=englischen oder angeldänischen Mundart, welche man bisher fälschlich Angelsäxisch genannt hat, ist das Wort syrk schrieben.

quern und *kern*, Handmühle, frisisch Kwern. Die Schreibart kern ist eine falsche Sprach= und Schreibart.

reet, recht, frisisch rocht, englisch right, ist dänische Aussprache. Der Däne sagt ret (e kurz).

not reet, nicht recht, d. h. nicht bei Sinnen, nicht bei gesundem Verstande.

te rive, reißen, frisisch riwan, Imp. reaw, dänisch at rive.

te ruze, rühmen, prahlen, ist das dänische rose, rühmen.

te slither, glitschen, frisisch slidjerin, glitschen.

te sliver, der Länge nach abtrennen, von einander machen, frisisch sliawerin, mit demselben Sinn.

te slorp, beim Löffelessen schlürfen.

te slot, riegeln, das plattdeutsche sluten heißt schließen.

slot, Riegel. Also unser ursprüngliches germanisches Schloß ist ein Riegel gewesen.

nosewiss, schnell merkend, scharf spürend, der Form nach das deutsche naseweis und das frisische nöswis (ö lang und kurz.)

nouth, verstümmelt aus north, Nord, auch der Frise läßt oft das r weg und spricht nuth (u kurz).
loun, windstill, frisisch luwen, windstill. Solche Ausdrücke gehören natürlich der Gründungszeit Englands an.
low, deutsch Lohe, das ist Flamme, nordfrisisch Lögh (ö lang), der moderne Engländer muß flame sagen, da doch Lohe nur die ausbrechende, aufschlagende Flamme ist, holländisch loog, westfrisisch leag.
te leck, lecken, das ist leck sein, englisch to leak, frisisch leaken.
lew, mild, still, *lew-warm,* lauwarm, frisisch leiwarm, englisch luke-warm, dänisch lun (u lang) und lunken. Dieses lunken scheint mit dem englischen luke ein und dasselbe Wort zu sein.
lig, liegen, dänisch ligge, englisch to lie (sprich lei), nordfrisisch leian (Imperf. lai, zum Unterschied von leid, das ist legte), plattdeutsch liggen, holländisch liggen und leggen.
te maw, mähen, englisch to mow, dänisch mein, plattdeutsch meien, flämisch und holländisch maeyen, maaijen, westfrisisch mejean, nordfrisisch hauen.
maw, Menschen- und Thiermagen, frisisch magh (a lang), auch von dem Magen einiger Thiere, dänisch Mave, englisch stomach, das fransche estomac, holländisch und flämisch maag, westfrisisch meage.
mickle und *muckel,* groß, viel, englisch much, large, big. Es ist ursprünglich ein ostgermanisches oder skandinavisches Wort, auch das altdeutsche michel. Es finden sich viele ostgermanische Ausdrücke in der deutschen Sprache in Folge der Völkerwanderung und der ostgermanischen Ansiedelungen auf nun deutschem Boden.
midlin, ziemlich wohl, es geht.

Weel, Tommy, hoo are yah? Midlin, thenk yah! Hoo are yee? Wey, gayly, Joan! Englisch würde dieses northumbrische Breitenglisch etwa so heißen: Well, Tommy, how are you? Pretty (tolerably) well, I thank you! How are you? Why, merry, John!

mighty, sehr, z. B. mighty great, mihty fine, mihty high u. s. w. Auch der Deutsche hat viele solche Verstärkungs-Wörter, z. B. mächtig, gewaltig, schrecklich, grausam, entsetzlich u. s. w.
te mind, sich erinnern, eingedenk sein, das englische to remember, das englische to mind heißt in Acht nehmen, in Er-

innerung bringen, auf etwas bedacht sein. Dieses nord-englische und altenglische mind ist das dänische minde. Dem Engländer — ein wichtiger Wink für den Geschichts-forscher — ist der Geist (mind) die Erinnerung, das dänische Gedächtniß (Minde.)

brandreth, ein eiserner Dreifuß auf dem Heerd zum Kochen, frisisch Branerk, welches letzte Wort ein Diminutiv von Braner oder Brander ist, das auf Nordenglisch *brander* heißt.

boman, Kobold, womit man Kinder erschreckt oder einschüchtert, frisisch Baman (beide a lang).

blee, Gesichtsfarbe, frisisch Blei, Gesichtsfarbe. Auch dieses Wort blee oder Bli ist noch immer in Nordengland in Gebrauch.

blow, Baumblüthe, frisisch Bleu, das ist Blüthe, von Bäumen und Blumen gebraucht, das frisische un a Bleu heißt überhaupt: in Blüthe.

te blare, laut schreien, blöcken, brüllen, frisisch blar-in, von Schafen, Kindergeschrei u. s. w. gebraucht.

side, lang und groß, frisisch sidj (i kurz), das ist weit, groß und lang herabhangend.

skelly, schieben, frisisch skelgin, dänisch skele, das deutsche scheel gehört auch dazu, das flämische und holländische scheel zien heißt schielen, der Engländer sagt to squint.

te boun, fertig machen, ankleiden, frisisch tu buien, ankleiden, sich putzen.

buse oder *boose*, Viehstall, frisisch Bus-am (u kurz), platt-deutsch Bos (o lang), welches ursprünglich kein platt-deutsches sondern ein frisisches Wort ist.

te bouk, beuchen, einlaugen, Leinenzeug in Lauge einweichen, englisch to buck, dänisch byge, süddeutsch bauchen, platt-deutsch bük-en (ü kurz). Das Wort ist wie die Sache uralt.

shoon und *shun*, Schuhe, englisch shoes, dänisch Skoe, frisisch Skur (u kurz) vom Sing. Skuch, welche Form noch in dem Namen des Dorfes Handschuchsheim bei Heidelberg vorkommt. Holländisch schoenen, vom Sing. schon, welcher Sing. sowohl als Plural verstümmelt oder eigent-lich durch Anflicken ganz verdorben ist.

shot, Wirthshausrechnung, die Form ist das deutsche Schooß, das ist Steuer, Abgabe, das dänische Skat, Steuer, und das holländische schot, Steuer.

shaw, kleiner Wald in der Ebne, ist das dänische Skov, Wald.
seestah oder *sisto*, siehst du, englisch seest thou. *Hoo is tah* für how are you oder thou? Wie geht's dir?
te rug, rucken, rücken, ruckweise fortbewegen, englisch to push, to pull roughly, nordfrisch rok-an.
skitter, Diarrhee, frisisch Skitjerei. In beiden ist der Vokal kurz, in den andern germanischen Dialecten aber lang, entweder ein langes i, oder ein ei.
te belk, englisch to belch, das ist rülpsen, ausbrechen, hängt mit dem frisischen und deutschen Wort Balg, (ein niedriger Ausdruck für Leib, z. B. den Balg füllen, d. i. den Bauch füllen) und dem englischen belly (Bauch, Leib) genau zusammen. Es ist dasselbe Wort.
te skirl (entstanden aus skril), sehr laut schreien, frisisch skrialen, sehr laut schreien.
te skrike, englisch to shriek, frisisch skriken (i kurz), hell ausschreien, wie Schweine, Kinder.
slake, Bodenschlamm eines Gewässers, nordfrisisch Slik, westfrisisch Slak, holländisch slek, deutsch Schlick und Schlack.
scathe, Schade, Verlust, frisisch Skath (a lang und th mit dem Urlaut).
scrat, Krätz, frisisch Skrob.
yeuk, Krätze (Jucken), englisch itch, aus ick, juck entstanden, in Nordengland die schottische Pest genannt, plague of Scotland. Bei uns zu Lande könnte das die jütische Pest, die Pest von Jütland heißen.
to wise, zeigen, weisen, wise him in, wise him out, frisisch wis-in (das i kurz), das ist zeigen.
wiv, in Northumberland und Durhamshire, und *wi'* in Yorkshire, englisch with, dänisch ved.
won und *wun* (noch in Cumberland und Lancashire), wohnen, frisisch wen-in, englisch to dwell.
te wrout, bohren, wühlen wie ein Schwein, frisisch wret-an (Imperf. wreat).
yure, Euter, englisch udder, nordfrisisch jidder oder jither (i kurz), flämisch und holländisch uyer (natürlich eben so arg corrumpirt, als das breitenglische yure und das dänische Yver), westfrisisch jadder, verstümmelt zu jaar.
kist, Kiste, englisch chest, frisisch Kast, Kest, die englische Form ist eine verstümmelte und spätere.

te kern, buttern, Butter stoßen, englisch to churn, frisisch sarnin (a lang), plattdeutsch karnen, sonstiges Deutsch kernen oder kärnen, flämisch und holländisch kernen, dänisch kjeren, aus welcher verstümmelten Wortform erhellet, daß sie jünger ist, und daß die Dänen das Buttern von ihren Nachbaren gen Südwesten gelernt haben.

kern, Butterfaß, englisch churn, frisisch Sarn, holländisch kern, plattdeutsch Karn. Es ist schon erwähnt worden, daß der Name der Handmühle quern manchmal fälschlich kern lautet. In quern ist das germanische kw ursprünglich und nothwendig.

te ken, kennen, frisisch keanen, englisch to know. Aw kent him weel ich kenne ihn wohl. Die Personen-Verwechselung ist etwas Gewöhnliches.

kye, Kühe, frisisch Ki (i kurz), englisch cows. Der nordenglische Singul. heißt ku und der nordfrisische Kû (û kurz), der westfrisische Ku (Plur. Ki).

te loup (Imperf. lap), englisch to leap, schnell bewegen, hüpfen, springen, nordfrisisch lup-an (laufen), ich laufe ik lup (u lang), westfrisisch ljeappen, das ist laufen und springen. Die dänische Form lautet löbe, das ist laufen.

last, Last, ein Kornmaß 80 bushels. Als das Urwort wird das als angelsäxisch bezeichnete hlaest angeführt. Dieser Laut hl ist kein anglischer, kein frisischer und kein säxischer, sondern ein ostgermanischer oder skandinavischer. Auf Frisisch heißt Last Least.

laverick oder *laverock,* englisch lark, Lärche (richtiger als Lerche), urenglisch lafere, nordfrisisch Larthk (th mit dem Urlaut), flämisch und holländisch leeuwerk oder leeuwerik, dänisch Lärke (verstümmelt, wie gewöhnlich, nach dem Deutschen), der Holländer schreibt schon jetzt gewöhnlich leeurik, der Westfrise ljeurk, ljuerck und auch wohl lereke. Dieser germanische Vogel hat natürlich einen urgermanischen Namen, den alle Völkerschaften erhalten haben.

law, loe und *lowe,* eine Höhe, Anhöhe, gottisch hlaiw, angeldänisch hlaw. Dieses Wörtchen bildet häufig die Endung an Dorfesnamen. Es findet sich auch an manchen Stellen in Fife in Schottland, z. B. Largo Law. Der bekannte Kund Laward ward ebenfalls danach benannt, so wie noch jetzt der englische Lord und der schottisch Laird. Laward, däucht mich, heißt der Höhen-Wärter, der Herr

auf der Warte. Das altschwedische laward bedeutet Herr, wie ursprünglich und noch jetzt Lord, welches aus dem angeldänischen hlaford entstanden ist. Das Wort law sowohl als Lord ist ein ursprünglich ostgermanisches oder skandinavisches, kein westgermanisches, und gehört der Sprache der Gründer Englands, Deutschlands und Frankreichs nicht an.

leagh, Sense, nordfrisisch Sen, das nordfrisische Le (e wie in Bett) ist ein eisernes Werkzeug zum Haideschlagen, der Holsteiner aber nennt die Sense Le (e lang), der Holländer zeyssen, der Engländer sithe oder sith, welche Form älter ist, als die verstümmelte deutsche und holländische, in welcher der s=Laut aus dem uralten th geworden und scythe, der Däne Lee, der seine Sense gewiß von dem südlichen Nachbar erhalten hat.

ne, nein, englisch no, nordfrisisch nan (a lang), dänisch nei, plattdeutsch ne, schottisch na, holländisch neen, westfrisisch nee.

te nicker, wiehern, nordfrisisch neagherin, englisch to neigh, holländisch briesschen, dänisch vrinske.

nash und *nesh*, weich anzufühlen, zart, urenglisch nesc, nordfrisisch neask, z. B. neask Ol, weiche zarte Wolle.

te nag, an etwas Hartem nagen.

te hing, hangen, englisch to hang, fris. hingin, das ist hängen, henken oder richtiger hänken, das heißt an einem Hank oder Strick aufknüpfen. Das Wort *hank* in Nordengland und Nordfrisland ist ein zusammengeknüpfter Garnstrang zum Befestigen, oder auch ein dem ähnliches Seil, um etwas daran zu befestigen.

peewit, Kibitz, englisch lapwing, nordfrisisch Liap und Pitwitj, westfrisisch Ljeap, holländisch kievit, dänisch Vibe. Das deutsche Wort Kibitz ist verstümmelt, die norddeutsche Form mit w und t ist viel älter, da der Kibitz ein norddeutscher und vorzugsweise frisischer Vogel ist.

pick-night, stockfinstre Nacht (eigentlich Pech=Nacht), das deutsche stockfinster ist von Stock, Gefängniß, benannt, denn in den deutschen Kerkern ist es finster genug gewesen. Der Frise lieh seine äußerste Finsterniß oder eigentlich Dunkelheit von Pech und sagte pakdjonk, das ist stockfinster, pechdunkel, denn solche deutsche Stöcke oder unterirdische Höhlen, wo nie ein Sonnenblick oder ein Lichtstrahl hin=

drang, kannte er nicht, und so ist auch die deutsche Blindheit stockblind geworden, so wie die Dummheit stockdumm und die Stille stockstill und die Taubheit stocktaub. Auch die Holländer sagen pek-donker, wo der Däne sein unheimliches bålmörk braucht. Der englische Ausdruck pitch-dark, stockfinster, den der Engländer von dem Frisen erhielt, ist viel älter als die Gründung Englands.

aw thowt, ich dachte, englisch I thought, frisisch ik thaught oder thaagt, dänisch jeg tänkte, klingt ungefähr wie das schleswig-dänische å thott, ich dachte.

aw'l, ich will, werde, englisch I will, schleswig-dänisch und jütisch å vil oder a vil.

aw yool'd oot, ich schrie aus, englisch I cried out, frisisch ik jollad utj von *te yool*, *youl* oder *yowl,* laut ausrufen, ausbrüllen, englisch to yell, to yawl, der Form nach das deutsche gellen, richtiger gällen.

herd, Hirt, frisisch Hörd (ö kurz), plattdeutsch Harder, in England sonst wird der Schafhirt insbesondere der Hirt — shepherd — genannt, seitdem der Betrieb der Wollen-Manufacturen so stark geworden, und die Schafzucht vorzugsweise getrieben wird.

fra, von, frisisch fan (a lang), holländisch van, plattdeutsch fan, breitschottisch frae, englisch from und fro. Die englischen und schottischen Formen dieses Ausdrucks sind skandinavischer Herkunft, das dänische fra, das ist von.

flinders, zerbrochene Stücklein, Splitter (entstanden aus Splinter), holländisch flenters, frisisch Flantern.

holm, Eiländchen, vorzugsweise in Binnengewässern, dänisch Holm. Es ist ein ursprünglich ostgermanisches oder skandinavisches Wort. Eine Menge Eiländchen in den von Skandinaviern gegründeten und bevölkerten Inselgruppen Orkney und Shetland heißen Holmen. Wo das Wort für sich oder als Ortsnamensendung in Nordengland, z. B. in Northumberland und Cumberland vorkommt, da ist es dänisch. Durham hieß einst auch, in Folge der Eroberung durch die Dänen, Dunholm. Auch gibt es Holmen in den nordenglischen Seen Ullswater und Winandermere.

frem'd, fremd, ausländisch, seltsam, nordfrisisch fream, westfrisisch freamd, vielleicht aus ferhemd oder ferhamd (a und e lang) entstanden, d. i. von hem oder ham (heim) entfernt.

fore-elders, Voreltern, Vorfahren, frisisch Föralern, englisch fore-fathers.
to flit, seine Wohnung wechseln, eine andere beziehen, dänisch at flytte. Der Urbegriff ist die Bewegung von einem Orte zum andern. Auf Nordfrisisch heißt tu flat-en, eilen, und ferflat-en, eine andere Stelle geben.
hame oder *haam*, heim, englisch home, nordfrisisch ham, holländisch oder lieber südfrisisch ham und hem. Die Ortsnamen in England auf ham sind unzählig, in Frisland auf am, um, ham und hem ebenfalls. Die vier zuletzt angeführten Endungen sind nur verschiedene Aussprachen eines und desselben Worts. Es ist ausschließlich ein westgermanisches, kein skandinavisches. Das skandinavische hjem ist dem westgermanischen hem nachgebildet und einige wenige Male kommt dasselbe als Endung an skandinavischen Ortsnamen vor. Ein sehr großer Theil der skandinavischen Sprache stammt aus unsern Ländern, denen die Dänen und ihre Stammgenossen fast alle ihre Civilisation zu danken haben.
haams oder *hame-sticks* sind das Kummet oder die Hammstöcke am Hals der Pferde.
foother und *fother*, Fuder, plattdeutsch Föder, das ist eine Last, so viel als ein Wagen zu gleicher Zeit fahren kann. Es ist kein skandinavisches Wort.
gate, Gasse, dänisch Gade, frisisch Jat (a lang), das ist eine Gasse in einem Dorf, und Gat (a kurz), eine Oeffnung, wo durchgegangen oder durchgefahren wird.
lop und *loppe*, Floh, englisch flea, dänisch Loppe, flämisch und holländisch vlooy, nordfrisisch Naap. Wenn der Engländer von diesem lop und loppe sagt, es sei pure Saxon, also rein westgermanisch, so zeigt er nur den gewöhnlichen englischen Mangel an Sprachkenntniß. Lop und Loppe ist ursprünglich ein ostgermanisches oder skandinavisches Wort.
let wit, wissen, lassen, englisch to make known, frisisch wed leaten, plattdeutsch weten laten, dänisch lade vide. Die obige Wortstellung, die so häufig im Englischen ist, hat einen skandinavischen Ursprung.
te lee, lügen, englisch to lie, plattdeutsch legen, holländisch liegen, frisisch legen (Imperf. luch), dänisch lyve (das v nach der gewöhnlichen Corruption des g in v).

maw, mein, englisch mine und my, frisisch min (i kurz), plattdeutsch min (i lang), holländisch mijnen, galisch ma und mo.
at, daß, frisisch that, englisch that, dänisch at, plattdeutsch dat, holländisch dat.
walk mill, Walkmühle, englisch fulling-mill, und
te walk, walken, nämlich früher in Nordengland mit den Füßen, woher denn in Folge der Hin- und Herbewegung der Begriff to walk, gehen, betreten, mit Füßen treten, in die nordenglische Sprache gekommen, indem der ursprünglich römische to full für walken, mit Füßen treten, gebräuchlich ward. In Nordfrisland und auch noch in Wales walkt man mit den Händen. Der Holländer sagt für walken vollen. Ob das von dem franschen fouler, walken, stammt, oder von dem Urwort wolken, welches frisisch ist und noch im Nordfrisischen wolkin heißt, welches Wolle bearbeiten zu bedeuten scheint, ist nicht so leicht zu ermitteln.
Das nordenglische
war, schlimmer, ärger, böser, das angeldänische waerra, welches fälschlich angelsächsisch genannt zu werden pflegt, und das modernenglische worse sind dänischen Ursprungs. Auf dänisch heißt das Wort värre. Es ist kein westgermanisches.
wark, Schmerz, urenglisch Wark oder, wie es geschrieben wird, waerc, frisisch Wark, das ist Schmerz, das nordenglische „maw heed warks" heißt mein Kopf thut weh, nordfrisisch min Haad warkt. Es ist kein ostgermanisches oder skandinavisches Wort.
till, zu, auch untill, aber als modernenglische Ausdrücke in der Bedeutung von bis zu, ein ostgermanisches oder skandinavisches Wort, specieller gesprochen dänisches, das dänische til. Der Westgerman kennt es nicht.
tite und *tit*, bald, und *titter*, eher, ist dänische tit, das ist oft.
too, zu, das heißt zugemacht, z. B. put the door too, mach die Thür zu, frisisch magi tha Dör tu, it is too, sie ist zu, frisisch hjü as tu. Das ö im frisischen Dör und das u sind kurz. Das oo in too dient statt des u-Lauts. Eben so ist es mit toom.
toom oder *tuam*, leer, frisisch lethag (e lang), holländisch ledig, dänisch tom, altdeutsch tum oder tumm, d. h. leer, inhaltleer, kraftlos, ein ostgermanisches oder skandinavisches

auch in die deutsche Sprache eingebrachtes Wort. A toom purse, ein leere Beutel. „Wo aber das Salz tumm wird, womit soll man salzen?"

te warp, Eier legen, eigentlich werfen, doch nur von Vögeln gebraucht, frisisch warp, warp-an (Imperf. worp), d. h. Eier legen, ein ausschließlich westgermanisches Wort, kein ostgermanisches oder skandinavisches, obgleich in Norwegen at vårpe Eier legen heißt.

wath, eine Wasser-Furth, frisisch Wath (a lang).

wogh (Lancashire und Yorkshire), Wand, Mauer, nordfrisisch Woch, d. i. Wand.

te stummer, anstoßen, auch im Sprechen, frisisch strömerin, deutsch stammeln, englisch to stammer, flämisch und holländisch stameren.

te tell, zählen, englisch to count, to number, nach dem franschen compter, nombrer, plattdeutsch tellen, holländisch tellen, frisich tealen. „He cannot tell to twenty," frisisch hi kaan egh teal tu twuntag. Die Zahlmeister der englischen Staatsfinanzkasse heißen noch tellers, das heißt Zähler. Das modernenglische to tell heißt erzählen.

te ug, Abscheu und Ekel haben, und *ugsome*, abscheulich. Dieses ug ist unzweifelhaft das deutsche Ek in Ekel. Die deutsche Endung el ist ein oft vorkommendes bloßes Anhängsel, z. B. dunkel, wankel, Henkel (richtiger Hänkel), Hänsel, von Hans, u. s. w. Das deutsche Spitz- oder Ekelname heißt auf Frisisch Ukelnóm (ó lang), und eben so wie hier Uk ist ug in dem englischen ugly, frisisch onglk, das heißt häßlich, recht garstig, dasselbe Wort.

thick, vertraut, innig, z. B. they are very thick just now, sie sind gerade jetzt sehr vertraut mit einander, englisch they are very familiar, plattdeutsch se sünnt dikke Fründen, von dicker Freundschaft gesagt. Das Wort ist nicht frisisch. Bei Robert Burns findet sich diese Bedeutung auch.

thunner, Donner, englisch thunder, frisisch Thonner (th mit dem Urlaut), dänisch Torden, welche Form eine arge Corruption aus der westgermanischen ist.

te thrang und *thring*, drängen, dringen, englisch to throng, holländisch dringen.

stre und *strey*, Stroh, englisch straw, nordfrisisch Stre (e wie in Hecht), holländisch strooy und stroo, dänisch Straa, westfrisisch Strie.

strickle, ein Sensenwetzer, nordfrisisch Stricker (i kurz).

sned, das lange Holz, woran die Sense befestigt ist, oder, wie das Wort von Brockett erklärt wird, „the long shank or handle of a scythe," nordfrisisch Sniad, in ganz derselben Bedeutung, urenglisch snead oder snaed. Sonst bei west- und ostgermanischen Völkern ist das Wort unbekannt.

snod, verschlagen, schlau, dänisch snu, das ist schlau, durchtrieben. Diese schlimme Bedeutung hat das nordfrisische snoath nicht, welches fein und scharfsinnig bedeutet, z. B. an snoath Haad, d. h. ein feiner Kopf, von der Geistesschärfe, der geistigen Begabtheit gebraucht. Auch das westfrisische snood wird im guten Sinn gebraucht für klug, scharfsinnig. Das holländische snood und das westfrisische snoad heißen böse, gemein, schändlich.

stilt, Pflugsterz, der Form nach das deutsche Wort Stelze, das modernenglische stilt und das holländische stelt.

start, Sterz, das ist eigentlich Schwanz, urenglisch steort, nordfrisisch Stört (ö kurz), plattdeutsch Stert (e lang), dänisch Stjert oder Stjårt, holländisch steert und staart, westfrisisch stirt.

stot, junger Ochs, dänisch Stud, d. i. Ochs, und die Stute ist ein Mutterpferd! Und das englische steed ein Springhengst!

steer, ein dreijähriger Ochs, das deutsche Stier und das nordfrisische Stjir (i kurz), kein dänisches Wort.

stee oder *stey,* Leiter, englisch ladder, dänisch Stige und Stie.

pund, Pfund, plattdeutsch Punt, frisisch Pünj, englisch pound, in welchem Wort das ou von franscher Herkunft ist, dänisch Pund.

prin, ein spitzes eisernes Werkzeug, nordfrisisch Prian, dänisch Preen, deutsch Pfriem, der Engländer braucht ein ganz verschiedenes Wort dafür, nämlich pin, der Holländer sagt priem, der Westfrise prieme.

sare, sehr, z. B. sare afflicted, sehr gebeugt, holländisch zeer.

wig, Kuchen, deutsch Weck, westfrisisch wegge, kein dänisches Wort.

wik, Winkel, Ecke, dänisch Viig, ferner die Endung wick in den skandinavischen Ortsnamen in Großbrittanien und den Norderinseln und Hebriden.

karl-cat ist ein Kater, das dänische Hankat, also die Erkatze, die Kerlkatze.

bargh und *berg*, Berg, Hügel, den Frisen ist der Hügel ein Berg, plattdeutsch Barg, holländisch und westfrisisch berg. Das dänisch Bjerg — was auch schon an dem j zu spüren ist, kann kein urdänisches Wort sein. Die skandinavischen Völker benannten ihre Berge mit dem Namen Fel, Fjeld, Fjal.

barkham, *braugham* und *braffam*, die Halshamme oder Ziehhölzer am Hals der Pferde, manchmal aus mit Stroh vollgestopften Strümpfen bestehend, früher aber angeblich aus Borke. Die beiden letzten Formen sind sehr verstümmelt.

bairn, Kind, ältere Form bearn, nordfrisisch Biarn, westfrisisch bern, dänisch Barn.

to big, bauen, nordfrisisch bag-en (a kurz und g sehr hart), dänisch bygge. Der neuere Engländer ging bei seiner Bauart von dem Begriff des Bildens aus und nennt sein Bauen to build.

big, eine Art Gärste, vorzugsweise die vierreihige, manchmal wird sie auch bear genannt, englisch barley, nordfrisisch Berri, wovon unstreitig das Gärstengetränk Bier seinen Namen hat. Der Däne nennt seine Gärste Byg, das ist die vierreihige insbesondere. In Mittelschottland nennt man diese Art Gärste die dänische.

to berry, Korn dreschen, und *berrier*, Drescher, ohne Zweifel von Ber, d. i. Gärste, welche lange Zeit die Hauptkornart war, englisch to thrash und thrasher, nordfrisisch tharskan (das erste a lang — Imperf. thorsk) und Thorsker, plattdeutsch dörschen und Dörscher, dänisch tärske und Tärsker, holländisch dorschen und Dorscher, westfrisisch tersckjen, und tesker für tersker.

ar, Narbe, nordfrisisch Ard (a lang), breitschottisch arred, was vernarbt ist, dänisch Ar.

aw, ich, jütisch å und a, englisch I, nordfrisisch und plattdeutsch ik, holländisch ik, französisch je, dänisch jeg.

karl, ein Landbursch, ein alter rauher Mann, nordfrisisch Kiarl (ohne schlimme Nebenbedeutung), Mann überhaupt und tüchtiger Mann, deutsch Kerl (entstanden aus Karl), dänisch Karl (ohne eine andere geringschätzige Nebenbedeutung als Knecht oder Diener, welche Bedeutung das Wort auch hat), plattdeutsch Kerel, holländisch karel und kerel, häufiger vent.

te glock und *gleck*, brüten. Von einer solchen Henne, die brüten will, sagen die Frisen, sie ist klok. Das englische to cluck heißt nur glucken, und das holländische klokken ebenfalls.

childer ist der ältere Pluralis, der jetzige lautet children (Kinder). Manche englische Ausdrücke, die jetzt die Pluralendung es haben, hatten dafür in alten Zeiten ein en. So lautet noch das nordenglische

ee, d. i. Auge, im Pluralis een, während der moderne Engländer eyes sagt, wofür Chaucer noch eyen braucht, nordfrisisch Ugen, deutsch Augen, plattdeutsch Ogen, holländisch oogen, westfrisisch eagen.

sharen, frischer Viehmist, frisisch Schuaren. Das frisische tu schuarnin, vom Vieh gebraucht, heißt etwas machen.

te cour und *cower* ist ganz das deutsche kauern.

corf bezeichnet einen großen Kohlenkorb. Das gewöhnliche englische Wort ist basket.

te dree, erleiden, aushalten, tragen, nordfrisisch dragan (e lang), der Engländer sagt to bear und der Däne at bære.

te coup, Tauschhandel treiben, nordfrisisch kupin, d. i. kaufen, plattdeutsch kopen, holländisch koopen, westfrisisch keapjen, dänisch at kjöbe. Die andern germanischen Völker behielten das Wort kaufen auch für dessen neuere Bezeichnung bei, der Engländer aber sagt to buy. Kommt dieses Wort etwa von dem frisischen bütj-in, das ist tauschen?

horse coupers, Pferdehändler, frisisch Hingstkupers, holländisch paardekoopers. — Es ist eigenthümlich, daß in England für verkaufen, to sell, der skandinavische Ausdruck — dänisch sælge, das ist verkaufen — gebräuchlich ward.

te cramp, zusammenziehen, nordfrisisch krampan, holländisch krimpen (partic. gekrompen), westfrisisch krimpjen.

The bairns tyak efter their dad, englisch the children take after their father, die Kinder schlagen ihrem Vater nach, arten ihm nach, sind ihm ähnlich, schlachten ihm. Dade ist ein frisisches Wort.

Dinna mack sic a noise, englisch don't make such a noise, mach nicht solchen Lärm.

Die Northumbrier brauchen oft will für shall, would für should u. s. w., is (3. Pers. Sing.) wird von den gemeinen Leuten fast immer für die erste und zweite Person

gebraucht, sehr häufig ist th in Nordengland in d übergegangen, z. B. father in fader, mother in moder, Rothburg in Rodburg u. s. w. Das ist nicht frisisch, wenigstens nicht reinfrisisch, aber die Deutschen und Dänen kennen den th=Laut nicht.

Whe was we yah, englisch who was with you, wer war bei Ihnen.

han (noch gebräuchlich), entstanden aus dem alten englischen Plural haven, das ist haben (3. Perf. Plur.), englisch have, nordfrisisch hewe und ha, deutsch han und haben, plattdeutsch hebben, westfrisisch habbe.

Ein Beispiel der Kohlengräbersprache Northumberlands:

Where are yah gaun tee? A ken what aw'l dee. What hae yah won now?
Engl. Where are you going to? I know what I'll do. What have you won (oder got) now?
Deutsch. Wo gehen Sie hin? Ich weiß was ich thun will. Was haben Sie jetzt ausgerichtet?

How is't? Aw is pleased to see thee. Hoo's Nan?
Engl. How do you do? I am glad (happy) to see you? How is Nanny? How are you?
Deutsch. Wie geht's? Es freut mich, dich zu sehen. Wie geht's Anna (Nante)? Wie steht's?

wife, Weib, ob verheirathet oder nicht, englisch wife, ein verheirathetes, urenglisch wif, Frauenzimmer, nordfrisisch Wüf, vorzugsweise ein verheirathetes Frauenzimmer, allgemeiner ist das nordfrisische Wüfhaad, das englische woman. Das alte deutsche Weib, und sogar das plattdeutsche Wief, ist unedel und unmodern geworden. Das dänische, von Dichtern gebrauchte Wort Viv ist vom Plattdeutschen entlehnt. Es ist kein ostgermanisches oder skandinavisches Wort. Auch das holländische wijf ist selten geworden. Die Westfrisen sagen wijv.

yaits und *yets* für oats, Hafer, welches altenglische ate ich für kein westgermanisches Wort halten kann, wenn man es auch ein angelsäxisches zu nennen pflegt, ferner

yen und *yan* für one, ein, auf Silt in Nordfrisland jen, d. i. ein, breitschottisch ane, westfrisisch yen,

yence und *yance* für once, einmal, einst, breitschottisch ains, nordfrisisch iansis, iansi,

yebble für able, fähig,

yell für ale, dänisch Öl (ö kurz), das ist Bier, welchen altenglischen Ausdruck für Bier kein Sprachkundiger für einen

westgermanischen halten darf, wenn auch eale ein särisches (Saxon), also altsärisches Wort genannt wird,

yearth und *yeorth* für earth, Erde, dänisch Jord, westfrisisch yerd.

te wend, gehen (noch im Gebrauch), englisch to go, und

went, gegangen, englisch gone. Das deutsche ich wende mich zu dir heißt auch weiter nichts als ich gehe zu dir.

whilk, welch, englisch which, entstanden aus whilk, ch aus k, holländisch welk, modern=westfrisisch welck, vom holländischen entlehnt, alt=westfrisisch hock und hueck, nordfrisisch hok, hög (ö kurz), wer und welcher heißt auf Nordfrisisch hokker, auf Westfrisisch hocker, wessen auf Nordfrisisch hoans, auf Westfrisisch waens.

te welk, welken, trocknen, englisch to wither, to dry, nordfrisisch wellin, drüggin, dänisch visne, töres, westfrisisch wijlen und verwijlen, partic. verweeld.

hoo oder *hu,* wie, englisch how, nordfrisisch hü (ü kurz), holländisch hoe, westfrisisch ho, das westfrisische ho-dienig, das ist wie, auf welche Weise, heißt auf Nordfrisisch hüdennang, und auf holländisch hoedaenig, und das westfrisische ho-mennig, wie manch, wie viel, und ho-mennig-yen, wie mancher, wie manch einer, auf Nordfrisisch humannang und hümannangenean. Auch der Holländer sagt hoe menig. Wer Frisisch kann, erkennt sogleich, wie sehr viele frisische Elemente das holländische Plattdeutsch enthält.

te harry, plündern, verwüsten. Das angeldänische, bisher fälschlich altsärisch (Saxon) genannte hergian ist das dänische härje, d. h. verheeren, verwüsten. Das heer in verheeren gehört demselben ostgermanischen oder westgermanischen oder skandinavischen Sprachstoff an.

haver und *havver,* Hafer, dänisch Havre, nordfrisisch Hewer, holländisch haver, englisch oats, westfrisisch jouwer.

groat, Grütze, nordfrisisch Graat, auch grit und groats auf Breitenglisch, plattdeutsch Grüt, holländisch gort und grut (u ist ü), westfrisisch groat (das westfrisische jouw'ren groat heißt Hafergrütze). Auf Dänisch heißt Grütze Gryn, aber Grützbrei Gröd (ö lang).

gruap oder *groop* (northumbrisch), der Mistbehälter oder Graben hinter dem Stallvieh, nordfrisisch Grup, westfrisisch groppe. Westfrisisch: as't ksal ijnne groppe leit, und nordfrisisch: wan't Kualw un a Grup leit (oder un Grup leit). Dieses Wort ist ausschließlich frisisch, breitenglisch und breit=

schottisch (grupe). Auf urenglisch heißt es groepe. Auch noch im Oldenburgischen westlich von der Weser ist das frisische Wort übrig geblieben.

hauste, kurzer Husten, nordfrisisch Haast, d. i. Husten, plattdeutsch Host, breitschottisch host, holländisch hoest, dänisch Hoste. Das nordfrisische Koks=Haast ist das holländische kuch und das englische cough, Husten.

aw greet, ich weine, und *aw grat*, ich weinte, dänisch jeg gräder, ich weine, und jeg gråd (sollte sein jeg graad), ich weinte, frisisch ick wöp, ich weine, und ick wöp, ich weinte, englisch I weep und I wept. Der Holländer braucht weenen, grijzen, krijten, der Westfrise weynen, graeyen u. s. w. Das englische to cry enthält die Wurzel von dem deutschen schreien.

gars (sehr alte Form), Gras, nordfrisisch Gears, westfrisisch gers und gars, holländisch gras, englisch grass, dänisch Gräs.

garth, Garten, frisisch Guard, englisch garden und yard, dänisch Gaard, gewöhnlich Have, holländisch hof, tuyn (das ist Tun, Zaun).

kirkgarth, Kirchhof, englisch churchyard.

elter und *aller*, englisch alder, deutsch Eller, verstümmelt zu Erle, woraus dann wieder das dänische Elle und Elletrå, verstümmelt worden, holländisch els und elzeboom.

fell, Felsberg, hoher Felsen, skandinavisch und dänisch Fial und Fjeld (das d ist das überflüssige und gar nicht zum Namen gehörige d, welches so oft in dänischen Wörtern vorkommt), ein ostgermanisches oder skandinavisches Wort. Viele Berge in Cumberland, Northumberland, Yorkshire, Dumfriesshire und Galloway, in der Insel Arran, in den Hebriden u. s. w. tragen diesen skandinavischen Namen, meistens als Endung. Auch das deutsche Fel in Fels ist dasselbe ostgermanische Wort.

te keel, kühlen, englisch to cool, nordfrisisch kelen, dänisch kjöle, holländisch koelen, plattdeutsch kölen.

te keek, kucken, plattdeutsch kiken, dänisch kige, nordfrisisch kek-en und kikin (das erste i lang und dieses letzte Wort fast ausschließlich gebraucht für sehen durchs Fernrohr), holländisch kijken, westfrisisch kijckjen.

ing, Wiese, englisch meadow und mead, nordfrisisch Miad, westfrisisch miede, dänisch Eng, deutsch Anger. Dieses deutsche Wort Anger hängt mit dem dänischen Eng und dem nord=

englischen ing genau zusammen und ist kein ursprünglich deutsches Wort.

het, heiß, englisch hot, nordfrisisch hiat, plattdeutsch heet, holländisch heet, dänisch heed, westfrisisch hiet.

brant, brannte, englisch burnt, nordfrisisch brand (a lang), dänisch brändte, westfrisisch baernde von baernen, welches auch bräujen heißt, das holländische branden, d. i. brennen, und das nordfrisische branen (a lang).

while, so lange als, das englische until, z. B. stay while I come back, wart bis (so lange als) ich zurückkomme. Dieser nordenglische Ausdruck ist dem altdeutschen weil nahe verwandt.

te wax, wachsen, englisch to grow, holländisch wassen, groeyen, nordfrisisch wachsen (a lang) (das nordfrisisch gruien heißt keimen), westfrisisch waegsjen (das westfrisisch groey — nordfrisisch Grui — heißt Keim, Anwachs), dänisch voxe.

welsh, abgeschmackt, albern, gemein, das nordfrisische galsk (a lang) heißt toll, nicht recht klug.

yowe und *you,* das weibliche Schaf, Schafmutter, englisch ewe, nordfrisisch Joa (die drei Buchstaben zusammen ausgesprochen), holländisch oije.

poke, Sack, Beutel, englisch pouch, französisch pocket, Tasche, eigentlich Säckchen, ist jüngeren Ursprunges und durch Anhängung der französischen Verkleinerungssilbe et entstanden aus pock, und wenn auch ein isländisches Poki und ein sogenanntes altsäxisches (Saxon) pacca vorkommen mag, so ist das Wort doch schwerlich ein westgermanisches.

te red, Ordnung schaffen in etwas, nordfrisisch red-in (e kurz) in derselben Bedeutung. To red up the house, nordfrisisch at hûs apred-in, das heißt das Haus aufräumen, Ordnung darin schaffen. Der Holländer braucht in diesem Sinn auch redden, und der Westfrise sein redden ebenfalls. Das deutsche retten hat diesen Sinn nicht. Das Wort ist kein ostgermanisches oder skandinavisches. Das red in dem breitenglischen

redding-comb, das ist Haarkamm, ist ein andres Wort, nämlich dasselbe was das frisische riad-an (Imperf. reat), welches vom Haar gebraucht wird und das Haar entwirren mit dem Kamm, es zurecht kämmen bezeichnet.

ratch (verstümmelt nach der gewöhnlichen romanisch-englischen Weise aus rak) bezeichnet einen graden Strich oder ungekrümmte Strecke eines schiffbaren Gewässers, z. B.

the Long Ratch auf dem Fluß Tyne in Northumberland, oder, wie die dortigen Kohlenschlepper das Wort aussprechen, the Long Rack. Und das ist auch die richtige alte Aussprache. Es ist ein ausschließlich frisisches Wort, und Frisen waren es, welche das Fahrwasser bei Skagen, wo es gerade hinein geht, das Skagerrak nannten. Noch jetzt nennen die Nordfrisen die graden Strecken in gekrümmten Fahrwassern zwischen ihren Inseln oder auf sich windenden Flüssen Rakken. Auch der Westfrise kennt das Wort Rak und Rek in demselben Sinn und nennt eine solche gradhingehende Kanalstrecke, wo seine Schuyt geht, ein Rak oder Rek. Es ist noch überall in Westfrisland gebräuchlich, und man hört dort so viele Raks nennen, z. B. Damrak, Francker-Rak u. s. w. Das holländische Wort rak bezeichnet bloß eine Strecke Weges. Vielleicht hängt das deutsche recken, Reckbank, d. i. das englische rack oder Peinbank (Folter), mit dem uralten Rak zusammen, und das rack in Shakspeare's Sturm „leave not a rack behind," welches am wahrscheinlichsten einen schmalen gradgestreckten Wolkenstreifen bedeutet. Recken wird wohl richtiger räcken geschrieben, von Rack, wovon unzweifelhaft der Racker (ein deutsches und ein frisisches Wort), d. i. Schinder, ursprünglich der Peiniger auf der Reckbank und bei jedweder Tortur, seinen Namen trägt.

spilling the salt, bei Tisch das Salz verschütten, ist eine böse Vorbedeutung in Nordengland, Süddeutschland u. s. w. und war es schon bei den Römern wie Festus lehrt. Der Aberglaube wird wohl ein römischer sein. Was das Wort selbst betrifft, so heißt es auf Englisch to spill, die Nordfrisen sagen spiljen, die Holländer spillen und die Dänen at spilde.

bishop's foot. Wenn Essen angebrannt oder beim Kochen verdorben ist, so wird gewöhnlich gesagt, der Bischof hat seinen Fuß darin gesetzt „the bishop has set his foot in it," oder der Bischof ist im Topf, „Bishop's i' th' pot." Bei Tindale in seinem „Obedyence of a Chrysten Man" (gedruckt 1528) heißt es pag. 109 also: „when a thynge speadeth not well we borowe speach (dies ist die richtige Schreibart von speach, nicht speech) and say the byshope hath blessed it, because that nothynge speadeth well that they medyll withall. If the podech (das ist das jetzige englische pottage, Topfspeise) be burned to, or the mete

over rosted, we say the byshope hat put his fote in the potte, or the byshope hath played the coke, because the byshopes burn who they lust and whosoever displeaseth them.“ Wenn ein Ding nicht wohl gelingt, so borgen wir die Redensart und sagen, der Bischof hat's gesegnet, darum daß nichts gut von Statten geht, wo sie (die Bischöfe) ihre Finger zwischen haben. Wenn der Brei angebrannt, oder das Fleisch zu stark gebraten ist, so sagen wir, der Bischof hat seinen Fuß im Topf gehabt, oder Bischof ist Koch gewesen, sintemal die Bischöfe verbrennen, welche sie wollen und wer ihnen nicht gefällt.“ Hieraus erhellet, daß diese Redensart älter als das Jahr 1528 ist. (Sieh Brockett's Wörterbuch.) Eine Redensart ist the bishops at chess die Bischöfe beim Schach, das heißt, die Narren wollen mit spielen und verstehen es nicht.

Die alte Endung

ster (eine ausschließlich urfrisische), z. B. in brewster, webster oder wabster u. s. w. für das jetzige brewer (Brauer), weaver (Weber), findet sich häufig in Nordengland.

Das northumbrische und nordenglische Wort

bride-wain, sonst bride-wagon Brautwagen, frisisch Bridjwain) genannt, ist westgermanischen Ursprunges und so uralt, wie die Sitte selbst, die hoch ins Heidenthum zurückreicht.

aye, (eye oder eigh), in ganz Nordengland gebräuchlich, heißt ja das deutsche ei ist wohl dasselbe Wort. Von ja kann es nicht stammen, auch ist es keine abweichende Aussprache des ja. Vielleicht ist es römischen Ursprunges und hängt eng zusammen mit dem römischen ajo. In dem eigentlichen England kommt es nicht vor und ist ein sehr characteristisches Unterscheidungs-Merkmal der breitenglischen Sprache Nordenglands.

eam, Oheim (dieses Oheim verstümmelt aus Ohem und dieses aus Ohm, wie Holstein aus Holsten und dieses aus Holseten), holländisch oom, westfrisisch yem, alt-ostfrisisch eem, altenglisch eame, nordfrisisch heißt Ami (a lang und dumpf) oder Ame Großmutter. Der deutsche oder eigentlich undeutsche Onkel ist ein römisches von Frankreich geborgtes Produkt, und aus derselben Quelle stammt der englische uncle.

etow oder *atoo,* entzwei, englisch in two, dänisch itu, nordfrisisch antau. Das plattdeutsche entwei ist nur eine ver-

stümmelte Uebertragung des sehr verdorbenen deutschen Worts entzwei (aus in zwei entstanden) woraus man sogar ein Zeitwort entzweien zurecht geschustert hat.

crib, Kinderbett, nordfrisisch Krab, d. i. Kinderbett, auch Krippe, englisch crib, d. i. Krippe, Stall, holländisch krib und kribbe, d. i. Krippe, Freßtrog, dänisch Krybbe, d. i. Krippe.

flah oder *flaw,* ein trocknes viereckiges Stück Torf oder Rasen, plattdeutsch Plach, breitschottisch flag, d. i. ein mit dem Spaten abgestochenes grünes Stück Rasen.

Elspith ist Elizabeth, Elisabeth.

esh, Esche, richtiger Aesche, englisch ash, nordfrisisch Easki, holländisch esschen-boom, dänisch Ask.

elding, Feurung, nordfrisisch Jalang (i und a beide für sich aber schnell ausgesprochen, also nicht wie ja). Dieser Ausdruck für Feurung kommt meines Wissens in keiner andern Sprache und Mundart vor. Es ist ein ursprünglich frisischer. Der Nordfrise nennt Feuer Jal und der Däne hat sein Feuer (Ild) von den Frisen entlehnt. Feurung aber nennt der Däne Brände. Der Westfrise, der nie mit skandinavischen Völkern in Berührung gewesen, kennt das Wort auch, nämlich jeldjen, das heißt Feuer anmachen, anzünden, Feuer fangen, und conjeldjen, entbrennen, in Flammen ausbrechen, doch selbst die westfrisischen Sprachgelehrten gestehen, daß ihnen „de oorsprong van dit woord nog onbekend" sei. Sie hätten aber wissen können, daß ein Zeitwort jeldjen von jeld abstammen müsse, da aber das westfrisische jeld auch Alter bedeutet, so sind sie dadurch in ihrer Forschung gestört worden. Die westfrisische Sprache sowohl als Aussprache hat im Lauf der Zeiten große Verderbnisse erfahren, und die vielen literae prostheticae sind oft große Verunstaltungen.

te ettle, vorhaben, erachten, zielen, isländisch at aetla, (sprich ungefähr wie eitla).

faugh, das englische fallow, brach, entstanden aus falgh, falg. Das frisische fialgin und das englische to fallow heißt brachen.

fearful oder *fearfu* (fearfoo), das heißt sehr, gar sehr, und ist ein Verstärkungsausdruck, wie unser grausam, fürchterlich, schrecklich u. s. w., z. B. fearful sorry, sehr sehr traurig, schrecklich traurig.

caff, Kaff, Spreu, englisch chaff, nordfrisisch Kaf, holländisch Kaf (nicht dänisch).

te call (kein westgermanisches Wort), öffentlich ausrufen, z. B. ein Brautpaar. Das Wort gehört ursprünglich dem skandinavischen Sprachkörper an — dänisch at kalde, isländisch at kalla (ungefähr wie katla gesprochen). Auch heißt es in Nordengland schimpfen, wie das nordfrisische iarg rep-an (wörtlich: arg rufen), Schimpfworte sagen, und efter rep-an, Schimpfworte nachrufen.

busky, waldig, von Busch d. i. Hölzung, z. B. in Buschmann, holländisch bosch, d. i. Wald, westfrisisch bosc und bosck, in derselben Bedeutung, französisch bois (entstanden aus bosk) und bosquet (aus bosk und der Verkleinerungssilbe et. Dieses fransche Wort gehört zu den urfränkischen Ausdrücken der französischen Sprache. Busk ist vom deutschen Busch entlehnt und danisirt.

breek, Hose, nordfrisisch Brek, Plur. Brekken, englisch breeches, auch der Holländer nennt Hose broek.

burn ist ein aus kleinen Quellen entspringendes und sich langsam durch Wiesenland windendes Flüßchen.

beck ist ein kleiner Fluß, welcher sich durch an Bergseiten gesammeltes Wasser bildet und einen reißenden Lauf hat.

deaf, taub, nordfrisisch duuf, das ist verdorben, inhaltleer, z. B. a deaf nut, eine taube Nuß, deaf corn, Korn, welches nichts in der Aehre hat, nordfrisisch duuf Achsen, d. i. taube Aehren.

easings und *evesynges*, Dachtraufe, englisch eaves, altenglisch efese, nordfrisisch Öchsen (ö lang), breitschottisch easing und easingdrap, flämisch oosdruyp.

eath und *eith*, leicht, altenglisch eath, plattdeutsch öit oder eut, d. i. leicht.

te duck oder *dook*, baden, englisch to duck, untertauchen, bücken (Imperf. daagh).

fleet-milk, abgerahmte Milch, nordfrisisch flet Maalk, fleden Maalk, englisch to fleet und nordfrisisch tu flet, tu flet-en, d. h. abrahmen, englisch fleeting, das Abrahmen (früher wohl auch Rahm) und fleeting dish, Rahmlöffel, nordfrisisch Fliatang, das ist Rahm. Der Flott (Rahm, holländisch room) soll norddeutsch sein. Von diesen Wortbildungen findet sich in der dänischen Sprache das Wort Flöde, das ist Rahm.

butter and brede sagen die Northumbrier, während die Süd-Engländer bread and butter, bread and cheese, bread and milk. Auch die Nordfrisen sagen Böther an Broad (ö kurz), das ist Butter und Brod, die Dänen ebenfalls, Smör og Bröd, woraus ihr Butterbrod (Smörrebröd) entstanden. Das dänische Butterbrod heißt eigentlich Schmeer und Brod, denn Schmeer und Fett ward wohl weiland im eigentlichen Dänemark gewöhnlich für Butter gebraucht. Der Deutsche stellt gleichfalls die Butter voran und sagt Butterbrod und in der Regel auch Butter und Brod.

disher ist einer, der Tische und hölzerne Gefäße macht, deutsch Tischer und Tischler, plattdeutsch Discher. Auch nennt der Deutsche seine Tischler Schreiner. Der Holländer sagt schrijn werker und wit-werker. Also hauptsächlich von Tischen und Schränken hat dieser Handwerker bei Deutschen, Holländern und Nordengländern seinen Namen. Der Nordfrise geht von einem ganz andern Begriffe aus und nennt ihn Snetjer, das ist Schnizer oder Schnizler. Auch der Däne sagt Snedker, welches kein ursprüngliches dänisches Wort ist, da es von schneiden (sniden) stammt, das der Däne nicht kennt. Der moderne Engländer sagt in höchst oberflächlicher Weise joiner, das ist Zusammenfüger, eine sehr unbestimmte und characterlose Benennung des englischen Tischlers.

te dole, Land abstecken, es durchs Loos vertheilen. Im gewöhnlichen aber ältern Englisch heißt dole ein Antheil, eine Feldscheide, Ackergrenze, und dool oder dole oder dole-meadow eine vielen Leuten zugehörige Wiese. Die Grenzsteine zwischen Landstücken heißen auf Nordfrisisch Dulstianer und solche Grenzen setzen heißt auf Nordfrisisch dul-in. Dieser Brauch weis't auf die uralte Zeit, als die Volksgemeinde (die nordfrisische bis zu Ende des vorigen Jahrhundert) alljährlich die Landstücke verlooßte und abmarkte. Dieses Wort dul-in und to dole hat mit theilen, dem plattdeutschen delen, nichts gemein. Das holländische doel und doelen heißt Ziel (Zielscheibe) und zielen.

Dr. **K. J. Clement.**

Die Antithese bei Victor Hugo.

Schon Schiller erkannte den antithesischen Charakter in der poetischen Sprache der Franzosen, so wie in der ganzen Form und Anlage ihres Drama.

Er schrieb dies dem Einflusse ihres Alexandriners zu.

Wir finden aber die Antithese nicht blos bei Corneille, Voltaire, wir treffen sie auch bei Prosaikern an. Fr. Wey nennt Bossurt den König der Antithese, und jener mit der antithesischen Gedankengliederung zusammen gehende syntaktische Parallelismus findet sich auch in auffallender Weise bei Buffon, in dessen Prosa man sogar hie und da Alexandrinern begegnet, wie z. B. in seinem Artikel vom Pferde: la plus noble conquête que l'homme ait jamais faite etc.

Bei den Dichtern übrigens war die Manier der Antithese so allgemein, daß schon Beaumarchais Veranlassung nahm, sie zu persifliren, und zwar in der Person seines Figaro. Im 2. Auftritt des 1. Aktes sinnt dieser über einige zu dichtende Strophen nach, und sagt bei dieser Gelegenheit:

Il me faut une opposition, une antithèse.

Er ist so glücklich eine zu finden und bringt so folgendes Couplet zu Stande:

Le vin et la paresse
Se partagent mon coeur;
Si l'une est ma maîtresse,
L'autre est mon serviteur.

Beiläufig gesagt, dünkt uns die Antithese durchaus ein mehr rhetorisches, als ein wahrhaft poetisches Element. Es ist hier natürlich nicht der Ort diese Ansicht näher zu entwickeln. Wir wollen nur auf die Thatsache hinweisen, daß sie z. B. in Vertheidigungsreden oft in der mächtigsten, ergreifendsten Wirkung ist. Zudem würde bei dem anerkannt rhetorischen Grundzug der

französischen Literatur Schiller's obige Wahrnehmung auch von diesem Gesichtspunkte aus eine neue Bestätigung erhalten.

Fassen wir aber zunächst das hier auftretende Gesetz des Gegensatzes ins Auge: so darf es uns gar nicht Wunder nehmen, die antithetische Form besonders ausgebeutet zu sehen bei einem Volke, das stolz darauf ist, die politisch-soziale Initiative zu wahren, — bei einer Nation, welche die Mission des Fortschrittes zu haben behauptet, welche durch ihre Reformen und Revolutionen in fortwährender Opposition gegen alle Stabilität ist und eine permanente Kriegserklärung gegen alle retrograden Tendenzen zum System erkoren zu haben meint.

Und so finden wir wiederum auf dem Gebiete ihrer Literatur die Antithese vorzugsweise bei kühnen Vortretern neuer Richtungen, bei rüstigen Vorkämpfern des Fortschrittes, bei allen denen, welche unbekümmert um das Vergangene eine selbstständige Richtung einschlugen und eben dadurch gegen das Bisherige meist in Opposition geriethen. Also die Reformatoren und Regeneratoren, die Vorläufer und Bahnbrecher sind es, welchen diese Form besonders zusagt. Die oben genannten Namen dürften das Gesagte zum Theil bestätigen.

Betrachten wir insbesondere Voltaire. Wir nennen beispielsweise nur seine Henriade und seinen Brutus, welche von Antithesen gradezu wimmeln; im Mahomet und Merope ist er auch nicht allzu sparsam damit gewesen. Dieses antithetische Wesen, meinen wir, war in Voltaire's Character tief begründet: seine ganze literarische Wirksamkeit war Opposition. Sein friedliches Verhalten gegen die offizielle Kirche und positive Religion, seine Angriffe auf die Gesetzgebung und Rechtspflege, seine Entrüstung über Ungerechtigkeit und Unterdrückung, sein Eifern gegen Mißbräuche und Uebelstände, ja seine Satyren gegen Personen, die in ihrer Hohlheit sich wichtig machten, oder auch solche, deren wirkliche Bedeutendheit ihm lästig war: Alles zeigt diese Färbung. Ja, käme es darauf an, etwas Absonderliches zu sagen: so könnten wir sogar seine glänzende Vertheidigung des in Marseille unschuldig geräderten Calas als einen Ausfluß dieser antithetischen Richtung ansehen, ohne deshalb die sonstigen achtbaren Motive zu beeinträchtigen. Es war eben jenes zum System gewordene Auflehnen gegen die geltenden Autoritäten auf allen Gebieten des Lebens und des Denkens, ursprünglich der ehrenwerthen Quelle einer wahrhaft liberalen Gesinnung entsprungen.

Jeder Abfall von dem Dagewesenen, jede Neuerung in dem Bisherigen, jede Emancipation von der Tradition, jedes Anstreben einer Reform ist ein Einspruch. Ja, jede freisinnige Richtung nöthigt zum Widerspruch, so lange irgendwo noch Unfreiheit herrscht. Die Reformation war ein Protest auf kirchlichem Gebiete. Das Gesetz des Gegensatzes ist übrigens viel allgemeiner als man gewöhnlich meint: unser ganzes Leben bewegt sich in Gegensätzen. —

Doch wir wollten von Viktor Hugo reden.

Es ist überflüssig bemerkbar zu machen, wie wir hier ganz in Uebereinstimmung mit dem oben Gesagten ebenfalls einen kühnen Neuerer, einen rüstigen Vorkämpfer und Bahnbrecher vor uns haben. Wenn wir nun bei diesem in gleicher Weise jenen antithetischen Grundzug nachzuweisen gedenken: so wird es nach den obigen Andeutungen nicht befremden, wenn wir eben dieser antithetischen Anlage seines Geistes einen mächtigen Einfluß auf sein ganzes Thun und Wollen zuschreiben, ja wenn wir die Kühnheit seiner literarischen Reformen ebensowohl als die Freisinnigkeit seiner Meinungen zum guten Theil auf deren Rechnung setzen.

Wir finden bei Viktor Hugo die Antithese überall: in seinen Ideen, in seinen Gefühlen, in der Anlage und Anordnung seiner Dichtungen, im sprachlichen Ausdruck, in den von ihm geschaffenen Characteren, in den Situationen, in welche er jene versetzt, und sogar in den scenischen Effekten, welche er herbeiführt.

Der Antithese, als einer stets auf einer Zweiheit beruhenden Form muß nothwendig eine entsprechende innere Denkweise zum Grunde liegen.

Würde die Frage aufgeworfen, ob vielleicht äußere Verhältnisse eine solche spaltende zweitheilige Geistesrichtung bei unserm Dichter hätten befördern können, so dürfte die politische Meinungsverschiedenheit seines Vaters und seiner Mutter genannt werden, welcher Zwiespalt bekanntlich eine Trennung der beiden Gatten herbeiführte.

Das erste bedeutsame und bewußte Auftreten des gegensätzlichen Momentes ist wohl in der 64 Seiten langen Vorrede zu seinem Cromwell (1827) zu suchen. Diese Vorrede war bekanntlich das große Manifest der jungen romantischen Schule, sie war ihr literarisch-ästhetischer Codex und speciell ihre Dramaturgie. Wir wollen die bezüglichen Stellen davon nur kurz

andeuten, ohne weitere Entwickelungen anzuknüpfen, die sich von selbst bieten.

„— — — Die Melancholie, eine Frucht des Christenthums, entsteht zugleich mit dem Geist der freien Prüfung und Forschung (esprit d'examen et de curiosité).

„Der Kontrast ist unentbehrlich zur Vermeidung der Einförmigkeit; — daher auch das Groteske, als Mittel des Kontrastes neben dem Erhabenen, eine ergiebige Quelle für die Kunst.

„Die Entstehung des Drama's (eine Verbindung von Trauerspiel und Lustspiel) ist herzuleiten aus dem Dualismus des Christenthums (sterbliche und unsterbliche Hälfte des Menschen).“ — —

Hier, meinen wir, ist der erste Anklang der Idee einer Spaltung, der erste Ausdruck jener innern Entzweiung zu erblicken. Der auf dem Gebiete der Religion nachgewiesene Gedanke wird sofort zur Entwickelung literarisch-ästhetischer Gesetze benutzt, und die Theorie vom Kontrast ist der Keim jenes spätern Antithesenthums.

Es kann hier nicht näher erörtert werden, inwieweit diese Kombination des Erhabenen mit dem Komischen vielleicht als ein ahnungsvoller, aber nicht durchgeführter Beweis zu betrachten sei, beide Elemente im Humor zu verklären, dessen Wesen ja eben ein Bewegen in den großen Gegensätzen des Idealen und Realen, eine endliche Verschmelzung und Ausgleichung beider ist. Unserm Dichter war es nicht vergönnt, sich bis zu jener sonnigen Höhe des verklärenden Humors emporzuschwingen; — er blieb im Widerspiel der Ironie befangen.

Nur noch einmal wollen wir erinnern, wie das erste Bewußtwerden derartiger Grundsätze bei Viktor Hugo zusammenging mit seinem Abfall von den literarischen Theorien, denen er bisher gehuldigt. Jener Bruch mit der Tradition war bei ihm ferner zugleich der Durchbruch freisinniger politischer Meinungen. Wie er selbst in der Vorrede zur Lucrèce Borgia den Romanticismus als den Liberalismus in der Literatur erklärt, so haben die freisinnigen Ideen auf literarischem Felde seine liberaleren Grundsätze auf politischem Gebiete angebahnt. Der romantische Standpunkt, den er da verficht, ist eben die von der Autorität emanzipirte absolute Berechtigung des dichterischen Subjektes, ganz wie wir sie bei den deutschen Romantikern finden. Er vertheidigt die Freiheit der Kunst gegen den Despotismus der Systeme. Der Dichter solle nur seiner Begeisterung folgen. „Le goût c'est la raison du génie. — — Je préfère des rai-

sons à des autorités; j'ai toujours mieux aimé des armes que des armoiries." Das ist literarischer Protestantismus.

Erinnern wir uns hier, wie bei V. Hugo die formelle Seite der Dinge stets gewaltig vorherrscht. Liegt doch des Dichters großes Verdienst zum guten Theil in seiner unbeschreiblichen Meisterschaft in der Form, und zwar ist es die sichtbare, die plastische Form, für die er eine fast sinnliche Vorliebe zeigt. Alle seine Neuerungen, seine Fortschrittstheorien, seine Reformen der ästhetisch-literarischen Gesetze gingen von der Form aus. Die Gegenstände frappiren ihn mehr von ihrer farbigen pittoresken und plastisch-formellen Seite als von ihrer ideellen. Die Dinge an sich sind ihm fast gleichgültig. Daher die mächtige Anziehungskraft, welche der bunte Schmelz, die üppig glühende Farbenpracht des Orients auf ihn ausübte (seine Orientales; — Aehnlichkeit mit Freiligrath), daher der stetig sich wiederholende Umstand, daß der Anblick einer architektonischen Masse für ihn Anlaß, Ausgangspunkt zu einer dichterischen Schöpfung wird. So war es die Begeisterung für ein Bauwerk, eine Kirche, welche seinen Roman Notre Dame de Paris veranlaßte, so sehen wir ihn die Vendômesäule und den Triumphbogen in prächtigen Oden besingen. Es war der Anblick einer Burgruine am Rhein, welcher in ihm die erste Idee zu seinen Burgraves erweckte. So üben Kirchen, Schlösser, Denkmäler, Burgen, Ruinen eine magische Anziehungskraft auf ihn. Lerminier nennt ihn deshalb den Dichter der Architektur. Die Dinge interessiren ihn zunächst durch ihre formelle, ich möchte sagen architektonische Seite, und dann erst kommt die Idee. Man beachte diese in Hugo's Wesen liegende Priorität der Form.

Wir haben also ein plastisches, materialisirendes, die Idee mehr oder weniger hintansetzendes Naturell vor uns.

Nun beruht aber die Form, die Begränzung, die Umrisse einer Sache eben mehr in ihrer Verschiedenheit von den übrigen, als in ihrer Uebereinstimmung mit den andern. Die Form ist ja eben das die Dinge aus dem All herausscheidende und gesondert, als für sich bestehend darstellende Mittel. Indem also Hugo in Folge seines Formensinnes die Gegenstände vorzugsweise in ihrer gegenseitigen Verschiedenheit sieht, wird er zum Kontrast, zur Antithese hingeführt. Noch Mancherlei läßt sich hierbei sagen. Bei Hugo's unverkennbarer Neigung zu gewaltigen Effekten mußte er bald den Gegensatz lieb gewinnen, welcher allerdings mächtigere Wirkungen hervorbringt,

als die Gleichförmigkeit und Aehnlichkeit. Ferner ist zu beachten, daß wenn die Mannigfaltigkeit mehr in der Aeußerlichkeit, in der Schale der Dinge, als in ihrem innern Kern und Wesen besteht, und Hugo nun die Dinge blos in ihrer Form (d. i. Ober- und Außenfläche) und Verschiedenheit sieht, es wohl geschehen kann, daß ihm das eigentliche Wesen der Dinge bisweilen entgeht. Er vermag nicht, sie in ihrem natürlichen Zusammenhange mit dem All zu begreifen. Eben daher sein Mangel an höherem philisophischen Ueberblick. Er ist nur auf der Antithese stehen geblieben, ohne sie dialektisch überwinden zu können.

Hiermit aber im innigsten Zusammenhange steht des Dichters Unfähigkeit in geschickt herbeigeführten Uebergängen, im allmähligen Vorbereiten und genetischen Entwickeln; alle mittleren Nüanzen und Abstufungen sind ihm gradezu unzugänglich. Und so ist ihm denn auch in solchen Fällen das Antithesenspiel eine willkommene Aushülfe: ein schroffes Gegenüberstellen dient dann als Nothbehelf.

Wir sehen, wie Alles sich vereinigt, um unsern Dichter auf den Weg der Antithese zu führen. Die Wirkung ist nicht ausgeblieben. Und so ist es dahin gekommen, daß er in den Dingen fast eben nur die gegenseitige Antithese sieht. Sein ganzer Ideengang ist antithetisch. Alle seine Gedanken nehmen unbewußt diese Form an.

Wenn bei andern Individualitäten die Ideenassoziation vorzugsweise nach dem Gesetze der Affinität erfolgt, so scheint bei Hugo's Persönlichkeit das Gesetz des Kontrastes als beinahe ausschließlich wirksam. Wir dürfen zwar nicht vergessen, daß jeder Gegensatz eben auf einer gewissen Gemeinsamkeit beruht, und so tauchen auch bei Hugo Vergleichungen auf, in denen die Aehnlichkeit der Dinge aufgezeigt wird.

Dies ist aber dann gemeiniglich ein forcirter Parallelismus zwischen Idee und Materie, der wesentlich eben auch auf eine Gegenüberstellung der Dinge hinausläuft und wobei es selten ohne einen Verstoß gegen den guten Geschmack oder den gesunden Menschenverstand abgeht. Ein so mit einseitiger Konsequenz durchgeführter Vergleich macht in seiner Starrheit fast immer die Wirkung eines Kontrastes. Die von ihm entdeckten Aehnlichkeiten sind häufig so absonderlich, daß sie dem unbefangenen Leser eher den Eindruck einer Unähnlichkeit machen. Aehnlichkeit und Unähnlichkeit finden sich bei ihm in verworrener Mischung.

Als Beleg für das Gesagte wollen wir einige Stellen anführen aus dem 6. Abschnitte jener „Conclusion," welche sich am Schlusse seiner Reisebriefe „Le Rhin" (1842) befindet.

Es handelt sich um eine Vergleichung Englands mit Spanien.

„La première chose quand on compare l'Angleterre à l'Espagne, c'est une dissemblance. En Espagne, la royauté est absolue; en Angleterre, elle est limitée."

„En y réfléchissant, on arrive à ce résultat singulier: *cette dissemblance engendre une ressemblance.* L'excès du monarchisme produit, quant à l'autorité royale, et à ne le considérer que sous ce point de vue spécial, le même résultat que l'excès du constitutionalisme. Dans l'un et l'autre cas le roi est annulé. Le roi d'Angleterre est un roi nominal comme celui d'Espagne." — — —

„Le roi d'Espagne pouvait être, sans inconvénient, de même que le roi d'Angleterre, un enfant, un mineur, un ignorant, un idiot. — — —

„Le roi d'Espagne était isolé de toute pensée et de toute action par la forme même de son autorité. La grande charte isole le roi d'Angleterre à peu près de la même façon. L'Espagne a lutté contre Louis XIV. avec un roi imbécille; l'Angleterre a lutté contre Napoléon avec un roi fou."

„Rien n'est moins libre qu'un roi d'Angleterre, si ce n'est un roi d'Espagne. — — Le parlement lie le premier, l'étiquette lie le second; et, ce sont là les ironies de l'histoire, ces deux entraves si différentes produisent dans de certains cas les mêmes effets. Quelquefois le parlement se révolte et tue le roi d'Angleterre; quelquefois l'étiquette se révolte et tue le roi d'Espagne. Parallélisme bizarre, mais incontestable, dans lequel l'échafaud de Charles I. a pour pendant le brasier de Philippe III. — — La loi salique devient inutile. En Espagne comme en Angleterre, les femmes peuvent régner. — — Il existe aussi des rapports entre les deux *peuples:* en Angleterre comme en Espagne, le fond du caractère national est fait *d'orgueil et de patience.* — — L'orgueil est vertu pour une nation; la patience est vertu pour l'individu. Avec l'orgueil on domine; avec la patience on colonise. Or, que trouvez-vous au fond de l'histoire d'Espagne comme au fond de l'histoire de la Grande-Bretagne? *Dominer et coloniser.*"

„Il existe de même des rapports entre l'excellente infanterie des deux nations, et même entre le clergé des deux peuples. En Angleterre aussi il y a un archevêque de Tolède; il s'appelle l'archevêque de Cantorbéry."

„En outre, ces deux peuples, pour ces petits détails impérieux de vie intérieure et matérielle, sont tributaires de l'Océan Le thé est pour l'Angleterre ce qu'était pour l'Espagne le cacao: l'habitude de la nation; et par conséquent, selon la conjoncture, une occasion d'alliance ou un cas de guerre."

In dieser Weise geht es nun noch ein gutes Stück fort; doch wir denken, das hier Gegebene wird hinreichen, um zu zeigen, auf welche Art Hugo die Aehnlichkeiten der Dinge auffaßt. Er sieht sie eben nur in der Aeußerlichkeit.

Wir kehren speziell zur Antithese zurück. Hugo selbst spricht unumwunden seine Vorliebe für diese Form aus, und geht darin so weit, sogar den lieben Gott zum Antithesenmacher zu stempeln. Im 26. Briefe seiner Rheinreise findet sich folgende Stelle: „Vous savez que le bon Dieu est pour moi le grand faiseur d'antithèses. Il en a fait une, et des plus complètes, en faisant Mannheim à côté de Worms. Ici la cité qui meurt, là la ville qui naît; ici le moyen-âge avec son unité si harmonieuse et si profonde, là le goût classique avec tout son ennui. Mannheim arrive, Worms s'en va, le passé est à Worms, l'avenir est à Mannheim."

Diese seine Reisebriefe sind vorzugsweise mit Antithesen angefüllt. Aber selbst die ganze Anlage seiner Werke zeigt häufig jenes kontrastirende Element. Wir erinnern an sein Gedicht Les Deux Isles, die 6. Ode im 3. Buche seiner Odes et Ballades, vom Jahre 1825. Die beiden Inseln sind Korsika und Sankt-Helena Erst erscheint die Acclamation als Ausdruck der Vergötterer Napoleons; dann aber folgt die Imprécation, und zwar denselben früheren Vergötterern in den Mund gelegt, welche mit den fürchterlichsten Verwünschungen schließt. So zeigt sich das gegensätzliche Moment häufig. Sehen wir seinen Le dernier jour d'un Condamné, so ist das ganze Buch nichts Anderes als eine geistvolle Opposition, ein dichterischer Einspruch gegen die Todesstrafe.

Wenden wir uns aber speziell seinem Theater zu, so finden wir hier in überraschender Weise eine Bestätigung dessen, was Schiller vom französischen Drama überhaupt behauptet, wenn er sagt: „Die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen, Alles stellt sich unter die Regel des Gegensatzes."

In Wahrheit, wir treffen überall bei unserm Dichter die Antithese an: in der Anordnung des Drama, in dem Gegensatze der darin auftretenden Personen, in der individuellen Entwickelung der Charaktere, und selbst in der Sprache, welche sie sprechen.

Um nur vorläufig einen flüchtigen Ueberblick der verschiedenen Dramen zu geben, so wollen wir kurz andeuten, wie seine Marion Delorme uns die sündhafte Buhlerei neben der reinen keuschen Liebe des Didier vorführt; Hernani ist ein großartiger Kampf auf Leben und Tod zwischen einem Kaiser und einem Banditen; in Le Roi s'amuse sehen wir in dem boshaften Hofnarren Triboulet zugleich einen erhabenen Vater, so wie in dem Scheusal Lucrèce Borgia die zärtlichste der Mütter; Marie Tudor zeigt uns das läuternde Feuer der göttlichen Liebe neben der sengenden Gluth der sträflichen Sinnenlust; in Angelo

sind wir Zeuge des Kampfes zwischen der Buhlerin und der rechtmäßigen Frau; in Ruy Blas erblicken wir ein Liebesverhältniß zwischen einem Lakaien und einer Königin*); in den Burgraves endlich tritt der Gegensatz zwischen Fatum und Vorsehung, die Besiegung der Blutrache durch die christliche Vergebung auf.

Indem wir jetzt beginnen, auf das Nähere einzugehen, wollen wir vorweg die gegensätzliche Form zunächst im sprachlichen Ausdruck nachweisen. Hier aber fällt es uns sogleich auf, daß die am häufigsten wiederkehrende Antithese eben nur der Ausdruck jener doppelten Natur, jenes zweitheiligen Wesens des Menschen ist, dessen erste Erkenntniß wir oben nachgewiesen haben. Es ist ein fortwährendes Variiren jenes ächt christlichen Themas, des Dualismus im Menschen: Engel und Teufel.

Wir führen einige Beispiele an.

Marion Delorme, im letzten Auftritt des 3. Aktes:

O Dieu! l'ange était un démon!

im 3. Aufritt des 5. Aktes:

Démon, d'une aile d'ange aux yeux enveloppé!

Marie Tudor, im 1. Auftritt des 2. Aktes:

Ou tes yeux sont les yeux d'un ange, ou ils sont ceux d'un démon.

und im 7. Auftritt:

„A peine ai-je été tombée aux bras du démon qui m'a perdue, que j'ai pleuré mon ange!“

Ruy Blas, im 2. Auftritt des 2. Aktes:

En même temps qu'un ange, un spectre affreux me suit.

im 5. Auftritt des 3. Aktes:

J'étais tourné vers l'ange et le démon venait.

im 3. Auftritt des 5. Aktes:

Le démon ne peut plus être sauvé par l'ange!

Les Burgraves, im 4. Auftritt des 2. Aktes:

Deux anges indulgents sur Satan inclinés!

und im 3. Auftritt des 5. Aktes:

Je suis le vieux Satan, sois l'archange vainqueur!

Wir versagen uns weitere Anführungen, und wollen in Bezug auf die sprachliche Form nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß, wenn Schiller in der „zweischenklichen Natur“

---

*) Der Grundzug des ganzen Stückes liegt in den Worten Ruy Blas', welche er an Don César richtet:
Eh bien! — moi, le laquais, — tu m'entends, — eh bien! oui,
Cet homme-là! le roi! je suis jaloux de lui!

des Alexandriners die Ursache jenes allgemeinen antithetischen Charakters sieht, mit spezieller Hinweisung auf Viktor Hugo hier hervorgehoben werden, daß dessen Alexandriner durchaus nicht mehr in die alte Zwangsjacke eingeengt ist. Bekanntlich mußte der klassische Alexandriner zwei feste Ruhepunkte haben, in der Mitte des Verses durch die Cäsur und am Ende durch einen Abschnitt in dem Sinn der Phrase, wie Boileau in seiner Art poétique vorschreibt:

Que toujours dans vos vers le sens coupant les mots
Suspende l'hémistiche, en marque le repos.

Hugo's Alexandriner aber bewegt sich freier: die Cäsur wechselt nach den jedesmaligen Forderungen des wirklichen Wohllauts, und der Sinn greift nöthigenfalls aus einem Verse in den andern über (enjambement). Diese Emancipation des Alexandriners wird allgemein André Chénier zugeschrieben, und insofern mit vollkommenem Rechte, als er jene Freiheiten gradezu als ein Recht in Anspruch nahm. Nichtbeachtungen jener früheren starren Gesetze kommen aber schon vor ihm vor. Selbst Voltaire gestattet sich bisweilen die bewegliche Cäsur, indem er das that, was die Franzosen nennen briser le vers. So findet man im 4. Auftritte des 1. Aktes seines Mahomet folgenden Vers:

Qui l'a fait roi? Qui l'a couronné? La victoire.

Auch übergreifende Verse kommen bei ihm vor. So finden wir in seinem Lobe der griechischen Heerführer folgende Stelle:

Leurs fronts sont couronnés de fleurs, que la Grèce
Aux champs de Marathon prodiguait aux vainqueurs;
C'est là leur diadème, ils ent font plus de compte
Que d'un cercle à fleurons de marquis ou de comte.

Wenden wir uns den in Hugo's Dichtungen auftretenden Personen zu, um auch in deren Zeichnung den antithetischen Grundzug nachzuweisen, so können wir uns auf einige hierher gehörige Andeutungen beziehen, welche wir bereits oben gaben, als wir seine Dramen ganz im Allgemeinen zu bezeichnen suchten.

Nicht allein, daß der Dichter mit besonderer Vorliebe zwei Personen kontrastirend einander gegenüberstellt, so legt er eben so häufig die Antithese in eine und dieselbe Person. Diese Erscheinung läßt sich bei Hugo überdies auch historisch erklären.

Man wolle sich erinnern, daß zur Zeit von Hugo's erstem dramatischen Auftreten die blassen Abstraktionen der klassischen Schule an der Tagesordnung waren. Hugo, der das Unwahre solcher Gebilde fühlte, und eingedenk des aristotelischen Satzes, man solle weder einen ganz guten noch einen ganz bösen Men-

schen zum Vorwurf des Drama wählen, hatte den trefflichen Vorsatz, jene Abstraktionen durch lebenswarme konkrete Schöpfungen zu verdrängen. Er wollte uns nicht mehr bloße Personifizirungen einseitiger Tugenden oder isolirter Laster vorführen, und so kam er dahin, einem und demselben Wesen gleichzeitig ganz entgegengesetzte Neigungen und Eigenschaften zu geben. Ein solches Zusammenbringen zweier diametraler Gegensätze in einer und derselben Person ward nun ein stehendes Motiv bei Hugo. Nur dürfte diese seine Reaktion gegen die Verirrungen der klassischen Schule ihn selbst bisweilen in die psychologische Unmöglichkeit geführt haben.

Sogar in seinen Romanen erscheinen derartige antithetische Gebilde.

Bug Jargal, der niedrige Sklav, ist ein wahrhaft idealer Charakter an Großmuth und Edelsinn. In Notre Dame de Paris sehen wir Quasimodo, das thierische Ungethüm, als Schutzengel und Gnadenbringer auftreten, das innigste Mitgefühl und die regste Dankbarkeit bei äußerster körperlicher Mißgestalt; ferner Esmaralda's Mutter, die Eingemauerte im Rolandsthurm, welche der Dichter zugleich als die zärtlichste Mutter und als eine nach Blut lechzende Hyäne gezeichnet hat.

So kehrt die antithetische Form und Anlage der Charaktere regelmäßig wieder; die einzige Verschiedenheit beruht in dem jedesmaligen Inhalte, in den den Gegensatz bedingenden Elementen in den beiden sich gegenüberstehenden Hälften. Diese beiden Bestandtheile aber sind abwechselnd moralischer, sozialer oder auch physischer Natur.

Besonders hat der Dichter den Antagonismus der moralischen und physischen Häßlichkeit ausgebeutet, und zwar so, daß auf verschiedene Weise gemeiniglich die eine ohne die andere dargestellt wird. So erscheint Lucrèce Borgia als Gegenstück zu dem oben geschilderten Quasimodo, nämlich körperliche Schönheit bei äußerster Verderbniß des Herzens, während der Glöckner von Notre Dame ein fühlendes Herz unter fast thierischer Hülle trägt. Lassen wir jetzt noch einige von Hugo's dramatischen Charakteren an uns vorübergehen, um uns von ihrer antithetischen Anlage zu überzeugen.

In Marion Delorme zeigt uns der Dichter, wie er es selbst sagt, einen Engel im Dämon. Triboulet ist bei der unglaublichsten Abscheulichkeit seines Charakters noch der mächtigsten Vaterliebe fähig.

In ganz ähnlicher Weise tritt uns Lucrèce Borgia entgegen: sie, deren Verbrechen ganz Italien in Schrecken setzen, hat noch Raum für das innigste Muttergefühl. In ihr birgt sich also, nach der obigen Andeutung, sogar ein doppelter Gegensatz.

Tisbe im Angelo zeigt uns die Vereinigung der tiefsten Leidenschaft und des strafbaren Leichtsinnes der Sitten — eine wahre aufrichtige Zuneigung bei leichtfertigem Lebenswandel, also eine Schwester der Marion.

In Ruy Blas sehen wir den edlen Mann im Lakaien, und Don Salluste zeigt uns die niedrige Seele im Edelmann.

Job endlich in den Burgraves, der Lasterhafte, der das Kain's Verbrechen begangen, zeigt das rührendste Wohlwollen für das junge Liebespaar Otbert und Régina. Hier ist nun auch des bei Hugo stehend gewordenen Typus eines gezwungenen Lustigmachers noch ganz besonders zu gedenken.

Der Grundzug dieses Charakters ist unstreitig der Gegensatz der allerempfindlichsten innern Unfreiheit unter der äußern Form der intensivesten Freiheit, unter der Maske der Fröhlichkeit. Es ist der schreiende Widerspruch der anbefohlenen Heiterkeit. Es ist, wie Habibrah in Bug Jargal selbst sagt, die Bitterkeit der mit Füßen getretenen Menschenwürde, die Thränen der Scham und der Wuth auf einem Gesichte, das zu fortwährendem Lachen verdammt ist. Nicht minder stark spricht sich Triboulet aus in Le Roi s'amuse:

> Ne vouloir, ne pouvoir, ne devoir et ne faire
> Que rire! — Quel excès d'opprobre et de misère!

(Man beachte zugleich die verrückte Cäsur und das Uebergreifen in diesen Versen.)

Ferner:

> Le droit de ne pas rire et de pleurer, s'il veut,
> Je ne l'ai pas.

Kein Augenblick gehöre ihm; wenn er einen Augenblick sich sammeln wolle, so komme der König, stoße ihn mit dem Fuße an und sage gähnend:

> Bouffon! fais-moi donc rire!

Dann heißt es weiter:

> Porter toujours en soi — — — —
> — — — — sous un rire moqueur
> Un fond de vieille haine extravasée au coeur!

Sehr charakteristisch ist auch Triboulet's Antwort, als seine Tochter ihn bittet, nicht zu weinen:

— -- Non, cela me délasse.
J'ai tant ri l'autre nuit.

Es ist überall der Kontrast zwischen der äußern Lustigkeit und dem inneren Schmerz: das Lachen auf der Lippe, die Hölle im Herzen.

Solche Lustigmacher oder bezüglich Hofnarren treten nun bei Viktor Hugo öfter auf.

Außer den obengenannten Habibrah in Bug Jargal und Triboulet in Le Roi s'amuse haben wir noch l'Angély in Marion Delorme, und in Cromwell bekommen wir deren sogar vier auf einmal: Giraff, Elespuru, Trick und Gramadoch. In den beiden letzteren Stücken jedoch bringen diese Burschen vielmehr die Antithese des gesunden Verstandes der Narren gegenüber der Narrheit der verständigen Leute zur Anschauung, und sind mehr in der Weise gehalten, wie der Narr in Shakspeare's König Lear oder in Walter Scott's Ivanhoe. Sie treten daher auch nicht in äußerer Mißgestalt auf wie Habibrah der Zwerg und Triboulet der Bucklige. Die Einführung derartiger Figuren aber ist eine unmittelbare Verwirklichung von des Dichters Theorie von der künstlerischen Berechtigung des Grotesken.

Insbesondere scheint die Zwerggestalt zugleich mit der Rolle eines Lustigmachers auf Viktor Hugo eine wahrhaft unwiderstehliche Anziehungskraft auszuüben. In seinen Reisebriefen Du Rhin schreibt er aus Heidelberg in Bezug auf die im dortigen Schloß vorgefundene Statue des Zwerges Perkeo, des Hofnarren vom Pfalzgrafen Karl Philipp:

„— — Dans la gaieté grimaçante de ce misérable il y avait nécessairement du sarcasme et du dédain. Les princes dans leur tourbillon, ne s'en apercevaient pas. Le rayonnement splendide de la cour palatine couvrait les lueurs de haine qui éclairaient par instants ce visage; mais aujourd'hui dans l'ombre de ces ruines, elles reparaissent; elles font lire distinctement la pensée secrète du bouffon. La mort, qui a passé sur ce rire, en a ôté la facétie et n'y a laissé que l'irome. — — — Rien de plus sinistre que le rire immobile. — — Ce n'est même plus le rire d'un bouffon qui se moque, c'est le ricanement d'un démon qui se venge.“

Wir sehen, des Dichters Aufmerksamkeit wird ernstlich gefesselt von dieser Antithese des äußern Lachens und der innern Bosheit, von jener Qual der fröhlichen Trauer, von jener Verzerrung des auf Befehl unterdrückten Schmerzes. Er ist tief

ergriffen von der in einer solchen anbefohlenen Heiterkeit liegenden Unsittlichkeit, von dieser permanenten Lüge eines ganzen Menschenlebens.

Wir verlassen jetzt die Betrachtung der Hugo'schen Charaktere und werfen einen Blick auf die in seinen Dramen vorkommenden Situationen, wir untersuchen die Beziehungen, in welchen die auftretenden Personen zu einander stehen.

Das durchgreifende Motiv hierbei ist, ganz allgemein gefaßt, ein kontrastirendes Gegenüberstehen zweier Personen.

Der Gegensatz zwischen beiden kann nun in ihren Gesinnungen, in ihrer äußern Lage, in ihrer gegenseitigen Stellung, in ihrem gesellschaftlichen oder in sonstigen Verhältnissen beruhen.

Es kann nicht ausbleiben, daß auch das Motiv der Liebe zur Erzielung eines derartigen Gegensatzes benutzt wird. Wir erwähnten bereits früher, wie Didier's keusche Liebe der lüsternen Buhlerin der Marion Delorme gegenübersteht. Aehnlich ist die Zusammenstellung der Marie Tudor mit Gilbert, dem Handwerker. Wir sehen hier in weiterer Verfolgung dieses Motives, wie das beseligende Feuer, der göttliche Funke der wahren Liebe zur großmüthigen Verzeihung führt, während die sträfliche Flamme der Sinnenlust die unversöhnliche Rachsucht gebiert. Dieser spezielle Kontrast wird uns im 4. Auftritt des 2. Tages vorgeführt. Die Königin ist einzig mit Rachegedanken beschäftigt, da sie von Fabiani's Liebschaft mit Jane gehört hat. Diese Untreue däucht ihr un crime suffisant pour lui faire trancher la tête. Die Großmuth, welche Gilbert für Jane zeigt, die ihn verrathen, ist daher unbegreiflich. Diese Höhe der Gesinnung, dieser Seelenadel erscheint ihr also als eine plebejische Marotte: „Je ne suis pas généreuse, moi! j'ai la rage et la haine dans le coeur — — — ces gens du peuple sont stupides! — —

Besonders kontrastirend wirkt eine solche Großmuth in unmittelbarer Gegenwart des Beleidigers. Diese Situation kehrt häufig wieder. Wir erblicken den einen Theil als den edelmüthigen Wohlthäter dessen, der ihn tödlich beleidigt, der ihn in den theuersten Gefühlen seines Herzens gekränkt und verletzt hatte. Dieses ächt christliche Motiv der Feindesliebe birgt sichtlich einen Kontrast in sich, insofern Gutes geübt wird in einem Falle, wo nach den Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens und nach dem Maßstabe der alltäglichen Mittelmäßigkeit nur Böses erwartet werden konnte.

In dieser Weise steht der Handwerker Gilbert, der Hintergangene, vor Jane, welche die Treue gegen ihn gebrochen. Welches ist die Genugthuung, die er für seine Kränkung fordert? Er verlangt von der Königin, daß Jane, die von ihm auferzogene unbekannte Waise, als Tochter des enthaupteten Lord Talbot anerkannt, in ihr rechtmäßiges Erbe eingesetzt und mit dem Grafen Fabiani, ihrem Verführer, vermählt werde. Um diesen Preis stellt er sein Leben zur Verfügung der Königin, welche dessen zur Ausführung ihrer Racheplane bedarf. Il mourra de la mort qu'on voudra. Jane steht vernichtet von so viel Großmuth: überwältigt von Verehrung und von tödtlicher Betrübniß ergriffen, ruft sie aus: O Gilbert! vous êtes plus qu'un ange, car vous avez tout à la fois la vertu d'un ange et les passions d'un homme!

Und später im Gefängnisse, wohin Jane, die von ihrer Verirrung völlig zurückgekommen ist, sich begeben hat, um Gilbert zu retten, sehen wir eine ähnliche Szene. Jane bittet Gilbert um die einzige Gunst, sich durch sie retten zu lassen; sie verlange weiter Nichts, nicht einmal seine Verzeihung, noch viel weniger vermesse sie sich, ihre Wünsche bis zu seinem Besitz zu erheben. Aber Gilbert fällt ihr zu Füßen mit den Worten: Tu es un ange, tu es ma femme, worauf Jane antwortet: Tu ne pardonnes donc que comme Dieu, en purifiant?

Eine gleiche Wechselbeziehung finden wir in Angelo zwischen Rodolfo und Tisbe. Hier ist letztere die großmüthige Verzeiherin, verzeihend bis zum Tode durch die Hand des Geliebten, der eine Andere liebt! — Für Rodolfo, den sie selbst über Alles liebt (sie sagt: voilà six mois que je fais de ton regard ma vie, de ton sourire ma joie, de ton souffle mon âme!), für Rodolfo hat sie Catarina gerettet, welche den Tyrann Angelo zum Tode verurtheilt hatte. Rodolfo wähnt im Gegentheil die Gerettete gemordet durch Tisbe's Hülfe, er stößt ihr den Dolch in's Herz, da vernimmt er die Stimme der Todtgeglaubten. Auf seine Frage, durch wen Catarina gerettet worden, antwortet Tisbe, welche tödtlich getroffen zusammensinkt: Par moi, pour toi! und stirbt. Welche Beredsamkeit in diesen wenigen Worten! —

In ähnlicher Weise spricht der sterbende Ruy Blas zur Königin:

Vous me maudissez, et moi je vous bénis.

Wie sich die Liebe bei unserm Dichter gern mit der Großmuth vermählt, so begegnen wir auch häufig bei ihm einer groß-

artigen Ritterlichkeit, welche übrigens in Hugo's eignem Charakter begründet ist, wie dies mehrfach nachgewiesen werden kann. Aber auch hier müssen wir nochmals erinnern, wie ein solches Extrem der Ehrenhaftigkeit, ein so lebhaftes point d'honneur, ein an's Unglaubliche gränzender Edelmuth immer wieder eine Antithese bringt. Es ist eine chevalereske Variation auf das christliche Thema: auf seines Feindes Haupt glühende Kohlen sammeln — es ist der Kontrast der Vergeltung des Bösen durch Gutes, der Beleidigte zeigt sich als Wohlthäter, als Beschützer des Beleidigers. Und so erkennen wir das schon oben nachgewiesene Motiv wieder von der Vereinigung zweier Gegensätze in einer und derselben Person.

Diesem ritterlichen Wesen mußten spanische Sujets besonders zusagen. So zeigt auch der Cid des Corneille solche kastillanische Ehrenhaftigkeit, wie sie uns Hugo's Hernani bringt. Wir erinnern an den 2. Akt dieses Stückes. Hernani hat geschworen, Rache zu nehmen an Don Carlos, dessen Vater Hernani's Vater hat hinrichten lassen. Der König ist von Hernani's Leuten umringt. Da er jedoch nicht zu bewegen ist, sich zur Wehr zu setzen, so läßt Hernani ihn entwischen und wirft ihm noch den eignen Mantel über die Schultern, mit den Worten:

— — — Fuis, et prends ce manteau:
Car, dans nos rangs, pour toi, je crains quelque couteau.

In nicht minder großartiger Weise zeigt sich die kastillanische Gastfreundschaft Der greise Don Ruy Gomez de Silva findet seine Braut Donna Sol in den Armen Hernani's, des Räubers, auf dessen Kopf der König einen Preis von tausend Carolusd'or gesetzt hat. Ohne ihn zu kennen, hat er ihm, der unter dem Gewande eines Pilgers um Einlaß gebeten, Aufnahme gewährt, und so bricht er jetzt in die Worte aus:

Voilà donc le paiment de l'hospitalité!

In diesem Augenblicke erschallen Trompeten: der Herold des Königs verlangt Einlaß in die Burg. Gomez verbirgt Hernani in einem Schlupfwinkel, welcher hinter seinem eignen Bildniß in der Familiengallerie angebracht ist. Unter Drohungen und Vorwürfen tritt der König mit zahlreichem Gefolge auf und verlangt die Auslieferung des Banditen:

Je veux sa tête ou bien la tienne.

Mit tiefer Verbeugung antwortet Gomez:

Vous serez satisfait.

Auf des Königs weiteres heftiges Drängen zeigt Gomez ihm nach einander die Reihe der Familienbildnisse, und fügt bei jedem eine kurze Schilderung der Großthaten seines Vorfahren hinzu. Des Königs Ungeduld steigt immer höher. Zuletzt, bei dem eignen Bildniß angekommen, fragt Gomez den König, ob von ihm einst gesagt werden solle:

Ce dernier, digne fils d'une race si haute
Fut un traître, et vendit la tête de son hôte.

Vergebens droht der König in seinem Zorn. Gomez bietet das eigne Haupt. Dies nimmt nun zwar der König nicht an, aber er entführt die (von ihm geliebte) Nichte und Braut des würdigen Greises, Donna Sol, als Geißel. Gomez schwankt nur einen einzigen Augenblick, ermannt sich aber sogleich wieder und sagt:

Prends-la donc, et laisse-moi l'honneur.

Ein solcher Seelenadel kann sich auch als Todesverachtung zeigen. Don Carlos steht im 4. Akt als Kaiser Karl V. den Verschworenen gegenüber, deren hochverrätherische Anschläge er selbst mit angehört, da er in die Gruft Karl's des Großen hinabgestiegen war. Er will von ihnen nur die Herzöge und Grafen gefangen nehmen und die Uebrigen laufen lassen. Ein neuer Hoffnungsschimmer für die für ihren Hernani zitternde Donna Sol. Aber dieser tritt hervor:

Je prétends qu'on me compte!

Der Geächtete gibt sich nun als Herzog mit allen seinen Titeln zu erkennen, er setzt den Hut auf und sagt dabei in jener etwas gar zu volltönenden spanischen Weise:

Couvrons-nous, grands d'Espagne. Oui, nos têtes, ô roi,
Ont le droit de tomber couvertes devant toi!

und zuletzt:

Et si vos échafauds sont petits, changez-les,

Aber auch Don Carlos steht ihm an Größe nicht nach. Mit Hindeutung auf die (von ihm selbst geliebte) Donna Sol sagt er, zu Hernani gewendet:

Duc! voilà ton épouse!

Woher kommt diese ächt königliche Regung, diese plötzliche Sinnesänderung? Er hat sich an den Stufen der Gruft Karl's des Großen Raths erholt.

Je t'ai crié: Par où faut-il que je commence?
Et tu m'as répondu: Mon fils, par la clémence!

Diese entsagende Großmuth des Kaisers steht um so höher, als seine entsagende Liebe zu Donna Sol keineswegs erloschen

ist. Denn als er dem knieenden Hernani den Ritterschlag gibt, und sein eignes goldnes Vließ vom Halse nimmt, um es diesem umzuhängen, spricht er die Worte:

Mais tu l'as, le plus doux et le plus beau collier!
Celui que je n'ai pas, qui manque au rang suprême,
Les deux bras d'une femme aimée et qui vous aime!
Ah! tu vas être heureux; moi, je suis empereur.

Der Kaiser müsse sein wie der Adler im Reichswappen, der an der Stelle des Herzens ein heraldisches Schild trage. Es war vorhin dem Hernani ein Leichtes, den ihm drohenden Tode zu entgehen und sich das Leben zu erhalten. Er that es nicht, und dies eben bildet den Kontrast zu der Mittelmäßigkeit des Alltagslebens, welche ängstlich dem zu entgehen strebt, was hier geflissentlich aufgesucht wird, und sehnlich das herbeiwünscht, was hier verschmäht wird. In ähnlicher Weise weis't Saverny in Marion Delorme die ihm gebotene Rettung von sich. Sein Onkel hat den Schließer bestochen, welcher zu ihm sagt:

Monseigneur, à vous deux mots, de grâce.

Saverny, mit seiner unvertilgbaren guten Laune, die ihn auch Angesichts des Todes nicht verläßt, antwortet: Quatre.

Jener fragt ihn, ob er fliehen wolle. Natürlich ergreift der Gefangene diese Aussicht mit freudiger Hast: was ihm aber dabei am meisten Spaß macht, ist, daß er dem Kardinal (Richelieu) zum Trotz nun doch noch wieder auf den Ball gehen könne. Schnell fügt er hinzu:

A propos, c'est pour tous deux, je pense?

Als der Schließer ihm aber bestimmt bedeutet, daß er nur einen zu retten vermöge, zeigt er auf Didier und sagt in edler Weise:

— — — Alors, écoutez
Voilà celui qu'il faut sauver.

Und auf des Schließers Entgegnung, das dies nicht angehe:

Est-ce dit? en ce cas, préparez deux linceuls.

Daß Didier seinerseits ebensowenig die ihm durch Marion's Vermittlung gebotene Möglichkeit zur Flucht benutzt, ist weiter unten angedeutet. Auch Gennaro (in Lucrèce Borgia) zeigt sich groß. Nicht allein, daß er sofort sich als den Schuldigen zu erkennen gibt, als der Herzog ihm gesagt, daß er den Urheber der an seinem Hause verübten Beschimpfung (Verwandlung der Aufschrift Borgia in Orgia) suche: so ist er so skrupulös in seinem Ehrgefühle, daß er erst, nachdem der Herzog ihm verziehen hat, diesem erzählt, daß er einst dessen Vater bei der Erstürmung

von Faenza das Leben gerettet habe, da er durch eine solche Mittheilung nicht habe bestimmend auf des Herzogs Entschluß einwirken und seine Begnadigung veranlassen wollen.

Schon oben wurde angedeutet, wie bei unserm Dichter das sociale Element seinen Weg findet in dem auftretenden Kontrast. Die Höhendifferenz der gesellschaftlichen Stellung wird zur Verstärkung des Gegensatzes benutzt. Es ist speziell der Kontrast des Seelenadels ohne den Geburtsadel und umgekehrt. Wir bewunderten bereits des schlichten Handwerkers Gilbert Edelsinn und Großherzigkeit neben der Engherzigkeit und leidenschaftlichen Rachsucht der Königin Marie Tudor.

Denselben Effekt bringt die Zusammenstellung des Königs und des Räubers in Hernani hervor. Donna Sol spricht diesen Gedanken aus:

Ah! qu' Hernani vaut mieux cent fois! Roi, je proclame
Que si l'homme naissait où le place son ame,
Si le coeur seul faisait le brigand et le roi,
A lui serait le sceptre et le poignard à toi.

Noch mehr tritt dieses Motiv im Ruy Blas hervor, wo der Dichter unverkennbar die Berechtigung des Plebejers predigt. Der Dichter hat ihn ungemein groß und edel gezeichnet. Er, als Lakai geboren, ist an Geist und Herz auch den Höchstgestellten überlegen. Ihm gegenüber steht der hochgeborne Don Salluste ein niedriger Charakter, egoistisch, hämisch, rachsüchtig, teuflisch. In der dritten Szene des 5. Aktes spricht Ruy Blas zu ihm:

J'ai l'habit d'un laquais, et vous en avez l'âme.

Ebenso kontrastirend wirkt die 27. Szene des 3. Aktes. Es ist eine Sitzung des Ministerrathes (Despacho Universal) im Regierungssaale des königlichen Schlosses zu Madrid vorgestellt. Die Räthe der Krone zeigen den schnödesten Eigennutz. Da tritt unerwartet Ruy Blas, der frühere Lakai, jetzt Herzog von Olmedo, unter sie und züchtigt die vornehmen Herren mit einer donnernden Anrede; mit ehrenvoller Entrüstung hält er ihnen ihre schmachvolle Erbärmlichkeit vor und zeigt ihnen die unausbleibliche Wirkung davon: das von ihnen ausgesogene blutschwitzende Volk.

Als eine besondere konkrete Ausbeutung dieses kontrastirenden Gegenüberstehens zweier Personen zeigt sich ferner eine hartherzige Gefühllosigkeit des einen Theiles gegenüber dem Gnadeflehen des andern Theiles, kalte Grausamkeit gegenüber der ban=

gen Seelenangst. Dieser Gegensatz steigert sich bisweilen so sehr, daß wir dann den Henker und sein Opfer einander gegenüber stehen sehen.

Eine sehr wirkungsvolle Entfaltung dieses Motives findet sich in der letzten Szene von Marie Tudor. Die selbstsüchtige Einseitigkeit und fürchterliche Engherzigkeit der Königin zeigt sich da in ihrer ganzen, Schrecken erregenden Schroffheit. Lachend erzählt sie der erschrockenen Jane, während das Läuten der Sterbeglocke die bevorstehende Hinrichtung verkündigt, daß das blutdürstige Volk, welches die Hinrichtung des Günstlings Fabiani verlangt, angeführt sei, und daß Gilbert statt des Fabiani zur Hinrichtung geführt werde. Da bricht Jane mit dem Geständniß hervor, daß Gilbert der Gegenstand ihrer Liebe sei, und beschwört fußfällig die Königin, ihn zu retten — sie wolle gern selbst an Gilbert's Stelle sterben und der Königin könne dies gleich gelten. Zugleich gibt sie die Mittel an, wie der Befehl zur Aufschiebung der Hinrichtung noch füglich zur rechten Zeit hinbefördert werden könne. Durch die rührende Beredsamkeit des brechenden Herzens, welche Jane hier entwickelt, wird die Königin erweicht, so weit nämlich ein durch und durch selbstsüchtiges Herz es werden kann. Sie versichert in ihrer Art, wie leid ihr dies thue, und spricht dabei die absoluteste Nichtachtung des Menschenlebens aus, indem sie sagt: „Il semble qu'on aurait pu en prendre un autre, Tyrconnel, par exemple; mais il est trop connu, il fallait un homme obscur. On n'avait que celui-là sous la main. — Oh, mon Dieu! il y a de ces fatalités-là. On se trouve pris. On n'y peut rien." — — Die Rettung dünkt ihr aber viel zu umständlich, ja unmöglich, weil dann Fabiani's Leben auf's Neue bedroht sei. Schließlich räth sie der Jane: Ne songe plus à ce Gilbert, Jane! c'est fini. Résigne-toi! — Jane aber ist über diese fühllose Sprache im Innersten empört und droht das Volk aufzuwiegeln, indem sie ihm verkünde, wie es hintergangen worden. Da ergrimmt die Königin und bricht in die schnöden Worte aus: Que m'importe ton amant? Est-ce que toutes les filles d'Angleterre vont venir me demander comp'e de leurs amants, maintenant! Pardieu! je sauve le mien comme je peux et aux dépens de qui se trouve là. Veillez sur les vôtres!

Hier ist auch der unerbittlichen Unerschütterlichkeit des gefangenen Didier zu gedenken bei den flehentlichen Beschwörungen der Marion Delorme, welche ihn um Alles in der Welt

retten möchte. Er empfängt sie kalt und antwortet mit bittern Vorwürfen, ohne daß die ergreifende Sprache der höchsten Seelenbangigkeit Eindruck auf ihn machte. Die Aermste windet sich verzweiflungsvoll zu seinen Füßen:

Oh! tout cela me tue, et j'ai le coeur brisé.

Und dann sagt sie mit liebevollem Drängen:

Tout ce que tu voudras, tu le diras après.

Mit der erschütternden Beredtsamkeit der rührendsten Liebe stürmt sie weiter auf ihn ein; sie habe früher sich in alle seine Wünsche gefügt, habe nie selbst Etwas begehrt:

Mais aujourd'hui cédez! — Il y va de vos jours.

Didier stößt sie von sich; sie fährt fort:

Mon front sur vos genoux ne vous fait pas de mal!
J'ai couru pour venir; je suis bien fatiguée.

Da er stumm bleibt, bittet sie ihn:

Parle-moi, voyons, parle, appelle-moi: Marie! . . .

Da spricht Didier die furchtbaren Worte:

Marie, ou Marion?

(Marion hatte nämlich ihren leider allzubekannten Namen dem Geliebten auf's Sorgfältigste zu verbergen gesucht. Eben weil er ihn dennoch erfahren, empfängt er sie mit jener eisigen Kälte.)

Da stürzt die Aermste zusammen und ruft aus:

Didier, soyez clément!

Er aber überhäuft sie mit den entsetzlichsten Vorwürfen. Marion zeigt die unbedingteste Resignation:

Vous m'avez réprouvée et maudite, et c'est bien.

Er solle nur fliehen.

Repousse-moi du pied, marche sur moi; — mais fuis!

Worauf Didier entgegnet:

Fuir! qui fuir? Il n'est rien que j'aie à fuir au monde
Hors vous, — et je vous fuis, — et la tombe est profonde.

Marion beharrt in ihrer Unterwürfigkeit, die sich hier auf's Höchste steigert:

Oh! dis, viens, viens! veux-tu que je sois ta servante?
Veux-tu me prendre, avec mes crimes expiés,
Pour avoir quelque-chose à fouler sous tes pieds?
Celle que tu daignas nommer aux jours d'épreuve
Epouse . . .

Didier wiederholt: Epouse! — Da ertönt der verhängnißvolle Kanonenschuß, welcher die Ankunft des Kardinal Richelieu im Gefängnißhofe verkündet und alle Aussicht auf Flucht benimmt. Darum sagt Didier zu Marion:

Allons, voici qui vous fait veuve.

In dem vorhergehenden 4. Akte steht Marion Gnade flehend dem König Ludwig XIII. gegenüber. Auch hier ist ihre Ansprache voll der ergreifendsten Naturwahrheit und des tiefsten Gefühles. Wir hören die rührendsten Ausbrüche der Bekümmerniß, die volle Naivität des höchsten Seelenschmerzes, welche dem apathischen Wesen der königlichen Majestät gegenüber von mächtiger Wirkung ist. Sie sagt da unter Anderm:

— — — Je ne sais pas, moi femme,
Comment on parle aux rois. Pleurer peut-être est mal;
Mais c'est un monstre enfin que votre cardinal!
Pourquoi leur en veut-il? qu'ont-ils fait? il n'a même
Jamais vu mon Didier. — Hélas, qui l'a vu, l'aime.
— — — — — Ah! c'est horrible! — O ciel!
Vous ne le voudrez pas! — Ah! femmes que nous sommes,
Nous ne savons pas bien parler comme les hommes,
Nous n'avons que des pleurs, des cris, et des génoux
Que le regard d'un roi ploie et brise sous nous!
Ils ont eu tort, c'est vrai! — Si leur faute vous blesse,
Tenez, pardonnez-leur. Vous savez? la jeunesse!
Mon Dieu! les jeunes gens savent-ils ce qu'ils font?
— — — — — — —
Les choses tous les jours se passent de la sorte;
Chacun de ces messieurs le sait. Demandez-leur,
Sire. — N'est-ce pas, Messieurs? — Ah Dieu! l'affreux malheur!
Dire que vous pouvez d'un mot sauver deux têtes!
Oh, je vous aimerai, Sire, si vous le faites!
Grâce, grâce! — Oh, mon Dieu! si je savais parler,
Vous verriez, vous diriez: il faut la consoler,
C'est une pauvre enfant, son Didier c'est son âme . . . —
J'étouffe. Ayez pitié!

Sie fährt dann fort:

Majesté, vous avez une mère, une femme,
Un fils, quelqu'un enfin que vous aimez dans l'âme,
Un frère, Sire! — Eh bien! pitié pour une soeur!

Worauf der König:

Un frère! non, Madame . . . Ah! si fait. J'ai Monsieur.

Im weitern Verlauf der Szene läßt sich der König erweichen. Er vergießt selbst eine Thräne; aber

Pour ne pas défaillir il faut qu'un roi s'observe.
— — — — — —
Aujourd'hui pas de grâce! hier j'ai trop péché.

Am Schluß des Stückes erscheint Marion noch ein drittes Mal als Bittende. Als die von 80 Mann getragene, mit scharlachrothen Vorhängen verschlossene Riesensänfte des Kardinals unter dem Murren des Volkes langsam über die Bühne weg-

schreitet, schleppt Marion sich auf den Händen hin und die Arme ringend, fleht sie um Gnade. Aber aus der Senfte schallen die Worte:

Pas de grâce!

Wir erwähnten schon oben, daß das Motiv des unerhört bleibenden Gnadeflehens bisweilen noch gesteigert wird. Bereits in den gegebenen Beispielen erblickten wir den Flehenden auf der Folter der höchsten Seelenpein. Diese Situation nun kehrt sehr häufig wieder. Es ist immer wieder der durch Gegenüberstellung zweier entgegengesetzter Charaktere gebotene Kontrast. Meist sind diese Personen die beiden Pole oder Anklagepunkte des Stücks, welche als Repräsentanten der entgegengesetzten Elemente figuriren. Dieser Kontrast wird nun nach seiner ergreifendsten Seite ausgebeutet; es ist der Gipfelpunkt der antithetischen Situation, zur Bewirkung einer Folter und bezüglich Vernichtung des einen Theils durch den andern verwendet. Demzufolge sind diese beiden Personen so gehalten, daß die eine als handelnd, die andere als leidend erscheine: Unterdrücker und Unterdrückter.

Gewöhnlich endet die Situation mit dem physischen oder moralischen Unterliegen des Einen, so daß uns dann ein leiblicher oder geistiger Todeskampf vorgeführt wird. Wir hören das Wimmern und Todesröcheln des Opfers unter den zerfleischenden Krallen des Henkers. Im Verlauf dieser Agonie geschieht es sehr häufig, daß das Opfer, schon aus einer Todeswunde blutend, unter dem über ihm schwebenden Henkerbeil sich emporrichtet gegen seinen Würger, um ihn mit einer Fluth von Vorwürfen zu überschütten über das zum Himmel schreiende Unrecht. Der sich krümmende, in Todeszuckungen verendende Wurm richtet sich auf unter dem ihn zertretenden Fuße. Es ist die Empörung, das Sich-Auflehnen gegen die unerhörte Ungerechtigkeit. Wir hören die der Todesangst ausgepreßte Beredsamkeit: — es ist die muthige Unerschrockenheit des Sterbenden, welche spricht.

Wir wollen im Folgenden noch einige derartige Situationen aus den Dramen unsers Dichters vorführen. Wir erinnern zunächst an die 2. Szene des 3. Theiles der Burggrafen. Guanhumra, die Zigeunerin, gibt sich dem greisen Burgherrn Job als diejenige zu erkennen, deren Geliebten (seinen eigenen Bruder) er einst getödtet, und welche er als Sklavin verkauft habe. Zugleich benachrichtigt sie ihn, daß der von ihm so väterlich geliebte Otbert sein eigenes Kind sei, das ihm vor Zeiten geraubt

worden. Diesen Jüngling nun habe sie zu ihrem Rächer ausersehen: der Sohn werde den Vater erdolchen. Schaudernd bebt der Greis zurück: er kann es nicht glauben, Otbert sei rein und edel und einer solchen Unthat gänzlich unfähig. Aber Guanhumara hat zu gut ihre Vorkehrungen getroffen: Regina, Otbert's Geliebte, ist durch einen von der Alten bereiteten Trank in einen Schlaf versunken, aus welchem diese allein sie zu erwecken vermag, und aus welchem sie sie nur erwecken wird, wenn Otbert den greisen Job tödtet. Letzterer bittet:

Mourir n'est rien. Prends-moi, prends mes jours, prends mon sang,
Mais ne fais pas commettre un crime à l'innocent!

Er schließt sein Flehen mit den Worten:

Oh! si tu sens un coeur battre dans ta poitrine! . . .

Sie ist unerbittlich:

Un coeur? je n'en ai plus; tu me l'as arraché.
— — — — Le frère ici tua le frère
Le fils ici tûra le père.

Job schleppt sich auf den Knieen mit gefalteten Händen vor Guanhumara:

accorde une autre mort!

Die einzige Vergünstigung, die sie gestattet, ist, daß Job, von einem Schleier bedeckt, von Otbert's Dolch getroffen werden soll. Nun folgt die gräßliche 3. Szene, in welcher Job, obschon er schließlich nicht getödtet wird, doch zehnfache Todesqual erleidet. Otbert tritt auf. Er betastet in der Finsterniß den verschleierten Greis und fleht ihn an:

Un seul mot de pardon, vieillard! mon coeur se fend!
Rien qu'un seul mot!

Bei diesen Worten vermag Job nicht an sich zu halten: er springt auf, wirft den Schleier von sich, schließt Otbert in seine Arme und gibt ihm den Segen. Da Otbert gegen ihn nun nicht den Dolch erheben will, so ruft der Greis selbst ihm Régina's Bild in's Gedächtniß:

sauve-la!

Jetzt gibt es einen ergreifenden Auftritt. Otbert wird an sich selbst irre und fragt:

Vous croyez qu'il faut que je la sauve?

Job zeigt ihm, wie hier gar nicht zu schwanken sei zwischen ihm, dem alten lebenssatten Verbrecher, und Regina, der jungen, reinen, tugendhaften. Ein fürchterlicher Gedanke befällt Otbert:

Si j'étais cet enfant? si vous étiez mon père?
Je sens là quelquechose . . .

Job, in der höchsten Seelenangst, versichert ihm, daß er nicht sein Kind sei. Aber Otbert wiederholt:

Monseigneur! Monseigneur! si j'étais votre enfant!

Herzbrechend ist Job's neue Gegenrede:

Toi mon fils! — ne fais pas ce rêve! — Je te jure . . .
Otbert, mon bien-aimé, non, tu n'es pas mon fils!

Aus der Dunkelheit läßt sich Guanhumara's Stimme vernehmen, welche auf Eile dringt. Regina's Leben ist bedroht. Da nachtet es in Otbert's Seele.

Je me sens ivre et fou! dans ce lieu détesté
— — — — — — — — — —
Les miasmes du meurtre à la tête me montent!
L'air qu'ici l'on respire est un air malfaisant.
Est-ce que ce vieux mur veut boire encor du sang?

Job selbst gibt ihm den Dolch in die Hand mit den Worten:

— — — Je fus impie.
Je suis le vieux Satan, sois l'archange vainqueur!
— — — — — — —
Je le tuai! c'était mon frère!

Als Otbert nun den Arm erhebt, fühlt er sich zurückgehalten von dem Kaiser, welcher sich unbemerkt genähert und mit den Worten einfällt:

C'était moi.

Barbarossa ist der todtgeglaubte Bruder Job's und der Geliebte der Guanhumara.

Ein frappantes Gegenstück hierzu liefert die Schlußszene von Lucrèce Borgia.

Gennaro spricht zu ihr: C'est à dire que vous allez mourir, madame! und nimmt ein Messer vom Tische. Faites votre prière, herrscht er sie an, et faites-la courte, madame. Je suis empoisonné. Je n'ai pas le temps d'attendre. Dieser Gedanke ist ihr eben so neu als gräßlich: Bah! cela ne se peut. Ah bien oui! Gennaro me tuer! Est-ce que cela est possible! — Er drängt. — Attendez! Gennaro! J'ai quelque chose à vous dire! Und nun theilt sie ihm mit, daß Jean Borgia, Herzog von Gandia, sein Vater sei. Gennaro hält Lukrezia sonach für seine Tante, also für eine Mitschuldige an dem Tode seines Vaters und dem Unglück seiner Mutter: ein Grund mehr, an ihr Rache zu nehmen. Lukrezia denkt nicht mehr an sich, sondern nur an ihn: Gennaro! par pitié pour toi! Tu es innocent encore! Ne commets pas ce crime! — Er beharrt. — Noch einmal versucht sie ihre Beredsamkeit: C'est impossible. Je veux te sauver de toi-

même. — — Ecoute-moi, tu me tueras après si tu veux. Er müsse ihr durchaus Zeit lassen, in sich zu gehen und ihre Sünden zu bereuen. Sie wolle in ein Kloster gehen. Wenn nun Jemand zu ihm sagte: Cette malheureuse femme s'est fait raser la tête, elle couche dans la cendre, elle creuse sa fosse de ses mains, elle prie Dieu nuit et jour, non pour elle, qui en auroit besoin cependant, mais pour toi, qui peux t'en passer; elle fait tout cela, cette femme, pour que tu abaisses un jour sur sa tête un regard de miséricorde, pour que tu laisses tomber une larme sur toutes les plaies vives de son coeur et de son âme, pour que tu ne lui dises plus, comme tu viens de le faire, avec cette voix plus sévère que celle du jugement dernier: Vous êtes Lucrèce Borgia! si l'on te disait cela, Gennaro, est-ce que tu aurais le coeur de la repousser? Oh, grâce, ne me tue pas, mon Gennaro! Vivons tous les deux, toi pour me pardonner, moi pour me repentir!

Gennaro wird in seinem Entschlusse schwankend; schon will Lukrezia zu seinen Füßen Dankesthränen vergießen: da hört man Maffio, Gennaro's Busenfreund, welcher, von Lukrezia vergiftet, mit gebrochener Stimme ruft:

Gennaro! je meurs! venge-moi!

Gennaro hebt den Arm. Encore un mot! ruft sie. Aber ein dreimaliges Nein ist seine Antwort, und der verhängnißvolle Stoß wird geführt. Mit den Worten: Ah! . . . tu m'as tuée! — Gennaro! je suis ta mère! sinkt sie zusammen.

Die Familienähnlichkeit dieser Szene mit der obigen aus den Burggrafen ist unverkennbar. Man beachte, wie dieses dramatische Motiv die höchste Potenz der Antithese ist: der Sohn der Mörder seines Vaters oder seiner Mutter.

Auch in den übrigen Dramen Hugo's erblicken wir mehrfach ein zu Tode geängstigtes Schlachtopfer, welches von einem fühllosen Barbaren hingewürgt wird. So in Angelo, Tyran de Padoue, die 8. Szene im 1. Theile des 3. Tages, eine Szene, welche Shakspeare'sche Anklänge zeigt, indem sie an die Erwürgung Desdemona's durch Othello erinnert. In der vorausgegangenen 4. Szene hat Angelo kaltblütig seiner Gemahlin Catarina angekündigt, daß sie sterben müsse, es sei denn, daß sie ihm den Namen des Mannes (Rodolfo) nenne, welcher in ihrem Zimmer gewesen ist. „L'échafaud pour lui, le couvent pour vous, cela suffira. Décidez-vous." Er hat ihr dann eine Stunde Bedenkzeit gelassen. Nun wiederholt er seine Frage,

ob sie den Namen jenes Mannes nennen wolle. Mit edlem Muthe, mit stolzer Festigkeit antwortet sie: Je n'y ai pas pensé seulement un instant, monsieur! — Jetzt folgt ein heftiger Erguß über das traurige Loos der Frau, wie es unsere gesellschaftlichen Institutionen mit sich bringen. Mit beredten Worten schildert sie die unterdrückte unglückliche Stellung der Frauen gegenüber der in jeder Hinsicht bevorzugten des Mannes, dem Alles gestattet ist. Sie beginnt mit Ruhe, aber edler Entrüstung; „— — Coupable? Non, je ne le suis pas; pas comme vous le croyez du moins. Mais je ne descendrai pas à ma justifier. — — Tenez, vraiment, je vous méprise! Vous m'avez épousée pour mon argent. — — Vous avez dit: Cela rapporte cent mille ducats par an, prenons cette fille. Et quelle vie ai-je eue avec vous depuis cinq ans? dites! Vous ne m'aimez pas. Vous êtes jaloux cependant. Vous me tenez en prison. Vous, vous avez des maîtresses, cela vous est permis. Tout est permis aux hommes. Das Recht und die Kraft seien auf Seite des Mannes, der sich zu Allem berechtigt hält, auch zu der fürchterlichsten Bestrafung des kleinsten Fehltrittes der Frau, den er doch selbst verschuldet durch Härte, Lieblosigkeit, Vernachlässigung. Sie fährt fort: Eh bien oui, monsieur, j'ai aimé avant de vous connaître un homme, que j'aime encore. Vous me tuez pour cela; si vous avez ce droit-là, il faut convenir que c'est un horrible temps que le nôtre. — — Vous me jugez, vous me condamnez, et vous m'exécutez! Dans l'ombre. En secret. Par le poison. Vous avez la force. — C'est lâche. — — — C'est une bien odieuse république que celle où un homme peut marcher impunément sur une malheureuse femme, comme vous faites, monsieur! et où les autres hommes lui disent: Tu fais bien.

Auch an Tisbe richtet sie ihre Vorwürfe. Als aber Angelo immer mehr in sie dringt, ein Ende zu machen, da bittet sie um Tisbe's Fürsprache. Vous lui direz que ce qu'il fait est horrible. Moi, c'est tout simple que je dise cela. Mais vous, cela fera plus d'effet. Il suffit quelquefois d'un mot dit par une femme étrangère pour ramener un homme à la raison. Si je vous ai offensée tout á l'heure, pardonnez-le-moi, Madame. In dieser erschütternden Sprache der Todesangst fährt sie fort: „Je n'ai pas honte de n'être qu'une femme bien faible et dont il faudrait avoir pitié. Je pleure parceque la mort me fait peur. Ce n'est pas ma faute. Der unerbittliche Angelo zeigt ihr das

Gift und fragt sie: Voules-vous? Madame. — Sie antwortet: Nein. Da geht er, den Henker zu rufen u. s. w.

Unterdessen läßt sie sich durch Tisbe noch bewegen, das (scheinbare) Gift zu nehmen. Sie fühlt sogleich dessen Wirkung. Da sagt sie: Je ne vous crains plus. Eh bien, je vous le dis maintenant, à vous qui êtes mon démon, comme je le dirai tout à l'heure à mon Dieu, j'ai aimé un homme, mais je suis pure!

Daß Catarina gerettet wird, ist schon oben gesagt worden: Tisbe hat ihr statt Gift einen bloßen Schlaftrunk gereicht.

Im letzten Akt bekommen wir noch einen zweiten Todeskampf zu sehen, den der Tisbe. Hugo hat hier, wie auch in einigen andern seiner Dramen, den eintretenden leiblichen Tod so darzustellen gewußt, daß er uns als eine unvermeidliche Nothwendigkeit, ja fast als Nebensache erscheint, nachdem wir vorher das unglückliche Wesen schon den Hungertod der Liebe haben sterben sehen. Die Liebe ist nämlich dann als so mächtig, so intensiv gezeichnet, daß sie als die unentbehrlichste Lebensbedingung erscheint, deren Vernichtung unausbleiblich den Tod nach sich ziehen muß: das Blut im Herzen stockt, die Pulse stehen still, das Liebesleben erlöscht aus Mangel an Nahrung. Es ist die Gewißheit der mangelnden Gegenliebe, welche den eigentlichen Todesstoß gibt.

In diesem Sinne spricht Gilbert in Marie Tudor mit Bezug auf Jane's Liebe: Du jour où je n'ai plus été aimé, j'ai été mort. Oh! vraiment mort! Ce qui survit de mois depuis ce temps, ne vaut pas la peine qu'on prendra demain.

Aehnlich nun ist die Szene zwischen Tisbe und Adolfo: der Tod der erstern ist psychologisch nothwendig nach der wiederholt aufs Bestimmteste ausgesprochenen Versicherung Rodolfo's, daß er sie nicht liebe, nie geliebt habe. Wir sind hier Zeuge der ganz speziellen Agonie eines liebenden Herzens; — ein liebekrankes Wesen verendet langsam vor unsern Augen. So stirbt Marie Beaumarchais in Goethe's Clavigo. Ist nun auch die Hugo'sche Schilderung nicht mit der Goethe'schen zu vergleichen, welche den allmähligen Verlauf eines tiefen Seelenleidens mit meisterhafter Naturwahrheit, mit der feinsten Zartheit zeichnet: so ist sie doch viel vollkommener ausgefallen, als von dem Verfasser der Notre Dame de Paris zu erwarten stand, von dessen materialisirender Tendenz wir es gewöhnt sind, daß er statt des vielfältigen Weh des Menschenherzens blos die Schmerzen des

Leibes, statt der Pulsschläge des Herzens die krampfhaften Zuckungen der Muskeln uns vorführt.

In Tisbe's rührendem Monologe hören wir die einfach natürliche Sprache des wahrhaft empfundenen Gefühles. Oh! Rodolfo! ruft sie aus. Croire à son amour, c'était une idée nécessaire à ma vie! — — Oh! la mort ce n'est rien. L'oubli, c'est tout. Je ne veux pas qu'il m'oublie. Rodolfo tritt auf. Er wisse um ihre Mitwirkung bei Catarina's Tode. Sie habe dem Podesta ihr Gift angeboten. „Ah! vous avez du poison, vous! Eh bien, moi, j'ai un couteau.“ Sie habe eine Viertelstunde, sich zum Tode zu bereiten. Tisbe erwiedert: Vous me tuez pour l'amour d'une autre! O Rodolfo, c'est donc bien vrai, dites-le moi de votre bouche, vous ne m'avez donc jamais aimée?

Rodolfo: Jamais!

Tisbe: Eh bien! c'est ce mot-là qui me tue, malheureux! ton poignard ne fera que m'achever. — — Et, encore un mot, dis-moi, elle! tu l'aimais donc bien?

Rodolfo: Elle! si je l'aimais! elle! Oh! écoutez cela puisque c'est votre supplice, malheureuse. Si je l'aimais! une chose pure, sainte, chaste, sacrée, une femme qui est un autel, ma vie, mon sang, mon trésor, ma consolation, ma pensée, la lumière de mes yeux, voilà comme je l'aimais!

Er fragt sie denn, was sie zu ihrer Rechtfertigung vorbringen könne. Sie antwortet: Bien, Rodolfo. Tout ce qu'on t'a dit est vrai. Rodolfo, tu arrives à propos, je voulais mourir. Je cherchais un moyen de mourir près de toi, à tes pieds. Mourir de ta main, oh! je tomberai peut-être dans tes bras. Je te rends grâce. — — Vois-tu, je n'ai pas du tout besoin de vivre, moi. Tu ne m'aimes pas, tue-moi. C'est la seule chose que tu puisses faire à présent pour moi, mon Rodolfo. Ainsi, tu veux bien te charger de moi. C'est dit. Je te rends grâce. — — Je vais te dire. Ecoute-moi seulement un instant. J'ai toujours été bien à plaindre, va. Ce ne sont pas là des mots, c'est un pauvre coeur gonflé qui déborde. Nun beklagt sie sich über das geringe Erbarmen, welches die Männer für die Frauen ihres Standes haben, und wie deren Muth und Tugend völlig unbekannt sei. Sie erzählt dann, wie sie auf den Abweg gekommen, wie sie ja nur zwischen Hungertod und Schande zu wählen gehabt habe. — — Toute la pitié est pour les grandes dames nobles. Si elles pleurent, on les console. Si elles

font mal, on les excuse. Mais nous, tout est trop bon pour nous. On nous accable. — — Rodolfo, dans ma position, est-ce que tu ne sens pas que j'avais besoin d'un coeur qui comprît le mien? Si je n'ai pas quelqu'un qui m'aime, qu'est-ce que tu veux que je devienne, là, vraiment? Je ne te dis pas cela pour t'attendrir, à quoi bon? Il n'y a plus rien de possible maintenant. Mais je t'aime, moi! — — — — Je sais que ta pensée était à cette femme depuis sept ans. Moi, j'étais pour toi une distraction, un passe-temps. C'est tout simple. Je ne t'en veux pas. Mais que veux-tu que je fasse? — — Enfin il faut bien respirer. Moi, c'est par toi que je respire! Vois, tu ne m'écoutes seulement pas! Est-ce que cela te fatigue que je parle? Ah! je suis si malheureuse vraiment que je crois que quelqu'un qui me verrait aurait pitié de moi! Rodolfo hat nur einen Gedanken: Madame! où est Catarina? — — — Savez-vous que c'est la seule femme que j'aie jamais aimée, madame! la seule, la seule, entendez-vous? la seule?

Tisbe: La seule! la seule! Oh! c'est de me donner tant de coups de poignard! par pitié, vîte le dernier avec ceci! (montrant le couteau.)

Rodolfo: Où est Catarina? la seule que j'aime. Oui, la seule!

Tisbe: Ah! tu es sans pitié! tu me brises le coeur! Und nun, um ihn zum Todesstoße zu bewegen, sagt sie: Oui, on t'a dit vrai, je me suis vengée, je l'ai empoisonnée, je l'ai tuée!

Rodolfo stößt ihr den Dolch grade ins Herz. Sie stürzt zusammen.

Tu m'a frappée au coeur! C'est bien. — Mon Rodolfo! ta main! (Sie küßt ihm die Hand.) Merci! tu m'a délivrée! Laisse-la-moi, ta main. Je ne veux pas te faire du mal, tu vois bien. Mon Rodolfo bien aimé, tu ne te voyais pas quand tu es entré, mais de la manière dont tu as dit: Vous avez un quart d'heure! en levant ton couteau, je ne pouvais plus vivre après cela. Maintenant, que je vais mourir, sois bon, dis-moi un mot de pitié. Je crois que tu feras bien. — Un mot de pitié! Veux-tu?

Das Ende der Szene haben wir bereits oben berichtet. Rodolfo erkennt zu spät seinen Irrthum und die Großmuth der sterbenden Tisbe. Auf seinen Aufruf: Ah! qu'ai-je fait? antwortet sie lächelnd: Rien. Tu n'as rien fait. C'est moi qui ai tout. Je voulais mourir. J'ai poussé ta main.

Es war unstreitig des Dichters Absicht, den Tod der Blanka in Le Roi s'amuse auf gleiche Weise zu motiviren. Er möchte uns glauben machen, sie opfere sich für den König auf, weil dieser sie nicht mehr liebe. Sie sagt deshalb:

Puisqu'il ne m'aime plus, je n'ai plus qu'à mourir.
Eh bien! mourons pour lui!

Doch dies wirkt nicht recht überzeugend. Wir begreifen höchstens eine augenblickliche Anwandlung von Lebensüberdruß, etwa wie in Notre Dame de Paris aus gleichem Beweggrunde Esmeralda den todtgeglaubten Phöbus, den Taugenichts, nicht überleben wollte. Der Tod der frommen Taube Blanka für den königlichen Lüstling, der des heute heiß begehrten Genusses morgen schon überdrüssig sein wird, läßt uns unversöhnt.

Eine Folterszene, welche mit der oben beschriebenen zwischen Angelo und Catarina mehrfache Verwandtschaft zeigt, findet sich auch im Ruy Blas. Wir sahen oben, wie der frühere Lakai des Don Salluste die königlichen Räthe mit einer donnernden Strafpredigt züchtigt. Die Königin hat ihn behorcht, und es ist ihr Bedürfniß, ihm ein Wort der Bewunderung zu sagen. Bei dieser Gelegenheit erfolgt ein offenes Geständniß der gegenseitigen Liebe in ehrenwerther achtunggebietender Weise. Nach dem Weggange der Königin gelobt er sich selbst und nimmt Gott zum Zeugen, daß die Königin ohne jegliche Besorgniß sich ihm anvertrauen könne:

A mon bras comme reine, à mon coeur comme femme!
Le devoûment se cache au fond de mon amour
Pur et loyal! — Allez, ne craignez rien!

Da pocht dem freude- und wonnetrunkenen Ruy Blas plötzlich sein früherer Herr, Don Salluste, auf die Schulter. Dessen Erscheinung wirkt gradezu zermalmend auf ihn. Er, der wenige Augenblicke zuvor die Gesandten auswärtiger Mächte als ungelegen abwies, den eine Königin auf die Stirn küßte, steht jetzt entblößten Hauptes vor einem Manne, welcher seinerseits den Hut auf dem Kopfe behält und sich bequem in einen Lehnsessel wirft. Welch ein Kontrast!

Während Ruy Blas auf Don Salluste's Befragen sein politisches System, das System der Rechtschaffenheit, in beredten Worten entwickelt, befiehlt ihm der mit vornehm-nachlässiger Gleichgültigkeit zuhörende Don Salluste, das Fenster zu schließen, weil ihn die Zugluft treffe, ja sogar das abgefallene Taschentuch aufzuheben, welches er mit den Worten einsteckt: Vous

disiez? Schließlich befiehlt er ihm, am morgenden Tage ihn in dem geheimen Hause zu erwarten und alle Anstalten zu einer Flucht zu treffen. Ruy Blas verlangt, Don Salluste möge ihm versichern, daß bei diesem Allen die Königin nicht ins Spiel komme. Don Salluste antwortet mit Hohn. Er spricht die absoluteste Nichtachtung der dienenden Klasse aus. Der Diener ist und bleibt für ihn ein Werkzeug, dessen er sich bedient, eine Puppe, mit der er spielt, ein bloßes Ding, ein Gefäß ohne allen selbstständigen Gehalt. Es wird ihm gar kein Ich, keine Persönlichkeit zuerkannt. Die edelsten Gefühle werden mit unbarmherzigem Hohn in den Staub getreten:

Vous courtisez la reine ici par aventure
Comme vous monteriez derrière ma voiture.

Ruy Blas beklagt sich bitter über diese völlige Nichtachtung des Menschen im Niedriggeborenen:

O mon Dieu! voilà donc les choses qui se font!
Bâtir une machine effroyable dans l'ombre,
L'armer hideusement de rouages sans nombre,
Puis, sous la meule, afin de voir comment elle est,
Jeter une livrée, une chose, un valet,
Puis la faire mouvoir, et soudain sous la roue
Voir sortir des lambeaux teints de sang et de boue,
Une tête brisée, un coeur tiède et fumant,
Et ne pas frissonner alorsqu'en ce moment
On reconnait, malgré le mot dont on le nomme
Que ce laquais était l'enveloppe d'un homme!

Er fleht Don Salluste um Gnade an. Dieser antwortet mit tödlicher Kälte:

— — Cet homme-là ne compendra jamais.
C'est impatientant.

Ruy Blas droht; Don Salluste lacht und erinnert ihn an die am sichern Orte verwahrte Handschrift, wodurch Ruy Blas sich zu seiner Lakaienschaft bekennt. Diese solle der Königin zugeschickt werden. In verzweiflungsvoller Resignation erklärt Ruy Blas mit erloschener Stimme sich zu Allem bereit.

Im Verlaufe des Stückes wendet sich nun das Blatt. Die Situation schlägt um, und als dieselben beiden Personen sich wieder gegenüber stehen, erscheint das geängstigte Schlachtopfer als Rächer und Tödter seines früheren Peinigers.

Die Königin, durch eine falsche Botschaft des tückischen Don Salluste irre geleitet und Ruy Blas in Gefahr glaubend, hat sich in das geheime Haus des Letzteren begeben. Ruy Blas beschwört sie zu fliehen. Doch schon ist es zu spät. Don Sal-

luste tritt auf, nimmt seine Maske ab und gibt sich dem entsetzten Paare zu erkennen. Er verlangt von der Königin die Unterzeichnung eines Pergaments, worin sie ihre Einwilligung zu ihrer Scheidung vom Könige gibt. Zugleich malt er ihr das Liebesglück aus, das sie mit Ruy Blas genießen werde. Widrigenfalls aber werde er morgen an allen Orten öffentlich bekannt machen, daß er die Königin um Mitternacht in Ruy Blas' Zimmer angetroffen habe. Dann müsse sie sich darauf gefaßt machen, in ein Kloster gesperrt zu werden. Die bedrängte Königin ist fast zur Unterzeichnung entschlossen. Da kann Ruy Blas nicht länger an sich halten und bricht in die Worte aus:

Je m'appelle Ruy Blas, et je suis un laquais!

worauf Don Salluste mit teuflischer Kälte:

Cet homme est en effet mon valet. — —
— — Seulement il a parlé trop tôt.

Nun erklärt er der Königin, wie dies Alles ein wohl angelegtes Werk seiner grimmigen Rache sei. (Er war nämlich vom Hofe verbannt worden, weil er sich geweigert hatte, die von ihm verführte Kammerfrau der Königin zu heirathen.) Dabei überhäuft er sie mit den grausamsten Vorwürfen.

Ah! vous m'avez pour femme offert votre suivante!
Moi, je vous ai donné mon laquais pour amant.

Unterdessen hat Ruy Blas die hintere Thür verriegelt, und entreißt dem Don Salluste seinen Degen. Er habe die Königin feig beschimpft, und er, Ruy Blas, sei zu deren Rächer berufen. Don Salluste verlangt mindestens ein Schwert. Da wiederholt Ruy Blas jene eigne Worte, die wir oben berichtet, in denen er seine grenzenlose Verachtung für die Leute niederen Standes aussprach. Es könne also unmöglich von einem Zweikampf die Rede sein. Ruy Blas stößt Don Salluste in das anstoßende Kabinet, ermordet ihn und kehrt bleich und verstört zurück. Nachdem er die ganze Größe seines Verbrechens eingestanden, leert er die Phiole, mit der er sich versehen. Die Königin ist außer sich. Sie ruft:

— — je te pardonne et t'aime et je te croi!

Sie umschlingt ihn mit ihren Armen. Da spricht Ruy Blas mit gen Himmel gehobenen Augen:

Permettez, ô mon Dieu! justice souveraine!
Que ce pauvre laquais bénisse cette reine,
Car elle a consolé mon coeur crucifié,
Vivant, par son amour; mourant, par sa pitié!

Er beruhigt die Königin, welche sich als Ursache seines Todes anklagt:

> Je ne pouvais plus vivre. Adieu! Fuyez d'ici!
> — Tout restera secret. — Je meurs!

Die Worte „je ne pouvais plus vivre" sind hier sehr bedeutungsvoll. Wie wir oben von einem Hungertode der Liebe sprachen, so stirbt Ruy Blas hier den Hungertod der Ehre. Er hat sich wissentlich zum Werkzeug des Betruges hergegeben, wenn es ihm auch zunächst nicht bekannt war, daß es sich lediglich um Befriedigung von Don Salluste's Rache handele. Er hat eingewilligt, jene auf Lüge und Unwahrheit begründete hohe Stellung einzunehmen: unter solchen Umständen ist die Fortdauer unmöglich geworden, sein Untergang ist unvermeidlich.

So ist auch in Marion Delorme Didier's Tod eine unabweisliche Nothwendigkeit. Das Mittel, welches Marion zur Rettung angewendet, kann nicht zum Heile führen. Die Möglichkeit einer ehrenvollen Fortdauer ist ihm so benommen, — die unentbehrlichen Bedingungen des wahren Seelenlebens sind durchschnitten.

Didier fühlt dies, selbst nachdem er ihr in der umfassendsten Weise verziehen, nachdem er ihre Ergebenheit auf's Glänzendste anerkannt hat. Mit hoher Wahrheit spricht er:

> — Vois-tu? mort, tu m'aimeras mieux
> J'aurai dans ta mémoire une place sacrée;
> Mais vivre près de toi, vivre l'âme ulcérée,
> O ciel! moi qui n'aurais jamais aimé que toi,
> Tous les jours, peux-tu bien y songer sans effroi?
> Je te ferais pleurer, j'aurais mille pensées
> Que je ne dirais pas, sur les choses passées,
> J'aurais l'air d'épier, de douter, de souffrir,
> Tu serais malheureuse! — Oh! laisse-moi mourir!

Hugo hat später diesem Stücke einen andern Ausgang gegeben, und es dem Theater-Intendanten überlassen, sich für einen von beiden zu entscheiden. Marion erdolcht dann den Bluthund Laffemas, statt seinen Anträgen Gehör zu schenken. Danach modificirt sich natürlich auch das Uebrige sehr wesentlich.

So ist auch Hernani's Tod vollkommen motivirt. Ich erinnere an die 2. Szene im 5. Akte. Hernani lebt nur im Genusse seines neuen Glückes, im Besitze seiner über Alles geliebten Donna Sol, welche der zum deutschen Kaiser gewählte Carlos ihm zur Gemahlin gegeben hat, bei gleichzeitiger Wiedereinsetzung in alle seine Würden. Seine Wonne ist namenlos. Er will nicht

mehr an die Vergangenheit, an seinen Räubernamen, an seine (ungelösten) Racheschwüre erinnert sein, er hat Alles vergessen. Eine Gegenwart aber, die ihre Vergangenheit gewissermaßen desavouirt, oder deren Erinnerung nicht zu ertragen vermag, ist auch keine absolut berechtigte. Sie ist eben nur Gegenwart, und darin liegt der Keim ihrer Nichtigkeit, damit ist ihr Untergang bedingt. Eine solche Gegenwart kann keine Zukunft haben. Wir können Hernani's Vergessen des Vergangenen nicht als eine Verzeihung ansehen, etwa eine Antwort auf Carlos' Vergebung. Letztere, als eine rein persönliche, war wohl möglich und ist auch noch überdies äußerlich durch die Erlangung der Kaiserwürde motivirt. Er hat Ersatz gefunden, wenn auch keinen ganz vollkommenen:

Tes amours désormais! tes maîtresses, hélas!
C'est l'Allemagne, c'est la Flandre, c'est l'Espagne.

Ganz anders verhält es sich mit Hernani. Die Verzeihung steht gar nicht bei ihm. Er hat nicht sich zu rächen, sondern seinen Vater, welcher, von des Königs Vater verurtheilt, auf dem Schaffot gestorben ist. Dieser Tod ist noch nicht gesühnt. Wenn die Vergebung des Carlos als eine freiwillige, völlig uneigennützige, als eine edle Regung ächt königlicher Großmuth erscheint: so tritt uns die des Hernani als eine selbstische, als eine Schwäche entgegen; denn die 3. Szene des 4. Aktes hat uns zuvor gezeigt, wie mächtig der Durst nach Rache bei Hernani ist, da er trotz allen Bitten nicht einmal zu bewegen ist, die Ausführung derselben einem Andern zu überlassen Im Liebesglück vergißt Hernani die Rächung des gemordeten Vaters, und dadurch verfällt er dem Verhängniß. Sein tragisches Ende ist insofern vollkommen gerechtfertigt, und das obligate Waldhorn des (allerdings ganz leer ausgegangenen) Don Ruy Gomez de Silva bietet nur die äußere Veranlassung zu dieser unabweislichen Sühne.

Der sterbende Hernani erkennt dies selbst an. Er fühlt, von welcher Seite das Gericht über ihn hereingebrochen:

— — — Mon père, tu te venges
Sur moi qui t'oubliais.

Im Anfange dieser Szene sehen wir auch Donna Sol gnadeflehend gegenüber dem unversöhnlichen Don Ruy Gomez de Silva. Dieser Theil erinnert an Marion's Fürbitte beim König, die wir oben mitgetheilt. Es ist wieder jene weibliche Beredtsamkeit, jene ergreifende Sprache des äußersten Dranges der Gefühle,

welche im Bewußtsein der eignen Unfähigkeit und rednerischen Unbeholfenheit den Zweck zu verfehlen befürchtet, und deshalb vor Allem nur Aufschub der Vollziehung erbittet.

Wir erwähnten oben bereits, wie bei unserm Dichter im Verlaufe dieser agonisirenden Situationen es häufig vorkommt, daß das Opfer angesichts seines unvermeidlichen Untergangs auf seinen Peiniger einen Strom von Vorwürfen schleudert über die an ihm begangene himmelschreiende Ungerechtigkeit, gleichsam als den bei der Ueberlegenheit des Würgers einzig möglichen Widerstand; — es ist der Nothschrei der verletzten Menschlichkeit, eine Berufung an die sittliche Weltordnung. Man erkennt hier unschwer wieder die zu Grunde liegende Antithese. Jeder Vorwurf, ja jeder Tadel beruht auf dem Gegensatz zwischen dem, was gethan worden ist und dem, was gethan werden sollte. Viktor Hugo weiß nun solche vorwurfsvolle Szenen besonders ergreifend zur Darstellung zu bringen, und in der Weise, wie er sie uns vorführt, birgt sich meist ein doppelter Gegensatz in ihnen: denn außer jenem antithetischen Momente des Vorwurfs an sich, haben wir hier noch den besondern Gegensatz, daß grade der unterliegende Theil, also der sichtlich Schwächere, der physisch Machtlose den hohern sittlichen Muth zeigt, dem todbringenden Würger ungescheut seinen vollen Abscheu auszusprechen. Es ist jene edle Unerschrockenheit des Sterbenden, welche mit lauter Stimme dem Henker entgegenruft: Meine Verachtung ist noch größer als meine Furcht. Und der mit voller Gewalt ausgerüstete Henker vermag nicht, jene Vorwürfe zu widerlegen; statt aller Antwort darauf kann er nur die plumpe physische Stärke entgegensetzen, jene verrufene ultima ratio. Diese Scheu vor aller Erörterung ist seine Feigheit: denn die körperliche Ueberlegenheit ist nicht sein Verdienst. Es ist eben das Faustrecht, das durch keine Frage nach Recht oder Unrecht beirrt eben nur in der Verübung seiner verruchten That seinen Zweck findet. Die todesmuthige Unschuld erliegt der recht- und sinnlosen Stärke: ein Sieg, bei welchem der Sieger zugleich der Besiegte und der Ueberwundene zugleich der Ueberwinder ist.

Am weitesten ist dieses Motiv verfolgt in der Szene zwischen Angelo und Catarina, die wir oben beschrieben. Aehnlich ist die Szene zwischen Ruy Blas und Don Salluste, die wir ebenfalls erwähnten. An andern Stellen ist die Zusammenstellung zwischen dem Tadler und dem Getadelten zwar nicht in dieser extremen Weise behandelt, sondern der Kontrast ist mehr nach

seiner plastischen Seite hin aufgefaßt: auf der einen Seite die gebieterische Gebehrde derjenigen Person, deren Munde jene Vorwürfe entströmen, auf der andern die äußerste Zerknirschung derer, denen sie gelten; — hier ein hohes Selbstbewußtsein mit edlem Ingrimm, dort die Büberei in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle; — hier eine stolze majestätische Haltung, drohend ausgestreckter Arm, hoch erhobenes, zurückgebeugtes Haupt, beherrschender Blick, dort eine vernichtete, niedergeschmetterte Stellung, gesenkte Stirn, schamgeröthete Wange. Hugo liebt solche feierliche Effekte. Dabei bieten ihm solche donnernden Philippiken eine stets willkommene Gelegenheit, antithetische Redefiguren anzubringen. Es ist der Gegensatz des Züchtigers und des Gezüchtigten.

Wir erinnern hier zunächst an die bereits oben erwähnte starke Lektion, welche der zum Minister erhobene Lakai Ruy Blas den versammelten Räthen der Krone ob ihres niedrigen Eigennutzes hält. Ferner gehört hierher die Schlußszene des ersten Theiles von Hugo's Burgraves, jener großartig feierliche Empfang des vermeinten Bettlers, welcher Niemand anders als Friedrich Barbarossa ist. Hatto, der Enkel, hatte befohlen, ihn mit Steinwürfen fortzujagen. Da tritt Magnus, Hatto's Vater, stürmisch auf, dem Sohne sein schnödes Wesen nachdrücklich verweisend, und rühmend, wie ganz anders sie in ihrer Zeit die armen schwachen Greise aufgenommen. Als er geendet, erhebt sich Job, der Urahn, und, den Sohn überbietend, verkündet er mit imponirender Würde, wie man zu seiner Zeit die Dürftigen gefeiert und festlich empfangen habe. Er befiehlt, den draußen harrenden Bettler genau ebenso zu empfangen. Dieser erscheint, eine granite Gestalt, und bleibt unbeweglich auf der Schwelle stehen: Job, inmitten all' der Fürsten und Ritter, heißt ihn feierlich willkommen. Des Bettlers Erwiederung gleicht einer Strafpredigt, gerichtet an die ihn umgebende Versammlung: der Schuldige gehe in sich und denke an Gott; die Gastfreundschaft möge ihnen heilig sein, denn nie wisse man, wen man im Bettlergewande verstoße. In diesem Tone spricht ein Bettler zu den Fürsten und Grafen. Und wiederum, wer ist dieser Bettler? — Kaiser Friedrich Barbarossa. Man beachte die Fülle der Antithesen.

Einer andern gewaltigen Szene im 2. Theile der Burgraves muß hier auch gedacht werden.

Der junge Otbert will mit seiner geliebten Regina flüchten Alles ist bereit. Aber die Zigeunerin Guanhumara, der böse

Geist der ganzen Handlung, hat die Liebenden belauscht und ihr Geheimniß an Hatto verrathen, welcher sofort befiehlt, Otbert zu ergreifen. Dieser aber macht sein Recht als Freischütz geltend, und als gleichberechtigt mit den Freigrafen, wirft er seinen Handschuh herausfordernd dem Hatto in's Gesicht. Letzterer weist eine solche Herausforderung als die eines Sklaven von sich, fragt aber die anwesenden Ritter, ob einer von ihnen als Otbert's Kämpfer auftreten wolle. Da tritt der Bettler hervor, nimmt ein Schwert und gibt sich zu erkennen als:

Frédéric de Souabe, empereur d'Allemagne.

Der Bettler-Kaiser donnert nun gewaltig auf die Raubritter los. Erst gedenkt er seiner eignen Größe und Macht, und dann ihrer Verworfenheit.

— — — — Vos pères
Hardis parmi les forts, grands parmi les meilleurs,
Etaient des conquérants; vous êtes des voleurs! —

Und die Ritter stehen zerknirscht umher, „vernehmen's und schweigen still."

Dann nimmt Barbarossa noch mehrere der Anwesenden insbesondere vor und kanzelt sie tüchtig ab. Jetzt befiehlt er den Knappen, die Gefangenen zu befreien, und diese sollen ihrerseits ihre Fesseln den Rittern anlegen; das Strafgericht sei angebrochen:

Et l'aigle vient s'abattre au milieu des vautours!

Man beachte, wie im Ganzen und im Einzelnen die Handlung sich antithetisch gruppirt.

Auch die unmittelbar vorhergehende Szene bietet schon derartige Motive. Die jungen Ritter kommen singend und mit dem Glase in der Hand vom Gelage. So geht es alle Tage: ein Leben der Völlerei und der Ausschweifung. Jeder rühmt sich einer Büberei; der Herzog Gerhard von Thüringen brüstet sich mit einem gebrochenen Eide. Da erscheint der greise Magnus, gedenkt seiner Zeit und meint, die Eide des alten Deutschland seien wie die Waffenröcke der Ritter aus Stahl gewesen:

Et le temps qui des morts ronge le vêtement,
Parfois brisait l'armure et jamais le serment.

Dagegen seien die heutigen Schwüre und Kleider nichts als eitler Flitter:

— — un serment, avec ou sans témoins! —
Dure autant qu'un pourpoint, — parfois plus, parfois moins! —
S'use vite, et n'est plus qu'un haillon incommode,
Qu'on déchire et qu'on jette en disant: Vieille mode!

So habe er denn auch die in der Halle umherhängenden Familienbildnisse mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt:

Pour qu'ils ne puissent voir la honte de leurs fils.

Aehnliche Szenen finden sich in Hernani. Ich erinnere an die Ausbrüche des zornigen Don Ruy Gomez de Silva, als dieser beim Eintreten in das Zimmer seiner Braut und Nichte Donna Sol daselbst Don Carlos und Hernani findet. Er rühmt die alten Zeiten des Cid:

C'étaient des hommes forts et qui trouvaient moins lourds
Leur fer et leur acier, que vous votre velours.

Was hätte der Cid mit solchen im Finstern schleichenden Ehrenräubern gethan?

J'affirme que le Cid, cet aïeul de nous tous,
— — — — — — — — —
— qu'il eût, dégradant leur noblesse usurpée,
Souffleté leur blason du plat de son épée!

Hernani will ihn unterbrechen, — er gebietet Schweigen, — Hernani versucht es noch einmal; — da herrscht ihn der Alte grimmig an:

Qui donc ose parler, lorsque j'ai dit: silence!

Im lebhaften Gefühle der ihm angethanen Schmach wirft er das Halsband des goldnen Vließes von sich, seinen Hut, und fordert sie auf, ihm auch die Haare auszuraufen, damit sie sich rühmen könnten:

Que jamais débauchés, dans leurs jeux insolens,
N'ont sur plus noble front souillé cheveux plus blancs!

Auch jener Szene ist zu gedenken, wo der Räuber, Hernani, dem König, Don Carlos, sagt, wie sie zu einander stehen:

Savez-vous quelle main vous étreint à cette heure?
Ecoutez: votre père a fait mourir le mien,
Je vous hais. Vous avez pris mon titre et mon bien,
Je vous hais. Nous aimons tous deux la même femme,
Je vous hais, je vous hais; oui, je te hais dans l'âme.

Und darauf wiederum die königliche Entgegnung Don Carlos, welcher nicht zu bewegen ist, sich gegen den auf ihn eindringenden Hernani zur Wehr zu setzen.

— — — — Ah! vous croyez, bandits,
— que nous daignerons, nous victimes trompées,
Anoblir vos poignards du choc de nos épées!
— — — — —
Nous! des duels avec vous! arrière! assassinez.

Ein ganz eigentliches Gegenstück zu jener erstern Szene in Hernani bietet ein Auftritt in Le Roi s'amuse. Es ist die

3. Szene des 3. Aktes. Triboulet, der Hofnarr, verlangt donnernd seine Tochter zurück von den Höflingen, welche sie für den König entführt.

Courtisans! courtisans! démons, race damnée!
C'est donc vrai qu'ils m'ont pris ma fille, ces bandits!

In den energischsten Ausdrücken wirft er ihnen ihre eigene Nichtswürdigkeit vor; Alles sei ihnen feil.

Vous lui (au roi) vendriez tout, si ce n'est déjà fait,
Pour un nom, pour un titre, ou toute autre chimère,
Toi, ta femme, Brion! Toi, ta soeur! toi, ta mère!
— — — — — —
— — — Au milieu des huées
Vos mères aux laquais se sont prostituées!
Vous êtes tous bâtards!

Und schweigend hören die Großen des Hofes zu, und wagen kaum, auf die Beschimpfungen des Narren Etwas zu erwiedern. Als ihm endlich die geschändete Tochter zurückgegeben, da bricht erst die unwiderstehliche Allmacht der höchsten Verzweiflung, eines in seinen theuersten Gefühlen verletzten Vaters gegenüber der hohlen Nichtigkeit, der gesinnungslosen Schlechtigkeit der Höflinge recht hervor. Auf einen Wink des Narren verlassen sie gehorsam das Zimmer. Hugo bezeichnet diese Gebehrde mit dem so treffenden Wort: balayant du geste tous les seigneurs interdicts. Dazu fügt er noch die schrecklichen Worte:

— — — Allez-vous-en d'ici!
Et si le roi François par malheur se hasarde
A passer près d'ici, vous êtes de sa garde,
Dites-lui de ne pas entrer, et que je suis là!

Der Schlußszene des 1. Aktes muß hier ebenfalls gedacht werden. Es ist die Ansprache des Herrn von Saint-Vallier, des um den Preis von seiner Tochter Ehre begnadigten Greises, welche damit schließt, daß er die göttliche Rache auf des Königs Haupt herabbeschwört. Nachdem er nämlich gefragt:

Croyez-vous qu'un chrétien, un comte, un gentilhomme,
Soit moins décapité, répondez, monseigneur,
Quand au lieu de la tête il lui manque l'honneur?
— — — — — — — — — — — — —
Quand on n'a plus d'honneur, on n'a plus de famille.
— — — — — — — — — — — — — —
Je n'ai rien à reprendre où la honte a passé.

schließt dieser ritterliche Greis in folgender Weise:

— — — — J'avais droit d'être par vous traité
Comme une majesté par une majesté.

Vous êtes roi, moi père, et l'âge vaut le trône.
Nous avons tous les deux au front une couronne
Où nul ne doit lever de regards insolens,
Vous, de fleurs-de-lis d'or, et moi, de cheveux blancs.
Roi, quand un sacrilége ose insulter la vôtre,
C'est vous qui la vengez; — c'est Dieu qui venge l'autre!

Nichts war wohl natürlicher, als daß unser Dichter auch das Motiv der Eifersucht benutzte, um solche vorwurfsvolle Ansprachen herbeizuführen. In der 5. Szene des 2. Theils von Angelo überhäuft die Schauspielerin Tisbe die arme Catharina mit den unbarmherzigsten Schmähungen; beide lieben bekanntlich Rodolfo. Dabei war es dem Dichter zugleich um Entwickelung des Gegensatzes zwischen der Frau innerhalb der Gesellschaft und der außerhalb der Gesellschaft stehenden Frau zu thun. Tisbe richtet an ihre Nebenbuhlerin, an die Gemahlin des allmächtigen Podesta, folgende Worte: „— — vous ne valez pas mieux que nous, mesdames — — — — nous ne trompons personne, nous! vous, vous trompez le monde, vous trompez vos familles, vous trompez vos maris, vous, tromperiez le bon Dieu, si vous pouviez! — — ah, fard, hypocrisie, trahisons, vertus singées, fausses femmes que vous êtes!“ —

Auch in Marie Tudor stehen zwei Prätendentinnen in der Königin und in Jane einander gegenüber. Fabiani, der Betrüger, hat Beider Liebe zu gewinnen gewußt. Die Königin ist jedoch so verständig, ihren Unwillen eben nur dem Schuldigen, dem Manne, entgelten zu lassen. Als Fabiani behauptet, die hervortretende Jane nicht zu kennen, schlägt die Königin ihn mit dem Handschuh in's Gesicht, und der Aerger des betrogenen Weibes macht sich nun in einem endlosen Strome von Vorwürfen Luft, in welchem die Antithesen nicht geschont sind: collier d'or — corde, trône — échafaud u. s. w. Fabiani wird dem Henker überantwortet, wobei die Königin folgende Worte sagt: „Tu vois bien cette tête, cette jeune et charmante tête, cette tête qui, ce matin encore, était ce que j'avais de plus beau, de plus cher et de plus précieux au monde; eh bien! cette tête, tu la vois bien, dis? — Je te la donne!“ —

Der Dichter ist sichtlich bemüht, uns den blutdürstigen Charakter Marion's vorzuführen, wie die Geschichte ihn überliefert.

Man wolle übrigens beachten, wie in dieser vorwurfsvollen Szene das Element des Kontrastes meist noch durch den gewaltigen Abstand des gesellschaftlichen Ranges der sich gegenüber-

stehenden Personen gesteigert ist, indem gemeiniglich der Vorwurf dem Munde des Niederen entströmt und von da bis in die höchsten und allerhöchsten Regionen emporzusteigen sich vermißt.

Sahen wir in den jetzt an uns vorübergegangenen Situationen, wie der eine Theil die ihm vom andern gemachten Vorwürfe lautlos, ohne alle Gegenrede über sich ergehen ließ, wie also der Dichter eine sehr lebendige Aktivität auf der einen Seite, und eine völlig resignirte Passivität auf der andern zu einem Kontraste ausbeutet: so ist er in andern Szenen einen Schritt weiter gegangen und führt uns dann ein förmliches Hörigkeitsverhältniß zwischen zwei Personen vor. Man kann es als den Gegensatz zwischen Herr und Sklave, zwischen dem Freien und dem Unfreien, zwischen äußerster Willkür und blindem Gehorsam bezeichnen. Der Eine erscheint als das völlig willenlose Werkzeug in der Hand des Andern, jenes Wille ist diesem gänzlich anheimgegeben, jenes Laune wird für diesen zum unausweichlichen Gebot und ist allein maßgebend für alle seine Handlungen.

Erscheint doch selbst der bezahlte Lustigmacher, den wir schon oben als einen stehenden Typus bei unserem Dichter kennen lernten, als der Sklave der Launen seines übermüthigen Herrn; ein solches Verhältniß ist die allerdrückendste, die allerempfindlichste Sklaverei.

Auch in den vorkommenden Liebesverhältnissen zeigt uns der Dichter bisweilen die unbegränzteste Selbstverleugnung, ja die ungemessenste Unterwürfigkeit des einen Theiles. Wir sahen bereits oben die rührende Resignation Marion's ihrem Didier gegenüber: sie wolle seine Magd sein, er könne sie mit Füßen treten.

Eine ähnliche Szene findet sich nun in Marie Tudor. Aber auch hier ist es nicht die liebliche, kindlich reine Unterwürfigkeit einer Mignon, sondern es ist das drückende Schuldbewußtsein, welches die Liebende niederbeugt. Jane sagt da zu Gilbert: „Je serai pour toi quelque chose de moins qu'une soeur, quelque chose de plus qu'un chien.“ Besonders häufig aber ist dieses Verhältniß der Hörigkeit oder der unbedingten Abhängigkeit als die Folge eines förmlich abgeschlossenen Vertrages dargestellt. Bevor wir dieses im Einzelnen nachweisen, wollen wir nur andeuten, wie die so herbeigeführte Unfreiheit und Willenlosigkeit des einen Theils unverkennbar ein fatalistisches Element ist, und dabei erinnern, wie das Fatum bei unserem Dichter

überhaupt eine große Rolle spielt. (Der Roman Notre Dame de Paris athmet durch und durch eine fatalistische Weltanschauung. Und eben da finden wir ein solches Abhängigkeitsverhältniß zwischen dem Priester Frollo und dem Glöckner Quasimodo: es ist die Antithese des unbeschränkten Herrschens und der absoluten Unterwerfung. Speziell ist es hier die Beugung der eigenen Beschränktheit vor fremder Ueberlegenheit, gepaart mit der Schuld der Dankbarkeit. Man denke nur an die Situation, wo Frollo den Quasimodo als Narrenkönig im Flitterstaat antrifft, und dieser mit einer nahezu hündischen Unterwürfigkeit sich seiner königlichen Insignien berauben läßt und ohne Widerrede dem Frollo folgt. Später freilich wendet sich das Blättchen, und Quasimodo stürzt den Priester vom Thurme herab.)

Das hier auftretende Motiv ist so ziemlich jener mittelalterliche Pakt, durch welchen der Mensch sich dem Teufel verschrieb. Der Mensch wird anscheinend dadurch ein mächtiger Gebieter, dessen Wink sofort gehorsamt werden muß, und Alles geht ganz gut bis zu dem Augenblick, da der Vertrag abgelaufen ist, wo nun der gestrenge Herr vom Teufel geholt wird. Bei Einberufung dieses Motives kann es auch nicht fehlen, daß ein (meist geradezu materielles) Instrument vorhanden ist, welches die Rolle jenes mit dem eigenen Blute beschriebenen Stück Papieres spielt. Es sind jene „paar Zeilen", welche Mephistopheles „um Lebens oder Sterbens willen sich ausbittet."

Du unterzeichnest Dich mit einem Tröpfchen Blut.
Ist doch ein jedes Blättchen gut.

Als ein solches Instrument erscheint in Ruy Blas das von ihm schriftlich ausgestellte Bekenntniß seiner Lakaienschaft. Es lautet:

— — — „Moi, Ruy Blas,
Laquais de Monseigneur le marquis de Finlas,
En toute occasion, ou secrète ou publique,
M'engage à le servir comme un bon domestique."

Ruy Blas soll nämlich dem Don Salluste als Werkzeug seiner Rache an der Königin dienen. Er wird deshalb mit allen nöthigen Mitteln ausgerüstet, um in der glänzendsten Weise aufzutreten. Er gelangt durch den Einfluß des Don Salluste zu den höchsten Würden und kommt so in die unmittelbare Nähe der Königin, deren Liebe er gewinnt.

Aber die Herrlichkeit währt nicht lange: Don Salluste's Zweck ist erreicht, er glaubt seinen Plan reif, um die Königin auf die schmachvollste Weise bloszustellen, und er kommt, die

verfallenen Wechsel einzukassiren, was ihm freilich nicht sonderlich bekommt, da er dabei selbst getödtet wird, wie wir oben näher zu zeigen Gelegenheit hatten.

Ein nicht minder unseliger Vertrag ist zwischen Hernani und dem alten Don Ruy Gomez de Silva abgeschlossen worden. Jenes Leben ist diesem verfallen, aber er bietet sich zum Werkzeug ihrer gemeinschaftlichen Rache am König an:

Je te vengerai, duc; après, tu me tueras.

Der Pakt wird abgeschlossen, Hernani übergibt dem Alten sein Horn und schwört bei dem Haupte seines Vaters:

— — — Quoi qu'il puisse advenir
Quand tu voudras, seigneur, quel que soit le lieu, l'heure,
S'il te passe à l'esprit qu'il est temps que je meure,
Viens, sonne de ce cor, et ne prends d'autres soins,
Tout sera fait.

Worauf Gomez:

Ta main? (Aux portraits.) Vous tous, soyez témoins!

womit der 3. Akt schließt.

Das Instrument ist also hier kein schriftliches, sondern ein musikalisches — ein Waldhorn. Die Wirkung aber ist genau dieselbe: es bringt den Einen in eine unbegrenzte Abhängigkeit, verwirkt geradezu sein Leben, während es dem Andern die Macht verleiht, über Jenen nach Belieben zu verfügen. Und diese Macht, sie ist nicht umsonst verliehen worden. Als im 5. Akte, am Abend der Vermählungsfeier Hernani's mit Donna Sol, die Hochzeitsgäste unter Glückwünschen sich entfernt haben und das selige, in Liebeslust schwelgende Brautpaar allein geblieben: da ertönt das verhängnißvolle Horn, Gomez tritt auf, eine schwarze Maske vorm Gesicht, und wiederholt mit Grabesstimme den Wortlaut des einst zwischen ihm und Hernani abgeschlossenen Vertrags, indem er mit den Worten schließt:

— — Ce pacte eut les morts pour témoins:
Hé bien! tout est-il fait?

Die Frist ist abgelaufen. Gomez läßt die Wahl zwischen Gift und Dolch. Hernani wählt das Erstere. Aber Donna Sol, welche vergeblich gefleht, entreißt ihm die Phiole, trinkt selbst davon und dann reicht sie sie ihm zurück. Da ruft der Alte: Ah! c'était donc pour elle!

Also auch hier, wie bei Ruy Blas, im Abberufen mitten aus dem Liebesglück; aber auch hier wird dem Unversöhnlichen sein Racheplan vereitelt, und zwar in viel edlerer Weise, als dort. Seine Rache trifft zugleich die von ihm selbst geliebte

Donna Sol: dies ist die höchste poetische Gerechtigkeit. Er ist fürchterlich gestraft für sein Rachebrüten, da er Zeuge sein muß dieser Liebe bis zum Tode. In den Burgraves finden wir ebenfalls ein solches fatalistisches Abhängigkeitsverhältniß. Da ist es der junge Otbert, welcher um den Preis des Heiltrankes für Regina der Zigeunerin Guanhumara hat schwören müssen, ihr gänzlich zu Willen zu sein, ja selbst auf ihre Weisung hin zum Mörder zu werden. Sie hat ihn ausersehen zum Werkzeug ihrer Rache an dem, welcher einst ihren Geliebten getödtet und sie als Sklavin verkauft hat. Dieß geschah beiläufig vor 60 Jahren. Denn:

j'ai vécu soixante ans de ce qui fait mourir.

So sei sie geworden, was sie jetzt sei.

Maintenant, c'est fini. Je n'ai plus rien d'humain

(mettant la main sur son coeur)

Et je ne sens rien là quand j'y pose la main.
Je suis une statue et j'habite une tombe.

Auf die an Otbert gestellte Frage:

Dis, voudrais-tu tirer ton poignard du fourreau?
Te faire meurtrier? — te ferais-tu bourreau?;

willigt dieser schaudernd ein, und sie schließt mit den Worten:

— — — tu vas m'appartenir.

— — — — — — — — — —

Je te l'ai dit, je suis sans pitié, sans remord,
A moins de voir vivant celui que j'ai vu mort,
Donato que j'aimais! — — — — — —
— — — — — il faut
Tuer quelqu'un, tuer comme sur l'échafaud,
Ici, qui je voudrai, quand je voudrai, sans grâce,
Sans pardon!

Otbert beschwört es, worauf Guanhumara ihm nochmals sagt:

— — — Songe qu'au moment
Où tu prendras ceci-je vais prendre ton âme.

(Es ist hier von dem von ihr bereiteten Heiltrank für die sonst unrettbar verlorene Regina die Rede.) Otbert antwortet blos:

Donne et prends!

Auch hier wird, wie wir oben gesehen, die Rache vereitelt; oder vielmehr sie unterbleibt, ja, sie kann gar nicht verübt werden, eben weil die von Guanhumara selbst gestellte Bedingung in Erfüllung gegangen, weil sie ihren geliebten Donato, den sie todt gesehen, jetzt lebend wieder findet im Kaiser Barbarossa. Es könnte sonach allseitige, vollständige Versöhnung stattfinden; aber Guanhumara hat auch geschworen, daß der (für Job be-

stimmte) Sarg nicht leer von hinnen gehen sollte. Sie nimmt Gift und stirbt. Dieser anscheinend unnöthige Tod deucht mir vollkommen motivirt, und durch die Anlage und Oekonomie des Stücks geradezu geboten. Guanhumara blieb unerweicht durch das flehentliche Bitten des greisen Job. Dadurch erweist sie sich unfähig, in dem Reich der Gnade, dessen Anbruch durch Barbarossa's Verzeihung bezeichnet wird, zu athmen und fortzuleben. Sie könnte nur in dem Element der Blutrache fortbestehen, und eben dieses soll mit ihr untergehen und dann der christlichen Vergebung Platz machen. So ist denn die diesem Charakter vom Dichter verliehene symbolische Bedeutung mit ihrer Persönlichkeit als menschliches Individuum in Einklang gebracht.

In Marie Tudor finden wir ebenfalls ein solches paktmäßiges Abkommen, welches der kaiserliche Legat Simon Renard mit dem jungen Gilbert trifft. Dieser letztere hat die für ihn schreckliche Entdeckung gemacht, daß Fabiani (Lord Clanbrassil) die von ihm so innig geliebte Jane zu seiner Maitresse gemacht. Verzweifelnd ruft er aus: „Je donnerais mon sang pour la vengeance! N'y a-t-il personne au monde qui veuille faire ce marché avec moi? Qui veut me venger de Lord Clanbrassil et prendre ma vie pour paiement?“ — Da tritt Simon Renard hervor mit dem Worte: moi! — Der Pakt wird abgeschlossen: Gilbert wird gerächt werden, aber er wird sterben. Dieser Pakt wird später zwischen ihm und der Königin bestätigt. Letztere bedarf seiner, um durch seine Anklage Fabiani zu vernichten, den sie für seine Untreue bestrafen will.

Eine derartige fatalistische Abhängigkeit geht bisweilen zusammen mit jener allzu weit getriebenen Ritterlichkeit, deren wir schon früher gedachten. So erachtet sich der brave Capitän in Bug Jargal durch sein Ehrenwort für gebunden sich zu seiner eigenen Hinrichtung, einem voraussichtlich qualvollen Tode einzufinden.

Diese absolute Hörigkeit nun ist nicht immer durch ein beiderseitig getroffenes Uebereinkommen herbeigeführt. Sie ist bisweilen unbewußt und ungewollt seitens des einen Theils. Doch auch dann ist ein Instrument vorhanden, ein Apparat, ein äußerliches Mittel, welches den gegenseitigen Rapport der beiden Personen begründet und als Werkzeug des Fatums auftritt. Es ist übrigens nicht allemal verderbenbringend, wie der Jaromir'sche Dolch in Grillparzer's Ahnfrau oder die diesen persifli-

rende verhängnißvolle Gabel Platen's, wohl aber stets folgenreich und gewichtig eingreifend in den Gang der Handlung. Hierher gehören z. B. die Wiedererkennungsmittel, welche auch bei unserem Dichter zum Vorschein kommen. Als solches tritt in Notre Dame de Paris der niedliche zierliche Kinderschuh auf, dessen eines Exemplar die Esmeralda als Talisman in einem kleinen Säckchen auf der Brust trägt und dessen anderes als theure Reliquie sich in den Händen der Eingemauerten im Rolandsthurme befindet. Der Dichter, dessen Herz für Aelternglück überaus empfänglich ist, widmet diesem Schuh in dem Kapitel „La mère“ eine längere Betrachtung: tausend Gedanken knüpfen sich an dessen Anblick, tausend Erinnerungen werden dabei wach; — mit dem ihm eignen Materialismus schließt er dann: „Le soulier montre tout cela à la mère, et lui fait fondre le coeur comme le feu une cire.“ Seit 15 Jahren betet sie diesen Schuh an. „Ce petit soulier était pour elle l'univers. Sa pensée y était enfermée, et n'en devait plus sortir qu'à la mort.“ In dem Kapitel „Le petit soulier“ erfolgt nun die Wiedererkennung: Esmeralda ist die Tochter der eingemauerten Gudule, ist das ihr von Zigeunern geraubte Kind, weshalb sie eben bisher die Esmeralda als Zigeunerin mit dem giftigsten Hasse verfolgte. Man begreift den Dichter, wenn er sagt: Ici nous renonçons à peindre, nachdem Gudule die beiden Schuhe verglichen und an demjenigen der Esmeralda das Pergamentstreifchen mit der Aufschrift:

Quand le pareil retrouveras,
Ta mère te tendra les bras

bemerkt hatte. Aber ächt dramatisch erfolgt diese Erkennung erst, als Gudule, den Eingebungen ihres unversöhnlichen Hasses folgend, sich zur Helfershelferinn des rachsüchtigen Priesters Claude Frollo hergegeben hat, welcher bereits gegangen ist, die Wache zu holen. Vergeblich hat die Eingemauerte mit einer wahren Löwenstärke die eisernen Stangen ihres Gitters umgebogen und die wiedergefundene Tochter in ihre Klause hereingezogen, um sie zu verbergen. Das scharfblickende Auge eines Soldaten bemerkt diese Veränderung des Gitters. Esmeralda wird aufgefunden und zur Hinrichtung abgeführt. Die unglückliche Mutter zerbeißt dem Henker im Augenblick des Aufknüpfens die Hand und sinkt dann todt zusammen. Sie ist dem Verhängniß verfallen, da sie, durch unseligen Haß verblendet, die Hand bot, das eigene Kind dem Tode zu überliefern.

Die Bedeutung, welche hier der Schuh hat, hat im Angelo ein Kruzifix, welches daher auch dem 2. Theile des Stückes den Namen gegeben. Durch dieses Kruzifix erkennt Tisbe in Catarina die Lebensretterin ihrer Mutter, aber wiederum erst, nachdem sie durch ihr Rufen bereits den Podesta herbeigeführt, da die Eifersüchtige ihre Nebenbuhlerin um Alles in der Welt bestraft zu sehen wünscht. Es glückt ihr zwar noch, durch eine schnell erfundene Unwahrheit Catarina zunächst für den Augenblick und später ganz zu retten.

Dieses Kruzifix ist also hier nicht mehr und nicht weniger als ein dramatisches Hülfswerkzeug, und seine Wahl als solches ist wohl nur eine glückliche zu nennen, sowohl in Bezug auf Lokalfarbe als auch auf die sonstige Oekonomie des Stücks. Wiederum aber ist selbiges das einzig spezifisch-christliche Element, welches wir hier vorfinden, und insofern ist es wohl kaum zu billigen, wenn der Dichter einzig und allein deshalb seinem Stücke das Prädikat eines christlichen Dramas zu vindiziren meint, wie aus der Stelle der Vorrede hervorgeht: „Au-dessus de ces cinq personnes, poser comme un lien, comme un symbole, comme un intercesseur, comme un conseiller, le dieu mort sur la croix. Clouer toute cette souffrance humaine au revers du crucifix.“ (!!) Dies eben ist das Etikettenartige, das après coup Gemachte, das wir so oft in Hugo's Vorreden antreffen. Mit gleichem Rechte könnte dann Hernani ein musikalisches Drama genannt werden wegen des darin vorkommenden Waldhorns.

Uebrigens wird durch jenes schon fast zu spät erfolgende Wiedererkennen eine höchst spannende Szene herbeigeführt. Hier wie oben wird durch den Anblick des verhangnißvollen Gegenstandes jede Regung der Rache augenblicklich erstickt, und in beiden Fällen Alles aufgeboten, um dessen Besitzerin zu retten. Dieser Gegenstand übt also eine unbeschränkte Herrschaft auf den Willen der Handelnden.

Eine ähnliche Bestimmung hat das Vollmachtsblatt (blanc-seing) in Marie Tudor, welches die Königin dem Fabiani übergeben und worin sie ihm bei ihrer katholischen Krone schwört, „d'accorder à celui qui le lui présentera la grâce, quelle qu'elle soit, qu'il lui demandera.“ Fabiani erkennt die volle Wichtigkeit dieses Papieres: „ce blanc-seing, c'est sa sauve-garde; ce blanc-seing. c'est sa tête.“ Dadurch ist die Königin also in eine gewisse Abhängigkeit und Unfreiheit gebracht; ihr Wille ist

vorkommendenfalls durch das Vorzeigen dieses Papieres bedingt. Fabiani selbst aber wiederum befindet sich in einer gleichen Lage dem Juden gegenüber, einer geheimnißvollen Erscheinung, welchem durch den Besitz der Talbot'schen Familienpapiere ein für Fabiani überaus lästiger und ernstlich drohender Einfluß gesichert ist. Dieser Jude weiß Alles, nicht blos Fabiani's frühere Lebensgeschichte, sondern auch dessen allerneueste Pläne und Absichten. Fabiani selbst wiederholt ganz verwundert „il sait tout," und sagt: „tu n'es pas un homme, tu es ma conscience habillée en juif." Fabiani's Pläne sind überaus fein und bedächtig angelegt. Die Königin hat ihn mit den Gütern des unter Heinrich VIII. enthaupteten Lord Talbot belehnt. Durch seine Spione hat er erfahren, daß Jane die Tochter und Erbin eben dieses Talbot ist. Um nun ganz sicher zu gehen, hat er sich um Jane's Liebe beworben und auch glücklich das Mädchen verführt. So ist er für alle Fälle gesichert: bei Lebzeiten der prüden Königin wird die entehrte Jane nie wieder eingesetzt, und nach der Königin Tode würde er nöthigenfalls Jane heirathen. Der Jude ist erbötig, die in seinem Besitz befindlichen Talbot'schen Familienpapiere dem Fabiani abzutreten gegen Ueberlassung des vorhin erwähnten königlichen Blankets. Er wolle damit von der Königin eine Anleihe von 10000 Mark Goldes erlangen, welche er zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse bedürfe. Natürlich will Fabiani diesen Tausch nicht eingehen; aber der Jude will die für jenen so überaus wichtigen Papiere um keinen andern Preis herausgeben. So fügt sich Fabiani anscheinend, zeigt ihm das königliche Schreiben, und während der Jude sich darüber beugt, um sich von dessen Echtheit zu überzeugen, erdolcht er ihn rücklings. Und doch entgeht ihm die Beute, auf welche es bei diesem Mord abgesehen war. Denn indem der Jude zusammenstürzt, wirft er die Papiere von sich, so daß Fabiani, der dies nicht bemerkt, ihn vergebens danach aussucht. Während dieser nun fortgeht, um Leute herbeizuholen, welche den Leichnam in die Themse werfen sollen, kommt auf des Juden Geschrei Gilbert herbei, dem der Sterbende noch das Geheimniß von Jane's Herkunft und dem Dokumente mittheilt, indem er ihn auffordert, sich und ihn an seinen Mörder Fabiani zu rächen. Auch Fabiani's Dolch, mit dem er den Todesstreich geführt, kommt hierbei in Gilbert's Hände, und dieser Dolch, welcher dann vor der Königin wider Fabiani zeugt, wird durch eine Wirkung der Nemesis das Werkzeug seines Unterganges.

Endlich müßte unter den Fällen, in denen der Wille des Einen Einfluß gewinnt auf des Andern Sein und Thun, auch noch die Verfluchung mit ihren Nachwirkungen aufgezählt werden, wie der Dichter sie uns z. B. in Le roi s'amuse vorführt. Der eigentliche Angelpunkt dieses Stückes ist, wie Hugo selbst bemerkt, der Fluch des Herrn von Saint-Vallier, der auf Triboulet lastet und ihn verfolgt, weil Triboulet den Aermsten beschimpft und gehöhnt hat, als er dem König Rechenschaft für seiner Tochter Ehre abverlangt. Und dieser Fluch trifft nicht den Hofnarren Triboulet, sondern den Vater Triboulet. Dieses ist die recht dramatische Seite des Stücks: Triboulet erfährt genau dasselbe Mißgeschick, wie der von ihm verspottete Greis.

Triboulet kann den Fluch nicht vergessen; er lautete:

Qui fais risée ainsi de la douleur d'un père,
Sois maudit! —

Und so wird der 2. Akt sehr wirkungsvoll durch die Worte Triboulet's eröffnet:

Ce vieillard m'a maudit.

Er kann diese Erinnerung nicht los werden.

Am Ende dieses Aktes nun hält Triboulet, in dem Wahne, es gelte die Entführung der Frau v. Cossé, bereitwillig die Leiter, welche zum Raube der eigenen Tochter dient. Als er endlich sich die Binde von den Augen gerissen und nun die Wahrheit entdeckt hat, bricht er in die Worte aus:

Oh! la malédiction!

Das absolut Bindende eines geleisteten Eides, wie es bei Hugo mehrfach vorkommt, gehört ebenfalls unter jene fatalistischen Motive, durch welche der freie Wille eines Menschen vorweg gefangen genommen wird.

Ja, wir könnten zuletzt noch jener grausamen Etikette des spanischen Hofes, wie sie in Ruy Blas uns vorgeführt wird, als eines unfrei machenden Elementes gedenken. Es ist jenes erdrückende Zeremoniell, wie es uns schon aus Schiller's Don Carlos bekannt ist. Da ist es die Oberhofmeisterin Herzogin von Olivarez, welche auf der Königin Wunsch, die Infantin zu sehen, mit einem Blick auf die Uhr erwiedert:

— — — — Es ist
Noch nicht die Stunde, Ihre Majestät. —

worauf die Königin in die Worte ausbricht:

Noch nicht die Stunde, wo ich Mutter sein darf?

Hier ist es die Herzogin von Albuquerque, die camarera mayor der Königin, welche als der eingefleischte Typus jener

nichtigen Förmlichkeiten uns den daraus hervorgehenden Zwang in greller Weise zur Anschauung bringt. Die ganze 1. Szene des 2. Aktes ist eine ununterbrochene Kette jener sinnlosen Beschränkungen der Freiheit: die Königin kann nach ihrem Belieben weder ausgehen, spielen, speisen, noch selbst zum Fenster hinaussehen, ja wie die 3. Szene zeigt, nicht einmal die Briefe des Königs zuerst lesen. Dieser Brief ist übrigens ein viel sagender Maßstab von des Königs ehelicher Zärtlichkeit. Nach längerer Trennung diktirt er zu Pferde wenige Zeilen, in denen er der Königin, statt ihr ein Wort der Liebe zu sagen, nur mittheilt, daß es sehr windig ist, und daß er sechs Wölfe getödtet hat. — Daß dieses quälende lästige Formelwesen hier so ausführlich entwickelt wird, hat seine guten Gründe, und ist in der Oekonomie des Dramas sehr wichtig: indem dieser Umstand beinahe schon ganz allein, auch ohne die Vernachlässigung seiten des Königs die tödtliche Langweile der Königin anschaulich macht. Die Königin soll nach des Dichters Absicht als die von der trostlosen Leere untergrabene Tugend erscheinen. In diesem Sinne sagt sie:

Quand l'âme a soif, il faut qu'elle se désaltère,
Fût-ce dans du poison!

Diese psychologisch motivirte Möglichkeit ihres Falles ist ächt dramatisch. Sie ist eben dadurch wahrhaft menschlich, sie entspricht den Anforderungen der Alten. Die Personen des Dramas dürfen nicht auf einer schwindelnden Höhe des Idealismus stehen, welche sie unserm Blicke und dadurch auch unserer Theilnahme entzieht; sie müssen mit uns wesentlich auf gleichem Niveau stehen, daß wir mit ihnen zu fühlen und zu denken vermögen. So sagt Hugo in seiner Vorrede: „La reine est un ange, et la reine est une femme."

Wenn vielleicht in den letzteren Anführungen das antithetische Element etwas zurückzutreten und dem Blick sich zu entziehen scheint: so sind wir deshalb nicht in Verlegenheit, neue Situationen bei unserm Dichter aufzuzeigen, in welchem die Antithese ganz unschwer aufzufinden, ungesucht sofort in die Augen springt, wo sie keinesweges in subtilen, sondern in der sichtbarsten, hervortretendsten Gestalt sich zeigt. Die allergreifbarste, materiellste Antithese ist unstreitig der Kampf, das Gefecht, der mörderische Anfall, und vorzugsweise das Duell. Jeder Zweikampf setzt zwei Kämpen voraus: hier ist auf beiden Seiten volle intensive Aktivität, energische Handlung.

Der Zwiespalt ist zur That geworden; zwei friedlich sich gegenüberstehende Kräfte sind in Konflikt gerathen und sind beide gleich bestrebt, sich gegenseitig zu vernichten. Dieses Motiv hat nun Hugo überaus reichlich ausgebeutet. Es würde den Leser gradezu ermüden, wollten wir im Einzelnen und ausführlich alle derartigen Szenen aufzählen. Haben wir schon früher Gelegenheit gehabt, eine (mehr oder weniger übertriebene) Ritterlichkeit und fast schroffe Ehrenhaftigkeit nachzuweisen, so werden wir jetzt sehen, wie diese sich steigert bis zum eisenfresserischen Wesen, zur fortwährenden Schlagfertigkeit, zur immer bereiten Kampflust. Es treten da wahre Matamore auf, denen der Degen in der Scheide juckt. Sie zeigen eine geradezu ängstliche Sorge für ihre Ehre, welche sich im Blute wäscht, wie wir uns etwa nach Tisch die Hände waschen. Es ist jenes kastillanische puncto de honor, wie wir es schon in Corneille's Cid finden, und so haben wir hier auf's Neue Hugo's Vorliebe für spanische Sitte und spanisches Wesen zu bestätigen — eine Vorliebe, welche auf die Uebereinstimmung seiner eigenen Persönlichkeit mit dieser Richtung beruht, und welche durch seinen, wenn auch kurzen Aufenthalt in Spanien (er wurde während der Jahre 1811 und 12 im séminaire des nobles in Madrid erzogen) wohl Nahrung und Pflege gefunden haben mag.

Von seiner mehr spaßhaften Seite ist dieses bramarbasirende Wesen in der Person des Don Guritan, majordome du palais. aufgefaßt (in Ruy Blas). Hugo selbst nennt ihn einen im 17. Jahrhundert übriggebliebenen Don Quichotte: er ist der gravitätischste Raufbold, den man sich denken kann. Mit der vollkommensten Seelenruhe, ohne sich irgend stören oder unterbrechen zu lassen, zählt er die Opfer seiner Degenfertigkeit auf, etwa wie Leporello die Geliebten seines Herrn, und mit gleicher Kaltblütigkeit fügt er hinzu:

> Nous nous égorgerons galamment, s'il vous plaît,
> Avec épée et dague, en dignes gentilshommes,
> Comme il sied quand on est des maisons dont nous sommes.

Wir begreifen die Königin, welche, von dieser Herausforderung benachrichtigt, voll liebender Sorge für den so bedrohten Ruy Blas, das Duell zu verhindern sucht, indem sie Don Guritan auf der Stelle mit einem vermeintlichen Reliquienkästchen (in welchem ein Zettel mit den Worten liegt: Gardez le plus long-temps possible ce vieux fou!) zu ihrem Vater, dem Kurfürsten von Neuenburg, abschickt. Als sie das Rollen seines

abfahrenden Reisewagens hört, sinkt sie, von Unruhe und Bangigkeit erschöpft, in einen Stuhl mit den Worten:

Il ne le tûra pas!

und hier fällt der Vorhang.

Als Don Guritan im 4. Akt von seiner diplomatischen Sendung wüthend zurückkehrt, hat er natürlich nichts Eiligeres zu thun, als jene frühere Ehrensache mit Ruy Blas in Ordnung zu bringen. Durch eine vielfach verschlungene Kette von Mystifikationen kommt es aber dahin, daß er zuvor mit Don César anbindet, welchem er unterliegt. So stirbt der Raufbold von Profession in der Ausübung seines Gewerbes.

Eine große Rolle spielt ferner das Duell in Marion de Lorme, dessen 2. Akt daher danach benannt ist: La Rencontre. Diese Begegnung findet statt zwischen dem kampflustigen Saverny und dem nicht minder degengewandten Didier.

Dieser 2. Akt bietet anfangs eine allgemeine historische Exposition en action, welche fast an Wallenstein's Lager von Schiller erinnert. Indem nun mit anerkennenswerther Treue und Vollständigkeit alle herrschenden Tagesfragen und Interessen berührt werden, wird uns auch, um in diesem Gemälde Nichts zu vergessen, die Rauflust dieser Zeit vorgeführt zu deren Unterdrückung der allmächtige Kardinal Richelieu so eben ein Mandat erlassen, welches jeden Duellanten ohne Rücksicht auf Rang und Stand unnachsichtlich mit dem Strange bedroht. Die Veröffentlichung dieses Mandats auf der Bühne bildet eine ganz artige Episode. Unmittelbar darauf nun, angesichts des in großen Buchstaben angeschlagenen Verbots erfolgt das Duell. Der Hülferuf der herbeistürzenden Marion führt die Häscher herbei, welche Didier verhaften. Marion macht sich nun die bittersten Vorwürfe:

— — — C'est moi qui le perds par mes cris!
J'appelais au secours; mais à mes cris funèbres
La mort venait, hâtant ses pas dans les ténèbres!

Und so finden wir auch hier wieder jene unselige Verkettung, durch welche grade diejenigen Personen zu dem Untergange Anderer mitwirken, welche für deren Rettung dann gern und willig das eigne Leben opfern würden.

Im 1. Akte von Hernani haben wir ebenfalls ein Duell zwischen diesem und dem König, den er da noch nicht kennt. In jener volltönenden spanischen Weise sagt Hernani:

— — Ma dague aussi n'est pas à l'aise,
Et veut sortir.

Hier wird das Gefecht durch das Klopfen des alten Don Ruy Gomez de Silva unterbrochen.

Wir gedachten bereits weiter oben der Herausforderung in den Burgraves, welche Otbert, der junge Freischütz, an Hatto, den Burgherrn, richtet. Zum Kampfe kommt es hier nicht, obschon Barbarossa selbst für den verschmähten Otbert eintreten will, da auf des greisen Job Befehl Alles sich dem wiedererstandenen Kaiser unterwirft. Die hier nun sich anknüpfende wirkungsvolle Huldigungsscene hätte schon oben mit erwähnt werden können, als die Rede von jenen kontrastirenden Unterwerfungssituationen war. Magnus hatte befohlen, die Burg zu sperren, Felsblöcke und Bäume herbeizuschleppen:

Faites-nous un gibet digne d'un empereur!

Höhnisch frohlockt er darüber, daß Barbarossa sich selbst in der Burg gefangen habe. Schon erheben die Ritter die Schwerter und dringen auf den Kaiser ein. Da erhebt sich der greise Job, sein Auftreten gebietet Schweigen. Er will seinen persönlichen Groll, sein Interesse, seine Macht, Alles aufopfern, um Deutschland zu retten. Auf die Kniee fällt er:

Devant mon empereur que ramène mon Dieu.

Er gebietet Allen, die Waffen zu strecken und niederzuknieen: Barbarossa sei nöthig zur Erhaltung des Reichs. Auf Job's Befehl werden nun alle Gefangenen befreit, und die Ritter, er selbst zuerst, legen sich deren Fesseln an.

— — Dans son propre palais
Le vieux Job est esclave et t'apporte sa tête.

Diese Unterwerfung hat aber keineswegs den kriegerischen Muth gebeugt:

Quand vous irez combattre aux frontières, ô roi,
Laissez-nous, — faites-nous cette grâce dernière, —
Vous suivre, troupe armée et pourtant prisonnière.
Nous garderons nos fers; mais, tristes et soumis,
Mettez-nous face avec vos ennemis
— — — — — — —
Forçats par nos carcans, héros par nos épées!

Man sieht, unser Dichter versteht es, die Antithese überall in Wort und Handlung anzubringen.

Um aber den hier gebotenen Kontrast in seiner vollen Kraft zu würdigen, muß man sich erinnern, wie prometheusartig der Charakter Job's anderwärts uns entgegentritt. Er ist:

Debout dans sa montagne et dans sa volonté,

Weder Kirche noch Kaiser hat ihm Etwas anzuhaben vermocht; Bann und Acht kümmert ihn nicht,

Ce vieux titan du Rhin, Job l'Excommunié!

Wir sprachen vorhin vom Zweikampf. Nun ist es zwar nicht immer ein Duell in aller Form und Regel, zu welchem der Degen gezogen wird. Entblößtes Schwert und gezuckter Dolch sind überhaupt bei unserm Dichter ganz an der Tagesordnung, und das Gift thut das Uebrige.

Schon oben hatten wir mehrfach Veranlassung, solche Mord-Szenen als Ausgang jener agonisirenden Situationen vorzuführen. Wir erinnern, wie Lucrèce Borgia unter dem Dolche ihres Sohnes verblutet, und wie in den Burgraves der Sohn im Begriffe steht, den eignen Vater zu tödten. Unmittelbar hieran reiht sich Triboulet, der Hofnarr, welcher unbewußt sein eignes Kind, die fromme Blanka, morden läßt; — der Streich war dem König zugedacht.

Im Vollgenuß seiner geträumten Rache schickt er sich eben an, den Sack mit dem Leichnam in den Fluß zu stürzen

— — A l'eau, François Premier!

Da hört er hinter sich den König singend vorübergehen. Ein Blitz erhellt die finstre Nacht und schaudernd erkennt er die Tochter. Ihr Blut benetzt sein Hemd. Verzweifelnd ruft er:

Ne meurs pas, je t'en prie!

Hier findet sich also eine Mittelsperson, ein gedungener und bezahlter Mörder ein. Saltabadil heißt dieser Todtschläger von Profession, welcher an Lessing's Angelo in Emilia Galotti erinnert. Beide haben ihr Banditengewissen, ihren Codex, ihren Tarif, ihren Brauch und Sitte. Angelo erzählt mit Bedauern dem Marinelli wie er bei der Affaire seinen braven Nikolo eingebüßt. Er sei zwar sein Erbe, weil er ihn gerächt habe. „Das ist so unser Gesetz." Ganz treuherzig empfiehlt er dann seine ferneren Dienste: „Wenn wieder was vorfällt, Herr Kammerherr, — Sie wissen, wo ich zu erfragen bin. Was sich ein Anderer zu thun getrauet, wird auch für uns keine Hexerei sein. Und billiger bin ich, als jeder Andere." Nicht minder naiv ist die Weise, wie Saltabadil sich einführt. Er bietet dem vorübergehenden Triboulet seine Dienste an. Seine Bedingungen seien ganz mäßig: die zu zahlende Summe richtet sich nach dem Stande des zu Ermordenden; die Hälfte wird vorausbezahlt; die großen Herren sind am theuersten. Fangen doch sogar schon die Bürgerlichen an, sich diesen Luxusartikel zu gestatten, welcher

der Natur der Sache nach doch nur vornehmen Leuten vorbehalten sein sollte.

Il est quelques faquins, qui, pour de grosses sommes,
Tiennent à se donner des airs de gentilshommes,
Et me font travailler. — Mais ils me font pitié.

Er bittet Triboulet um dessen Kundschaft; er möge ihn aber ja nicht mit gewöhnlichen Banditen verwechseln und nichts Nachtheiliges von ihm denken, er habe vier Kinder zu ernähren und müsse also darauf bedacht sein, Etwas zu verdienen. — Als später im 4. Akt seine Schwester, welche den hübschen Franz bedauert, ihm vorschlägt, an dessen Stelle den Triboulet zu ermorden, antwortet er mit verletztem Ehrgefühl:

Hein? pour qui me prends-tu, ma soeur? suis-je un bandit?
Suis-je un voleur? tuer un client qui me paie!

Uebrigens wolle man noch beachten, daß auch über Triboulet jenes unselige Fatum waltet, welches die Menschen dahin bringt, in starrer kurzsichtiger Verblendung gegen das eigne Fleisch zu wüthen und selbst sich dazu herzugeben, ihr Theuerstes zu gefährden. Triboulet bezahlt den Tod seiner Blanka mit seinem Gelde, die eingemauerte Gudule überliefert ihre Tochter dem Tode durch Henkershand, Marion wird die Veranlassung zu Didier's Verhaftung, Tisbe ruft den grimmigen Angelo zu Catarina's Bestrafung herbei, Lucrèce Borgia verlangt von ihrem Gemahl sein Fürstenwort, daß Gennaro, ihr Sohn, getödtet werden solle, Gomez liefert selbst das Gift zur Tödtung der von ihm angebeteten Donna Sol und Rodolfo ersticht die Retterin seiner Catarina. Diese Wendung ist nicht blos dramatisch, sie entspricht bei unserm Dichter auch den Anforderungen der poetischen Gerechtigkeit, und ist insofern wahrhaft moralisch. Denn bei Weitem in den meisten Fällen ist es die hartnäckige einseitige Verfolgung eines verwerflichen Zieles (Befriedigung der Rache), welches die Theuern in Todesgefahr bringt. Triboulet selbst kommt zu dieser Erkenntniß:

— — — Sort implacable!
Prise dans ma vengeance! oh! c'est Dieu qui m'accable!

und zuletzt stürzt er zusammen mit den Worten:

J'ai tué mon enfant! j'ai tué mon enfant!

In ähnlicher Weise ruft der alte unversöhnliche Gomez, als Donna Sol von dem für Hernani bestimmten Gift nimmt:

— — C'était donc pour elle! —
— — — — — — — — — — — —
La fatalité s'accomplit. — — —

Oben war es ein gedungener Mörder, ein Todtschläger von Profession, welcher als Mittelsperson auftritt. Der legitimste, berechtigte Vermittler zum Tode ist nun der Henker, den wir denn auch öfter antreffen. Wir sahen ihn schon in Marie Tudor, wir begegnen ihm in Notre Dame de Paris, in Le dernier jour d'un condamné und in Han d'Islande. In letzterem Romane wird seiner so recht con amore und mit wohlgefälliger Breite und Ausführlichkeit gedacht. Seine Häuslichkeit, sein Familienleben, seine Leiden und Freuden werden da mit allen möglichen Einzelnheiten vor uns aufgerollt.

Als nothwendige Requisiten dieser Person erscheinen nun auch Block, Schaffot, Galgen, Strang, Sarg. Auch braucht es nicht gerade ein Henker von Profession zu sein: ein treu ergebener Diener kann es auch verrichten. So Rustighello in Lucrèce Borgia, welchem der mit der Verordnung von Gift und Schwert ungemein vertraute Don Alphonse recht vorsorglich empfiehlt: Tu tiendras ton épée nue à la main, afin de n'avoir pas la peine de la tirer. Ja, sich besinnend, fügt er noch hinzu: Prends deux épées. Une peut se briser.

Auch Mordanfälle kommen vor: Didier befreit den Saverny aus Räubershänden. Letzterer rühmt des Ersteren tapfere Ritterlichkeit:

> Moi, j'avais six voleurs; lui, Marion de Lorme;
> Il la quitte, et me sauve. Ah! ma dette est énorme.

In Hernani schließt der 2. Akt unter Waffengeklirr. Hernani's Leute sind von den königlichen Truppen umzingelt. Die Räuber müssen sich durchschlagen.

Auch andere Akte der Gewaltthätigkeit fehlen nicht: Blanka's Entführung, Don Cesars gewaltsame Entfernung, zahlreiche Verhaftungen und Einsperrungen. In Folge dieser letztern kann es nicht ausbleiben, daß Schließer und Gefangenwärter mit zum stehenden Repertoir gehören, und daß die düstern Mauern der Gefängnißräume ganze Akte hindurch die Dekoration bilden. (Marion Delorme, Marie Tudor.)

So taucht auch das Motiv einer im Finstern schleichenden Verschwörung auf, sowohl in Cromwell als in Hernani. In letzterem Stück erinnert das geheimnißvolle Wesen der Verschworenen, ihre Erkennungsparole u. s. w. an die Szene des heimlichen Gerichts in Goethe's Götz von Berlichingen. Ja, nicht genug, daß das Verbrechen vor unsern Augen verübt wird, so lastet häufig schon frühere Blutschuld auf den auftretenden Per-

sonen: Marie Tudor und Lucrèce Borgia sind geradezu zwei geschichtlich blutgierige Charaktere, und den alten Job in den Burgraves drückt das Bewußtsein von Kain's Verbrechen danieder.

Man hat dem Dichter dieses allzu reichliche Blutvergießen zum Vorwurf gemacht: in der That, er wendet Schwert und Dolch etwas gar zu rückhaltslos an und verbraucht gewaltig viel Gift. Jene Mordathmosphäre, welche Otbert's Hirn verwirrt, weht so ziemlich durch das ganze Hugo'sche Theater. Und seine Romane stehen hinter diesen bluttriefenden Dramen nicht zurück, auch da fließt das Blut in Strömen. Es treten da geradezu blutlechzende Ungeheuer in Menschengestalt auf, denen der Consequenz wegen auch die Krallen nicht fehlen (Han d'Islande). Und im Bug Jargal finden wir eine förmliche Abschlachtung, wobei der Schlächter naiv genug ist, zu sagen: Laissez-vous faire! Je ne vous ferai pas de mal! Später kommt dann noch eine greuliche Balgerei zwischen Habibrah und dem Kapitän am Abgrunde.

Hugo hat auf jenen Vorwurf sich verantwortet und (zunächst in Bezug auf Angelo und Lucrèce Borgia) geschichtliche Treue vorgeschützt.

Hierbei wolle man sich erinnern, wie Hugo in seinen dichterischen Erstlingsversuchen der Sitte huldigte, über die Katastrophe einen Schleier zu werfen. Diese Sitte stammte aus der schwindsüchtig-weichlich-sentimentalen Schule von Millevoye und dessen Nachtretern und war damals sehr beliebt. Als Beispiele einer solchen Verschleierung (wie sie übrigens auch Schiller's Taucher zeigt) sind zu nennen die Großmutter, von welcher Chamisso uns eine so gelungene Uebersetzung gegeben, die Braut des Paukers, auch die 7. Ode im 2. Bande: Das Mädchen von O-Taiti. Noch in den Orientalen finden sich derartige Schlüsse. Später freilich hat Hugo selbst diese Theorie persifflirt, zunächst in der Person des poète élégiaque in der Comédie à propos d'une tragédie in Le Dernier Jour d'un Condamné. Sein dramatisches System beweist allerdings, daß er gänzlich von jenem frühern Grundsatz zurückgekommen war. Nichtsdestoweniger muß der Wahrheit gemäß bemerkt werden, daß Hugo niemals die Greuel um ihrer selbst willen vorführt. Er verschont uns stets mit deren Anblick, sobald dies ohne Beeinträchtigung der dramatischen Handlung (nach seiner Ansicht) geschehen kann. So werden Fabiani, Didier, Saverny zur Hin-

richtung abgeführt, Don Salluste und Don Guritan werden hinter der Coulisse getödtet, und Gennaro's Gefährten verenden ebenfalls nicht vor unseren Augen. Dieser Grad von Mäßigung und Zurückhaltung beweist denn doch, daß der Autor nicht geflissentlich solche Schauspiele herbeiführt.

So viel aber geht aus dem bisher Gesagten unverkennbar hervor, daß die dramatische Handlung bei unserm Dichter stets eine gewisse Aeußerlichkeit zeigt. Der Körper findet dabei zu viel Bethätigung. Aber es verlangt uns hinaus aus der Körperwelt, wir möchten mehr in die Tiefen des Seelenlebens hinabsteigen. Und gewiß, die dichterische Wahrheit und die dadurch bedingte nachhaltige Wirkung könnte nur gewinnen, wenn die Handlung mehr vorherrschend eine innerliche wäre. Das Reich des Menschenherzens ist so weit und groß, die Geschichte seines Weh und seines Glückes ist ewig neu und nie erschöpft. Der Dichter sollte seine dramatischen Ingredienzen mehr dem Reiche der Imponderabilien entlehnen. Aber hierzu eben wäre eine mehr spiritualistische Subjektivität erforderlich: das plastische Naturell Hugo's ist wenig zum tieferen Eingehen auf die geheimsten Anliegen des menschlichen Gemüthes geschaffen; die Außenwelt nimmt ihn zu sehr in Anspruch. Es fehlt ihm an Tiefe des Geistes und an Innigkeit des Gefühls. Selbst seine lyrischen Ergüsse lassen dieß wahrnehmen, wenn man sie etwa mit verwandten Dichtungen von Rückert oder Lenau vergleicht. Hugo's Leid und Freud' vermag uns nie mit solcher Gewalt zu erschüttern. Er gibt uns mehr Pathologie als Psychologie; und wie wir schon oben gelegentlich bemerkten, zeigt er uns öfter die Zuckungen der Nerven und Muskeln, als die Pulsschläge des Herzens. Man denke nur an seine Romane, an Le Dernier Jour d'un Condamné, an Notre Dame de Paris. Statt eines tiefen Seelenleidens zeigt man uns die schmerzhaftesten Qualen des Leibes. Esmeralda wird gefoltert, bei ihrem Klaggeschrei reißt sich der Priester Claude Frollo die Brust mit dem Dolche auf; — im dumpfen Kerkerloch sehen wir das Schlottern der frierenden Glieder; die verzweifelnde Mutter zernagt sich Arme und Hände. Und mit welcher Genauigkeit wird uns das grausige Ende des Archidiakonus, sein Sturz von der Höhe des Thurmes Angesichts von Esmeralda's Hinrichtung vorgeführt. Der zwischen Erde und Himmel schwebende Priester macht mit Händen und Füßen die verzweifeltsten Anstrengungen zu seiner Rettung, er möchte seine blutenden Nägel in den Stein einschlagen.

Die bleierne Röhre der von ihm krampfhaft umklammerten Rinne gibt allmälig nach: „il était là . . . . . n'ayant plus d'autres mouvements que cette convulsion machinale du ventre qu'on éprouve dans les rêves quand on croit se sentir tomber." Vor Wuth und Entsetzen schäumt der Unglückliche, seine Kräfte verlassen ihn, endlich schließt er die Augen und läßt die Rinne los. Aber auch dieser Theil des Sturzes wird in allen Einzelheiten beschrieben: „L'archidiacre tomba d'abord la tête en bas et les deux mains étendues; puis il fit plusieurs tours sur lui-même; le vent le poussa sur le toit d'une maison où le malheureux *commença à se briser.* Cependant il n'était pas mort quand il y arriva. Le sonneur le vit essayer encore de se retenir au pignon avec les ongles; mais le plan était trop incliné, et il n'avait plus de force. Il glissa rapidement sur le toit comme une tuile qui se détache, et alla rebondir sur le pavé. Là, il ne remua plus." — — Da ist doch wahrlich keine Spur von roman intime; das ist echte littérature palpitante. Und diese Erscheinung findet ihre Erklärung in jener schon mehrfach wahrgenommenen materialistischen Tendenz, welche für Hugo charakteristisch ist. Eben deßhalb geht es in seinen Dramen nie ohne einige gewaltthätige und handgreifliche Situationen ab. Auch das Verbergen und Verstecken spielt bei ihm eine große Rolle. Eine solche Aeußerlichkeit der Handlung benöthigt ferner in der Räumlichkeit und Szenerie einen bedeutenden dramatischen Apparat. Wir deuteten vorhin schon manche derartige Requisiten an. Wir schauen da Kerkermauern, Gefängnißhöfe, Kellergewölbe, Begräbnißgrüfte, wir hören Kanonenschüsse und Glockengeläute, es kommen da geheime Gemächer und Gänge, verborgene Thüren und Treppen vor. Auch die gegenseitige Beziehung zweier Personen ist häufig durch einen ganz materiellen Gegenstand vermittelt. Nebenbei gibt es Schlaftränke, Zauberheiltränke und allerlei Giftmittelchen. Und charakteristisch ist der gewaltige Verbrauch, den Hugo in seinen Dramen von der Nacht macht: das dämonisch-fatalistische Walten paßt besser zu den Schauern und Geheimnissen der Finsterniß, als zur klaren Sonnenhelle des Tages. Und was würde Schlegel, welcher schon den Krönungszug in Schiller's Jungfrau von Orleans so arg mitnimmt, erst zu den Hinrichtungsprozessionen, Leichenparaden und Verschwörungsszenen der Hugo'schen Dramen gesagt haben? —

Wenn nun diese äußerlich gehaltene Verwickelung, wie wir schon öfter zu bemerken Gelegenheit fanden, bei Hugo gern sich

antithetisch gruppirt: so kann es gar nicht befremden, daß er bei seiner unverkennbaren Vorliebe für plastische Wirkungen, durch die Antithese auch szenische Effekte im engern Sinne zu erzielen sucht. Einige davon wurden schon im Vorbeigehen erwähnt. Die bemerkenswertheste derartige Szene findet sich unstreitig in Lucrèce Borgia. Der Dichter beabsichtigte in diesem Kontrast eine moralische Lehre zu geben. Er sagt in der Vorrede: „Il fera toujours apparaître volontiers le cercueil dans la salle du banquet, la prière des morts à travers les refrains de l'orgie, la cagoule à côté du masque. Il laissera quelquefois le carnaval débraillé chanter à tue-tête sur l'avant-scène; mais il lui criera du fond du théâtre: Memento quia pulvis es."

Man erinnert sich der Szene, auf welche er hier anspielt. Es ist das Lustgelag des 3. Aktes. Die Fröhlichen bemerken kaum, daß während ihres Trinkliedes draußen vor der Thür ein De profundis angestimmt wird. Jeppo wirft nur so leicht die Worte hin: Pendant que nous chantons à boire, l'écho chante vêpres. Da thut sich plötzlich die Hinterthür weit auf und zeigt einen großen schwarz ausgeschlagenen Saal, aus welchem eine Prozession Mönche in Bußgewändern mit brennenden Fackeln singend auf die Bühne heraus unter die bestürzten Zecher tritt. Im Hintergrunde erscheinen die für sie bestimmten Särge. Die dazu kommende Lukrezia erklärt ihnen, wie sie sich an ihnen gerächt habe, daß sie vergiftet seien. Sie sorge jedoch noch für ihr Seelenheil, indem sie ihnen Beichtiger zuführe, um sie zum Tode zu bereiten. „Ces dignes pères, sagt sie, auf die Mönche deutend, sont des moines réguliers de Saint-Sixte, auxquels notre Saint-Père le pape a permis de m'assister dans des occasions comme celle-ci." Und mit Bezug auf die Särge fügt sie hinzu, daß sie gleicherweise für ihre Körper Sorge getragen habe. „Le nombre y est." Da tritt der bis jetzt von ihr unbemerkt gebliebene Gennaro hervor und verlangt einen für sich: „Il en faut un sixième, madame!" u. s. w.

Einen ähnlichen Kontrast finden wir in einer Szene der Burgraves, deren schon oben gedacht wurde. Es ist die Erscheinung der beiden Greise Job und Magnus mitten unter dem ausgearteten Häufchen der jungen Schwelger! Das feierliche Schweigen, der strenge Ernst neben ausgelassener Lust, neben laut schallender Freude! —

Auch des 5. Aktes in Hernani ist hier zu erwähnen, und zwar des Auftrittes, da in reizender Szenerie, auf einer Terrasse

des Aragonesischen Palastes zu Saragossa, unter rauschender Musik, ein glänzendes Maskenfest an unsern Blicken vorüberzieht: man feiert die Vermählung Hernani's mit Donna Sol. Aber mitten durch diese bunten fröhlichen Gruppen hindurch schleicht lautlos, einem Gespenste gleich, ein schwarzer Domino (der alte Don Ruy Gomez, wie wir später sehen). Dies nun ist hier durchaus kein gewöhnlicher Mummenschanz. Diese plastische Erscheinung, welche möglicherweise dem Auftreten des Geistes in Shakspear's Hamlet nachgebildet sein dürfte, ist hier ganz an ihrer Stelle. Diese düstere Gestalt mitten unter der allgemeinen Lust erinnert uns, daß hier noch nicht Alles ist, wie es sein soll; es ist eine stumme Mahnung, daß der Accord dieser prächtigen Nachtsymphonie noch nicht völlig rein, daß ein noch ungelöster Mißton vorhanden ist (wie wir dies oben umständlich erörtert haben). So werden wir vorbereitet auf den traurigen Endausgang dieses anscheinend sich so günstig gewendeten Geschickes. Wer aber ist dieser unwillkommene Mahner? Wer ist dieser boshafte Störenfried? — Es ist der leider hierzu nur allzuwohl berechtigte Don Ruy Gomez, er, der allein leer ausging, als Alle beglückt wurden, und welcher schon damals sagte:

Moi seul, je reste condamné!
— — — — je n'ai point pardonné.

Im 3. Akte von Marion Delorme bekommen wir ebenfalls ein bedeutungsvolles stummes Vorüberschreiten zu sehen. Es ist der greise Marquis de Nangis, welcher um seinen Neffen Saverny trauert. Gehüllt in das Schweigen des Schmerzes, geht er langsam, feierlich, lautlos im Hintergrunde vorüber, gefolgt von seiner Leibwache, welche ebenfalls Trauer trägt.

Von großem Effekt dürfte auch in dieser Beziehung eine Szene im 4. Akt von Hernani sein. In den unterirdischen Gewölben der Domkirche zu Aachen sind die Verschwornen versammelt und schwören eben einen neuen Eid, durch welchen Jeder einzeln sich verbindlich macht, Carlos zu tödten, für den Fall, daß Hernani, den das Loos getroffen, den Streich verfehle. In diesem Augenblick ertönen drei Kanonenschüsse, welche Carlos' Wahl zum deutschen Kaiser verkünden. Die Thüre der Gruft hinter ihnen öffnet sich, und er selbst erscheint, bleibt unbeweglich auf der Schwelle stehen und sagt zu ihnen die Worte:

Messieurs, allez plus loin! l'empereur vous entend!

Selbst in der äußern Gestalt der auftretenden Personen verschmäht Hugo den Kontrast nicht: so steht der häßliche Triboulet

mit seinem Höcker neben der frommen unschuldigen Taube Blanka, etwa wie der mißgestaltete Quasimodo neben der fast ätherischen Undine Esmeralda.

Oder ist es nicht durch die Liebesgestalt, so wird uns der Kontrast durch die äußere Haltung der Personen vorgeführt. Das Wechselverhältniß zwischen Herr und Sclave wird z. B. stets in möglichst sichtbarer, stark hervortretender Weise zur Anschauung gebracht. Am grellsten tritt es auf in der Szene in Ruy Blas, wo dieser, angethan mit allen Zeichen der Macht und Größe, als Alles vermögender Gebieter, in der unterwürfigsten Stellung dasteht vor Don Salluste, welcher, gekleidet in die Livree von Ruy Blas' Leuten, vornehm nachlässig in einem Lehnstuhl dasitzt, mit dem Hute auf dem Kopfe. Man sieht, wie sich die Antithese hier vervielfältigt.

Neben dieser plastisch-räumlichen Antithese fehlt dann auch die zeitliche nicht. Hier ist es nicht mehr der Kontrast der gleichzeitig, mit und neben einander auftretenden Gegenstände, sondern der Kontrast in der Aufeinanderfolge der verschiedenen Theile der Handlung. Die Antithese zeigt sich da in der Führung der Intrigue, in der Schürzung und Lösung des Knotens. Aber nicht allein in der Peripetie im Ganzen und Großen, sondern auch ganz im Einzelnen finden wir noch antithetische Gruppirung; so kommt z. B. das plötzliche Erscheinen von Personen an Orten, an denen man sie am wenigsten erwarten konnte, sehr häufig vor. In den Burgraves tritt auch ein Todtgeglaubter wieder auf. Und so würden alle eigentlichen „Knalleffekte" der Hugo'schen Dramen nahezu auf Rechnung der antithetisirenden Richtung gebracht werden können. Es ist eben und immer wieder das Zusammenbringen des unvereinbar Scheinenden, ein Herbeiführen des für unmöglich Gehaltenen. Zur Erklärung dieser Erscheinung bedarf es keiner gelehrten Hinweisung auf alte oder neue Vorbilder, welche möglicherweise hätten von Einfluß sein können. Wir brauchen nicht an Sophokles zu erinnern, dessen Tragödien meist ein Umschlagen in das völlige Gegentheil bieten von dem, was man erwartete, und ebensowenig an die Knalleffekte der Müllner'schen Schicksalsdramen. Es genügt, ganz einfach auf die Persönlichkeit unsers Dichters zu verweisen. Wer diese in ihrer eigensten Wesenheit nur einigermaßen erkannt hat, dem wird auch nicht entgangen sein, wie Hugo eine fast leidenschaftliche Vorliebe für das Unerwartete und Ueberraschende, für das Jähe und Plötzliche, ja für das Grelle und

Schroffe hat, für das was eben aller Vorausberechnung spottet und dem allgemein Ueblichen schnurstracks zuwiderläuft — eine Vorliebe, zu welcher des Dichters Unfähigkeit für genetische, organische Entwickelung und allmälige Vermittlung auch das ihrige beigetragen haben mag. Daher das Bizarre und Barocke, das Abnorme und Monströse seiner Gebilde. Er verwechselt das Außergewöhnliche mit dem Außerordentlichen, hält das Absonderliche für das Originelle und gibt uns die Ausnahme für die Regel. So entsteht die bei ihm vorkommende Unnatur.

Hugo spricht daher unverkennbar pro domo, wenn er in dem Vorwort zu Cromwell im Verlaufe seiner dort zu Gunsten des Genies gegebenen Schutzrede unter Andern sagt: le génie est nécessairement inégal. Er scheint das Excentrische, das Abschweifen vom gewohnten Wege für sich allein schon als das Kriterium der großen Männer anzusehen, und gewiß ist es nicht ohne Bedeutung, daß er bei Erwähnung solcher Männer (z. B. Napoleon's) sie am liebsten mit Kometen vergleicht.

Nach unsrer individuellen Meinung ist Hugo selbst überhaupt mehr riesig als groß, und eben deshalb mehr groß als wahr — eine Ansicht, deren weitere Ausführung und Erweisung wir uns für dieses Mal versagen müssen.

Aber eine Bemerkung möge hier noch Raum finden, welche allerdings passender schon oben, bei Erwähnung der Antithesen im sprachlichen Ausdruck hätte gemacht werden sollen. Es ist das öftere Vorkommen einer Redeform, welche sich als Antithese zwischen dem Sinn des Sprechers und der Meinung des Hörers herausstellt: Letzterer nämlich soll und kann das Gesagte anders verstehen als es gemeint ist. Solche Zweideutigkeiten finden sich bei Euripides, wo sie oft durch ganze Szenen sich hindurch ziehen und von großer Wirkung sind. Auch bei Hugo sind sie nicht unwirksam. Wir gedachten schon wiederholt der Brautnacht Hernani's und Donna Sol's. Es findet sich da eine Szene so schmelzend lieblich, daß man an jene herrliche, balsamische Nacht (ebenfalls unter dem milden Himmel des Südens) im Kaufmann von Venedig erinnert wird, jene Liebesglück athmende Nacht, welche Jessica und Lorenzo in den schönsten Versen wetteifernd feiern mit dem wiederkehrenden Refrain: „Solch' eine Nacht war's" u. s. w.

Auch hier haben wir ein prächtiges Nachtstück. Die Liebenden, sich selbst überlassen, schwelgen in Wonne. Die überglückliche Braut wünscht, eine Stimme, ein Vogel, eine Flöte

möge diese nächtliche Stille unterbrechen. Durch diesen Wunsch aber fordert die Unselige das Verhängniß heraus, das zu schlummern schien, und hier haben wir einen durch und durch dramatischen Moment. Kaum hat sie diese Worte gesprochen, da ertönt das verhängnißvolle Horn. Die Bethörte frohlockt:

Dieu! je suis exaucée!

Die nun folgenden Antworten Hernani's enthalten die bitterste Ironie, in der oben angedeuteten Weise. Er weiß sogleich, warum es sich handelt. Die Aermste fährt fort:

— — Un ange a compris ma pensée —
Ton bon ange, sans doute?

worauf Hernani:

Oui, mon bon ange!

Sie erkennt am Ton, daß es ihres Hernani Horn ist, und fragt zärtlich:

Seriez-vous dans cette sérénade
De moitié?

und Hernani antwortet:

De moitié, tu l'as dit.

Aehnliche Wendungen kommen auch in Angelo vor. Der von Rodolfo an Catarina gerichtete Brief ist von deren Gemahl aufgefangen und dieser mit dem Bedeuten vorgelegt worden, daß sie ihr Leben nur durch Nennung des Namens dieses Briefstellers retten könne. „L'échafaud pour lui, le couvent pour vous, cela suffira. Décidez-vous.“ Er wolle ihr eine Stunde Bedenkzeit lassen. Grade nun in dieser Stunde erscheint Rodolfo bei ihr. Um diesen selbst zu retten, ist es nöthig, daß er auch nicht die leiseste Ahnung von der ihr drohenden Gefahr habe. Man denke sich der Aermsten Seelenzustand, welche in ihrer Todesangst ruhig und glücklich scheinen will. Rodolfo fragt, ob sein Brief ihr richtig zugekommen. Sie antwortet: „La lettre m'est si bien arrivée que la voilà.“ Sie will ihn völlig beruhigen: „Je te remercie d'être venu — j'ai eu la joie de te voir! Là, tu vois bien que je suis tranquille, gaie, contente, que j'ai ma guitare là et ta lettre. Maintenant va-t'en vite. Je veux que tu t'en ailles.“ —

Die 3. Szene des 3. Aktes zwischen Rodolfo und Tisbe ist ebenfalls in solcher Weise geführt, daß Ersterer nie den wahren Sinn von Tisbe's Worten, sondern einen entgegengesetzten versteht. Tisbe hat bekanntlich Catarina gerettet, während Rodolfo im Gegentheil wähnt, daß sie zu deren Ermordung mitgewirkt habe. Als er daher auf Tisbe's Frage, ob er Catarina

sehr geliebt habe, mit leidenschaftlichem Ausdruck bejahend geantwortet, sagt sie: „Alors, j'ai bien fait.“ Und als im weitern Verlauf dieses Zwiegesprächs Rodolfo sie mit den Worten anherrscht: „Par le ciel! je crois que vous vous en vantez, malheureuse!“ entgegnet Tisbe: „Oui, et ce que j'ai fait, je le ferais encore!“

Das Gespräch zwischen Lucrèce Borgia und ihrem Gemahl, dem Herzog, in der 2. Szene vom 1. Theile des 2. Aktes (le Couple) ist in eben solcher Weise gehalten. Man erinnere sich hierbei, daß der Schuldige, gegen welchen die erzürnte Frau so aufgebracht, ihr eigener innigst geliebter Sohn Gennaro ist, was sie freilich nicht weiß. Wohl aber weiß es der Herzog, der ihn jedoch für den Geliebten seiner Gemahlin hält und seine verletzte eheherrliche Ehre an ihm rächen zu müssen glaubt. Daher sein Eifer und seine galante Bereitwilligkeit, den Wünschen seiner Gemahlin bei Bestrafung des Frevlers in jeder Weise zu entsprechen. Die Szene beginnt mit einer ziemlich heroischen Gardinenpredigt: Lucrezia kommt, mit all' der übersprudelnden Heftigkeit ihres Geschlechts sich bei dem Herzog über dessen Phlegma zu beschweren, mit welchem er die ihr persönlich widerfahrenden Beleidigungen hinnehme. Der Herzog hört sie mit der allergrößten Ruhe an, und als sie geendet, sagt er, daß das Verbrechen ihm bekannt sei. In derselben ruhigen und hier sehr wirkungsvollen Weise erwidert er auf ihre weiteren immer drängenderen Fragen: daß der Schuldige entdeckt; — daß er verhaftet; — daß in Betreff seiner Bestrafung er nur die Befehle seiner Gemahlin entgegenzunehmen gewünscht habe. Da frohlockt die Unglückselige und verlangt Don Alphonso's Fürstenwort, daß der Frevler nicht lebendig von dannen gehen solle. Der Herzog gibt es u. s. w.

Schließlich sei uns gestattet, noch auf einen Umstand hier aufmerksam zu machen. Der Verlauf unserer Darstellung brachte es mit sich, zu zeigen, wie die bei Hugo auftretenden Situationen untereinander eine gewisse Verwandtschaft, ja wie öfter ganze Szenen eine unverkennbare Familienähnlichkeit besitzen. Diese Wahrnehmung, welche hier ungesucht und ganz von selbst uns entgegentritt, beweist mindestens soviel, daß des Dichters Repertoir an dramatischen Motiven u. s. w. nicht eben ein allzureichhaltiges ist, ja eher ein beschränktes genannt werden muß. Dann aber erscheint sie als eine Bestätigung jenes Urtheils, welches bei Hugo die volle, ausgiebige und nachhaltige Pro-

ductivität vermißt und ihm eine bedeutende ureigne dichterische Schöpfungskraft abspricht. Und wenn wir oben die mächtige Anziehungskraft erwähnten, welche das Exceptionelle, das vom Gewöhnlichen Abweichende auf Hugo's Individualität ausübt, so mag hierbei ein dunkles Bewußtsein jenes Unvermögens im Schaffen und Erfinden unwillkürlich mitwirken. Unfähig, im Gebiete des Gesetzmäßigen und Normalen stets etwas Neues zu bieten, soll das Absonderliche und Extravagante diesen Mangel ersetzen.

Und so finden sich die verschiedenen Wahrnehmungen, welche wir im Laufe dieser Erörterungen als Beiträge zur Charakteristik von Hugo's Persönlichkeit und seinen Leistungen zu geben Veranlassung fanden, im vollkommensten Zusammenhang.

Einerseits durch einen ungemein entwickelten Formensinn und andererseits durch den Mangel an gründlicher philosophischer Durchbildung, an Gedankentiefe und Gefühlsinnigkeit gleichmäßig darauf angewiesen, seine Erfolge eben im Gebiet der (sinnlichen) Form zu suchen, wird er vorzugsweise zur Körperwelt hingeführt. Die Psyche tritt dabei zurück, die Idee wird verabsäumt, das Reich der Geister bleibt uns mehr oder weniger verschlossen. Fast nur die Sinnenwelt mit ihrem Leid und Freud geht an uns vorüber: daher geradezu materielle Vorgänge, äußerliche Handlung, szentsches Gepränge, dekorativer Aufwand, und schließlich gewaltsame Lösung des Knotens mit Zuhülfenahme des allvermögenden Fatums.

Indem nun, in völliger Uebereinstimmung mit der obigen Andeutung, der Dichter sich ganz besonders von der Verschiedenheit der Dinge betroffen fühlt, kommt er unwillkürlich dahin, sich mit Vorliebe im Kontrast zu ergehen. Sucht er aber einmal seine Wirkungen durch dieses Mittel, so kann es bei seiner Unfähigkeit im geschickten Vermitteln nicht fehlen, daß er häufig den schroffen, den grell abstechenden Kontrast wählt. Auf diese Weise entsteht bei ihm die Gewohnheit, mit Vermeidung der mittleren (und also gewöhnlicheren) Sphären sich fast nur in den äußersten Endpunkten zu bewegen und von dem Einen stets zu dem Entferntesten, weit Abgelegenen überzuspringen. So ergibt sich das Abschweifende, das Ungleiche, das Plötzliche, das Unvermittelte, das Ungewöhnliche, was wiederum, da die fortwährenden Extreme der bestehenden Weltordnung zuwiderlaufen, gelegentlich auch nur Anomalie und Abnormität, zur Unnatur und Unwahrheit führen kann. Und wie im Einzelnen die Gabe

des Vermittelns und Entwickelns ihm versagt ist, und wie er in seinen Zusammenstellungen und Kombinationen geradezu bisweilen unglücklich ist: ebensowenig ist er Meister im Verbinden im Großen, im selbstständigen Schaffen, und in der schließlichen Ausgleichung und Verschmelzung, der vollkommenen Versöhnung.

Dresden.

Bruno Marquart.

Systematischer und pädagogischer Sprachunterricht.

Allgemeine Vorbemerkungen.

1. Die Sprache ist der Ausdruck der Gedanken und Empfindungen durch das Wort. Das Wort ist die dem Menschen eigenthümliche Fähigkeit durch Zusammenwirken der verschiedenen Theile des Mundes und der Laute der Stimme sich seinen Nebenmenschen mitzutheilen.

Das Wort Sprache wird auch auf andere Mittheilungsarten, auf Zeichen, Geberden, übertragen; wir nehmen es hier nur in seinem eigentlichen Sinn.

2. Die Sprache ist die Wirkung eines dem Menschen inne wohnenden Triebes, seine Gedanken und Empfindungen zu äußern; sie ist daher ein Natur-Erzeugniß, und entwickelt sich nach innern Gesetzen. Sie ist nicht aus Verabredung geworden.

Die Kunst kann auch eine Wortsprache durch Verabredung schaffen, allein eine solche wird niemals eine innere, natürliche Lebensfähigkeit gewinnen.

3. Als Natur-Erzeugniß besteht die Sprache in denjenigen Wortgebilden, welche aus dem Drange, sich mitzutheilen, hervorgehen, und welche sogleich im Entstehen die Voraussetzung, verstanden zu werden, in sich tragen. Daraus ergibt sich die Nothwendigkeit eines Zusammenhanges zwischen dem Wortlaute und dem darzustellenden Inhalte.

Wir vermögen diese Uebereinstimmung in ihrem ersten Ursprunge nicht mehr zu enthüllen, nachdem eine so lange Entwickelung uns die ersten Keime der Sprache entrückt hat. Doch erkennen wir aus noch wahrnehmbaren Naturlauten, die wir mittelst der Sprache nachahmen und also darstellen, daß sie sogleich verstanden werden, die Richtigkeit des Lehrsatzes. Uebrigens

folgt aus der Mannigfaltigkeit der Veranlassungen, die den Grundtrieb befruchten eine theils gleichzeitige theils in der Zeit einander folgende Mannigfaltigkeit der Keime und der daraus entstehenden Bildungen.

4. Mit dem ersten Entstehen der Sprache beginnt auch sofort ihre Entwickelung. So wie der Trieb, sich mitzutheilen, ins Leben getreten ist, bringt er auch ein geistiges Leben mit, welches alle seine Bewegungen und Fortschritte beherrscht und durchdringt, ein Gesetz der Einheit und der unendlichen Mannigfaltigkeit.

5. Die Entfaltung des ersten Triebes hängt zusammen mit der größern oder geringern Freiheit der menschlichen Kräfte. Je unentwickelter die Wahrnehmungsfähigkeit, je geringer die Bedürfnisse, je träger die Thätigkeit des Menschen, desto schwächer jener Trieb, desto seltener die Lust sich mitzutheilen, desto geringer der Drang nach scharfer Bestimmtheit, desto allgemeiner und gleichartiger der Ausdruck selbst für den verschiedensten Inhalt, weil das Verständniß des Besondern sich aus der sinnlich erscheinenden Veranlassung ergibt oder im Tone liegt, und durch Zeichen und Geberden vermittelt wird. (Wir sehen das noch an den Empfindungslauten.)

So wie das Auge schärfer unterscheidet, das Ohr die Laute genau auffaßt und die Stimme dieselben bestimmter nachahmt, die Gefühle aller Art vereinzelt erkannt werden, so suchen alle diese Sonderungen ihren Ausdruck, der entweder aus dem Naturtriebe sich von selbst bildet, oder aus den bereits vorhandenen allgemeinen Ausdrücken nach dem innern Gesetze sich ergibt.

6. Dieses Gesetz findet jedoch andererseits seine Hemmungen 1) in den äußern Gegenständen der Anschauung; denn die Art, wie dieselben auf die Sinne einwirken, muß nothwendig zurückwirken auf die Darstellung derselben, wenn diese verständlich werden soll; 2) in den Sprachwerkzeugen, welche mit größerer oder geringerer Gewandtheit und Leichtigkeit der Entwickelung der Gedanken folgen; 3) in den Empfindungen und Umständen, welche den Gang der Mittheilung begleiten; 4) in dem Bildungstrieb, welcher darnach strebt, nicht nur Gedanken mitzutheilen, sondern auch schön darzustellen; 5) in der Trägheit, welche sobald für das Verständniß sich keine Schwierigkeiten mehr zeigen, bei den gewonnenen Formen beharrt und sie in weitern Bedeutungen anwendet; 6) in der Erstarrung durch Schrift, welche einer allzu großen Mannigfaltigkeit widerstrebt;

endlich 7) in dem Einfluß der immer mehr sich scheidenden Sprachen aufeinander, wenn die Völker in Verkehr treten.

Es erklären sich aus diesen Einwirkungen namentlich 1) die oft höchst wunderlichen Uebergänge der Bedeutungen, welche ursprünglich ziemlich bestimmte Stämme aus der Zeit annehmen; 2) die große Ungleichheit in der Umwandlung der Laute da, wo gleiche Begriffs- oder Denkform auch eine ganz ähnliche Ausdrucksform zu fordern scheint; 3) die vielfältigen Kürzungen, Auslassungen und Zeichen der Eile, selbst zum Nachtheil der Anmuth; 4) die Abschleifung vieler Härten und feinen Wendungen; 5) die größere oder geringere Reichhaltigkeit der Formen; 6) die sehr häufige Verdrängung wesentlich wichtiger Unterscheidungen zu Gunsten leichter Schreibung; 7) und der Wechsel so wie der Mißbrauch der Ausdrücke zu Gunsten des leichten Verkehrs.

7. Außer diesen sehr wesentlichen Einflüssen kommen noch unendlich viele andere hinzu, um die Naturwüchsigkeit der Sprache zu verändern. Hieher gehören zwei einander fast entgegengesetzte Wirkungen: die Nachlässigkeit, Gleichgültigkeit und Unklarheit der unwissenden Masse überläßt häufig die Sprache einer gänzlichen Verwilderung, kümmert sich nicht um Ab- und Ausartung, um Ansätze und Abfall, so daß es später auch der sorgfältigsten Pflege nicht gelingen kann, die Naturmäßigkeit wieder herzustellen, und dem Volke zu rauben, was in der bestehenden Form sein Eigenthum und Träger seines Geistes geworden ist; andererseits die Willkühr, Neuerungssucht und die absichtlichen Kunstversuche der Gelehrten, deren Erzeugnisse mehr und minder Glück machen und in das Volksleben sich Bahn brechen, entrücken die Sprache ihrer reinen Entwickelung, und impfen ihr andere Abarten ein, oft veredelnd, oft verderbend. Schulen und Schriftwesen und Bücher, frühreife und überhaupt unreife Handhabung der Sprache in Volksliedern und Darstellungen, deren Inhalt anzieht, steifes Formenwesen in Verhandlungen, die größere Strenge erfordern, — kurz unzählige Einwirkungen bestimmen den Gang der Sprache im Großen und im Einzelnen. Jeder Ausdruck, jedes Wort hat seine Geschichte.

8. Noch ein anderer Umstand darf nicht übersehen werden. Die Eigennamen sowohl der Personen als Sachen, wenn auch in ihrem Ursprunge Ausdrücke für Begriffe, gehen bald in bloße Zeichen über, und sind von da ab nur Sache der Ueberlieferung. Als unentbehrlich in der Sprache fügen sie sich mehr

und minder in die Gesetze derselben, müssen aber wiederum eine Rückwirkung üben, wie Alles was einer Gesammtheit angehört. Indem sie aber von den verschiedensten Völkern herrühren, bringen sie überall etwas vom fremden Geiste mit, und folglich ist die Art, wie sie sich dem Geiste einer ausgebildeten Sprache anschließen, einer besondern Betrachtung werth. Es ergeben sich aus ihr viele Eigenthümlichkeiten. Diese werden noch vermehrt durch die Geschichte des Menschengeschlechts, in welcher eine Menge Namen von Personen und Oertlichkeiten wiederum zu Begriffsbezeichnungen werden, weil ihnen ein geschichtlicher Charakter anhaftet.

9. Alle diese Umstände und ohne Zweifel noch eine Menge minder stark hervortretender Ursachen, welche in der Zunahme der Begriffe und des Bedürfnisses, sich über das mitzutheilen, was fortwährenden Veränderungen unterworfen ist, ihren Grund haben und sich immer neu erzeugen, würden schon das kunstreiche, unwillkührlich sich stets mehr verflechtende Gewebe der Sprache ins Unendliche verarbeiten, verwickeln und bis zur Undurchschaulichkeit verdichten, selbst wenn zu erweisen wäre, daß im Ursprunge die Anschauungen der äußern Welt, welche zunächst eine Mittheilung erzeugen, gleichartig auf die Sprachwerkzeuge wirkten, und der Ausdruck der letztern gleichartig ins Ohr fiele und nachgeahmt würde; mit andern Worten, wenn es eine Ursprache gäbe. Denn selbst ein erstes Paar, welches in der ersten Familie der Sprache bis zu einem gewissen Umfange ausbildete, wüede schon mit der Zunahme der Personen, durch die Verschiedenheit der Eigenthümlichkeiten derselben, der Neigungen, Wünsche, körperlichen Zustände, geistigen Fähigkeiten und durch die Begebnisse des Lebens, eine überaus reiche Entwickelung erfahren. Die Verpflanzung der Mitglieder auf andern Boden, mitten unter andern Wahrnehmungen, bei anderer Nahrung und Beschäftigung, und bei immer neu gestalteten Verhältnissen, würde nothwendig die Ursprache verändern, und sie nöthigen, sich den veränderten Bedürfnissen anzubequemen. Die Fabel vom Thurmbau ist nichts anderes als die Darstellung dieser Wahrheit.

Allein es frägt sich, ob überhaupt, auch angenommen, daß eine solche Ursprache den ersten Grund gelegt habe, in ihr selbst eine Einheit sich so lange erhalten konnte, um ihre Keime zu denen der Töchtersprachen zu machen, und ob nicht vielmehr schon gleich anfangs mit der Vermehrung der Familienglieder sich neue Keime erzeugt haben, so daß die Sprachen schon vom

Ursprunge an vielfache Anlagen zu verschiedenartiger Durchbildung erhielten, wobei bald die eine, bald die andere Geistesrichtung ihre Herrschaft behauptete. Es versteht sich, daß dieselben noch vermehrt werden, wenn man annimmt, daß das Menschengeschlecht auf mehreren Theilen der Erdoberfläche zugleich entstanden ist. Wie dem aber sei, so erkennen wir in den vorhandenen und uns zugänglichen Sprachen eine so bedeutende Mannigfaltigkeit der Entwickelung, daß jene Frage, der Thatsache gegenüber müßig erscheint. Die Sprachen zeigen durchaus verschiedene Geistesrichtungen, schon die ursprünglich gleichen Erzeugnisse werden ungleich, wie eine und dieselbe Pflanzen- oder Thierart sich nach dem Himmelsstrich und der Beschaffenheit des Bodens eigenthümlich gestaltet, und gewinnen ein anderes Ansehen.

Rechnet man hierzu die durch Völkerverkehr und Wanderungen, Kriege und vielfältige Berührungen bewirkten Mischungen, so begreift man leicht die Unmöglichkeit, jüngere Gestaltungen mit voller Sicherheit naturgeschichtlich zu erkennen oder vollständig zu begründen.

10. Während wir somit schon in den Wort- und Satzformen, welche gleichsam das Gepräge der Denkformen darbieten, ein Labyrinth sehen, aus welchem die Wissenschaft sich nicht herausfindet, und dessen Irrgänge sie höchstens mit einigen allgemeinen Anschauungen zu charakterisiren vermag, vermehrt sich die Schwierigkeit bei näherer Betrachtung der Sprache als Mittel zur Gedankendarstellung. Denn streng genommen ist die Sprache keinesweges der volle Abdruck der Gedanken; vielmehr enthält jeder Satz, ja selbst jeder unvollständige Ausruf, eine ganze Welt von Gedanken und Begriffen, und keine Sprache ist im Stande mit dem Fluge des Geistes, der in derselben Zeit, in welcher ein Wort ausgesprochen wird, nicht nur den damit zu verbindenden Begriff festhält, sondern eine Unendlichkeit von Begriffen, Thatsachen, Vorgängen und Verhältnissen mit Blitzesschnelle durchwandert, so daß z. B. ein einziger geschichtlicher Name, dessen ganze Bedeutung vor die Seele führt, ein einziger Laut eine ganze Jugenderinnerung, eine einzige Morallehre hundert Erfahrungen, u. s. f. in der Seele erneut. Was folgt hieraus? Daß die Sprache nur ein sehr flüchtiges Mittel ist, den Zuhörer in den Bereich der Gedanken des Sprechers einzuführen, daß sie nur eben die Anregung sein soll, keinesweges aber Alles ausdrückt, was im Geiste vorgeht. Sie wirkt immerfort in der Voraussetzung, daß ihre Andeutungen begriffen werden. Selbst

die ausführlichste sprachliche Darstellung ist nur Andeutung. Die Geister verstehen einander mittels der Sprache, aber nicht durch sie allein, wie denn auch wirklich eine tüchtige Geistesübung dazu gehört, sich des Mittels geschickt und zweckmäßig zu bedienen, oder andrerseits dessen Zweck völlig zu begreifen. Daher hängt der Bau einer Sprache ganz vorzüglich von dem im Allgemeinen sich gleich bleibenden Charakter eines Volksstammes ab, und je nachdem dieser mehr lebhaft oder ruhig, rasch oder besonnen, thatkräftig oder träg, hitzig oder kalt, leidenschaftlich oder theilnahmlos, und was dergleichen Gegensätze der Stimmung mehr sein mögen, von Natur ist, wird dies sich an dem Sprachbaue nachweisen lassen.

Freilich tritt auch hier wieder die Geschichte hinzu, und es haben die Völker so vielerlei von einander gelernt, daß, so wie in Wohnung, Nahrung, Sitten und Geschäften, jeder Stamm sich Fremdes oft ganz und gar zum Eigenen gemacht hat, und ein sehr geübtes Auge dazu gehört um das Einheimische vom Fremden zu sondern. Andrerseits hat sich im Laufe der Geschichte überall der Volkscharakter jedes Stammes mehr und minder abgeschliffen, theils durch innere Nothwendigkeit des geselligen Lebens, theils durch Berührungen mit der Außenwelt, theils durch Belehrung und Erziehung umgebildet, so daß die Eigenthümlichkeiten der Sprache, wenn auch im Allgemeinen dieselben, doch nicht immer mit dem veränderten Charakter Schritt gehalten haben. Hieraus entspringt abermals eine merkwürdige Mischung, deren Auseinandersetzung tiefe Forschungen und außerordentlichen Scharfsinn erfordert.

Diese Andeutungen mögen genügen, um einen Begriff zu geben von der Größe des Gegenstandes, den sehr viele Grammatiker durch eine ihrer jedesmaligen Ansicht nach wohlgeordnete Reihe von Regeln hinlänglich faßbar darzustellen glauben, sei es um in die Wissenschaft einer allgemeinen Sprachlehre oder in die einer besondern Sprache einzuführen. Es ist wohl nichts leichter als der Beweis, daß wir noch kein einziges derartiges systematisches Werk besitzen. Welche Fragen in solch einem System zu erledigen wären, wollen wir jetzt, ebenfalls nur in wenigen Grundzügen schildern.

Systematische Sprachlehre.

Was ein System sei, ist wohl jedem bekannt. Es ist ein wissenschaftlicher Bau, hervorgegangen aus einem ersten Grundsatze, dessen folgerechte Durchführung nach allen Richtungen seiner

natürlichen Entfaltung den innern Zusammenhang, die Nothwendigkeit der Theile und der Verhältnisse derselben zu einander bedingt. Die Mathematik ist ein solches System, und in ihren Theilen eine Gesammtheit von Systemen; die Philosophie strebt danach, ein Ganzes aufzustellen, und in so weit ihre Untersuchungen lediglich geistige Fragen betreffen, gelingt es ihr mehr oder minder einzelne Systeme für gesonderte Haupttheile zu errichten, wie z. B. der Logik, der Moral, des Völkerrechts, u. s. w Wenn indessen der Mathematik eine durchgängige Folgerichtigkeit möglich ist, weil sie nur das innere ewige Gesetz, an welchem weder die Natur noch der menschliche Wille etwas verändern kann zum Gegenstande hat, und die Philosophie auf dem Gebiete, wo eine innere Nothwendigkeit durch die ebenfalls fest begründeten Denkgesetze erzielt werden kann, der reinen Wissenschaft wohlbegründete und endlich wohl zu klaren Systemen sich entwickelnde Versuche darbietet, so verhält es sich ganz anders mit denjenigen Vorwürfen der Philosophie, welche eine unendliche Mannigfaltigkeit äußerer Erscheinungen in ihren Bereich ziehen muß, welche nicht bloß aus allgemeinen Lehrsätzen erklärt werden sollen, sondern deren besondere Formen darauf Anspruch machen, als nothwendig so und nicht anders erläutert zu werden. So wird zum Beispiel wohl niemals die Wissenschaft dahin gelangen, die Gesammtheit der körperlichen Bildungen — auch nur der belebten Naturwesen, welche sich stets nach gleichem Gesetz forterzeugen — auf so bestimmte Grundzüge zurückzuführen, daß eine Nothwendigkeit der vorkommenden und etwa noch möglichen Gestaltungen der Einzelwesen daraus erfolgen müßte. Was man daher auf diesem Gebiete Systeme nennt, ist eigentlich nichts weiter, als eine wohlgeordnete Uebersicht der Gestaltungen, nach allerlei gemeinsamen Eigenheiten der verschiedenen Erscheinungen vertheilt. Das gewährt nun freilich nicht volle Wissenschaft, sondern bloß Sachkenntniß. Der innere Organismus der Schöpfung, welche der Ausdruck des unendlichen Gedankens der Gottheit ist, bleibt uns unerforschlich; der menschliche Geist genügt sich selbst, wenn er einzelne Organismen, so weit es geht, aus der Wahrnehmung erkennt und zu durchschauen versucht.

Eine ähnliche Beschränkung der Wissenschaft zeigt sich nun auf dem Gebiete der Sprache, in so fern sie der Ausdruck der menschlichen Gedanken ist. Die Unendlichkeit ihrer Bildungen wird niemals der Wissenschaft die Möglichkeit gewähren, ihre innere Nothwendigkeit nach allen Richtungen hin zu begründen;

und sie muß sich damit begnügen, das Gegebene zu erkennen und den darin herrschenden Organismus zu ermitteln. Dies ist klar, wenn man die Aufgabe nur einen Augenblick näher betrachtet. Als Ausdruck der Gedanken muß im Sprachsystem sofort eine zwiefache Untersuchung eintreten, nämlich der erste Grund, auf welchem sie beruht, der Gedanke mit allen seinen Lebensfähigkeiten, und dann das Mittel für seinen Ausdruck, die Sprachorgane, müssen klar erkannt sein, ehe deren gemeinsame und gegenseitig aufeinander wirkende Thätigkeit erläutert werden kann. Der erste Theil hätte sich mit den geistigen Thätigkeiten zu beschäftigen, in so fern sie ihren sprachlichen Ausdruck suchen, und der andere Theil hätte die körperlichen, welche diesen Ausdruck bewirken können, allseitig darzustellen; dann erst wäre nachzuweisen, wie der Geist auf den Körper und dieser auf jenen einwirken könne oder müsse, und dabei wären dann alle Einflüsse, welche dem Naturgewächse besondere Beschaffenheiten, Farben und Entwickelungen überhaupt geben, in Erwägung zu ziehen. Das alles wäre, wenn es gelänge, ein System zu gewinnen, erst die Grundlage zu einer allgemeinen Sprachlehre, wie wir bisher noch keine besitzen. Schwerlich wird dies je gelingen. Denn erstlich begnügte man sich zwar mit einem so genannten System der Denkformen, welche unmittelbar die Sprachformen erzeugen, und nannte dies etwa die logische Seite der Sprache; allein es leuchtet beim ersten Blicke ein, daß man die Verschiedenheit der Formen noch gar nicht erwogen hat, vielmehr fast durchweg der Ansicht Raum giebt, es seien die Denkformen in allen Sprachen dieselben, und nur ihr Ausdruck sei mannigfaltig. Wir haben aber schon anderswo (Archiv f. das Stud. der neuern Spr. 1847. II.) nachgewiesen, daß die Sache sich anders verhält. Nur die äußersten Anfänge und die allgemeinsten Grundlagen stimmen überein. Bei der ersten Entfaltung gehen die Denkformen nach verschiedenen Richtungen auseinander. Dies lehrt jede Vergleichung zweier Sprachen, wenn man in die innerste Werkstätte der Sprachformen hineinschaut. Wer aber möchte es unternehmen, die Denkformen, die sich in unfaßbarer Eile entfalten, ineinander greifen, sich gestalten und umgestalten, in ihrer natürlichen Entwickelung darzustellen? Wie armselig erscheint hier was man Logik und Dialektik nennt! Und doch wäre eigentlich bei der Sprachlehre der Scharfsinn recht zu bethätigen, denn im Sprachausdruck tritt die Geistesthätigkeit so ganz unmittelbar,

so zu sagen unbewußt, ins Leben ein, und ist ihr eigener Beweis. Warum es aber, selbst dem tiefsten Scharfsinn nicht möglich sein dürfte die Formen mit Folgerichtigkeit zu erdenken, das ist leicht begreiflich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Sprach-Formen nicht rein geistiger Natur sind, sondern von der Mannigfaltigkeit des äußern Lebens bedingt werden, daß sie sich anders gestalten bei gesundem, anders bei krankem Körper, anders in der Kindheit und im weitern Alter, anders nach Gemüthsart, Beschäftigung, Gewohnheit, Umgang, Ereignissen u. s. f. — Allerdings muß in allen diesen Verwickelungen und Verflechtungen ein Gesetz herrschen, aber es handelt sich darum, dies Gesetz zu durchschauen und darzustellen! Ja es genügt keinesweges den Organismus der Denkformen zu erkennen, um aus ihnen die der Sprache herzuleiten, man muß auch noch zu gleicher Zeit die abermals unendliche Mannigfaltigkeit des Eindrucks, den die Sprache je nach der Fassungskraft und Gemüthsbeschaffenheit des Zuhörers oder Lesers auf diesen macht oder machen kann mit veranschlagen, denn derselbe hat bis zur ausgebildetsten Entwickelung der Sprache einen unverkennbaren Einfluß auf die Gestaltung der Ausdrucksweise. Dies möchte sich schon aus gewissen sprüchwörtlich stehenden Redensarten, Erfahrungssätzen, Volksliedern, Erinnerungen und Anspielungen erläutern lassen, in welchen eine eigentliche Logik nur sehr versteckt liegt, und der unmittelbare Mutterwitz oft weit über das hinwegschreitet, was wir Denkformen nennen. Jedes Wort hat eine lange Entwickelungsgeschichte und die Verfolgung dieser Durchbildung führt auf die wunderlichsten Ergebnisse.

Gesetzt aber wir könnten das ganze geistige Gewebe auflösen, und so wieder erfassen, daß wir im Stande wären, dessen innere Verhältnisse durch und durch herzustellen, so tritt uns eine andere Schwierigkeit entgegen, nämlich die körperliche Seite, die Sprachwerkzeuge. So wenig zahlreich die körperlichen Theile, mittelst deren wir sprechen, erscheinen, so ist doch die Bewegung, deren sie fähig sind, und namentlich im Zusammenwirken, so überaus mannigfaltig, daß keine Erfahrung in der Welt ausreicht, um auch nur die möglichen Laute oder Schälle zu begränzen. Freilich haben wir Alphabethe und Abecetafeln! Aber ein geübtes Ohr merke nur einmal genau auf die eigene Muttersprache und bald wird sich's zeigen, daß trotz der Fesseln, welche der lebendigen Sprache schon in der Kindheit durch gleichmäßige Lautirübungen angelegt werden, die gleichscheinenden Laute sich

dennoch wieder befreien, und jeder eine unendliche Stufenleiter darstellt. Und nun erst eine Vergleichung verschiedener Sprachen! Was wollen alle Aussprache-Regeln gegen die Musik der lebendigen Sprache sagen! Wie oft entsprechen die Zeichen dem Laute ganz und gar nicht! Die Schule hat manches ausgeebnet, aber sie hat eben dadurch oft die lebendige Entwickelung gehemmt. Es ist ihr aber nur da zum Theil gelungen, wo überhaupt das Leben in allerlei Schnürleiber gesteckt wurde. Die englischen Schriftzeichen, denen die Aussprache fast in jedem Worte widerspricht, beweisen deutlich genug, daß die Bestimmung eines Abc., wenn auch bequem, doch eine volle Unwahrheit ist; und zwar beurkundet sich dies besonders in England, weil eben dort das Leben sich freier bewegt, und die Kunstdressur einzelner geselligen Kreise das Volk nicht berührt. — Was unsre Philologen versucht haben, um Lautsysteme abzuschließen, bewährt sich durchaus gar nicht, und alle darauf gegründeten Lauteintheilungen sind reine Hirngespinnste.

Kommen wir nun zur Darstellung der möglichen Lautzusammensetzung, zu den Gesetzen des Ueberganges eines Lautes in einen andern, oder der möglichen Umwandlungen, Umlautungen, Verkürzungen, Verschleifungen, oder der Einflüsse eines Lautes auf einen andern, und auf die unendlichen gegenseitigen Wirkungen sogenannter Sylben und Wörter aufeinander, auf die Betonung und deren Einfluß, und die vielfachen Anlässe zu Veränderungen dessen, was gesetzmäßig eine gewisse Form annehmen müßte, — und zwar Alles nur von Seiten der körperlichen Anbequemung betrachtet, noch ehe von geistigen Einwirkungen der Denkformen die Rede sein soll, — welch ein Meer von Wahrnehmungen, verschieden in jeder Sprache, oft in jedem Orte und jedem geselligen Kreise!

Man wage es, hier Systeme aufzustellen!

Endlich wird sich die große Frage erheben: Wie wirken die Denkformen auf diese körperlichen Theile, und wie müssen diese sich bewegen, um jene auszudrücken? Dieser ungemein schwierigen Frage haben sich alle Grammatiker bemächtigt, aber wie armselig ist sie gelöst worden. Man hat von Redetheilen gesprochen, theils nach alten vorgefundenen Eintheilungen oder Klassificirungen, theils nach neuern Systemen. Wo ist darin aber ein S y s t e m zu finden? Wo auch nur ein leitendes Prinzip? Wo ein einziger Punkt, der probehaltig gefunden werden dürfte? Da wird die Jugend geplagt mit Versuchen jedes Wort

in seine Klasse zu versetzen, und der gereifteste Verstand zerreibt sich daran, ohne zu klarem Ergebniß zu kommen; sämmtliche Begriffsbestimmungen sind unwahr, weil die Begriffe selbst erdichtet sind, und bei näherer Betrachtung sich in den Denkformen nicht so darstellen, wie sie in der Sprachlehre sich gestalten sollen. Vom Substantiv bis zum Empfindungslaut herab, ist die ganze Reihe unbestimmt und unklar. Tausende von Begriffsnamen sind selbstständig nach der Definition, und unselbstständig in der grammatischen Form, und umgekehrt. Man denke nur an die Menge von zusammengesetzten Begriffen, welche Subjekte oder Objekte bilden, ohne Substantive zu sein, an die Verba, welche bloße Denkformen der Nothwendigkeit, Zulässigkeit u. s. w. darstellen, ohne irgendwie dem Begriff, der im Verb enthalten sein soll, zu entsprechen. Man sehe ferner, die gänzliche Verwirrung in der Lehre vom Fall, von Biegungen überhaupt, von innern Verhältnissen des Satzes und der Sätze, und frage sich dann: Wäre es wohl möglich, mit Hülfe des Systems, wenn die einzelnen Wörter vorlägen, ohne bestimmte Vorbilder, auch nur einen ganz einfachen Satz zu bilden? — Das aber wäre doch die geringste Forderung, die man an ein System stellen dürfte; denn nur dadurch müßte sich seine Wahrheit beurkunden, wie in der Arithmetik oder Geometrie. Daß es hie und da geschieht, darf unsre Behauptung nicht entkräften, weil wir gewöhnlich von Mustern ausgehen. Der geringste Versuch in einer uns durchaus fremden Sprache wird sie sofort bewähren. Selbst wenn wir zugeben, daß der Scharfsinn endlich manche kleine Sätze zu Stande bringt, wird doch nimmermehr mit dem System etwas Erkleckliches geleistet, und kaum führt die ganze bisherige Sprachkunde dahin, sich ein wenig im Gewebe des Periodenbaues zurechtzufinden. Einen längern Inhalt aber gut auszudrücken lehrt sicherlich das System niemals; ja die meisten Sprachgelehrten sind über der Grübelei schlechte Stylisten geworden.

Aus diesen Betrachtungen folgt:

1. Daß wir weder ein System der allgemeinen Sprache, noch irgend einer besondern besitzen; demnach von einem systematischen Unterricht auf gegenwärtigem Standpunkte nicht die Rede sein kann.

2. Daß ein System, wenn überhaupt im Bereiche menschlicher Forschung liegend, erst gefunden und verstanden werden kann, wenn eine sehr gereifte Anschauung, durch unablässige

Beobachtung geübt, alle die nöthigen Voraussetzungen durchdrungen hat, und durch sehr ausgebreitete Sprachkenntniß im Stande ist, die Wahrheit der gefundenen Erfahrungssätze oder Schlüsse, zu beweisen; demnach ein ausgebildetes Sprachsystem von der Jugend nicht erfaßt werden könnte.

3. Daß selbst die Möglichkeit des Begreifens angenommen, und sogar unter der Voraussetzung, daß die Gesetze als Ueberlieferung ohne Beweis vorläufig mitgetheilt werden könnten, die Erziehung oder die Schule (Pädagogik) davon abstehen müßte, weil man der enteilenden Jugend, welche für's thätige Leben erzogen, und an einen geschickten Gebrauch der Sprache gewöhnt werden soll, nicht so unendlich viele Abstraktionen aufdringen darf, welche sie von einem wesentlichen Ziel entfernen würde. Höchstens blieben solche Systeme ein Gegenstand der Forschung für Philosophen, welche der pädagogischen Behandlung längst entwachsen sind.

Wohl könnte man fragen: Wie? wenn ein volles System nicht erzielt werden kann, sollen wir nicht dem Begriffe der Wissenschaft uns anzunähern suchen? Soll nicht ein Grundriß gezeichnet, und ein allgemeiner Aufriß und Durchschnitt entworfen werden, damit der Sprachschüler mindestens etwas Sicheres mitnehme, und daran sich halte, wenn er nicht fähig ist, selbst zu bauen? Wir antworten: So wie es jetzt um den Boden selbst steht, würde jeder derartige Versuch keinen weitern Erfolg haben, als daß das Gebäude umstürzte. Und wirklich wird man sich vergebens nach ächten Prinzipien umsehen, so oft eine wissenschaftliche Sprach-Frage aufgeworfen wird. Was man bisher vermochte, war die logische oder geschichtliche Durchführung mancher Begründung auf vorausgesetzten Grundlagen; nur hie und da wurde der Mangel echt wissenschaftlicher Erforschung durch tiefer eingehende Beobachtungen, z. B. eines Wilhelm von Humboldt, ersetzt.

Es gibt bis heute kein System der Sprachlehre.

Pädagogischer Unterricht.

Daß indessen der Unterricht ein wohlgeordneter (methodischer) sein müsse, sieht jeder ein. Weder die Muttersprache noch eine fremde darf der Jugend bloß als Gewohnheits-Uebung übergeben, und dann gleichsam dem natürlichen Gefühl überlassen werden, wenngleich dieses in den meisten Fällen ein ziemlich sicherer Führer ist. Denn erstlich wäre dadurch die Jugend aller Selbstthätigkeit entzogen, und bei fremden Sprachen gewiß, in

der Muttersprache aber großentheils auf das Empfangen beschränkt, und würde nur nach Maßgabe der zufälligen Erweiterung des Gesichtskreises an Umfang der Sprachkenntniß gewinnen, niemals aber den Geist einer Sprache zu ergründen sich veranlaßt sehen.

Zweitens würden wir das trefflichste Mittel, die Kräfte des reifenden Menschen so recht lebendig zu entwickeln und zum Selbstbewußtsein zu bringen, aus der Hand geben. Eine bloße Beschäftigung der Kräfte reicht nicht hin, um Bewußtsein des ganzen geistigen Lebens zu wecken. Auch am Thiere kann man gewisse geistige Fähigkeiten durch Uebung schärfen, aber eine innere Selbstbestimmung wird damit nicht erzielt. Mit Recht also erklärt man sich gegen alles Abrichten.

Demnach müssen wir uns nach den Prinzipien des Unterrichts umsehen. Daß diese noch lange nicht ermittelt sind, beweisen die unendlich vielen Versuche tüchtiger Pädagogen fast in jedem Gebiete des Jugendunterrichts, und auf jeder Stufe der einzelnen Gebiete.

Im Allgemeinen darf man sagen, daß die aufgestellten Lehrgebäude, die Leitfäden, die Handbücher, insbesondere für Sprachunterricht, nach zwei Richtungen auseinander gehen; die Einen fassen ihren Gegenstand ins Auge und streben nach systematischer Form, um den Schüler in Stand zu setzen, das ganze Gebiet zu überschauen und in seinem Zusammenhange möglichst zu durchdringen; die Andern streben nach Einpflanzung vollständiger Bekanntschaft mit allen einzelnen Erscheinungen, und Sicherung einer gewissen Vertrautheit mit denselben, in der Voraussetzung, daß etwa später hinzukommende Erscheinungen sofort durch ein geübtes Gefühl werden erkannt werden. Beide Richtungen müssen ihres Zieles verfehlen, weil der Schüler bald zu der Ueberzeugung gelangt, daß das System keine Wahrheit habe, und daß in der Uebung am Einzelnen kein Princip zu ermitteln ist.

Wenn auch fürs Leben die Ergebnisse recht wohl ausreichen mögen, so darf die fortschreitende Pädagogik sich dabei nicht beruhigen, sonst blieben wir am Besten beim alten Schlendrian.

Ein methodischer Sprachunterricht wird nicht bestimmt durch die Beschaffenheit und das Wesen des Gegenstandes allein, sondern durch eine Anzahl von pädagogischen Faktoren, welche gemeinschaftlich wirken. Der Sprachunterricht hat im Vergleich mit andern Gegenständen besondere Eigenheiten. In allen Zwei=

gen der Mathematik können wir uns auf die Folgerichtigkeit des Denkens stützen, und in jeder richtigen Rechnung findet der Schüler von selbst unumstößliche Wahrheit, die sich gleich bleibt zu allen Zeiten und unter allen Völkern. In allen Gebieten der Anschauung, als Naturgeschichte, Geographie, Geschichte, kommt uns die größere oder geringere Erfahrung des Schülers und seine Einbildungskraft zu Hülfe; was er auffaßt und als wahr aufgenommen hat, das ist sein Eigenthum, soweit er es erkannt hat. In der Sprache dagegen geben wir dem Schüler keine Wahrheit, sondern selbst im Stoffe nur die Form, in welcher die Gedanken sich mittheilen lassen, und zwar eine Form, die einer fortwährenden Umwandlung unterliegt, und deren Zusammenhang mit ihrer ursprünglichen Nothwendigkeit nicht mehr erkannt wird.

Es springt in die Augen, daß hier die bloße Ueberlieferung der Form den Geist nicht bereichert, während in allen übrigen Gegenständen schon der bloße Stoff der Denkkraft Beschäftigung und Uebung gewährt, und das Fortschreiten darin die Umsicht und Sachkenntniß erweitert; daß aber selbst die ausgedehntere Betrachtung der Sprachformen nur dahin führt, sie zweckmäßig zu gebrauchen, nicht aber die Denkkraft sonderlich zu schärfen, so lange nicht die Art, wie Gedanken und Sprache in Wechselwirkung stehen, zur Klarheit kommt. Diese Wechselwirkung ist nun aber nicht mehr in ihrem ersten Ursprunge nachzuweisen; selbst die wissenschaftlichen Versuche verlieren sich zuletzt in Vermuthungen, die, zur Grundlage der Fortbildung der Sprache genommen, sehr leicht irre führen können, wie wir das aus der Sprachkünstelei derer ersehen, welche meinen, durch Zurückführung zu untergegangenen Formen die Sprache zu reformiren. Von dieser Seite her stellt sich also die Aufgabe anders als bei sonstigen Gegenständen des Unterrichts, wo allerdings der Stoff derselbe bleibt.

Nehmen wir nun zunächst die Muttersprache vor, so sieht man leicht, daß in Betreff des Stoffes eigentlich wenig mitzutheilen ist, denn der erste Faktor des Unterrichts, Wort und Wortform, ist ja schon der zarten Kindheit geläufig, und die bloße Berichtigung und Regelung oder die Bereicherung wäre am Ende nichts weiter als Abrichtung und Gewöhnung; der ganze Unterricht liefe dann auf wohlgeordnete Uebung hinaus. Da tritt aber sogleich ein anderer Faktor hinzu, nämlich daß der im Kinde bereits durchgearbeitete Stoff eine

Geistesthätigkeit offenbart, und sich selbstständig bewegt. Wir geben also der Jugend nichts Neues, wie bei andern Materien, wir haben auch nicht ihre Anschauung zur schärferen Erkenntniß des Inhaltes auf die ersten Elemente zurückzuführen, weil diese für den gegenwärtigen Standpunkt der Sprache keine Klarheit mehr haben, dagegen haben wir die vorhandenen Formen der Sprache als Formen der Gedanken so zu veranschaulichen, daß deren gegenseitiges Verhältniß zum Bewußtsein kommt.

Wie haben wir dies anzufangen? Unmöglich so wie bei andern Gegenständen, die eine Beobachtung der einzelnen Elemente zulassen, wie Punkt, Linie, Fläche, Körper, deren scharfe Anschauung, wiewohl auch nicht ganz leicht, nachmals immer wiederkehrt und sich bewährt; denn in der Sprache ist jedes Wort und jede Form ein Complex von Begriffen und Begriffsformen, deren Verschlingung eben erst dann erkannt wird, wenn das Bewußtsein schon die Sprache beherrscht.

Ganz richtig hat man daher in der neuern Zeit eingesehen, daß der Sprachunterricht seinen Grund und Boden da suchen müsse, wo die Sprache erwachsen ist, nämlich im Gedanken, und daß die Jugend zuerst Dasjenige näher kennen müsse, was ausgedrückt werden soll, ehe es den Ausdruck für sich allein betastet und in seiner Mannichfaltigkeit betrachtet. Der Ausdruck ist der Jugend geläufig, aber der Inhalt ist ihr ganz dunkel, und wenn er sich in die Form so ergießt, daß er verstanden wird, so ist das nur Wirkung der Gewohnheit wie fast alle körperlichen Bewegungen, die, so lange nicht Uebung hinzutritt, ihren Zweck erreichen, wenn sie auch unentwickelt bleiben.

Der Weg aber, der dahin führt, den Einblick zu erleichtern und zum gründlichen Wissen zu schärfen, ist sehr verschieden, je nach der Bildungsstufe des Lernenden. Ihn zu ermitteln ist die Aufgabe der Pädagogik. Die allgemeine Regel: Man müsse übergehen vom Einfachern zum Zusammengesetzten ist so unbestimmt, daß sie fast nur im mathematischen Fache befolgt werden kann. Was ist in der Sprache einfach? Wenn die Sprachlehren mit den Buchstaben (Lautzeichen) beginnen, so kann dies nur gebilligt werden, weil die Sprache auch schriftlich ausgeprägt werden soll, es ist also nur Lehre von äußerlichen Sprachzeichen, und nebenher ein Mittel, um die Aufmerksamkeit an etwas Aeußeres zu fesseln. Der Unterricht in der Sprache selbst müßte aber ohne diese Aeußerlichkeit geschehen können, und

hier vom einfachen Laut zu beginnen, wäre verkehrt, weil eben ein einfacher Laut selten einen Inhalt hat.

Der fortwährende Gebrauch der Form für Mittheilung des Inhaltes ist demnach ein dritter Faktor, welcher das pädagogische Verfahren bestimmt. Hiernach ist also die erste Frage: Was ist in dieser Thätigkeit das Einfachere, und was das Entwickeltere? Man wird sich hier leicht überzeugen, daß weder eine logische Zergliederung der Begriffe und Urtheile und deren vielfältige Verpflechtung den Maßstab bilden kann, noch eine Zergliederung der Wortarten, die ohnehin kaum zu entwirren sind, weil sie ineinander spielen. Der Grund davon liegt in der Eigenthümlichkeit der sprachlichen Mittheilung, daß nämlich Vieles ganz elliptisch oder ganz unbestimmt ausgedrückt wird, dessen Verständniß lediglich vom Tone, von begleitenden Geberden vom Zusammenhang dermaßen bedingt wird, daß aus der bloßen Sprachform der Gedanke gar nicht erkannt werden kann, ja daß selbst die geläufigsten, dem Anscheine nach erwiesensten Unterscheidungen sich nicht durchweg geltend machen. Wenn daher die neuern Sprachlehrer vom Satze ausgehend die Erkenntniß bestimmter dadurch vorzubereiten meinen, daß sie erst den einfachsten Satz vornehmen, und dessen Theile oder Glieder dann vereinzelt durchgehen, um dann den Satz in erweiterter Gestalt zu betrachten und die Analyse fortzusetzen, so bringen sie nur einzelne grammatische Formen zur Anschauung, ohne das Sprachgefühl zu fördern, oder die Sicherheit, für den Gedanken die rechte Form zu wählen, zu bewirken. Man hat mit allen solchen Unterscheidungen die Jugend nur spielend beschäftigt, nichts weiter. Es mag dies auch für die ersten Jahre der Kindheit genügenden Stoff darbieten, um nützliche Uebungen zu machen. Der Hauptzweck aber wird auf diesem Wege, wenn auch noch so viele formelle Uebungen und Regeln hinzutreten, nicht erreicht. Natürlich, weil immer die äußere Form, als das Sichtbare, vorzugsweise die Aufmerksamkeit anspricht, und der geistige Theil zurücktritt.

Um sich in der Muttersprache zurecht zu finden, ist z. B. vor Allem nöthig deren Mittheilungsformen zu kennen, d. h. die Gestaltungen, welche Gedanken und Begriffe (nicht umgekehrt, denn erst aus den erstern bilden sich die letztern) annehmen, um in dieser Sprache sich auszuprägen. Denn darin unterscheiden sich die Sprachen zunächst, und der Geist einer jeden gibt sich vorzugsweise hierin zu erkennen; einige sind in den

äußerlichen Mittheilungsformen gewandter und mannichfach, andere einförmig und arm. Wir haben in der deutschen Sprache, wie sie jetzt ist, direkte und indirekte Aussageformen, die sich dann wieder zerspalten, indem die Darstellung einer Wahrnehmung verschieden ist von der Forderung, und die indirekte Form sich anders gestaltet in der einfachen Abhängigkeit als Nebensatz, anders in der zugleich subjectiven Abhängigkeit als Conjunctiv. Es leidet keinen Zweifel, daß alle diese Formen der Aussage, weil sie der Jugend geläufig und bekannt sind, als die einfachen Elemente des Unterrichts angesehen werden müssen, von denen man ausgehen muß, und daß die äußerliche Zusammensetzung die Einfachheit der Anschauung keineswegs zerstört. Die Jugend sieht immer das Ganze zunächst, und wird erst allmälig auf die Theile aufmerksam. Wenn also auch das sogenannte Imperfectum eigentlich keinen einfachen Satz bildet, so fühlt die Jugend dieses Verhältniß nicht sogleich heraus, so wenig, wie sie in der Negation und Frageform wahrnimmt, daß hier schon eine entwickeltere Satzform auftritt. Alle diese äußerlichen Satzformen, welche übrigens nur einige wenige Aussageformen enthalten, gewinnen eine ungemeine Mannigfaltigkeit durch die Art des Ausdrucks, je nachdem z. B. aus dem Tone (nicht Betonung der Wörter) hervorgeht, ob der Sprechende eine augenblickliche Wahrnehmung, oder eines Andern Mittheilung, oder eine allgemeine Wahrheit, oder eine bloße Bemerkung, oder gar ironisch das Entgegengesetzte auszudrücken beabsichtigt, denn fast jede Mittheilungsform kann für einen ihr fremden Zweck gebraucht und durch den Ton verstanden werden. Dazu kommt dann der Einfluß der Betonung bestimmter Wörter oder Sylben, wodurch der Sinn jedes Satzes eine große Mannigfaltigkeit darbietet.

Solche Vorbegriffe vom Satze als Gedankenausdruck, und namentlich die vorzuführenden wohlgewählten Beispiele, geben der Jugend, welche zu denken beginnt, eine viel lebendigere Anschauung von dem Wesen der Sprache, als die Bröckchen von Wortformen, die ohnehin in wenigen Stunden durchgenommen werden können, und kaum der ersten Kindheit Theilnahme abgewinnen, außer wenn Fehler vorkommen.

Nach vollständiger Erörterung der verschiedenen Gedankenformen, welche durch die wenigen Mittheilungsformen ausgedrückt werden, muß man auf die Begriffsformen eingehen. Auch hier wird sich zeigen, daß die äußern Formen

gering an Zahl, aber reich an Inhalt sind, und es ist die Jugend vorerst im Allgemeinen durch Beispiele darauf aufmerksam zu machen, damit sie eben die Aufgabe, welche dem Scharfsinn nunmehr gestellt wird, näher und gern in's Auge fassen. Dann wird sie erst im Allgemeinen die Begriffe von starren Objekten und von flüssigen Vorgängen (Substanz und gedachtes Thun) und von den einfachsten Verhältnissen kennen lernen. Es sind dies die schwierigsten Punkte in der Sprachlehre, und Manches bleibt der Jugend lange nachher noch dunkel. Man denke nur an die sogenannten Verba, welche keine eigentliche Thätigkeit vorstellen, als sein, werden, lassen, können u. s. w. und ebenso an Substanzen, die eigentlich nichts Starres vorstellen, wenigstens nicht für die Fassungskraft der Jugend. Weit schwieriger noch ist die Auffassung der sogenannten Adjectiva und Adverbia, die im Deutschen sich gar nicht streng durch Formen scheiden, und im Begriffe selbst weniger auseinander gehalten werden als in den romanischen Sprachen.

Hier ist ein reiches Gebiet für geistvollen Unterricht, statt der langweiligen, zwecklosen Klassificirung der Wörter, womit die Zeit vergeudet wird. Denn wenn erst die allgemeinen Begriffe einigermaßen feststehen, so hat man auf das Einzelne einzugehen, und hier entfaltet sich wieder eine höchst interessante Fülle von Gebilden, die man gewöhnlich in den Sprachlehren keiner Beachtung würdigt, außer wenn sie durch äußerliche Formen sich unterscheiden. Es ist aber z. B. die Begriffsunterscheidung ähnlich geformter Wort-Ableitungen oder ähnlicher und scheinbar zu einer Klasse gehöriger Wortarten für den Gebrauch, namentlich da, wo die Sprache unter mehrern Ausdrücken zu wählen hat (bei Synonymen), von der höchsten, für den Sinn oft entscheidenden Wichtigkeit.

Wir würden die Gränzen einer für diese Zeitschrift berechneten Abhandlung, welche nur den bezeichneten Zweck hat, überschreiten, wollten wir alle diese Andeutungen durch Beispiele erläutern und einzeln durchführen. Wenn es verlangt wird, soll es nachträglich geschehen.

Nur dies wollten wir hier hauptsächlich begründen, daß der Sprachunterricht schon bei den ersten Elementen mehr die geistigen Momente zu behandeln habe, als die äußerliche Form oder gar deren geschichtliche Entstehung.

Eine besondere Schwierigkeit für die Methode ist die Frage, welcher Platz den Sprach-Hülfsmitteln anzuweisen sei? Hier-

unter verstehen wir nämlich die Gesammtklasse der Ausdrücke, welche lediglich die Geberden vertreten, also äußerlich hinweisen, ohne irgend eine Vorstellung von der Sache zu erhalten. Wir glauben, man müsse deren Kenntniß sogleich mit der Zergliederung der Formen verbinden, weil sie beständig im Gebrauche sind, und auf das Verständniß jedes Satzes entschiedenen Einfluß üben. Auch hier zeigt sich sofort, daß man den Begriff des Einfachen und Zusammengesetzten sehr beschränken muß, wenn von Lehrmethode die Rede ist. Denn die meisten Hin- und Rückweisungswörter, der, dieser, er, sie, es, welcher u. a. sind nur im zusammengesetzten Satze begreiflich und verständlich. Die alte Sprachlehre wies daher ihren Gebrauch folgerichtig in die Syntax, welche wir wesentlich voranstellen, obwohl allerdings viele syntactische Fragen erst wieder bei genauer Betrachtung der Beiordnung und Einfügung der Sätze zur Erörterung kommen, die eine höhere Unterrichtsstufe bildet.

Aus allem Diesen ergibt sich, daß die Methode des Unterrichts und die Ordnung des Stoffes gar nicht mit dem Sprachsystem in Verbindung steht, sondern eine rein pädagogische ist, wie nämlich der jugendliche Geist dahin zu bringen sei, mit Bewußtsein und sicherm Takte die Gedanken und Begriffsformen in den Sprachformen zu erkennen oder zu geben, um aus diesen jene zu fassen und in sich aufzunehmen.

Hier kommt nun ein viertes Moment als Faktor hinzu, wenn der ganze Unterricht wirklich bildend sein soll. Es kann nämlich keineswegs die Absicht des Sprachunterrichts sein, das, was bereits in der fortschreitenden Uebung vorhanden ist, zum Bewußtsein zu bringen, und es der Zeit anheim zu stellen, wie viel sie unter Mitwirkung der Lebensverhältnisse dem Zöglinge noch zuführen werde; da wäre erstlich der Unterricht gar zu sehr formell, auch in vieler Hinsicht nicht erschöpfend, weil der Jugend sich, selbst beim Lesen, noch lange nicht alle wesentlichen Formen darbieten werden. Wirklich finden wir, daß selbst gebildete Leute tagtäglich über einfache sprachliche Fragen in Verlegenheit gerathen. Es ist daher Pflicht des Unterrichts, nicht nur die möglichste Vollständigkeit der Formen zur Anschauung zu bringen, sondern eben so reichhaltigen Stoff mitzutheilen, an welchem sich die Formen bewähren. Dies ist das eigentliche erziehliche Moment des Sprachunterrichts. Aus den Aussprüchen und Darstellungsformen aller Geister, Denker, Redner, Dichter muß ein recht werthvoller Schatz zusam-

mengetragen und dem Gedächtniß überliefert werden, nachdem jedes Stück seinen Werth in sprachlicher Beziehung erhalten hat. An solche kernhafte Sätze knüpft sich dann für die ganze Folgezeit die Erinnerung und das Urtheil, und zugleich erfüllt sich der Geist mit Wahrheiten oder schönen Ansichten, welche außerdem Nutzen und Vergnügen gewähren, gewöhnlich auch die Fähigkeit, neue Ausdrücke zu bilden, erweitern, und somit das Fortschreiten erleichtern.

Endlich müssen wir noch auf ein anderes pädagogisches Moment hinweisen, welches ebenso unentbehrlich ist für die Befestigung des Unterrichts, als höchst anziehend und anregend für den jugendlichen Geist. Wir meinen die Kritik, und zwar in mehrfacher Beziehung. Die niedere Kritik wird nur dahin abzielen, die Aufmerksamkeit zu wecken. Dies geschieht durch Vorlegung fehlerhafter Stücke. Man hat hierdurch manche pädagogische Bedenken erregt, weil man das Auge der Jugend an das Fehlerhafte zu gewöhnen fürchtet. An sich ist dies aber schon dadurch beseitigt, daß ja die Jugend fortwährend Auswüchse und Gebrechen vor sich sieht, und diese zu erkennen und vom Ideal zu sondern sich üben muß. In der Sprachübung ist indeß allerdings darauf zu achten, daß die Fehler, welche der Scharfsinn aufsuchen soll, wirklich vorkommende seien, und nicht so ungeschickt ersonnene, wie man sie öfters dichtet, so daß selbst der Anfänger darüber lachen muß. Wird der Gegenstand mit gehöriger Sorgfalt behandelt, so leistet man dadurch sehr viel. Man darf nur nicht diese Uebung, wie es meist geschieht, auf einfache grammatische Erscheinungen beschränken, sondern muß sie bis in die ausführlichsten Verflechtungen ganzer Perioden fortsetzen; dann wird sich ein reiches Feld zur Uebung des Scharfsinnes darbieten. Die besten Schriftsteller liefern Material die Menge.

Weit wichtiger ist aber die höhere Kritik, nämlich diejenige Beurtheilung, welche aus Vergleichungen ihre Stärkung gewinnt. Hierzu haben wir bis zur Stunde noch keine Anleitung. Nicht nur ist hier eine geregelte Vergleichung der verschiedenen Verhältnisse der Satztheile untereinander, wie man wohl bei Verben, Adjektiven, Adverbien und Präpositionen, in Hinsicht des regierten Falles oder einzelner Wortformen, die mehrere Gestaltungen zulassen, bei den betreffenden Stellen in Sprachlehren vorfindet, dringendes Bedürfniß, sondern es müßten derlei

Vergleichungen das ganze Gebiet der Sprachlehre aufhellen, namentlich außer den verschiedenen Bedeutungen gewisser Ergänzungsformen, auch die Bedeutungen der verschiedenen Wort- und Satzformen im Zusammenhange, und der Einfügung derselben durch Fügewörter, die Veränderungen des Sinnes durch veränderte Ableitung, Betonung, Stellung u. s. w. Bei dieser Art der Kritik finden sich denn auch Gelegenheiten, viel Geschichtliches zu erläutern, und die Quelle mancher scheinbaren Unregelmäßigkeit aufzudecken. Zugleich wird man oft nachweisen, wie viele Ausdrücke durch tagtägliche und sich jedem leicht aufdringende Begriffsvertauschungen ihre Bedeutung wechseln, und wie dies der Sprache eine schöne Mannigfaltigkeit gibt, die jedoch niemals der Willkür zu viel Spielraum gewährt, weil mit jeder Abweichung der Sinn besondere Schattirungen erhält.

Auch hier kommt es minder auf System an, als auf ein ungefähres durch den Lehrtakt sich von selbst ergebendes Fortschreiten von dem leichter Erkennbaren zu dem Schwierigern. Die Anlage eines solchen Apparats folgt am Zweckmäßigsten zunächst dem Gange des Unterrichts selbst. Die Auffindung der Beispiele hat gar keine Schwierigkeit, da jeder selbst die zu einer Beobachtung angemessenen Beispiele leicht so umschaffen kann, daß die Sinnesänderung sofort oder durch Berufung auf eine andere Beobachtung wahrgenommen wird. Am meisten giebt hier die Satzfügung anziehende Uebungen.

In diesen Kreis gehören auch Aufgaben, welche entweder aus Mangel einer bestimmtern Form, oder eines den Gedanken feststellenden Zusammenhanges, mehrdeutig erscheinen. Die Jugend hat die Bedeutungen zu ermitteln und die Wege anzugeben, wie ohne sehr starke Abänderungen der Sinn festzustellen sei. Derartige Uebungen, erweitert durch sogenannte synonymische Wörter, Ausdrucksformen und Redeweisen, die bald einander vertreten können, bald wieder den Sinn scharf sondern, bilden den Uebergang zur Kunst seine Gedanken frei auszudrücken.

Die Sprachlehre wird auf diese Weise die Schule zum Styl, welcher zwar wiederum gewisse Gesetze befolgt, aber alles was jene ihm vorgearbeitet hat, lebendig ergreift und selbstständig in Bewegung setzt.

Ueber fremde Sprachen wollen wir nur dieses bemerken, daß zunächst todte Sprachen, d. h. solche, die nur zum Verständniß vorhandener Schriften oder allenfalls der formellen Vortheile wegen erlernt werden, von lebenden, die in gewissem Grade auch im Verkehr noch benutzt werden sollen, methodisch durchaus geschieden werden müssen. Bei erstern hat die Methode einen andern Gang zu nehmen, als bei letztern, wie dies schon aus dem Stoffe selbst sich ergiebt. Bei todten sind nur die vorhandenen Formen zu ordnen, weil diese sich nicht weiter entwickeln, und eben so ist kein Stoff in denselben zu behandeln, der nicht in den noch vorliegenden Schriften vorkommt. Es wäre eben so lächerlich einen Schüler im lateinischen Ausdrucke dahin anzuleiten, daß er neue Wortbildungen erfinde, als es sein würde Exercitien über neuere Erfindungen und politische oder philosophische Begriffe unsrer Zeit lateinisch zu sprechen und zu schreiben, — was dem Zwecke durchaus fremd ist.*) Dahingegen

*) Während wir dies schreiben kommt uns B. III. 1. S. 63. u. 64. zu Gesicht, wo für Gymnasien eine Uebung im Lateinschreiben und Lateinsprechen beansprucht wird, wie sie kaum noch vor 50 Jahren gefunden ward. Wir geben zu, daß im Gymnasium Lateinisch und Griechisch (wir sehen keinen Grund, warum das Griechische gegen das Lateinische zurückgesetzt wird) erlernt und recht fleißig eingeübt werden müssen, denn Gelehrte vom Fach können die Kenntniß beider Literaturen und der ganzen durch sie geförderten klassischen Bildung nicht entbehren, selbst wenn sie später nicht Philologen werden, sondern Fächer ergreifen, welche keiner so festen Grundlage bedürfen. — Aber unbegreiflich bleibt es uns, wie man fordern könne, daß die Jugend eigene lateinische Stylübungen mache, und Disputationen zu führen verstehe, daß sie lateinisch denken lernen solle! Man sagt, damit sie gründlich lateinisch verstehe. Aber wie soll durch alle die eingelernten Phrasen die Kenntniß gründlicher werde, als durch ernste Forschung, welcher durch jene Phrasenmacherei die Zeit entzogen wird, — wie man hoffen könne, daß die lebhafte Jugend, in welcher sich Gedanken und Bilder ungeduldig drängen, in einer todten, ihrer Natur fremden Sprache denken solle, wie man eine solche höchst unnatürliche — in der Zeit der Perücken wohl noch mit allem Zwang und steifen Wesen, mit der ganzen Entäußerung des innern Lebens zusammenstimmende — Verrenkung der Geistesthätigkeit noch fordern könne, wie man den Zeitverlust, die Verdrängung höchst wichtiger positiven Kenntnisse rechtfertigen wolle, vermögen wir nicht einzusehen. Uebung im Schreiben ist nöthig zur Befestigung des Schülers in Sprachregeln, zur Fesselung der Aufmerksamkeit und Abhaltung der Leichtfertigkeit. Dazu sind Exercitien, allenfalls Nachahmungen des Gelesenen, als Kunstübung, ausreichend. Aber aus der eigenen Brust quellende Gedanken in einer fremden

fordert der Unterricht in neuern Sprachen eine sehr tüchtige, wohldurchdachte, möglichst ausgebreitete Wort- und Ausdrucks-grundlage als Sache des Gedächtnisses und der Gewohnheit, lange bevor man daran geht die Beobachtung und Uebung auf die Formen hinzulenken. Wenn diese der Kenntniß des Sprach-schatzes vorausgehen, so wird nichts weiter erzielt, als ein be-ständiges mehr oder minder stümperhaftes Versuchen, und was schlimmer ist, ein falsches Selbstgefühl. Es gibt der Schüler unendlich viele, welche ganze Grammatiken durchgelernt und alle Uebungen fleißig durchgearbeitet haben, die aber niemals dahin gelangen, auch nur die gewöhnlichen Ausdrucksweisen an der rechten Stelle bei der Hand zu haben. — Legt man aber einen festen Grund, gleichsam wie bei der Muttersprache, erst durch fleißige Einübung, was bei den entwickeltern Fähigkeiten viel schneller von Statten geht, als in der ersten Kindheit, so ist nachmals der Unterricht eben so wie bei der Muttersprache zu ordnen; mit dem Unterschiede, daß nunmehr durch Vergleichung der fremden mit jener, die Belehrung noch bildender wird.

Inzwischen möge diese Darstellung ausreichen, um auf den großen Unterschied zwischen System des Sprachbaues und Ordnung des Unterrichts aufmerksam zu machen. Die Einwendung, daß hier Methode und Stoff vermengt erscheint, können wir gelten lassen; allein da wo der Unterricht nicht bloß die Sache darstellen, sondern der Jugend zugänglich und ange-nehm machen soll, sind sie nicht zu scheiden. Die Befolgung eines sogenannten Systems hat den Schein der Wissenschaftlich-keit für sich, aber der Geist der Jugend sträubt sich dagegen, wie gegen alles Dürre und Leblose, und die Langeweile gibt sich überall kund, wo sogenannte Grammatik gelehrt wird. Der Unterricht aber, welcher die Sprache, wie sie leibt und lebt, wie sie aus dem Geiste und dem Herzen quillt und Geist und Herz

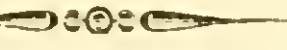
Sprache niederzuschreiben, das gelingt nur höchst selten denen, welche vorzüglich begabt sind, und erst nach sehr durchgearbeiteter Fertigkeit, die keine Schule geben kann, und auch dann noch höchst unvollkommen. Wer mit umfassender Sachkenntniß ausgerüstet sich in neuern Sprachen versucht hat, weiß dies zur Genüge. Dennoch stehen uns diese viel näher, als das Lateinische, dessen Wortreichthum schon zu wenig darbietet, um unsre Anschauungen auszudrücken, dessen Construction aber die Phan-tasie unsrer Jünglinge mit Centnergewicht herunterzieht. — Was ist der Zweck solcher Abrichtung und Maskerade, jetzt, da man nicht mehr lateinisch verkehrt?

erfreut und labt, der Jugend vorführt, hält natürlich die Aufmerksamkeit und die Theilnahme rege, und flößt das Streben ein, immer tiefer in die Irrgänge einzudringen, in welchen ein stets mehr zur Anschauung kommendes Gesetz erst geahnt, dann nach Kräften erkannt wird.

Zu einem solchen Unterrichte bedürfen wir noch geeigneter Vorarbeiten, welche zu schaffen nicht jeder Muße und Hülfsmittel hat, und zu seiner lebendigen Durchführung gehören tüchtige Lehrer, welche die Handbücher mit Geist und Geschmack zu benutzen verstehen.

Frankfurt.

J. M. Jost.



Deutsch oder undeutsch? das ist hier die Frage.

Wohlbegründet ist der in neuerer Zeit wiederholt und von verschiedenen Seiten her ausgesprochene Wunsch, daß auf jeder Hochschule ein Professor für deutsche Sprache und Literatur angestellt werden möchte. Was in Bezug auf die Universitäten gewünscht wird, gilt auch von den Gymnasien, Realschulen und anderen höheren Bildungsanstalten. Wenn man hier, aus verschiedenen Gründen, auch nicht an jeder Anstalt einen besondern Lehrer für die deutsche Sprache anstellen kann: so muß doch verlangt werden, daß dieser Unterrichtszweig in die Hände solcher Lehrer gelegt werde, die mit der Fähigkeit zugleich Liebe zu dem Gegenstande haben; die nicht die Stunden, welche dem deutschen Unterricht zugewiesen sind, für Qualstunden halten, oder sie stillschweigend mit andern Lehrgegenständen ausfüllen. Können und Kennen der Muttersprache muß auch vom Zögling des Schullehrerseminars in nicht geringem Maße gefordert werden, wenn er anders als Elementarlehrer Tüchtiges wirken soll.

Es handelt sich hier nicht etwa um das Aeußere der deutschen Sprache; es handelt sich um deren inneres Verständniß; es handelt sich um deutsche Gesinnung. Gewiß aus dem Innern gegriffen sind die Worte Jahns: „In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt; hier waltet wie im Einzelnen das Sinnliche, Geistige, Sittliche. Ein Volk, das seine eigne Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. Mag es denn aller Welt Sprachen begreifen und übergelehrt bei Babels Thurmbau zum Dollmetscher taugen; es ist kein Volk mehr, nur ein Mengsel von Staarmenschen!" Warum ergreift uns ein so eigenthümliches Gefühl, wenn wir in der Fremde die

Töne unserer Muttersprache vernehmen? Gewiß ist es nicht Verachtung des Fremden, was uns etwas so Wohlthuendes in den heimischen Tönen finden läßt. J. Grimm erklärt es, wenn er sagt: „Die Sprache, gleich allem Natürlichen und Sittlichen, ist ein unbewußtes Geheimniß, welches sich in der Jugend einpflanzt und unsere Sprachwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt; auf diesem Eindruck beruht jenes unvertilgliche sehnsüchtige Gefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart zu Ohren schallt." „Wir sollen, sagt W. Grimm, jedes Volk achten; aber die Sprache ist der Ausdruck unseres Herzens, und unser Herz gehört dem Vaterlande." Wie wir als Christen mehr für das geistige als für das leibliche Wohl zu sorgen berufen sind, so gehören wir als Bürger zunächst unserm deutschen Vaterlande an; schließt doch eine wirkliche Liebe zu ihm einen edeln Kosmopolitismus nicht unbedingt aus. Wenn wir aber dem Vaterlande zunächst unsere Kraft widmen sollen, so müssen wir auch der Sprache desselben eine liebevolle Pflege zuwenden." Frei und lebendig denkt und spricht der Mensch nur in seiner Muttersprache. Die deutsche Sprache zu heben und zu kräftigen und mit ihr deutschen Geist und deutsches Leben zu fördern, ist für uns Alle Bedürfniß, die nur zu lange, besonders während der französischen Herrschaft, auf reellere und allgemeinere Befriedigung gewartet, oder sich darnach gesehnt hatte." *)

Wahrlich, es thut noth, daß die Freunde der deutschen Sprache wacker zusammenstehen! In dem Maße, in welchem wir unsere Sprache achten, achten wir uns selbst, und werden wir von Fremden geachtet. Oder laden wir vielleicht den Vorwurf persönlicher Geringschätzung und der Ausländerei nicht auf uns, wenn wir unsere eigene Sprache eines tieferen Eindringens in ihr Wesen nicht für würdig halten, oder wenn wir gar eine fremde Sprache lieber schlecht sprechen, als in den edeln Klängen unserer Muttersprache reden wollen? Woher kommt es, daß

*) Worte des Obergerichtspräsidenten J. C. Pitschaft in Mainz in einer am 26. April 1844 gehaltenen Gedächtnißrede auf Prof. Neeb. Siehe „Einige Bemerkungen über den deutschen Unterricht in den untern Gymnasialklassen" in den von mir und Professor F. Bauer herausgegebenen „Gymnasialblättern." 1. Band S. 162 f. Aus jenen Bemerkungen habe ich hier einige Sätze herübergenommen.

manche neuere besonders publicistische und philosophische Schriftsteller (um von den Romanen einer J. Hahn-Hahn u. A. zu schweigen) an einem neuen Kauderwelsch Gefallen zu finden scheinen und Wortformen gebrauchen, die den Stempel des Verfehlten gleichsam offen zur Schau tragen? Soll ich weiter hinweisen auf den abstrusen Canzleistyl, auf die halb deutschen halb fremden, schwülstigen und nicht selten grammatisch fehlerhaften Anzeigen in öffentlichen Blättern?

Daß nicht alle Wörter, welche fremd scheinen, auch fremd sind, habe ich (Bd. 2. H. 1. S. 147 f. dieser Zeitschrift) an einigen Beispielen zu zeigen versucht; daß nicht alle wirklich fremde Wörter aus der deutschen Sprache entfernt werden dürfen, entfernt werden können, bedarf wohl keines Beweises; daß wir aber selbst dann, wenn wir mit echt deutscher Gesinnung über echt deutsche Angelegenheiten sprechen oder schreiben, aus Gewohnheit eine Menge unnöthiger fremden Ausdrücke gebrauchen — wer möchte dies in Abrede stellen? Hat doch W. Grimm bei der Germanistenversammlung in Frankfurt sich nicht enthalten können, mit seiner Rüge auf diesen Mißbrauch hinzuweisen. Wer wird die deutsche Gesinnung in Hillebrand's inhaltreichem Werke „die deutsche National-Literatur" läugnen? Ist auch die Sprache in diesem doch für ein „größeres Publikum" geschriebenen, neben der Gründlichkeit auch eine „allgemeinere Verständlichkeit" anstrebenden Werke deutsch, frei von fremden Ausdrücken? Ich will nur die 17 Blätter, die der „allgemeinen Charakteristik" Schillers (Bd. 2. S. 289 f.) gewidmet sind, ausziehen, wobei ich jedoch, um nicht allzu weitläufig zu werden, die Scheidung der beizubehaltenden und der zu entfernenden Fremdwörter dem kundigen Leser überlasse.

Von dem höchsten Enthusiasmus nationaler Verehrung getragen — Fanatismus — aus dem Kreise politischer und socialer Sympathien und Anthipathien — Konsequenz — Banal — von dem idealistischen Extreme — auf dem Boden der abstraktiven Freiheitsdoktrin — die beiden Faktoren — Naturbasis — epische Objetivität — der in sich concentrirten freien Selbstheit — die Idealität des moralischen Subjekts — Denkproblem — die Krisis seiner Vollendung — ideale Subjektivität. — Indeß jener ihn (den Begriff) wahrhaft individualisirt und existent macht — mit unwesentlichen Nüanzen — indem sich Schiller auf den transcendentalen Punkt der subjektiven Willensfreiheit stellte, mußte er das allgemeine abstrakte Subjekt erst vor sich haben, ehe er ihm

die poetische Existenz verschaffte. — Er drang auf Idealisirung in der Poesie — aus jenem apriorischen Idealisirungsprocesse — poetisches Naturell — reflexive Neigung — Hang zum Theoretisiren — das Resultat eines poetischen Systems, einer philosophisch-ästhetischen Doktrin — Mangel an genetischer Methode und Motivirung — in jener abstraktiven Bewußtheit, bei welcher sich die Reflexion nicht in die Produktion selbst lebendig verwebt, sondern sie kontrolirend begleitet — den konstruktiv-ordnenden Gang — In beiderlei Richtungen gleich scharf betonend und imperativ — mit britischer Apologie — die ästhetische Kritik — in kultivirtem Zustande — Harmonie — Symbole der subjektiven Idealität — poetischer Idealist — poetischer Realist — Realismus — die apriorische Macht des Subjekts — mit der gegenständlichen Realität — assimiliren — produktive Idealität — subjektive Energie — plastische Leichtigkeit und objektive Lebendigkeit — mit der frischen Miene der Naivität — Gunst instinktiver Unmittelbarkeit der Produktion — konkrete Anschaulichkeit — die Herrschaft der Phrase, das ganze rhetorische Pathos — ästhetischer Luxus — die polare Differenz ihres poetischen Schaffens — das Moment für die echte Lebenspraxis — die Idee der Freiheit als des absoluten Seins — die beiden scheinbar antagonistischen Triebe im Menschen — Weg der ästhetischen Cultur — das praktische Ziel einer persönlich-freien Gesinnung — Er weis't jede sittliche Diplomatie zurück — die ideale Ethik — die kosmopolitische Begeisterung — die faktische Wahrheit — poetische Reflexionen — poetischer Genius — abstrakte Verstiegenheit, rhetorische Prunkmacherei und Effektsucht — der Zauber seelenhafter Melodie, die Harmonie der begebenheitlichen Schilderung — der Laut des Gefühls verwandelt sich in die Periodik des Vortrags — wenn er den Moses episiren wollte — die ethisch-ideelle Tragödie — poetische Domänen — Konflikt — pathologische Naturseite — energische Subjektivität — lyrische Hauptproduktionen — Grundmoment — organisch-bildende Kraft — mit schöner Draperie umhangen — Schmuck des Kostüms — Zwang idealischer Abstraktion — das doktrinelle Pathos — in einer gewissen skeptischen Schwankung — unter dem Drucke der Schuldespotie — ein unaufgelöster Dualismus — plastische Virtuosität — das Positive der Wirklichkeit — der kategorische Imperativ, das absolute Sollen — pulsiren — Repräsentant — in unserer literarhistorischen und ästhetischen Kritik — die dialektischen Kritiker — präludiren — die antibiblischen Renommiste-

reien — skeptischer Vernunftproceß — religiöse Tradition — idealistischer Naturalismus — transcendentaler Idealismus — naturalisirter Idealismus — Subjektivitäts-Idealismus — der Genius des Dichters suchte für das Subjekt die Haltung im Objekt, für die geistige Ichheit die Fülle der sinnlichen Natur — das Kant'sche Subjektivitätsprincip — die Formalität der geistigen Freiheit — idealistisch-pantheistische Naturphilosophie absoluter Idealismus — das objektive Geschmacksprincip — interessirt — abstrakter Idealismus — seine Philosophie der Kunst gewann an objektivem Terrain — projektirt — des Kant'schen Transcendentalismus — die objektive Theorie — Er räsonnirt sich die Natur an — auf seiner abstrakten Selbstheit — um sich in die Flüssigkeit des historischen Elements und die gegenständlichen Motive der Entwickelung des Menschlichen vertiefen zu können — das Individuum und das Ganze waren für ihn gleich selbstständige Abstraktionen — der Drang des dramatischen Effekts, der Luxus des Kolorits — die imaginative Steigerung des schreibenden Subjekts — wie Statuen auf dem Piedestal geschichtlicher Bausteine — Nimbus — Inspiration — despotische Gegenwart — das kühne Wort der Revolution — der specifische nationale Patriotismus — das politische Moment im Allgemeinen Sinne der Humanität — kosmopolitisches Ereigniß — das politische Problem — ignoriren — die Poesie absorbirte die Politik — politische Reformation — politische Apathie.

Hadamar.

Kehrein.

Englisches Mittelalter.

Die wenigsten Menschen, die etwas Nützliches in der Welt gethan haben, dachten an die Art, wie sie wirklich dereinst benutzt werden würden. Der wackere Klosterbruder, der das folgende Gespräch niederschrieb, um seinen Zöglingen einen Stoff zum Studium des Lateinischen zu bieten, betrachtete seine Muttersprache gewissermaßen als das schädliche Element, das überwunden werden sollte. Uns aber ist dieser Zweck nun grade umgedreht. Der lateinische Inhalt ist als solcher zwar interessant genug, aber er ist es in weit höherem Grade, weil wir diese Menschen in der ihnen angebornen uns nah verwandten Mundart belauschen können. Der Inhalt ist darum interessant, weil er uns über das mittelalterliche Leben in England und über den Grad der Cultur dieses Volkes ein lebendiges Bild zur Anschauung bringt. Wir sehen die Verhältnisse der Hörigkeit, das Klosterregiment und den täglichen Verkehr, wie der Bauer und Jäger, der Fischer und Vogler, der Krämer und Schuhmacher, der Salzsieder und Koch, der Zimmermann und der Schmied sich über ihren Stand zunächst aussprechen, ihre Leiden und Freuden in wenigen Zügen zur Anschauung bringen; auch ein weiser Rathsmann spricht dazwischen, der geistliche Herr selbst aber läßt sich und seinem geistreichen Lieblingsschüler die breiteste Rolle, um das ganze anmuthige Bild zusammenzufassen. Dem Treiben der Laien gegenüber erscheint die Klosterzucht als das die Zerrissenheit des Lebens Bändigende und zur Reflexion Hinaustreibende, geht aber bereits auf in den todten Mechanismus, in dem dieses Institut sich später überleben ließ. Es ist merkwürdig, daß im frühen Mittelalter ein solcher Dialog aufgezeichnet werden konnte, der unter glücklichern Verhältnissen den Anfang eines Drama hätte abgeben können. In Deutschland

wäre zu dieser Zeit etwas der Art kaum denkbar; der deutsche Poet isolirt sich in sein lyrisches oder episches Pathos, das ihn der Wirklichkeit entführt, nicht liebevoll in sie eingeht wie es hier der Fall ist. Man darf wohl sagen, es ist gewiß nicht bloßer Zufall, daß grade England unter seinen ältesten Schriftwerken solche Versuche besitzt, die diese Literatur schon im Keim zur künftigen Entwickelung der dramatischen Poesie gleichsam prädestiniren. Man könnte in dieser kindlichen Unterhaltung schon den Embryo des künftigen Shakspeare erblicken, und es ist an mehreren Stellen überraschend, wie Gedanken dieses Dialoges wirklich im Shakspeare vorkommen, der doch gewiß von angelsächsischer Poesie nicht die mindeste Wissenschaft hatte. Dies ist der Grund, der mich veranlaßte, dieses kleine Stück zunächst für meinen eignen Gebrauch mir zu verdeutschen; ich denke, es wäre auch für Andere lesenswerth und bemerke nur, daß ich nicht den lateinischen Text sondern nur die angelsächsische Version (nach Leo's Lesebuch) vor Augen hatte und daß uns die philologischen Hülfsmittel für diese Mundart noch nicht durchaus befriedigend gegeben sind; im Wesentlichen des Inhalts wird aber nichts von dieser Verdeutschung verloren gegangen sein.

Angelsächsisches Gespräch von Älfric.

Aus dem zehnten Jahrhundert.

Der Schüler sagt: Wir Kinder bitten dich, o Lehrer, daß du uns in lateinischer Sprache richtig sprechen lehrest, weil wir noch ungelehrt und fehlerhaft sprechen.

Der Lehrer antwortet: Was wollt ihr sprechen?

Schüler: Was kümmert uns was wir sprechen, wenn es nur rechte Sprache ist und gehörig, nicht eitel ist und gottlos.

Lehrer: Wollt ihr zum Lernen gepeitscht werden?

Schüler: Lieber ist uns zur Lehre gepeitscht werden, als die Sachen nicht wissen, aber wir wissen, daß du billig bist und uns nicht ohne Noth peitschen wirst, wenn wir dich nicht dazu nöthigen.

Lehrer: Ich frage dich, was sprichst du? Was hast du für Arbeit?

Schüler: Ich bin unwürdiger Mönch und singe jeden Tag sieben Stunden mit meinen Brüdern, und bin beschäftigt mit

Lesen und Singen; und doch möchte ich dazwischen noch in lateinischer Sprache reden lernen.

Lehrer: Was verstehen diese deine Gefährten?

Schüler: Einige sind Landbauer, einige Schafhirten, einige Ochsenhirten, einige auch sind Jäger, einige Fischer, einige Vogelsteller, einige Kaufleute, einige Schuhmacher, einige Salzarbeiter, einige Bäcker.

Lehrer: Was sagst du, Landbauer, wie begehst du dein Werk?

Der Landbauer spricht: Ei, lieber Herr! ich arbeite wacker; ich gehe aus mit der Tagesröthe, die Ochsen auf's Feld führend, und joche sie an den Pflug; nicht ist der Winter so rauh, daß ich wagte mich niederzulegen daheim aus Furcht vor meinem Herrn; aber mit gejochten Ochsen und der befestigten Pflugschaar und Messer muß ich mit dem Pfluge jeden Tag ackern eine völlige Ackerlänge oder mehr.

Lehrer: Hast du irgend welche Gefährten?

Landbauer: Ich habe einen Knaben, welcher die Ochsen mit dem Eisenstachel treibt, der aber jetzt heiser ist vor Kälte und Schreien.

Lehrer: Was thust du weiter den Tag über?

Landbauer: Gewiß thue ich noch mehr. Ich muß den Ochsen die Krippe mit Heu füllen und sie tränken und für sie Gerste schneiden.

Lehrer: Schau, schau; das ist viel Arbeit.

Landbauer: Ja, Lieber, das ist viel Arbeit, weil ich nicht frei bin.

Lehrer: Was sagst du, Schafhirte? Hast du irgend Arbeit?

Der Schafhirte antwortet: Ja, Lieber, ich habe. Am künftigen Morgen treibe ich meine Schafe auf ihre Weide und wache über sie in der Hitze und in der Kälte mit den Hunden, damit sie die Wölfe nicht verzehren, und ich leite sie wieder in ihren Verschluß und melke sie zweimal des Tages, und ihren Stall halt' ich rein und mache Käse und Butter, und bin meinem Herrn getreu.

Lehrer: He du, Ochsenhirte, was arbeitest du?

Der Ochsenhirte antwortet: Ei, Herr, viel gibt's Arbeit; wenn der Landbauer die Ochsen ausschirret, so führ' ich sie auf die Weide und die ganze Nacht stehe ich sie vor Dieben zu bewahren und hernach am frühen Morgen übergebe ich sie dem Landbauer wohl gefüttert und getränkt.

Lehrer: Ist der von deinen Gefährten?

Schüler: Ja, er ist.

Lehrer: Verstehst du irgend etwas?

Der Jäger antwortet: Ein Gewerbe versteh' ich.

Lehrer: Welches?

Jäger: Ich bin Jäger.

Lehrer: Wessen?

Jäger: Des Königs.

Lehrer: Wie betreibst du dein Geschäft?

Jäger: Ich flechte mir ein Garn und stelle es an eine passende Stelle, richte dann meine Hunde ab, daß sie mir die Thiere herjagen und wenn sie nun zu dem Garn unversehens hereinkommen, daß sie so gefangen werden und ich sie im Garn erschlage.

Lehrer: Kannst du nicht jagen außer mit Garnen?

Jäger: Ja ich kann es auch ohne Garn.

Lehrer: Wie?

Jäger: Ich erjage das Wild mit schnellen Hunden.

Lehrer: Was für Wild fängst du vorzüglich?

Jäger: Ich fange Hirsche und Bären und Rennthiere und Rehe und zuweilen Hasen.

Lehrer: Warst du heute auf der Jagd?

Jäger: Nicht war ich, weil es Sonntag ist, aber gestern war ich auf der Jagd.

Lehrer: Was gewannst du?

Jäger: Zwei Hirsche und einen Bären.

Lehrer: Wie fingst du sie?

Jäger: Die Hirsche fing ich im Garn und den Bären erschlug ich.

Lehrer: Wie wagtest du den Bären zu erstechen?

Jäger: Die Hunde trieben mir ihn zu und ich von Ungefähr, mich ihm in den Weg stellend, erstach ihn.

Lehrer: Da warst du sehr dreist.

Jäger: Ein Jäger darf nicht furchtsam sein, denn verschiedenartige Thiere hausen im Walde.

Lehrer: Was machst du mit deiner Beute?

Jäger: Ich überliefere dem König, was ich fange, denn ich bin sein Jäger.

Lehrer: Womit lohnt er dir?

Jäger: Er kleidet mir Leib und Füße und zuweilen schenkt er mir ein Pferd oder einen Goldring, daß ich mein Geschäft so lustiger betreibe. —

Lehrer: Welches Geschäft verstehst du?

Der Fischer antwortet: Ich bin Fischer.

Lehrer: Was gewinnst du mit deiner Arbeit?

Fischer: Unterhalt und Kleider und Geld.

Lehrer: Wie fängst du die Fische?

Fischer: Ich steige in mein Schiff und werfe mein Netz in's Wasser, werfe auch Angeln und Körbe aus, und was anbeißt, das nehm' ich.

Lehrer: Wenn aber unreine Fische darunter sind?

Fischer: Ich werfe die unreinen weg und nehme die reinen zur Speise.

Lehrer: Wohin bringst du deine Fische?

Fischer: In's Schloß.

Lehrer: Wer kauft sie?

Fischer: Der Schloßvogt. Ich kann nicht so viele fangen, als ich verkaufen kann.

Lehrer: Welche Fische fängst du?

Fischer: Aale und Hechte, Barben und Aalbutten, Forellen und Lampretten und was Alles im Wasser schwimmt.

Lehrer: Warum fischest du nicht in der See?

Fischer: Zuweilen thu ich's, aber selten, und ich habe auch ein großes Ruderboot für die See.

Lehrer: Was fängst du in der See?

Fischer: Häringe und Lachse, Meerschweine und Stöhre, Austern und Krabben, Muscheln, Schalthiere und Polypen und vielerlei Gethiere.

Lehrer: Ziehst du auch auf den Wal aus?

Fischer: Mit nichten ich.

Lehrer: Warum?

Fischer: Weil es ein gefährlich Ding ist mit dem Walfang. Es ist mir behaglicher, in meinem Nachen über den Fluß zu steuern, als mit der Schiffsmenge auf den Walfang auszuziehen.

Lehrer: Warum das?

Fischer: Weil ich lieber Fische fange, die ich auch todtschlagen kann, als diejenigen, deren einer mich oder jeden meiner Genossen mit Einem Schlage versenken oder vernichten kann.

Lehrer: Und doch fangen manche Wale und kommen durch die Gefahr und gewinnen viel Geld damit.

Fischer: Du sagst die Wahrheit, aber ich wage es nicht, denn mein Kopf ist zu dumm dazu. —

Lehrer: Was sagst du Vogler? Wie betrügst du die Vögel?

Der Vogler antwortet: Auf viele Arten betrüg' ich die Vögel, bald mit dem Netz, bald mit dem Garn, bald mit der Leimruthe, bald mit Pfeifen, bald mit dem Habicht, bald mit der Falle.

Lehrer: Hast du Habichte?

Vogler: Wohl habe ich.

Lehrer: Verstehst du sie zu zähmen?

Vogler: Ja, ich versteh' es. Was sollten sie mir, wenn ich sie nicht zu zähmen wüßte?

Der Jäger sagt: Ueberlaßt mir einen Habicht.

Vogler: Das thu' ich gerne, wenn du mir einen raschen Hund überläßt. Welchen Habicht willst du haben? Von den größern oder von den kleinern?

Jäger: Ueberlaßt mir einen von den größern.

Lehrer: Wie hältst du deine Habichte?

Vogler: Sie nähren sich selbst und mich im Winter, und im Frühling lass' ich sie in den Wald fortfliegen und nehme im Herbst wieder Schlingen und zähme sie.

Lehrer: Und warum läßt du den so gezähmten wieder von dir wegfliegen?

Vogler: Weil ich ihn des Sommers nicht füttern mag; denn sie fressen gewaltig.

Lehrer: Aber viele füttern die gezähmten im Sommer, damit sie sie später wieder bereit haben.

Vogler: Ja, das thun sie; aber ich möchte nicht mit einem einzigen mein Geschäft treiben, denn ich kann außer diesem noch andere und viele solche einfangen. —

Lehrer: Was sprichst du, Krämer?

Der Krämer antwortet: Ich sage das, ich bin dem König vonnöthen und den Altermännern und den Reichen und allen Leuten.

Lehrer: Wie so?

Krämer: Ich besteige mein Schiff mit meiner Ladung und rudere über die Seegegenden und nehme meine Waaren ein und kaufe werthvolle Gegenstände, die in diesem Lande nicht bekannt sind, und ich führe das herüber mit großer Gefahr über die See, und zuweilen leide ich Schaden mit Verlust aller meiner Effecten, so daß ich mit Noth mit dem Leben davon komme.

Lehrer: Welcherlei Dinge bringst du uns?

Krämer: Pelz und Seide, kostbare Edelsteine und Gold, neumodische Kleider und Kräutermischungen, Wein und Bier,

Elfenbein und Messing, Erz und Zinn, Schwefel und Glas und derlei vieles.

Lehrer: Wirst du deine Waaren so hier verkaufen, wie du sie dort kauftest?

Krämer: Das nicht. Was hälfe mir denn meine Bemühung? Vielmehr werde ich sie theurer halten, als ich dort sie kaufe, damit ich einigen Vortheil herausschlage, wovon ich mich und mein Weib und meine Kinder ernähre.

Lehrer: Du, Schuhmacher, was schaffst du uns Brauchbares?

Der Schuhmacher antwortet: Gewiß ist, daß mein Gewerbe auch hoher Bedarf und Nothdurft ist.

Lehrer: Wie das?

Schuhmacher: Ich kaufe Häute und Felle und gerbe sie nach meiner Kunst und mache daraus Lederwerk verschiedenster Art, Stiefel und Schuhe, Lederhosen und Schläuche, Zügelriemen und Sattelzeug, Flaschen und Spornleder und Halfter, Ranzen und Säcke, und euer keiner möchte überwintern ohne mein Gewerbe.

Lehrer: He du, Salzsieder! Was nützt uns dein Gewerbe?

Der Salzsieder antwortet: Gewaltig nützt mein Gewerbe euch allen. Euer keiner genießt Freude bei der Gastung oder dem Mahle, ohne daß mein Gewerbe ihm behilflich wäre.

Lehrer: Wie so?

Salzsieder: Welcher der Männer, die leben, genießt ein ganzes Mahl durch ohne den Geschmack des Salzes? Was füllt seinen Keller oder sein Gewölbe ohne meine Kunst? Auch Butter und Käse gehen euch zu Grund, wenn ich nicht als Bewahrer zugegen bin, so daß ihr fürwahr kein Gemüse ohne mich genießt.

Lehrer: Was sagst du, Bäcker? Wozu nützt deine Kunst? oder können wir wohl ohne dich unser Leben hinbringen?

Der Bäcker antwortet: Ihr könnt gewißlich einige Zeit lang ohne meine Kunst das Leben hinbringen, aber nicht lange, und nicht allzu gut. Wahrhaftig, ohne meine Kunst wird jeder Tisch leer gesehen und ohne Brot jede Mahlzeit in Uebelkeit umgewandelt. Ich stärke des Menschen Herz; ich bin die Kraft der Menschen und nur Kinder können mich entbehren.

Lehrer: Was sagen wir von dem Koche, ob wir irgend seiner Kunst bedürfen?

Der Koch spricht: Wenn ihr mich austreibt aus eurer Gesellschaft, so eßt ihr eure Gemüse grün und euer Fleisch roh,

und nicht einmal fettes Brot könnt ihr ohne meine Kunst bekommen.

Lehrer: Wir kümmern uns aber nicht um deine Kunst, und sie ist uns nicht vonnöthen, denn wir selbst können sieden, was zu sieden ist, und braten, was zu braten ist.

Koch: Wenn ihr darum mich wegjagt, weil ihr also thut, dann seid ihr alle Knechte und euer keiner wird ein Herr, und gleichwohl eßt ihr nichts ohne meine Kunst.

Lehrer: He du, Klosterbruder! Was du mir sagst, hab' ich selbst erprobt, sie haben gute Geschäfte und sehr nothwendige; ich frage nun dich.

Der Schüler antwortet: Ich habe Schmiede, Eisenschmiede, Goldschmiede, Silberschmiede, Erzschmiede, Zimmerleute und viele andere verschiedenartige Handwerksgenossen.

Lehrer: Hast du auch einige weise Rathsleute?

Schüler: Gewiß. Wie könnte unsere Gesellschaft ohne Berathende geleitet werden?

Lehrer: Was sagst du, weiser Herr? Welches Handwerk schien dir unter jenen das vornehmste?

Der Rathsmann sagt: Ich sage, daß es mir dünkt Gottes Diebstahl, unter diesen Handwerken einen Vorrang zu suchen, wie gesagt ist im Evangelium: Trachtet vor Allem nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so werden euch diese Dinge alle zufallen.

Lehrer: Aber welches der Weltgeschäfte dünkt dir das älteste?

Rathsmann: Der Ackerbau, weil der Landbauer uns Alle ernährt.

Der Schmied sagt: Woher nähme der Landbauer Pflugschaar oder Messer, wenn es nicht die Schneide bekommt durch mein Gewerbe? Woher nähme der Fischer die Angel, der Schuhmacher die Ahle, der Schneider die Nadel? Sind sie nicht aus meiner Werkstatt?

Rathsmann: Du sprichst gewißlich wahr; aber wir Alle wohnen lieber beim Landbauer als bei dir; denn der Bauer verschafft uns Brot und Getränke, du aber, was verschaffst du uns in deiner Schmiede außer eisernen Feuerfunken und Lärmen klopfender Schläge und blasender Bälge?

Der Zimmermann sagt: Wer euer bedarf nicht meiner Kunst, da ich Häuser und verschiedenes Fachwerk und Geräth euch Allen verfertige?

Der Schmied antwortet: Ei, Zimmermann, was sprichst du

also, da du doch wahrlich ohne meine Kunst nicht ein Loch zu Stande bringen kannst?

Rathsmann: Ei, Kameraden und gute Handwerker!

Ohne Zerwürfniß dieser spitzigen Streitfragen sei Friede und Uebereinstimmung zwischen uns, und fördere ein Jeder den Andern in seinem Geschäfte und lehre uns einstimmen in der Versammlung mit dem Landbauer, wo wir Unterhalt für uns und Futter für unsere Pferde bekommen, und diesen Rath überlasse ich allen Handwerkern, daß euer ein jeder sein Geschäft mit Lust betreibe, denn wenn er seine Kunst verläßt, so wird er auch von der Kunst verlassen. Was auch ein jeder sei, Meßpriester, Mönch, Bürger, Soldat, der kehre sich nur an dieses: Sei, was du bist, denn großer Hohn und Schmach ist es den Männern, nicht sein zu wollen, was man ist und was man sein soll.

Lehrer: Nun, Kind, wie gefällt euch diese Rede?

Schüler: Wohl gefällt sie uns, und äußerst tiefsinnig sprichst du und über die Maßen gut verbindest du die Rede. Aber sprich zu uns nach unserm Verständniß, daß wir die Dinge begreifen, die du sagst.

Lehrer: Ich frage euch, warum lernt ihr so gern?

Schüler: Weil wir nicht sein wollen wie das dumme Vieh, das von nichts weiß als von Gras und Wasser.

Lehrer: Und was verlangt ihr?

Schüler: Wir wollen klug werden.

Lehrer: Von welcher Art Klugheit? Wollt ihr listig werden, oder Tausendkünstler, in Schlechtigkeiten schlau, im Sprechen klug, tückisch, gut sprechend und übel denkend, süßen Worten unterthan, Betrug innerhalb fortpflanzend, wie ein Grabmal außerhalb vom Steinmetz wohl gebildet, innerhalb voll Gestank?

Schüler: So wollen wir nicht klug werden, weil es der nicht ist, der mit Täuschung sich selbst betrügt.

Lehrer: Wie aber wollt ihr?

Schüler: Wir wollen gerecht werden ohne Heuchelei und Kunstgriff, daß wir vor dem Uebel fliehen und Gutes thun. Aber du sprichst tiefsinniger mit uns als unser Alter es aufnehmen kann; sprich mit uns nach unserer Gewohnheit und nicht so tiefsinnig.

Lehrer: Ich thue euch wie ihr bittet. Du, Bursche, was thatst du heute?

Schüler: Ich that mancherlei. In dieser Nacht, da ich die Glocke hörte, erhob ich mich von meinem Bette, ging in die Kirche und sang den Morgengesang mit den Brüdern, nach diesem sangen wir zu allen Heiligen und die morgendlichen Lobgesänge; nach diesem die Prime nebst sieben Psalmen mit der Litanei und der Kapitel-Messe; seither zuweilen sprachen wir die Messe am Tage; nach diesem sangen wir zu Mittag und aßen und tranken und schliefen, und dann standen wir auf und sangen die None, und nun stehen wir vor dir verlangend zu hören was du uns sagest.

Lehrer: Wann werdet ihr den Abend- oder Nachtgesang singen?

Schüler: Wann es Zeit sein wird.

Lehrer: Wurdest du heute gepeitscht?

Schüler: Ich nicht, weil ich mich vorsichtig benahm.

Lehrer: Und wie steht's mit deinen Genossen?

Schüler: Warum fragst du mich nach ihnen? Ich wage nicht unsere Geheimnisse kund zu thun; ein jeglicher weiß ob er gepeitscht wurde oder nicht.

Lehrer: Was issest du heute?

Schüler: Ich genieße noch Fleischspeisen, weil ich ein unter der Zucht stehender Knabe bin.

Lehrer: Was ißt du weiter?

Schüler: Gemüse und Eier, Fisch und Käse, Butter und Bohnen und alle reinen Speisen esse ich mit vieler Danksagung.

Lehrer: So bist du ein tüchtiger Wachsegern, wenn du alles ißt was herbeigebracht wird.

Schüler: Ich bin kein so großer Schwelger, daß ich aller Arten Gerichte bei einer Mahlzeit essen könnte.

Lehrer: Wie machst du's denn?

Schüler: Ich genieße zuweilen diese Speise und zuweilen eine andere, säuberlich wie es für Geistliche sich schickt, nicht mit Ueberstopfung, denn ich bin kein Vielfraß.

Lehrer: Und was trinkst du?

Schüler: Bier, wenn ich's habe, oder Wasser, wenn ich kein Bier habe.

Lehrer: Trinkst du keinen Wein?

Schüler: Ich bin nicht so glücklich, daß ich mir Wein kaufen könnte; auch ist der Wein den Knaben nicht zuträglich, sondern den Aelteren und Klügeren.

Lehrer: Wo schläfst du?

Schüler: Im Schlaf-Era mit meinen Brüdern.

Lehrer: Wer weckt dich zum Morgengesang?

Schüler: Manchmal hör' ich die Glocke und stehe auf, manchmal weckt mich mein Lehrer sanft mit der Gerte.

Lehrer: Hei ihr guten Kinder und lustigen Schüler! Euch mahnt euer Lehrer, daß ihr gehorsamet den göttlichen Lehrer und daß ihr euch einmüthig haltet auf jeder Stube. Geht unterthänig, wenn ihr hört die Kirchenglocke, und bückt euch demüthig vor den heiligen Bildern und steht andächtig und singet einmüthig und bittet für eure Sünden, und geht hinaus ohne Narrheiten zum Kloster wie zum Lernen.

Tübingen.

M. Rapp.

Studien zu Goethe's Werken.

4. Die Xenien und der Xeniensturm.

Durch die vielen heftigen Angriffe, welche die mit so großen Hoffnungen und Versprechungen begonnenen „Horen" gleich bei ihrem ersten Auftreten erfuhren, fühlte sich Schiller, leicht reizbar und empfindlich gegen jeden, besonders öffentlich geäußerten Widerspruch, tief verletzt und aufgeregt. Aber auch Goethe, der keine geringe Erwartung von der Wirkung der schillerschen Zeitschrift gehegt hatte, war über die seichten, absprechenden Urtheile nicht wenig mißstimmt. Humboldt theilte Schiller die Urtheile mit, welche er in Berlin über die Horen vernommen,*) worauf dieser am 21. August erwiedert: „Ihr letzter Brief mit den Horen-Nachrichten hat mich sehr belustigt; das ist indeß nicht zu leugnen, daß Sie und ich verdient haben in unserer Erwartung getäuscht zu werden, weil unsere Erwartung nicht auf eine gehörige Würdigung des Publikums gegründet war. Ich glaube, daß wir Unrecht gethan solche Materien und in solcher Form in den Horen abzuhandeln, und sollten sie fortdauern, so werde ich vor diesem Fehler mich hüten. Die Urtheile sind zu allgemein und zu sehr übereinstimmend, als daß wir sie zugleich verachten und ignoriren könnten." Zwar fehlte es nicht an einer sehr lobpreisenden Beurtheilung in der „Allgemeinen Litteraturzeitung," aber man sah es dieser nur zu bald an, daß sie von dem Herausgeber der Horen selbst veranlaßt war,**) wodurch die Gegner noch mehr gereizt wurden. „Hennings hat schon vor Monaten," schreibt W. von Humboldt am 17. Juli, „ich glaube im Archiv der Zeit, eine

---

*) Briefwechsel zwischen Schiller und W. von Humboldt S. 112. 128 ff. Man vergleiche hiermit Schiller's Brief an Goethe vom 15. Mai 1795.

**) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe I., 80. 105 f. Briefe an Schütz II., 419—421.

Rezension der schützischen (in der unter Schütz stehenden allgemeinen Litteraturzeitung erschienenen) Rezension der Horen abdrucken lassen, die mit den Horen ganz honnet, aber mit dem Rezensenten desto ärger umgehen soll." Sehr erfreulich war dagegen für Schiller die Anerkennung, welche seine Briefe „über ästhetische Erziehung," die zuerst in den Horen erschienen, bei Gentz fanden, der in der „Deutschen Monatsschrift" in einem Aufsatze „über den Einfluß der Entdeckung von Amerika auf den Wohlstand und die Kultur des menschlichen Geschlechts" dieselben für „den Text zu allem" erklärt, „was sich Großes und Treffliches über diesen Gegenstand sagen lasse." Auch Goethe war über diesen für die Horen erschienenen günstigen Stern sehr erfreut,*) und meinte, es wäre wohl zu überlegen, „ob man nicht vor Ende des Jahres sich über einiges erklärte und unter die Autoren und Rezensenten Hoffnung und Furcht verbreitete." Bald folgten neue Angriffe in den von L. H. von Jacob **) herausgegebenen „Annalen der Philosophie" und in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften." „Einen zwar sehr platten, aber doch immer sehr amüsanten Spaß, die Horen betreffend," schreibt W. von Humboldt,***) „lege ich aus dem niedrigsten in Berlin erscheinenden Blatte: die Camera obscura in Berlin, bei. Die Rezension in den Annalen müssen Sie schlechterdings lesen; sie übertrifft an Unverschämtheit und Plattheit alles, was man je gesehen hat. Indeß sind einige Einfälle nicht übel, und die Wendung des Ganzen hämisch genug." Zu derselben Zeit trat Fr. Aug. Wolf im „Intelligenzblatt" zur „Allgemeinen Litteraturzeitung" vom 24. Oktober (Nro. 122. S. 977 ff.) mit einer starken und leidenschaftlichen Erklärung gegen Herder's im neunten Stücke der Horen erschienenen Aufsatz „Homer, ein Günstling der Zeit" auf.†) „Wenn Sie auch glauben sollten," schreibt Schiller an W. von Humboldt,††) „daß Herder jene harten

*) Brief von Schiller vom 16. September 1795. Vgl. den Brief Humboldt's vom 28. September 1795.

**) Vgl. dessen Biographie von K. G. Jacob in den „Zeitgenossen" XIII., 5, 121 ff.

***) Briefwechsel mit Schiller, S. 299. Der Brief ist vom 20. Nov. 1795.

†) Man vergleiche hierzu die Aeußerung Wolf's in den „Briefen an Heyne" S. 13 f. Der Aufsatz Herder's ist im zehnten Bande der Werke zur Litteratur und Kunst abgedruckt. Wir verweisen auf Körte „Leben und Studien Fr. Aug. Wolf's des Philologen" I., 282 ff.

††) Briefwechsel S. 263. Vgl. Schiller's Brief an Körner vom 2. November 1795, und Goethe's Brief an Schiller vom 25. Oktober.

Sachen verdient hätte, wie doch gewiß nicht der Fall ist, so werden Sie doch die Art, mit der sie ausgesprochen sind, mißbilligen. Herder'n war es gar nicht eingefallen Wolfen in's Gehege zu kommen und seine Ausführung hat einen von jenen Prolegomenen völlig unabhängigen Bestand. Da sich Herder in keinen Streit einlassen will und ich selbst es nicht wünsche, so werde ich blos das Aeußere dieses Angriffs und eine Beziehung auf die Horen betreffend, als Redakteur der Horen einige Worte darauf repliziren." *) Humboldt aber meinte es sei ungerecht, daß Herder Wolf's nur so gedenke, daß niemand sehn könne, wie wichtig sein Verdienst um diese Sache sei; ohne Wolf, den Herder sehr benutzt habe, würden diese herderschen Ideen doch nur Vermuthungen und nichts weiter sein. Hiermit vergleiche man aber Humboldts weitere Aeußerung in seinem Briefe vom 6. November. (S. 285 f.)

Den Gedanken, die unbilligen Kritiker der Horen für ihre Anmaßung zu züchtigen, regte Goethe in einem Briefe an Schiller vom 28. Oktober von neuem an. „Sollten Sie sich nicht nunmehr überall umsehen und sammeln, was gegen die Horen im allgemeinen und besondern gesagt ist, und hielten am Schlusse des Jahres darüber ein Gericht, bei welcher Gelegenheit der Günstling der Zeit **) auch vorkommen könnte? Das hallische philosophische Journal soll sich auch ungebührlich betragen haben. Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser." Schiller erwidert am 1. November: ***) „Wir leben jetzt recht in den Zeiten der Fehde; es ist eine wahre ecclesia militans. Außer den Völkern, die Herr J(acob) in H(alle) kommandirt,

*) Aehnlich äußert er sich in einem Briefe an Goethe vom 26. Oktober.

**) Wolf's Angriff auf Herder's Aufsatz „Homer, ein Günstling der Zeit."

***) Daß dieser im Briefwechsel zwischen zwei Briefe vom 16. und 17. Oktober eingeschobene, „Sonntag Abends" datirte Brief am 1. November geschrieben und eine Antwort auf Schiller's Brief vom 28. Oktober sei, ergibt sich aus genauerer Betrachtung als ganz unumstößlich, obgleich diese für die Geschichte der Xenien nicht unwesentliche Verschiebung bisher unentdeckt geblieben ist. Weder der 16., noch der 17. Oktober fiel im Jahre 1795 auf einen Sonntag, und die Erwähnung von Wolf's Angriff zeigt deutlich, daß der Brief nicht vor dem 24. Oktbr. geschrieben sein kann. Die Worte Schiller's in dem in Rede stehenden Briefe: „Das Evenement im Hause ist, wie ich hoffe, glücklich vorbeigegangen" bezieht sich offenbar auf Goethe's Schlußworte im Briefe vom 28. Oktober: „Das Schwiegertöchterchen (vgl. Schiller's Brief vom 26. Oktober) säumt noch." Der 1. November fiel im Jahre 1795 auf einen Sonntag.

die Herr M(anso) *) in der Bibliothek der S(chönen) W(issenschaften) hat ausrücken lassen und außer W(olf's) schwerer Kavallerie haben wir auch nächstens vom berliner Nicolai einen derben Angriff zu erwarten. Im zehnten Theil seiner Reisen soll er fast von nichts, als von den Horen handeln und über die Anwendung kantischer Philosophie herfallen, wobei er alles unbesehen, das Gute, wie das Horrible, was diese Philosophie ausgeheckt, in einen Topf werfen soll. Es läßt sich wohl noch davon reden, ob man überall nur auf diese Plaitüden antworten soll. Ich möchte noch lieber etwas ausdenken, wie man seine Gleichgültigkeit dagegen recht anschaulich zu erkennen geben kann. Nicolai'n sollten wir aber doch von nun an in Text und Noten, und wo Gelegenheit sich zeigt, mit einer recht insignen Geringschätzung behandeln." Leidenschaftlicher äußert er sich in einem Briefe an Körner vom 2. November: „Die Horen werden jetzt von allen Orten her sehr angegriffen, besonders meine Briefe — aber von lauter trivialen und eselhaften Gegnern, daß es keine Freude ist nur ein Wort zu repliciren —: in den halleschen Annalen, in Dyk's Bibliothek, und nun auch von Nicolai in Berlin im zehnten Theil seiner Reisen. Dem letzten und plattesten Gesellen schenke ich es aber doch nicht." Körner erwidert darauf beruhigend: „Daß die Horen sehr vielen Angriffen ausgesetzt sein würden, war zu erwarten. Die Rezension in der Litteraturzeitung — mit der ich auch nicht zufrieden war — hat hie und da wohl eine widrige Wirkung machen müssen. Jetzt ist nichts weiter zu thun, als um die Schreier sich gar nicht zu bekümmern, sondern alles aufzubieten, was den Gehalt und die Mannigfaltigkeit der Aufsätze vermehren kann. In den Horen selbst darf, däucht mir, schlechterdings niemand geantwortet werden, der sich unbescheidene Ausfälle erlaubt. In manchem Tadel kann indessen etwas enthalten sein, das Aufmerksamkeit verdient. Und daher wünschte ich, daß Du irgend jemand auftrügst, Dir alle öffentlichen Urtheile aus diesem Gesichtspunkte zu referiren, ohne selbst mit einer solchen Lektüre Deine Zeit zu verderben." Auch Humboldt war durchaus Körner's Meinung, daß in den Horen auf keinen Angriff, auch nicht am Ende des Jahres, geantwortet werde, selbst außer den Horen sehe er dafür bis dahin keine

*) Fr. Jacobs schreibt an Schütz am 24. Septbr. 1797: „Seit einem halben Jahre schlägt von Jena und Weimar aus alles auf den armen Manso los, als ob er der elendeste Stümper wäre. Und warum? Weil er über die Horen gesprochen hat, wie er denkt."

Veranlassung.*) Aber Schiller konnte sich nicht enthalten, im zwölften Hefte der Thalia in dem Aufsatze „die sentimentalischen Dichter" gelegentlich den trivialen und gemeinen Beurtheilungen der Horen in folgender Bemerkung seine Verachtung zu erkennen zu geben: „Die mobier'sche Magd räsonnirt ja Langes und Breites in unseren kritischen Bibliotheken (Nicolai), philosophischen (Jacob) und literarischen Annalen (Bibliothek der schönen Wissenschaften) und Reisebeschreibungen (Nicolai) über Poesie, Kunst und dergleichen, nur, wie billig, auf deutschem Boden ein wenig abgeschmackter, als auf französischem, und wie es sich für die Gesindestube der deutschen Litteratur ziemt."**) Humboldt wünschte in seinem Briefe vom 14. Dezember, Schiller hätte diese Bemerkung weggelassen. „So gerecht diese Züchtigung ist, so hätte ich es Ihnen angemessener gehalten zu schweigen. Auch dem Halbverständigen zeigt Ihr Aufsatz selbst und Ihr Urtheil über so manchen Dichter und Schriftsteller genug, was Sie eigentlich für eine würdige und unwürdige Befruchtung halten, und auch die Bibliothek enthielt sogar das Ende des Aufsatzes im 9. Stück***) eine zwar indirekte, aber sehr deutliche Antwort." Wen Schiller mit den Reisebeschreibungen gemeint habe, wußte Humboldt.

Im Dezember kam Goethe, der mit Humboldt und Körner seinen Freund zur Fortsetzung der Horen ermunterte, auf den Gedanken zurück, die unbilligen Beurtheiler der Horen zurückzuweisen. „Den Einfall auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem einzigen Disticho, zu machen, wie die Xenia des Martial sind, der mir dieser Tage zugekommen ist", schreibt er am 13. Dezember, „müssen wir kultiviren und eine Sammlung in Ihren Musenalmanach des nächsten Jahres bringen. Wir müssen nur viele machen und die besten aussuchen. Hier ein paar zur Probe." Doch heißt es am Schlusse des Briefes: „Die Xenia nächstens." Einige Tage später schickt Goethe ein Dutzend Xenien; mit hundert solcher Xenien, meint er, könnte man sich sowohl dem Publiko, als seinen Kollegen auf's angenehmste

---

*) Brief vom 20. November (S. 300). Schiller hatte ihm Körner's Brief überschickt. Brief vom 9. November (S. 202).

**) Die Stelle findet sich jetzt in Schiller's Werken Bd. 12, S. 200 f.

***) Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen. Die betreffende Stelle steht in den Werken B. 12, 161 ff. Vgl. Humboldt's Brief vom 30. Oktober (S. 267).

empfehlen.*) Schiller erwidert: „Der Gedanke mit den Xenien ist prächtig und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergötzt, besonders die Götter und Göttinnen darunter.**) Solche Titel begünstigen einen guten Einfall gleich besser. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die stollbergische Sippschaft,***) Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ich's und Nicht-Ich's, Freund Nicolai, unser geschworener Feind, die leipziger Geschmacksherberge (die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften), Thümmel, Göschen als sein Stallmeister, u. dergl. dar?" Goethe freut sich, daß die Xenien bei Schiller Eingang und Beifall gefunden haben, und er ist völlig der Meinung, daß sie weiter um sich greifen müssen. „Wie werden sich", schreibt er, †) „Charis und Johann prächtig nebeneinander ausnehmen. Wir müssen diese Kleinigkeiten nur in's Gelag hinein schreiben und zuletzt sorgfältig auswählen. Ueber uns selbst dürfen wir nur das, was die albernen Bursche sagen, in Verse bringen, und so verstecken wir uns noch gar hinter der Form der Ironie." Die Ueberschriften Charis und Johann beziehen sich auf die von Schiller angedeuteten Stoffe, Ramdohr's Charis und wenn ich richtig vermuthe, Göschen, der die Werke des Herrn von Thümmel mit prachtvoller

*) Der Brief trägt das Datum vom 26. Dezember, folgt aber in der Sammlung seltsamer Weise nach einem Briefe vom 29. Dezember. Eine dieser Zahlen muß verdruckt sein; denn beide Briefe sind an demselben Tage geschrieben, und zwar ist Nro. 136. die Antwort auf Nro. 137. So nachlässig hat Riemer für die Anordnung der Briefe gesorgt.

**) Gemeint scheinen die Xenien Urania, Merkur, Horen, Minerva (Nro. 258—261), vielleicht auch Kalender der Musen und Grazien (Nro. 246), wenn Goethe dieses Xenion etwa Musen und Grazien überschrieben hatte. Vielleicht waren darunter auch Xenien auf die Zeitschriften Flora und Klio, wurden aber später unterdrückt.

***) Schon am 23. November schreibt Schiller: „Ihr Unwille über die St.(olberg), L.(avater) und Consorten hat sich auch mir mitgetheilt, und ich bin's herzlich zufrieden, wenn Sie ihnen eins anhängen wollen."

†) Dieser im Briefwechsel ausgefallene, von Riemer in den „Briefen von und an Goethe" S. 135 ff. mitgetheilte Brief ist offenbar die Antwort auf Nro. 136., Nro. 138. ist am 30. Dezember geschrieben.

Ausstattung herausgab, als dessen Stallmeister. Schiller scheint bis zu dieser Zeit noch keine Xenien an Goethe geschickt zu haben.

Vom 3. Januar 1790 an war Goethe vierzehn Tage lang in Jena, wo er bei Schiller gewöhnlich die Abende zubrachte.*) Hier wurden die Xenien vielfach besprochen, von denen manche den beiden Freunden gelangen. „Seitdem Goethe hier ist", schreibt Schiller an Humboldt am 4. Januar, „haben wir angefangen, Epigramme von einem Distichon im Geschmacke der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über zwanzig fertig, und wenn wir etliche Hundert fertig haben, so soll sortirt und etwa einhundert für den Almanach beibehalten werden. Zum Sortiren werde ich Sie und Körnern vorschlagen. Man wird schrecklich darauf schimpfen, aber man wird sehr gierig darnach greifen, und an recht guten Einfällen kann es natürlich unter einer Zahl von hundert nicht fehlen. Ich zweifle, ob man mit einem Bogen Papier, den sie etwa füllen, so viele Menschen in Bewegung setzen kann, als diese Xenien in Bewegung setzen werden."**) Bei seiner Abreise nahm Goethe die fertigen Xenien nach Weimar mit, um sie dort abschreiben zu lassen. Gerade vor seiner Abreise erhielt er von Schiller folgendes Billet: „Hier folgen vier Almanache und sechsundsechzig Xenien. Ehe sie (lies Sie) Weimar erreichen, werden mit denen, die Sie schon fertig haben, noch an achtzig daraus werden. Reisen Sie glücklich; unsere guten Wünsche sind mit Ihnen."***) Am 18. Januar überschickt Schiller an Goethe drei Exemplare des Almanachs auf Atlas und ein neues Xenion (Nr. 108 der Xeniensammlung), Goethe meldet darauf am 22. Januar, die Xenien-Epigramme seien noch nicht abgeschrieben. „Auch fürchte ich, Sie werden mir so vorauslaufen, daß ich Sie nicht einholen kann. Die

---

*) Seine Abreise auf den 3. Januar meldet Goethe an Schiller Nr. 139. An Körner schreibt Schiller am 18. Januar: „Goethe war vierzehn Tage hier, und da ist allerlei abgehandelt worden."

**) „Goethe und ich," schreibt er an Körner am 18. Januar, „arbeiten an einem gemeinschaftlichen Opus für den neuen Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat."

***) Auf die sinnloseste Weise ist dieses nicht datirte Billet, das offenbar auf Goethes Rückreise nach Weimar hindeutet, im Briefwechsel zwischen zwei Briefe vom 27. und 30. Januar gesetzt.

nächsten vierzehn Tage seh' ich wie schon verschwunden an."*) An demselben Tage sendet Schiller eine kleine Lieferung von Epigrammen, mit der Bemerkung: „Was Ihnen darunter nicht gefällt, lassen Sie nur gar nicht abschreiben. Es geht mit diesen kleinen Späßen doch nicht so rasch, als man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dazu benutzen kann, wie bei einer längern Arbeit; sie wollen sich ihr ursprüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen lassen. Ich zweifle deswegen, ob ich bei meinem Müßiggange Ihnen soweit vorkommen werde, als Sie denken; denn in die Länge geht es doch nicht, ich muß mich zu größeren Sachen entschließen und die Epigramme auf den Augenblick ankommen lassen. Doch soll kein Posttag leer sein, und so rücken wir doch in vier, fünf Monaten weit genug vor." Am Schlusse des Briefes stehen zwei Xenien, eines auf Lavater (Nr. 119)**) und eines auf L. H. von Jacob, „der Kantianer", das Schiller später unterdrückte. „In den letzten Epigrammen, die Sie mir senden," antwortete Goethe am 23. Januar, „ist ein herrlicher Humor, und ich werde sie deshalb alle abschreiben lassen; was am Ende nicht in der Gesellschaft bleiben kann, wird sich wie ein fremder Körper schon separiren." Am folgenden Tage sendet Schiller, um „die Observanz nicht zu verletzen", wieder einige Xenien, worauf Goethe meldet: „Mit der ganzen Sammlung unserer kleinen Gedichte bin ich noch nicht zu Stande; hier kommt einstweilen mein Beitrag von dieser Woche. Wenn wir unsere vorgesetzte Zahl ausfüllen wollen, so werden wir noch einige unserer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen; denn, wo das Herz voll ist, geht der Mund über, und dann ist es eine herrliche Gelegenheit, die Sachen aus der Studirstube und Rezensentenwelt in das weitere Publikum hinauszuspielen, wo dann einer oder der andere gewiß Feuer fängt, der sonst die Sache hätte vor sich vorbeistreichen lassen." Schiller fand sich durch den reichen Vorrath von Xenien, den Goethe ihm geschickt, recht angenehm überrascht. „Die den Newton betreffen," schreibt er,***) „werden Sie zwar

*) Ueber die vielfachen Abhaltungen und Zerstreuungen dieser Tage vgl. den Brief Goethe's vom 23. Januar.

**) Den Beweis, daß dieses Xenion von Schiller sei, hätte Hoffmeister aus dem Briefwechsel entnehmen sollen.

***) Daß der undatirte seltsamer Weise zwischen Briefe vom 20. und 22. Januar eingeschobene Brief Schiller's (Nr. 142.) eine Erwiderung auf Goethe's Brief und Sendung vom 27. Januar (Nr. 146.) ist, kann bei irgend genauer Betrachtung nicht zweifelhaft bleiben.

auch durch den Stoff kenntlich machen,*) aber bei dieser gelehrten Streitsache, die niemand Lebenden betrifft, hat dieses auch nichts zu sagen. Die angestrichenen haben uns am meisten erfreut. Denken Sie darauf, Reichardten, unsern soi-disant Freund,**) mit einigen Xenien zu beehren. Ich lese eben eine Rezension der Horen in seinem Journal Deutschland, welches Unger edirt, wo er sich über die „Unterhaltungen" und auch noch andere Aufsätze schrecklich emanzipirt hat. — Es ist durchaus mit einem nicht genug verhehlten Ingrimm geschrieben. — Wir müssen Reichardt, der uns so ohne allen Grund und Schonung angreift, auch in den Horen bitter verfolgen."***) Schiller, der immer erbitterter wurde, sandte zugleich neue Xenien, „einige Pfähle in's Fleisch unserer Kollegen", worunter Goethe wählen möge, was ihm anstehe, worauf dieser meldet, daß mit dieser neuen Sendung die Xenien bis gegen zweihundert steigen und seinem Xenienfreunde das neuste Modejournal mit einer geistlosen Abhandlung über die Xenien der Alten übersendet. „Aus Ihrem Briefe seh' ich erst", fügt er hinzu, „daß die Monatsschriften Deutschland und Frankreich einen Verfasser haben. Hat er sich emanzipiret, so soll er dagegen mit Karnevals-Gypsdragéen auf seinen Büffelrock begrüßt werden. Wir kennen diesen falschen Freund schon lange, und haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht diesen zu versagen, so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken. Ein Dutzend Disticha sind ihm schon gewidmet, welche künftigen Mittwoch (den 3. Februar), gibt es Gott, anlangen werden."†) Unterdessen hatten sich bei Schiller neue Ideen für die Xenien entwickelt, die aber noch nicht ganz reif waren, und er hoffte, Goethe werde, wenn er gegen Ende

---

*) Auf Newton und seine Anhänger beziehen sich die Xenien. 164—176.

**) Reichardt hatte sich als Mitarbeiter an den Horen durch Hufeland anbieten lassen, worauf Goethe meinte, er sei zwar nicht abzuweisen, aber man werde seine Zudringlichkeit sehr in Schranken halten müssen. Vgl. seine Briefe zwischen Schiller und Goethe I., 147. 149.

***) Schiller hatte schon bei der ersten Bekanntschaft mit Reichardt eine starke Abneigung gegen diesen, die sich in einem Briefe vom 30. April 1789 ausspricht.

†) Auf Reichardt beziehen sich die Xenien 80 (im literarischen Zodiakus), 145—147 (vermuthlich im Februar gedichtet), 208—211. 219—229. 236. 251.

der Woche (am 7. oder 8. Februar) komme, einhundert neue Xenien und darüber finden. „Wir müssen die guten Freunde in allen ordentlichen Formen verfolgen, und selbst das poetische Interesse fordert eine solche Varietät innerhalb unseres strengen Gesetzes, bei einem Monodisticho zu bleiben. Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, daß er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch schon zum Theil ausgeführt sind; eben so auch in der Nekromantie, um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die Lebendigen zu plagen.*) Denken Sie auf eine Introduktion Newton's in der Unterwelt; wir müssen auch hierin unsere Arbeiten ineinander verschränken. Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Komödie in Epigrammen. Was meinen Sie?" Mit welchem Eifer Schiller an den Xenien hing, ergibt sich aus seinen am 1. Februar an Körner und Humboldt geschriebenen Briefen. „Das Meiste", bemerkt er gegen Körner, „ist wilde, gottlose Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Produkte, untermischt mit einzelnen poetischen, auch philosophischen Gedankenblitzen. Es werden nicht unter sechshundert solcher Monodistichen werden, aber der Plan ist auf tausend zu steigen.**) Ueber zweihundert sind jetzt schon fertig, obgleich der Gedanke kaum einen Monat alt ist. Sind wir mit einer räsonnabeln Anzahl fertig, so wird der Vorrath mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird dann etwas von seiner Manier aufzuopfern suchen, um dem andern mehr anzunähern. Wir haben beschlossen, unsere Eigenthumsrechte an die einzelnen Theile niemals auseinanderzusetzen —, und sammeln wir unsere Gedichte, so läßt ein jeder diese Epigramme ganz ausdrucken." Aehnlich äußert er sich gegen Humboldt, dem er verspricht, für eine große Korrektheit auch in der Poesie Sorge tragen zu wollen. „Bei einem solchen gemeinschaftlichen Werke ist natürlicher Weise keine strenge Form möglich; alles, was sich erreichen läßt, ist eine gewisse Allheit oder lieber Unermeßlichkeit, und diese soll das Werk auch an sich tragen."

---

*) Vgl. Xenien Nr. 334—415. Von den den Freiermord parodirenden Xenien hat sich nur das abschließende Distichon (Nr. 414) erhalten.

**) Von tausend Epigrammen spricht er auch schon im Briefe an Goethe vom 24. Januar. Früher war nur von hundert Monodistichen die Rede.

Am 4. Februar schickt Goethe die erste, eben fertig gewordene Abschrift der Xenien an Schiller, mit der Bemerkung: „Sie sehen zusammen schon ganz lustig aus; nur wird es gut sein, wenn wieder einmal eine poetische Ader durch die Sammlung durchfließt. Meine letzten sind, wie Sie finden werden, ganz prosaisch, welches, da ihnen keine Anschauung zu Grunde liegt, bei meiner Art wohl nicht anders sein kann." Schiller, der die Sammlung zu seiner Freude heranwachsen sah, freute sich, daß unter den neuen Xenien auch mehrere politische seien, wohl die gegen Reichardt gerichteten; er selbst fügte zu der zwischen ihnen wandernden Sammlung vierzig bis zweiundvierzig neue hinzu, indem er gegen achtzig andere, die zusammengehörten und nur in Kleinigkeiten noch nicht fertig waren, noch zurückhielt.*) „Reichardt ist gut rekommandirt", meint Schiller, „aber er muß es noch mehr werden. Man muß ihn auch als Musiker angreifen, weil es doch auch da nicht so ganz richtig ist; und es ist billig, daß er auch bis in seine letzte Festung hinein verfolgt wird, da er uns auf unserm legitimen Boden den Krieg machte." **) Einige Dutzend neue Xenien, die „in einem Raptus" entstanden waren, wollte Schiller am 7. Februar schicken, in der Hoffnung, bald das wandernde Exemplar der Sammlung reich ausgestattet wieder zu erhalten; doch vergaß er sie beizulegen. Bald darauf aber litt er an schlaflosen Nächten und heftigen Krämpfen, so daß er nicht vorwärts kam und von Goethe in den Xenien überholt zu werden glaubte; aber auch diesen hatte bei den vielfachen Zerstreuungen, wie er schreibt, weder etwas Xenialisches, noch Genialisches angewandelt.***)

Von der Mitte Februar an bis in den März hinein war Goethe wieder in Jena,†) wo die beiden Dichter ihre Zustände

---

*) Aller Wahrscheinlichkeit nach die Parodien auf die homerische Unterwelt, von denen aber wohl manche ausfielen, während andere später hinzukamen. —

**) Hierauf beziehen sich die Xenien 145—147.

***) Brief an Schiller vom 13. Februar 1796.

†) Am 4. Februar schreibt Goethe, er könne vor dem 14. nicht nach Jena kommen; am 10. hofft er nächsten Montag (den 15. Februar) zu kommen, am 13. aber bedauert er, daß er noch nicht wisse, ob er am Montage kommen könne. Ein Brief Goethe's an Meyer vom 3. März ist zu Jena geschrieben. Im Briefwechsel finden sich zwischen dem 13. Februar und 18. März keine Briefe, mit Ausnahme eines während Goethe's Anwesenheit in Jena geschriebenen Billets Schiller's an Goethe.

und Pläne durchdenken und durchsprechen konnten. Besonders über die Kunst und die falschen Bestrebungen und Beurtheilungen in derselben scheinen sie sich vielfach besprochen zu haben, und es mögen damals manche darauf bezügliche Xenien entstanden sein. Am 3. März schreibt Goethe an Meyer: „Dem Freunde der Geschmäcke in Dresden (vgl. unten zu Xenion 27) glückt es, daß diejenigen, die dem Kindlein nach dem Leben strebten, über die Alpen gezogen sind; denn er ist vor Kurzem mit einer Rezension in der Litteraturzeitung beehrt worden, die dann freilich auf einige Jahre hinaus wirken und die deutsche Bereitwilligkeit, ihr Geld für nichts hinzugeben, noch vermehren kann. Wenn sie Ihnen zu Gesichte kommt, werden Sie den Verfasser*) an den Katzenbuckeln und spanischen Reverenzen nicht verkennen, so wenig, als an den antiquarischen Notabene, womit sich die Lobeserhebung schließt. Es bleibt also diesmal nichts übrig, als das Unkraut noch einige Zeit wachsen zu lassen, bis das Schreckenssystem gegen alle Pfuschereien mit Nachdruck durchgesetzt werden kann. — Die konfuse Kennerschaft der Liebhaber, die doch auf der Reise für ihr Geld, wie die Zuschauer in der Komödie, auch mit klatschen und zischen wollen, bitte ich ja in ihren Details zu merken. — Ich habe mit Schillern über die Art, wie unser Feldzug zu eröffnen und zu führen sein möchte, eine umständliche Konferenz gehabt." Am 18. März hofft Schiller noch vor seiner Reise nach Weimar einige Xenien zu Stande zu bringen. Drei Jahre später schreibt er an Körner: „Der Musenalmanach wird dieses Jahr nicht erscheinen, aber unsere Epigramme werden wir, wenn das Tausend voll wird, gemeinschaftlich in einem eigenen Band herausgeben."

Vom 23. März bis zum 20. April lebte Schiller mit seiner Frau in Weimar bei Goethe; am 25. April kam er zur Aufführung des von ihm bearbeiteten Egmont wieder nach Weimar, worauf Goethe mit ihm nach Jena ging, wo er mit Ausnahme einer kurzen Reise nach Weimar bis gegen den 8. Juni blieb.**) Während Goethe's Anwesenheit in Jena war auch Körner dort

*) Der bekannte Archäolog Böttiger, seit 1791 Direktor und Oberkonsistorial-Rath in Weimar.

**) Schiller schreibt an Körner am 21. März, Goethe werde von Weimar mit ihm nach Jena kommen und dort so lange bleiben, bis Körner komme, um seinen Meister zu vollenden. Ueber die Zeit von Goethe's Anwesenheit in Jena vgl. Schiller's Briefe an Körner vom 23. Mai und

auf ein paar Wochen, nach dessen Abreise Schiller Goethe wenig sah, da er viele Ausflüge auf das Land machte. Goethe hatte in Jena seinem Freunde, der die Zusammenstellung der Xenien übernommen, neue Xenien versprochen, die er am 10. Juni, dreißig an der Zahl, übersendet. „Leider ist auch hier der Haß doppelt so stark, als die Liebe", schreibt er. „Sobald Sie mit der Zusammenstellung fertig sind, so schicken Sie mir das Ganze ja gleich; dadurch wird manches Xenion, das noch unvollendet da liegt, gewiß völlig fertig, und zu neuen gibt es Anlaß. Das eine, der Gefährliche,*) habe ich nach Ihrer Idee gemacht; vielleicht nehmen Sie die Veränderung auf. Ueberhaupt wird mich beim Durchgehen der übrigen im Allgemeinen der Gedanke leiten, daß wir bei aller Bitterkeit uns vor kriminellen Inkulpationen hüten." Schiller erwidert: „Die gestern überschickten Xenien haben uns viel Freude gemacht, und so überwiegend auch der Haß daran Theil hat, so lieblich ist das Kontingent der Liebe dazu ausgefallen. — Die Xenien hoffe ich Ihnen auf den nächsten Freitag (den 17. Juni) in Abschrift schicken zu können. Ich bin auch sehr dafür, daß wir nichts Kriminelles berühren und überhaupt das Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichterinnen! Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts." Da Schiller an Goethe schrieb, Voß komme von Giebichenstein nach Jena und bringe hoffentlich auch Reichardt mit, so legte er für letztern ein „Gastgeschenk" gleich ein, das aber in die Sammlung der Xenien mit aufgenommen wurde. Schiller fand indessen bei der Zusammenstellung und Anordnung der Xenien manche Schwierigkeiten. „Die Xenien erhalten Sie auf den Montag (den 20. Juni);" schreibt er am 18. Juni; „zur Verknüpfung der verschiedenartigen Materien sind noch manche neue nöthig, wobei ich auf Ihren guten Genius meine Hoffnung setze. Die homerischen Parodien (auf den Freiermord) habe ich, weil sie sich auf das Ganze nicht anschließen wollen, herauswerfen müssen, und ich weiß noch nicht recht, wie ich die

6. Juni. Am 10. Juni war Goethe wieder in Weimar, von wo er an diesem Tage schreibt, er habe sich, nachdem er dort glücklich wieder angekommen, sogleich dem strengsten Fleiß ergeben. Schiller wünscht ihm an demselben Tage, er möge jetzt wieder in Ruhe sein.

*) Das Xenion, das vielleicht auf Schlichtegroll's Nekrolog ging, fiel später aus; denn Gefährliche Nachfolge (Nr. 329) kann nicht gemeint sein.

Todtenerscheinungen unterbringen soll. Gar zu gern hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen, und wenn jeder von uns noch ein Dutzend in dieser Art liefert, so werden die Xenien sehr gefällig endigen." Goethe hat am 22. Juni wieder einige Dutzend Xenien, nur gerade nicht von der nothwendigsten Gattung. Schiller, der den Wunsch äußert, Meyer, der mit großer Lebhaftigkeit über die falschen Kunstbestrebungen sich ereifert hatte, möge sich auch an den Xenien betheiligen, meldet darauf am 24. Juni, die Zahl der Xenien belaufe sich nach Abzug der weggebliebenen auf sechshundert und dreißig bis vierzig, von denen wohl nicht mehr als fünfzehn oder zwanzig ausgemustert werden würden; da der Zusammenhang und die Vollständigkeit wohl noch achtzig neue nöthig machen, so würde die Zahl wohl auf sieben Hundert bleiben. Goethe will unterdessen, durch ein seltsames eben erschienenes Pasquill veranlaßt, nach den neuesten Reichstagssachen, besonders den in jenen angeführten Brochüren fragen, da es lustig wäre, wenn man auch in jene Weltgegend ein Dutzend Xenien werfen könnte. Endlich am 27. Juni schickte ihm Schiller die Xenien, insoweit sie fertig geworden, da er achtzig freundliche Xenien noch zurückgehalten, um sie mit einigen neuen, die eine glückliche Stimmung ihm dargeboten, zu vermehren. „Ueberhaupt hoffe ich", äußert er, „daß der Schluß (der die freundlichen Xenien enthalten sollte) sehr gut ausfallen soll. Sie werden unter den hier folgenden gegen hundert neue Bekannte finden und einige ältere vermissen. Warum ich letztere wegließ, läßt sich mündlich sagen. Streichen Sie nun ohne Schonung Alles, was Ihnen aus irgend einer Rücksicht anstößig ist. Unser Vorrath leidet eine strenge Wahl. In das Manuscript lassen Sie Ihren Spiritus nichts schreiben. Ich schickte dasselbe gern an Humboldt, der durch die Verschiedenheit der Handschrift dem Verfasser nicht auf die Spur geführt werden soll. Fallen Ihnen Ueberschriften ein, so bitte ich, sie mit dem Bleistift zu bemerken. Um die Zahl der poetischen und gefälligen Xenien zu vermehren, wünschte ich Sie zu veranlassen, daß Sie durch die wichtigsten Antiken und die schönen italienischen Malerwerke eine Wanderung anstellten. Diese Gestalten leben in Ihrer Seele, und eine gute Stimmung wird Ihnen über jede einen schönen Einfall darbieten; sie sind um so passendere Stoffe, da es lauter Individuen sind." Den Rest der Xenien sendet er

am 28. Juni mit der Bemerkung: „Was heute folgt, ist, wie Sie sehen, noch nicht in dem gehörigen Zusammenhange, und alle meine Versuche, die verschiedenen Gruppen zusammenzubringen, sind mir mißglückt. Vielleicht helfen Sie mir aus der Noth. Es wäre gar zu schön, wenn wir diese letzte Partie recht reich ausstatten könnten." Goethe erwidert: „Die neuen Xenien von der würdigen und zarten Art sind Ihnen sehr glücklich gerathen: ich habe zu Komplettirung dieser Sammlung auch von meiner Seite allerlei Aussichten, wenn sich nur die Stimmung dazu findet." Indessen traten die Xenien durch die Vollendung von „Wilhelm Meister", an der auch Schiller einen sehr bedeutenden Antheil nahm, auf einige Tage in den Hintergrund. Schiller bittet am 8. Juli, Goethe möge gerade ausstreichen, was er heraus wünsche, und unterstreichen, was er verändert wünsche, damit er eher seine Maßregeln nehme, was noch zu thun sei. „Die Xenien erhalten Sie mit meinem Gutachten zurück", schreibt Goethe am 9. Juli; „die ernsthaften und wohlmeinenden sind gegenwärtig so mächtig, daß man denen Lumpenhunden, die angegriffen sind, mißgönnt, daß ihrer in so guter Gesellschaft erwähnt wird." Schiller ward darauf durch die am 11. Juli endlich erfolgende Niederkunft seiner Frau in große Unruhe versetzt.

Am 16. Juli kam Goethe nach Jena, wo er bis zum 19. blieb, um wegen des Romans, der Xenien und mancher anderen Dinge, die ihm auf dem Herzen lagen, sich mit Schiller zu besprechen. Das Exemplar der Xenien brachte er selbst mit.*) Die Folge dieser Zusammenkunft war der Entschluß, den Schiller

*) Daß der im Briefwechsel unter Nr. 164 mitgetheilte, vom 12. Juni datirte Brief Goethe's an Schiller am 12. Juli geschrieben sei und somit erst nach Nr. 188 gehöre, ist so unzweifelhaft und muß jedem, der den Briefwechsel liest, so deutlich in die Augen springen, daß es unbegreiflich scheint, wie dies übersehen werden konnte; denn, daß die Geburt von Schiller's zweitem Knaben, wozu Goethe diesem hier Glück wünscht, am 11. Juli erfolgte, ergibt sich aus Nr. 188 des Briefwechsels und aus Schillers Brief an Körner von diesem Tage, um der übrigen Andeutungen nicht Erwähnung zu thun. Auch die Art, wie im Briefe „Wilhelm Meister's" und der Xenien, sowie der Ueberkunft nach Jena Erwähnung geschieht, spricht für den Juli. Die Zeitangabe von Goethe's Anwesenheit in Jena entnehmen wir aus Nr. 164 und 190 des Briefwechsels, so wie aus dem von Riemer „Briefe von und an Goethe" S. 137 f. mitgetheilten Briefe Goethe's an Schiller.

gleich am 23. Juli seinem Feunde Körner meldet: „Nachdem ich die Redaktion davon (von den Xenien) gemacht, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Xenien nöthig sei, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebote stehen und auch die Vollendung des Meister Goethe und mir eine starke Diversion machte: so sind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Außerdem, daß die obigen Gründe dieses nothwendig machen: so gewinnen wir wenigstens noch dieses dabei: daß die einzelnen Xenien einander weniger Schaden thun, weil sie durch verschiedenartige Producte von fremden Verfassern unterbrochen werden; daß manche, welche zusammengehörten, nun auch wirklich zusammengehängt werden, weil wir an die Monodistichalform nicht mehr gebunden sind; endlich auch noch dieses, daß sie jetzt, wo sie unter eigenen Titeln im Register laufen, dem Almanach einen weit größern Schein von Reichthum geben. Unter die polemischen kommen jetzt nur Chiffern,*) unter die unschuldigen setzen wir unsere Namen." An demselben Tage bittet Schiller, Goethe möge ihm, was er noch von Xenien habe, senden, weil es jetzt mit dem Drucke sehr Ernst sei; zugleich übersendet er ihm ein aus zwei Distichen bestehendes Epigramm auf Unger's neuesten Verlag, das aber unterdrückt wurde. Goethe meint, er werde auf den Sonnabend (den 30. Juli) wohl noch ein paar Dutzend Xenien senden, und fragt an, ob Schiller ihm nicht, wie er beim Almanach vorwärts rücke, das Manuscript herüber schicken könne, da er in den Xenien manche Stellen verändert, auch hier und da Ueberschriften gefunden habe, wovon vielleicht etwas zu gebrauchen wäre. Schiller schickte ihm am 28. oder 29. Juli die Xenien mit der Bitte, sie bald möglichst zurückzusenden; das Ausgestrichene bleibe theils weg, theils sei es schon gedruckt oder für den Druck ausgeschrieben. „Die zur Eisbahn gehörigen Xenien (Mittelalter und Individualität ausgenommen) habe ich in ein Gedicht zusammengerückt und die einzelnen Ueberschriften weggelassen.**)

*) Hierdurch finden die in dem Goethe gesandten Manuscripte unter den einzelnen Xenien stehenden Namen (Brief Schiller's Nr. 197) ihre Erklärung.

**) Die Eisbahn wurde später umgedruckt. Vergl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nr. 208—209. Viehoff's Commentar zu Goethe's Gedichten S. 232 f.

Dasselbe läßt sich im Kleinen auch noch bei einigen anderen thun, und wird die Mannichfaltigkeit der Formen vermehren. Vielleicht haben Sie auch Lust, die Newtoniana so zu ordnen." Goethe, der die Xenien mit nur wenigen Anmerkungen zurückgehen ließ, that es einen Augenblick recht wehe, ihr schönes Karten= und Luftgebäude mit den Augen des Leibes so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut zu sehen. „Die Idee war zu schön, zu eigen und einzig, als daß ich mich nicht, besonders da sich bei mir eine Idee, ein Wunsch leicht fixirt, darüber betrüben sollte, für immer darauf renunziiren zu müssen. Doch mag es denn auch an dem Spaße genug sein, den uns der Gedanke indessen gemacht hat; es mag genug sein, daß nun so viel Stoff da ist, der zu einem anderen Körper nun wieder verarbeitet werden kann. Die Zusammenstellung in Ihrem Almanach wird mich schon wieder trösten; nur bitte ich, meinen Namen so wenig als möglich unter die Gedichte zu setzen. Die wenigen, welche ich die Zeit hervorgebracht habe, muß ich für den Augenblick liegen lassen; ich bringe sie mit, wenn ich komme; und bis dahin wird der neue Körper des Almanachs schon so lebendig und mächtig sein, um sie sich zu assimiliren. Noch eins. Ich wünschte, daß Alles wegbliebe, was in unserm Kreise und unseren Verhältnissen unangenehm wirken könnte. In der ersten Form forderte, trug, entschuldigte eins das andere; jetzt wird jedes Gedicht nur aus freiem Vorsatz und Willen eingeschaltet und wirkt auch nur einzeln für sich." Schiller versichert Goethe, auch er scheide von den Xenien sehr ungern, und er habe die Idee keineswegs seiner eigenen Konvenienz geopfert. „Zu einem Ganzen, so wie es auch von dem liberalsten Leser gefordert werden konnte, fehlte noch unübersehlich viel; eine mühsame Redaction hat mich mit diesem Mangel gar sehr bekannt gemacht. Selbst wenn wir die zwei Monate ausschließlich dazu hätten widmen können, würde weder der satyrische, noch der andere Theil die nöthige Vollständigkeit erlangt haben. Das ganze Werk ein Jahr länger liegen zu lassen, erlaubte weder das Bedürfniß des Almanachs, noch wäre es (wegen) der vielen Anspielungen auf das Neueste in der Literatur, welches nach einem Jahre sein Interesse verliert, zu wagen gewesen; und was dieser Rücksichten mehr sind, die ich Ihnen mündlich anführen will. Uebrigens ist uns diese Idee und Form gar nicht verloren; denn es ist noch so erstaunlich viel Stoff zurück, daß Dasjenige, was wir aus dem alten noch etwa dazu nehmen, darin ver=

schwinden wird. Ihren Namen nenne ich sparsam. Selbst bei denjenigen politischen, welche ineinander greifen, und vor welchen man sich gefreut haben würde, ihn zu finden,*) habe ich ihn weggelassen, weil man diese mit den andern, auf Reichardt gehenden, in Verbindung vermuthen könnte. Stolberg kann nicht geschont werden, und das wollen Sie wohl selbst nicht, und Schlosser wird nie genauer bezeichnet, als eine allgemeine Satyre erfordert. Außerdem kommen diese Hiebe auf die Stolberg'sche Sekte in einer solchen Verbindung vor, daß Jeder mich als den Urheber sogleich erkennen muß; ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde und habe keine Schonung nöthig. Wieland soll mit der zierlichen Jungfrau in Weimar (Nr. 76) wegkommen, worüber er sich nicht beklagen kann. Uebrigens erscheinen diese Odiosa erst in der zweiten Hälfte des Almanachs, so daß Sie bei Ihrem Hiersein noch herauswerfen können, was Ihnen gut dünkt. Um Iffland nicht weh zu thun, will ich in dem Dialog mit Shakespeare lauter Schröder'sche und Kotzebue'sche Stücke bezeichnen." **) Aber Schiller fand am 1. August ein Mittel Goethe's Wünsche und die Konvenienz des Almanachs zugleich zu befriedigen. „Die erste Idee der Xenien war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß. — Was eigentlich den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte und mich bei der Redaktion in die große Verlegenheit brachte, waren die philosophischen und rein poetischen, kurz die unschuldigen Xenien, also eben die, welche in der ersten Idee auch nicht gewesen waren. Wenn wir diese in dem vordern und gesetzten Theil des Almanachs unter den anderen Gedichten bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Xenien und als ein eigenes Ganzes, wie voriges Jahr die Epigramme, dem ersten Theil anschließen, so ist geholfen. Auf einem Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie sehr viel Bitterkeit; der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes einzelne, sowie Sie neulich schon bemerkten, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes vor. Auch die Hiebe

---

*) Besonders Nr. 210—217. 232 - 234.

**) Vgl. Nr. 404, 406. Iffland blieb nicht ganz verschont (aber vgl. Nr. 120), wie Schiller Nr. 406 mit den Worten: „Sie machen Kabale" auf „Kabale und Liebe" hinzudeuten scheint.

auf Reichardt wollen wir unter dem Haufen zerstreuen und nicht, wie erst geschehen war, an die Spitze stellen. Von der einen Seite war die Ehre und von der andern die Beleidigung zu groß, die wir ihm durch diese Auszeichnung anthaten. — Und da nach dem neuen Plane diejenigen politischen Xenien von Ihnen, welche bloß Lehren enthalten und gar Niemand treffen, von den satyrischen ganz getrennt sind, so habe ich unter jene Ihren Namen gesetzt. Er gehört davor, weil sich diese Konfessionen an die Epigramme vom vorigen Jahr und selbst an den Meister anschließen und in Form und Inhalt unverkennbar Ihren Stempel tragen." Goethe war hiermit wie mit Schiller's Anordnung der ernsten und allgemeinen Epigramme unter dem Titel Tabulae votivae ganz einverstanden. An Körner berichtet Schiller am 13. August, er habe jetzt aus den ernsthaften, philosophischen und poetischen Epigrammen mehrere kleinere Ganze gemacht und die übrigen siebzig bis achtzig in einer Folge vereinigt; die satyrischen, zweihundert und dreißig an Zahl, sollten unter dem Titel Xenien den Schluß des Almanachs bilden. *) Während Goethe's Anwesenheit in Jena (vom 18. August bis Anfang Oktober) **) erhielten die eigentlichen Xenien ihre jetzige Fassung. Schon am 29. September konnte Schiller den Almanach an Körner senden.

Gegen Eckermann äußerte Goethe in Bezug auf die Xenien, ***) er habe viele derselben mit Schiller gemeinschaftlich gemacht; „oft hatte ich den Gedanken und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern." Hiernach kann von einer strengen Sonderung in Bezug auf alle einzelnen Xenien verständiger Weise nicht die Rede sein; dennoch hat Hoffmeister, der etwas vornehm sich brüstet, Goethe habe schwerlich einen Begriff von einer solchen Geistesanalyse gehabt, wie er sie in seinem Leben Schiller's ver-

---

*) Die Xenien bestehen im Musenalmanache aus 414, die Tabulae votivae aus 103 Epigrammen. Sonst enthält der Almanach 53 Epigramme unter den Ueberschriften: „Die Eisbahn" (16), „Vielen" (18), „Einer" (18).

**) In einem Briefe vom 17. August äußert Goethe, er hoffe, es solle ihn nichts mehr hindern, am Abende des folgenden Tages in Jena zu sein. Daß Goethe in Jena sich befinde, meldet Schiller an Körner am 29. September. „Möchten Sie glücklich angelangt sein und Alles bei sich wohl gefunden haben", beginnt Schiller's Brief an Goethe vom 5. Okt.

***) Gespräche mit Goethe II, 42 f. Goethe wurde zu dieser Aeußerung veranlaßt durch einen Brief Zelter's (B. 4, 446).

sucht habe, sich nicht vom Versuche abschrecken lassen, möglichst bei jedem einzelnen Xenion den Verfasser nachzuweisen.*) Unterstützt wurde er hierbei durch ein Prachtexemplar des Musenalmanachs, welches Schiller seiner Gattin geschenkt und worin diese den meisten einzelnen Epigrammen den durch den Anfangsbuchstaben bezeichneten Namen des jedesmaligen Verfassers beigeschrieben hatte. Bei den Tabulae votivae bezweifelt Hoffmeister das Zeugniß von Schiller's Gattin über manche Epigramme, da diese fünfzehn Epigramme, die Schiller im Jahre 1800 in seine Gedichtsammlung aufgenommen hat, Goethe zuschreibt, wogegen er in Betreff der Xenien nicht das geringste Bedenken äußert, was wir nur für eine höchst seltsame Inkonsequenz halten können. Es sei wohl mit Sicherheit anzunehmen, meint Hoffmeister (a. a. O. S. 92), daß Schiller's Gattin sogleich im Jahre 1797 die Chiffern G. und Sch. unter die Verse gesetzt habe, wahrscheinlich aus dem Munde Schiller's selbst, der damals, was einem jeden angehört, noch besser gewußt habe, als drei Jahre nachher. Aber bei dieser Annahme, daß Schiller's Gattin aus dem eignen Munde des Dichters gewußt habe, wem von beiden jedes einzelne Epigramm angehöre, wäre es unbegreiflich, wie diese bei der Bestimmung der Tabulae votivae habe irre gehen können, was Hoffmeister selbst zugibt, wenn man hier nicht etwa Gedächtnißfehler annehmen will; glaubt man aber solche bei jenen Votivtafeln annehmen zu dürfen, so hindert nichts dieselbe Möglichkeit auch bei den Xenien zu behaupten, wonach denn auch hier jede positive Gewißheit schwinden würde. Und wie erklärt es sich denn, daß nicht bei allen Xenien die Namen der Verfasser angegeben sind? Hätte Schiller's Gattin wirklich gleich nach der Herausgabe des Musenalmanachs ihren Gatten befragt, so dürften kaum einzelne Epigramme ohne Bezeichnung geblieben sein; denn die Auskunft, auf die man sonst leicht fallen könnte, die nicht bezeichneten seien beiden Dichtern gemeinschaftlich, ergibt sich bei genauerer Betrachtung der nicht bezeichneten Xenien als völlig unhaltbar. Alle Schwierigkeiten haben sich nur bei der sehr nahe liegenden Annahme, Schiller's Gattin habe

---

*) Vgl. Hoffmeister's „Nachlese zu Schiller's Werken nebst Variantensammlung.“ III, 105 f. Gegen Hoffmeister's Unternehmen erklärt sich mit vollstem Rechte, wenn wir auch den Ton, in welchem er von dem jedenfalls sehr verdienten Erklärer Schiller's spricht, nicht billigen können, Boas, „Nachträge zu Goethe's sämmtlichen Werken“ I. S. X ff.

nach dem Erscheinen des Almanachs den Versuch gemacht, überall den Verfasser zu errathen, *) wobei sie aber manche unerwartete Schwierigkeit fand, so daß sie nicht allein die „Einer" überschriebene Sammlung, sondern auch von den Xenien selbst Nr. 51. 66. 122—124. 154 f. 157—160. 197. 212—219. unbestimmt ließ und endlich kurz nach der Hälfte der Xenien mit Nr. 244. ganz abbrach. Hierbei bemerken wir, daß die in der ersten Hälfte der Xenien von ihr nicht bezeichneten Epigramme theils allgemein gehalten sind (Nr. 123. 124. 158—160. 197. 212—219), theils deshalb nicht bezeichnet zu sein scheinen, weil ihre Beziehung Schiller's Gattin nicht klar war (Nr. 51. 66. 122. 154 f. 157). Von manchen Xenien Goethe's, welche dieser an Schiller überschickte, besonders von den, in der ersten Zeit entstandenen, kannte Charlotte Schiller den Verfasser, wofür sogar positive Zeugnisse nicht fehlen; denn wenn Schiller schreibt: „Die angestrichenen (Xenien) haben uns am meisten erfreut" (Nr. 142.), „Die gestern überschickten Xenien haben uns viel Freude gemacht" (Nr. 163.), so spricht er offenbar von sich und seiner Gattin. Auch mochte Schiller ihr manche seiner eigenen Xenien gleich nach ihrer Entstehung mitgetheilt haben, dagegen ist durchaus nicht anzunehmen, daß sie über alle während der mehrmaligen Zusammenkunft beider Dichter, bei der Wanderung des Exemplars zwischen Weimar und Jena und endlich während der Redaktion selbst entstandene Epigramme unterrichtet gewesen, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß Schiller seiner Gattin, wie seinen Freunden Humboldt und Körner, von den meisten Epigrammen den Verfasser nicht verrathen habe. Hiernach verliert das Zeugniß von Charlotte Schiller freilich nicht alle Bedeutung, aber als eine zuverlässige Quelle, wie sich Hoffmeister einbildete, dem Viehoff **) unbedenklich folgt, kann es nicht gelten. Ueber einzelne Epigramme werden wir unten unsere Zweifel äußern.

---

*) Als Schiller seinem Freunde Körner die erste Nachricht von den Xenien mitgetheilt hatte, schrieb dieser (am 7. Februar 1796), er möchte fast eine Wette eingehen, daß er doch bei den einzelnen Monodistichen den Urheber errathen werde.

**) Kommentar zu Goethe's Gedichten II, 240 f. Wenn Viehoff aus der Aeußerung Goethe's gegen Eckermann (I, 195), Schiller's Xenien seien scharf und schlagend, seine eigenen unschuldig und geringe, den Schluß zieht, die Verschränkung sei doch nicht so weit gegangen, daß Goethe nicht von den meisten Xenien noch später den Verfasser gewußt habe, so konnte man dies im Allgemeinen zugeben, nur steht dies nicht in

Ebenso wenig beweisend, wie das Zeugniß von Schiller's Gattin, ist die Aufnahme einzelner Epigramme in Schiller's und Goethe's Werke, obgleich Hoffmeister, der bei den Votivtafeln selbst bemerkt (a. a. O. S. 91.), daß drei derselben sich sowohl in Schiller's, wie in Goethe's Gedichten finden, dieses Zeugniß als ein ganz vollgültiges in Anspruch nimmt. Noch mißlicher aber steht es mit Hoffmeister's eigener Bestimmung, indem er glaubt, da durch eine solche Masse von Epigrammen Schiller's und Goethe's epigrammatischer Charakter feststehe, auch Schiller's Geistesrichtung, Haß und Liebe, wohl bekannt sei, bei etwa der Hälfte der 125 noch unbestimmten Epigrammen (?) den Verfasser mit großer Wahrscheinlichkeit angeben zu können. Hierbei läßt er sich theils durch den Inhalt, theils durch die Form bestimmen. Was zunächst den Inhalt betrifft, so ist wohl zu bemerken, daß Goethe ausdrücklich sagt, bei manchen Epigrammen habe der eine den Gedanken gegeben, der andre die Verse gemacht, so daß man aus dem Inhalte ohne weiteres auf den Dichter des Epigramms keinen sichern Schluß machen kann. Und weshalb sollte auch nicht derselbe Gedanke, wenn er auch bei dem einen Dichter häufig ist, von dem andern, besonders bei einem so engen und innigen Zusammenleben, ausgesprochen worden sein? Bemerkt ja Hoffmeister selbst bei Nr. 22. der Votivtafeln, welches Epigramm Charlotte Schiller und Goethe Schiller absprechen, daß der in jenem Epigramme ausgesprochene Gedanke wie aus Schiller's Seele gesprochen sei. Freilich wird niemand daran zweifeln, daß die auf Newton und seine Schule, sowie die auf Geologie gehenden Epigramme meist von Goethe sind, wie die auf Philosophen (Nr. 371—389.) meist von Schiller herrühren, aber man hüte sich ja zu viel auf eine solche Bestimmung zu geben. Daß Schiller bitterer und schärfer sei, als Goethe ist schwer zu verkennen, und so glauben wir die bitterbösen Xenien auf den armen Forster, Cramer und Eulogius Schneider ihrer persönlichen Bitterkeit wegen Schiller unbedenklich zuschreiben zu dürfen; aber man

Widerspruch mit der oben angeführten Aeußerung Goethe's bei Eckermann, und vor Allem bleibt bestehen, daß bei manchen Xenien beide Dichter betheiligt waren. Wir erinnern hier nur daran, daß einzelne Epigramme später sowohl von Goethe, als von Schiller in Anspruch genommen wurden, und daß, obgleich Goethe bei Eckermann den „literarischen Thierkreis", was wir im Ganzen nicht bezweifeln, Schiller zuschreibt, doch Charlotte Schiller die beiden freundlichen Xenien dieser Reihe (Nr. 75. 82) mit Goethe's Namen bezeichnet.

läuft Gefahr sehr irre zu gehen, wenn man nach einem rein subjektiven Gefühl des Matten und Treffenden unterscheiden will. Ein schlagendes Beispiel hiefür bietet uns Hoffmeister's Urtheil über Nr. 352. 353.

Sulzer.

Hüben über den Urnen! Wie anders ist's, als wir dachten!
Mein aufrichtiges Herz hat Vergebung erlangt.

Haller.

Ach! Wie schrumpfen allhier die dicken Bände zusammen!
Einige werden belohnt, aber die meisten verziehn.

Hoffmeister bemerkt zu dem erstern: „Schon der Ausdruck hüben über den Urnen bezeichnet dieses Xenion als goetheisch (vgl. oben Nr. 94). Auch der milde und etwas schwache Charakter dieses und der drei unmittelbar vorhergehenden Epigramme spricht dafür. Wie scharf und bestimmt treten dagegen sogleich die nächsten bis 359 hervor!" Er will demnach das Epigramm auf Sulzer Goethe, das auf Haller Schiller zuschreiben. Unglücklicher Weise aber ist Hoffmeister, wie allen bisherigen Erklärern der Xenien, entgangen, daß beide Epigramme Parodien auf den bekannten Traum Porcia's in Kloppstock's Messias (VII., 370—448) sind. Dort erzählt Socrates der Porcia im Traume von dem ewigen Richter der andern Welt:

Sieh, es zählet die Zahl, und die Wagschal wägt und das Maß mißt
Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchste
Sich in das Kleine! wie fliegt ihr Wesen verstäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt; die meisten werden vergeben!
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. O drüben,
Porcia, drüben über den Urnen, wie sehr ist es anders,
Als wir dachten.

Es ist höchst unwahrscheinlich, ja ganz unglaublich, daß die beiden Epigramme, welche unmittelbar aufeinander folgende Verse derselben Rede parodiren, verschiedene Verfasser haben sollten. Erinnern wir uns nun, daß Porcia's Traum zu denjenigen Stellen gehört, die Goethe als Knabe mit seiner Schwester um die Wette zu rezitiren pflegte (B. 20, 93.), so ist es höchst wahrscheinlich, daß, als Schiller die homerische Todtenerscheinung parodirte, Goethe des Traumes der Porcia gedachte und auch diesen zur Parodie benutzte. Auch das folgende Xenion auf Mendelssohn:

Ja du siehst mich unsterblich! — „Das hast du uns ja in dem Phädon
Längst bewiesen." — Mein Freund, freue dich, daß du es siehst.

scheint durch den Traum der Porcia veranlaßt, in welchem Socrates diese auffordert, sie möge verlernen ihn zu bewundern, da die Gottheit nicht sei, wofür er dieselbe gehalten. Indessen kann dieses Epigramm wohl nach jenen beiden entstanden und von Schiller sein, der durch Goethe auf jenen Traum der Porcia aufmerksam gemacht worden war. Außer dem Inhalte hat Hoffmeister die Form, die Art des Ausdruckes benutzt, um einzelne Epigramme Schiller oder Goethe zuzuschreiben. Hierbei hat er aber völlig übersehen, daß nach Goethe's eigenen Worten oft der eine von beiden Dichtern den Inhalt angab, der andere die Verse machte, so daß aus dem Ausdrucke keineswegs gefolgert werden kann, daß der eine Dichter allein bei dem Epigramme betheiligt gewesen; dazu kommt, daß bei der Durchsicht und Redaction der Xenien Goethe zuweilen an Schiller's und Schiller an Goethe's Xenien zuweilen Veränderungen gemacht oder den Ausdruck anders gewendet hat. Hiernach kann es keineswegs von streng beweisender Kraft für Schiller sein, wenn in einem Distichon die Wortverbindung zu was Ende (Nr. 282.) oder die Form wundernd (Nr. 124.) vorkommt; eben so wenig ist der „Goethe'sche Kraftausdruck Lump," den Schiller nirgends gebrauchen soll (Nr. 363.), *) ein Beweis für Goethe.

Was die Anordnung der Xenien, die größtentheils Schiller's Werk ist, betrifft, so lassen sich hier mehrere größere zusammenhängende Kreise von Xenien bequem ausscheiden, die Xenien auf Manso (Nr. 33—40.) auf Kant's Ausleger (Nr. 53—63.), der literarische Zodiakus (Nr. 68—90.), die deutschen Flüsse (Nr. 97—113.), die auf Geologie und Farbenlehre bezüglichen Xenien (Nr. 162—176.), die auf Nicolai (Nr. 184—206.), Reichardt (Nr. 208—229.) und Cramer (Nr. 230—235.), die Journalschau (Nr. 245—263.), die Jeremiaden (Nr. 309—318.), die Xenien auf Fr. Schlegel (Nr. 320—331.), die Todtenerscheinungen (Nr. 332—363.), der Philosophenstreit (Nr. 371—385.), endlich das Gespräch mit Shakspeare (Nr. 390—412.). Diese größern Partien werden durch passende Uebergänge und einzelne zwischengesetzte Ausfälle mit einander verbunden. Den Anfang bilden nach dem allgemeinen Eingange eine Reihe von einzelnen Angriffen (Nr. 9—28.), bei denen keine bestimmte Ordnung befolgt ist. Ausfälle auf Nicolai, Manso und Stolberg gehen

*) Doch schreibt Schiller an Körner am 27. Juni 1796: „Gegen Goethe bin und bleib' ich eben ein poetischer Lump."

durch die ganze Sammlung; die Pfeile auf Reichardt sind fast schon in der ersten Hälfte alle verschossen, die auf Lavater gleich im Anfange (Nr. 11. 12. 20—22.).

Für die Erklärung der Xenien ist das Meiste in der danziger Ausgabe von 1833 geleistet,*) wozu Hoffmeister und Boas nur Weniges hinzugefügt haben. Wir gedenken im Folgenden nur eine Nachlese zu geben, so daß wir dasjenige, was bereits von Anderen vorweggenommen worden ist, mit Stillschweigen übergehen.

Das Motto ist aus Martial XI., 2. genommen, wie Nr. 269. aus dem Apophoretenbuche desselben (VIX., 269.). In letzterm ist Culicem groß zu schreiben, da es der Name eines virgilischen Gedichtes, eines Phantasienstückes ist. Jenisch wird mit Virgil verglichen, der nicht blos eine Aeneis, sondern auch den Gesang von der Mücke geschrieben, welche durch ihren Tod den schlafenden Hirten vom Schlangenbisse errettet.

Nr. 9. 10. Der Widerwärtige.

Dichter und Liebende schenken sich selber; doch Speise voll Ekel
Dringt die gemeine Natur sich zum Genusse dir auf.

Das Desideratum.

Hättest du Phantasie und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich dir fehlte nicht viel, Wieland und Lessing zu sein!

Auf wen diese beiden Epigramme sich beziehen, wissen die Erklärer nicht. Wer aber könnte hier gleich am Anfange der auf einzelne Personen zielenden Xenien anders gemeint sein, als Nicolai, den Schiller überall „in Text und Noten mit einer recht insignen Geringschätzung behandeln" wollte. Vgl. Nr. 204. Man denke an Nicolai's „Sebaldus Nothanker, „Geschichte eines dicken Mannes" und seine Reise.

Nr. 15. Der Teleolog.

Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand.

Charlotte Schiller schreibt das Xenion ihrem Gatten zu, wozu Hoffmeister bemerkt, Schiller sei das Streben die Gotteszwecke in der Natur ausfindig zu machen von Grund aus lächerlich gewesen. Dies dürfte von Goethe in noch höherm Grade gelten, dem grade der Scherz mit dem Korkbaum und Stöpsel

---

*) Vorangegangen war Jenisch in der Schrift: „Literarische Spießruthen oder die hochadligen und berüchtigten Xenien," worüber weiter unten. Boas hat das Buch von Jenisch, das Hoffmeister unbekannt geblieben zu sein scheint, vielfach benutzt.

geläufig war, so daß wir nicht geneigt sind ihm das Distichon zuzuschreiben. „Die Unterscheidung des Subjekts vom Objekt," äußert er gegen Eckermann I., 353., „und ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um sein selbst willen existirt und nicht etwa der Korkbaum gemacht ist, damit wir unsere Flaschen propfen können, dieses hatte Kant mit mir gemein und ich freute mich ihm hierin zu begegnen." Vgl. daselbst II., 282. ff.

Nr. 27. Neueste Schule.

Ehemals hatte man einen Geschmack. Nun gibt es Geschmäcke,
Aber sagt mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack.

Wie das folgende, so geht auch dies Xenion auf von Racknitz, was auch Jenisch erkannt zu haben scheint, wenn er sagt, dies Epigramm leite das folgende ein. Vgl. Goethe an Meyer 18. März 1796: „Dem Freunde der Geschmäcke in Dresden gelingt es, daß diejenigen, die dem Kindlein nach dem Leben strebten über die Alpen gezogen sind." 1. August 1796: „Die Dresdner Geschmäcke sind nun auch herausgekommen und die illuminirten Kupfer mit außerordentlicher Delikatesse und Reinlichkeit vollendet." Vgl. weiter oben.

Nr. 42. Der Rezensent des Hesperus war nicht Woltmann, den schon Jenisch nennt, sondern Fr. Jacobs, der an Schütz (Briefe an Schütz I., 198.) am 28. Dezember 1795 schreibt: „Das günstige Urtheil, welches Wieland von der Rezension des Hesperus in der A. L. Z. fällt, ist viel zu schmeichelhaft für mich, als daß ich nicht wünschen sollte, ihm als Verfasser derselben bekannt zu werden."

Nr. 43. Feindlicher Einfall.

Fort in's Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen
Und verderbet der Herrn reife papierene Saat.

Charlotte Schiller bezeichnet ihren Gatten als Verfasser. Nach der Aeußerung Goethe's aber (30. Januar 1796), sie wollten Reichardt einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken, sollte man eher an Goethe denken, wenn man nicht etwa annehmen will, was sehr unwahrscheinlich, Goethe beziehe sich dort auf unser, schon damals vollendetes Epigramm.

Nr. 44. Nekrolog.

Unter allen, die von uns berichten, bist du mir der Liebste;
Wer sich lieset in dir, lies't dich zum Glücke nicht mehr.

Nach Charlotte Schiller soll Schiller dieses Xenion und unten Nr. 77. geschrieben haben. Wir möchten eher an Goethe denken, der erbittert war über „den nekrologischen Schnabel, der unserm

armen Moritz gleich nach dem Tode die Augen aushackte" (Brief an Schiller vom 26. Okt. 1796). Der Nekrolog von Moritz war nicht von Schlichtegroll selbst, der sonst die meisten abfaßte, sondern von einem andern Verfasser, „der sich in philologischer Zerlegungskunst allzusehr gefiel" (Fr. Jacobs Schriften VIII., 230.).

Nr. 51. An die Herren N. O. P.

Euch bedaur' ich am meisten; ihr wähltet gern das Gute,
Aber euch hat die Natur gänzlich das Urtheil versagt.

Jenisch bemerkt hierzu: „N. O. P. Inopez! z. B. Urania, Archiv der Zeit, Flora ꝛc. Wer hier die allgemeine Litteratur-Zeitung versteht, (in welcher sich die lobende Rezension der Horen befand), hegt einen grundstürzenden Irrthum." Boas hat hieraus die ganz unwahre Behauptung gemacht, in der „Urania", dem „Archiv der Zeit" und der „Flora" hätten sich Kritiker dieser Chiffern bedient. Hoffmeister begnügt sich die Bemerkung der danziger Ausgabe beizubringen: „Nicolai oder Niethammer? Ouvrier oder Obereit? Platner oder Pörschke? Die Ausleger waren darüber nicht einig." Aber es bedarf keines Scharfsinns, um zu erkennen, daß N. O. P. hier nur eine allgemeine Bezeichnung ist, fast ähnlich wie N. N. Wir erinnern uns an die Aeußerung Goethe's an Schiller vom 3. Mai 1795: „Für den Kalender habe ich einiges, besonders für die Herren X. Y. Z. gefunden das nächstens mit dem übrigen folgt." Doch wollen wir nicht leugnen, daß die beiden Dichter durch ihr N. O. P. den Scharfsinn der Leser irre zu führen gedachten, was ihnen bestens gelungen ist.

Nr. 63. An Kant.

Vornehm nennst du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig;
Vornehm philosophirt heißt, wie Rotüre gedacht.

Goethe schreibt am 23. 26. Juli an Schiller: „Kant's Aufsatz über die vornehme Art zu philosophiren hat mir viel Freude gemacht; auch durch diese Schrift wird die Scheidung dessen, was nicht zusammen gehört, immer lebhafter befördert." Aehnlich äußert er sich in einem Briefe an Meyer vom 30. Oktober 1796. Kant, bemerkt er dort, habe zwar niemand genannt, aber die philosophischen Herren Aristokraten recht deutlich bezeichnet. Hiernach könnte man geneigt sein von Charlotte Schiller abzuweichen, die das Xenion ihrem Gatten zuschreibt.

Nr. 69. Fr. Jacobs galt als Redakteur der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" des Buchhändlers Dyk, in welcher er unter andern die Gesammtausgabe von Goethe's Werken beurtheilt hatte.

Nr. 76. Seltsamer Weise deuteten einige die zierliche Jungfrau in Weimar auf die Herzogin. Vgl. Schiller's Brief an Goethe vom 18. Oktober 1796, wo auch bemerkt wird, daß einige das Xenion Nr. 40 für eine Ironie auf Wieland und seine neue große Prachtausgabe hielten.

Nr. 70. Zeichen der Wage.

Jetzo wäre der Ort, daß ihr die Wage beträtet;
Aber dies Zeichen wird längst schon am Himmel vermißt.

Es ist fast unbegreiflich, wie Hoffmeister in diesem unter den Xenien des literarischen Zodiakus stehenden Epigramm einen Stich auf die Vorsehung sehn und auf Schiller's Ansichten über das Mißverhältniß zwischen Glück und Verdienst hindeuten konnte, da das Distichon ja offenbar nichts anders sagt, als daß die Gerechtigkeit in den kritischen Zeitschriften vermißt werde. Hoffmeister war es vorbehalten, das Epigramm so unglücklich mißzuverstehen. Jenisch bemerkt in seiner witzig sein sollenden Weise: „Wäre es (das Zeichen der Wage) aber noch da, sicher ihr risset es weg."

Nr. 85. Eschenburg's Schrift führte den Titel „Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften." Vgl. K. G. Jacob in Jahn's Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik B. 22, 417. Jenisch bemerkt zu diesem Xenion: „Braunschweig oder Breslau? Eschenburg oder Manso? Die Herren und die Leser hätten die Wahl, wenn die Xenien Breslau und Manso nicht immer ausschrieben."

Nr. 87. Die Ocker bei Braunschweig wird humoristisch als der fabelhafte Eridanus bezeichnet. Gerade im Jahre 1796 hatte G. H. Hasse in der Schrift „der aufgefundene Eridanus" die Radaune für jenen Fluß erklärt; der Xeniendichter persiflirt dies, indem er der Ocker diese Ehre gibt. Aber zugleich liegt eine andere ironische Anspielung zu Grunde. Die Sprache des Teut ist in die Ocker gestürzt, wie Phaeton in den Eridanus. Ovid sagt in den Metamorphosen (II. 324 f.) von Phaethon:

Quem procul a patria diverso maximus orbe
Excipit Eridanus spumantiaque abluit ora.

Nr. 88. Fische.

Seht ihr in Leipzig die Fischlein, die sich in Sulzer's Cisterne
Regen, so fangt euch zur Lust einige Grundeln heraus.

Irrig hat man von Jenisch bis auf Boas und Hoffmeister das Xenion auf Blankenburg's litterarische Zusätze zu Sulzer's Theorie bezogen, die in der Auflage von 1786 in 8. jedem Ar=

tikel angehängt, später auch nach seinem Tode (am 4. Mai 1796) besonders abgedruckt worden sind, und meistens aus Büchertiteln bestehen. Fr. Jacobs (Schriften VII, 349) bemerkt, daß die von ihm selbst, Manso und Schatz, als Zusätze zu Sulzer's Theorie erscheinenden „Charaktere der vornehmsten Dichter" gemeint sind, wobei er die falsche Deutung bei Boas abweist.

Nr. 116. Goethe gab Schiller die erste Nachricht von Stolberg's christlicher Vorrede zur Uebersetzung platonischer Gespräche. Schiller wünschte am 23. November Stolberg's Deliktum in Augenschein zu nehmen, worauf Goethe erwidert: „Hier schicke ich Ihnen die Sudelei des gräflichen Salbaders. Die angestrichene Stelle der Vorrede ist's eigentlich, worauf man einmal, wenn man nichts Besseres zu thun hat, losschlagen muß. Wie unwissend überhaupt diese Menschen sind, ist unglaublich; denn wem ist es unbekannt, daß die Christen alles, was von jeher vernünftig und gut war, sich dadurch aneigneten, daß sie es dem λόγος zuschrieben? Und meine liebe Christin (in Wilhelm Meister) thut pag. 304 eben das und man wird dem guten Wesen darüber nicht feind werden."

Nr. 119. Charlotte Schiller schreibt das Xenion ihrem Gatten zu. Da aber Goethe schon am Ende des Jahres 1795, wo Schiller noch kein Xenion gedichtet zu haben scheint, des Xenien-Titels Charis Erwähnung thut (Riemer „Briefe von und an Goethe" S. 135), so gehört auch die Xenie selbst wahrscheinlich diesem an. Goethe und Rambor hatten sich in Dresden und Weimar gesehen. Vgl. Briefe an Schütz II. 335.

(Schluß folgt.)

Cöln. **H. Düntzer.**

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Eine Kinderbiographie oder die Tiefe und der Reichthum des Kinderlebens, mit Beziehung auf das „Buch der Kindheit von Bogumil Goltz." Franfurt a. M. bei Heinrich Zimmer. 1847.

Welchem Erwachsenen wäre es nicht schon vorgekommen, daß er sich durch eine Gegend, welche er seit den Tagen der Kindheit nicht gesehen, durch einen Menschen, den er seitdem nicht gesprochen, durch ein Lied, das er als Kind von der Mutter einst gehört und nicht wieder, durch ein Buch, in welchem er als Kind zum letztenmal geblättert, durch eine Frucht, die er seit der Kindheit nicht gekostet, plötzlich, zurück über die dazwischen liegende Reihe von Jahren, die zur Stufe der Mündigkeit ihn heranführten, sich wunderbar hineinversetzt fand in's volle, lebendigste Gefühl der längst verschwundenen Kindheit? Und verband sich dann nicht mit der süßen Freude dieser lebendigen Erinnerung eine innige Wehmuth, durch das Bewußtsein, daß man so nicht mehr fühlen könne, und dies nicht blos deswegen etwa, weil es eben Pflicht und Recht des Mannes sei, „abzulegen, was kindisch war," sondern weil dem Kindergefühl eine Unmittelbarkeit, Ganzheit, eine urkräftige Intensität, eine Wichtigkeit und Nachhaltigkeit des Eindruckes inwohnt, an welche nichts von alle dem, was in späteren Jahren die Seele bewegt, mehr hinanzureichen vermag? Denn das Kind hat weder distinguirend die Außendinge, noch reflectirend sich in sich selbst unterschieden, es steht der ganzen Welt als Ganzes gegenüber, und in jedem Gegenstande, der darauf einwirkt, sammelt sich, wie in einem Brennpunkte, gleichsam die Gesammtmacht der Außenwelt, und mit der ganzen Ungetheiltheit seines Wesens nimmt es den Eindruck auf. Und wenn nun diese Eindrücke der Kindheit, wie es bei solcher Kräftigkeit der Einwirkung und der Aufnahme nicht anders sein kann, mit fast unerhörter Gewalt auf das ganze folgende Leben bestimmend einwirken, wenn in den Spielen des Kindes schon das Streben des Mannes vorgebildet ist, müßte es da nicht sehr ersprießlich sein zur Erfüllung des „nosce te ipsum," die eigene Kindheit zu studiren, welche die einmal an ihr haftende Erinnerung immer vollständiger sich enthüllt und ihr Wesen mit einer Offenheit und Unbefangenheit darlegt, wie sie bei dem von der Welt so oft vom Wesen in den Schein hinausgetriebenen, bei seiner Reflexion

so leicht sich selbst betrügenden Erwachsenen nicht mehr möglich ist; und weiter, müßten zur inneren Geschichte der Menschheit nicht sehr schätzenswerthe Beiträge Kinderbiographien sein? Kinderbiographien, von Großen verfaßt, welche in die Jahre der Mündigkeit den offnen, frischen Kindersinn mit hinübergenommen haben, und darstellend ihre eigene Kindheit? Ansätze zu solchen Darstellungen haben wir schon in dem, was der göttliche Plato über Kinderspiele sagt, ferner in den Bekenntnissen Augustin's und Rousseau's, in den Selbstbiographien von Seume und namentlich in Goethe's „Dichtung und Wahrheit"; auch an das köstliche Bild, welches Jean Paul im Titan von dem unter des mannhaften Wehrfritz Zucht erblühenden Kinderleben seines Albano entwirft, muß hier erinnert werden, so wie an viele Stellen seiner Levana. Aber eine eigentliche Kinderbiographie, ein Buch, das nicht mehr will, als das Leben eines Kindes, gleichsam als eines Repräsentanten der ganzen Kindheit darstellen, das hat uns bis jetzt noch gefehlt. Bogumil Goltz hat den Mangel ersetzt und dadurch in klassischer Weise die Literatur wahrhaft bereichert. „Kinderträume — —, sagt der Verfasser einmal, will ich erzählen. Ihr Gegenstand sind aber ganz gewöhnliche Dinge." Er hat aber diese „ganz gewöhnlichen Dinge" so dargestellt, daß sie ein ganz ungewöhnliches Interesse erwecken müssen. Von reinen Aeußerlichkeiten erfahren wir wenig. Kaum, und nur gelegentlich, daß der Verfasser zu Warschau geboren ist, wo sein Vater, ein ehrenfester Jurist und eifriger, zuverlässiger Geschäftsmann, preußischer Justizdirector war, zugleich Besitzer eines drei Meilen von Warschau gelegenen Landgutes Milenowek, auf welchem der Verfasser die schönsten Tage der ersten Kinderjahre verlebte; daß er dann, 6 Jahre alt, im Jahre 1808 der Pflege einer seinen Eltern sehr befreundeten Familie zu Königsberg übergeben wurde; später, um 1810, finden wir ihn, während der Vater Justizdirector in Marienwerder ist, in dem Kirchdorfe J...., einem altadligen Erb- und Familiengute, einem freiherrlichen Majorat, unter der Pflege des trefflichen Pfarrers J....; und dieser ist ja wohl am Ende kein anderer, als der Herr Pfarrer Jackstein, Superintendent, Ritter u. s. w. zu Bischofswerder in Westpreußen, welchem, „als seinem liebevollen Erzieher, dem guten Genius seiner Kindheit, dem stillbescheiden fortschreitenden Menschenfreunde, dem ächten Mann Gottes" der Verfasser sein Buch in herzinnigster Liebe gewidmet hat. Im Januar 1813 sieht Goltz die fliehenden Franzosen und verfolgenden Kosacken in Marienwerder. In späteren Jahren hat dieser in Paris und London die Herrlichkeiten der Welt und ihre Freuden kennen gelernt, und was in der Ferne, wie in der Heimath, der Verstand der Verständigen ausgedacht, ist ihm nicht fremd geblieben; aber die Herrlichkeit und Freude der Kinderjahre und die „unbewußte Weisheit" des einfältigen kindlichen Gemüthes wollte nichts ersetzen. Und diese unbewußte Weisheit, die von der Kinderseele gehegt und vom Kindermunde verkündet wird, das eben ist es, was Goltz darstellen will, und darum führt er nur solche Kindergeschichten und „gewöhnliche Dinge" an, die um einen Lieblingsausdruck von ihm zu gebrauchen, symbolisch sind, d. h. in deren anspruchslosem äußerem Verlauf zugleich ein eigenthümliches Seelenleben eine Fülle geistigen Gehaltes sich entfaltet, kurz in welchem die den Kindern ganz eigenthümliche Fähigkeit sich offenbart, Niedrigstes und Höchstes, Natur und Geist, Endlichkeit und Unendlichkeit, Erde und Himmel zu verknüpfen. Wie schön sagt in dieser Beziehung der Verfasser in der Vorrede: „O Kindheit,

du süße Zeit, in dir ruht der Himmel auf Erden, denn die Kinder wohnen ja im Himmel und auf Erden zugleich, und mit den unsichtbaren Cherubsflügeln ihrer himmlischen Einfalt und Einbildungskraft unterhalten sie für ihre Eltern, ihre Lehrer und alle erwachsenen Menschen, denen die Engelsflügel ausgefallen sind, die Verbindung zwischen dem Oben und Unten, den Verkehr zwischen Ewigkeit und irdischer Zeit." Um ein Beispiel zu geben von dieser Kindersymbolik so ist die Geschichte von den „ausgegrabenen Kartoffeln" (S. 112 ff.) nicht in dem Sinn erzählt, als ob das Ereigniß an sich etwas besonderes wäre, oder um daran zu erinnern, daß Kartoffeln, im Freien in der Asche gebraten, ein in der That nicht zu verachtendes Gericht sind; sondern um des wunderbaren Eindrucks willen, welchen diese „Grabhügel" der vor dem Winterfroste in der Erde verwahrten Kartoffeln auf das Kind machen, deren Ausgrabung dieses in seinem ganzen Wesen im höheren Grade poetisch aufregt, als „eine Ausgrabung in Herkulanum, Pompeji und Stabiä" den Erwachsenen, der ihr beiwohnt, um des wahrhaft edlen Selbstgefühls willen, welchen das mitgrabende und mitsammelnde Kind in dem Bewußtsein erfüllt, an den Verrichtungen der Erwachsenen „werktüchtigen Antheil" genommen zu haben, um des Reizes willen, den es hat, außerhalb der schützenden Wände, ein theilweise selbst bereitetes und verdientes Mahl zu genießen, das durch seine Einfachheit das Gefühl bedürfnißloser Selbständigkeit erweckt, und an das Heldenideal des Knaben, an Robinson erinnert! Und was wäre auch zu berichten über das äußere Leben der Kinder? Sie thun noch nichts für das Allgemeine, und so wäre auch von ihrem Leiden und Tod nur der Kreis ihrer nächsten Angehörigen berührt; aber ihr inneres Leben, in welchem Himmel und Erde auf's innigste sich durchdringen, ist ein Vorbild für Jeden, und so lange, bei all unserm Wissen und Können, bei all unsern vortrefflichen Grundsätzen und Tendenzen, diese ungekümmerte Ganzheit unseres inneren Wesens, diese Sicherheit, Unbefangenheit und Frische in Worten nach Außen uns fehlt, so lange wir, mit einem Worte, in dieser Beziehung nicht werden wie die Kinder, so lange bleibt, trotz alle dem und alle dem, das Himmelreich, das ihnen auf Erden schon offen steht, uns verschlossen!

Der Verfasser hat die unter 61 besondere Ueberschriften geordneten reichen Lebensbilder unter folgende acht Hauptabschnitte vertheilt: 1) Kinder-Dasein, ein Blick in seine himmlische Oeconomie, 2) Kinderspiel und Kinderseligkeit, 3) Lebensarten mit der Natur, 4) Historien aus Warschau, 5) Inwendige Lebensarten zur Characteristik des Kinderdaseins, 6) Königsberg oder mein kindlicher Verkehr mit der sittlichen Welt, 7) Allerlei Historien und Kindererlebniß, 8) Mein Vater oder das Conterfei von altem Schrot und Korn. Der 7. Abschnitt wird mit dem Motto eröffnet: „Die rechten Bücher sind diejenigen, in welchen der Leser ein Zeugniß seines Herzens findet." Und in der That, nach diesem Maßstabe gemessen, ist unser „Buch der Kindheit" ein ganz vortreffliches Buch. Wir sind gewiß, wer „ein richtiger Mensch" ist, d. h. hier, wer eine Kindheit wirklich gehabt, und auch im Alter den Kindersinn vor lauter Gelehrsamkeit und grundsätzlicher Pedanterie nicht verloren hat, der wird fast bei jeder Seite in den Fall kommen, ausrufen zu können: wie mir aus der Seele geschrieben! Und nachdem ihm all der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen, durch so sinnvolle, lebendige Darstellung wieder geweckt worden ist,

gern einstimmen in die Wehmuthslaute des lieblichen Schwalbenliedchens von Rückert, womit der Verfasser sein Buch eröffnet:

„O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprache kund, Vogelsprache kund,
Wie Salomo!

„O du Heimathflur, o du Heimathflur,
Laß zu deinem sel'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!" —

Das kommt aber daher, daß der Verfasser selbst in dem Buche ein Zeugniß seines Herzens gegeben hat, wie man es selten findet. Schreiber dieses wenigstens wüßte kaum ein Buch aus neuester Zeit, dem so, wie diesem „Buche der Kindheit" das Lob gebührte, welches Goethe tüchtigen, unverkümmerten Persönlichkeiten zu spenden pflegte: „Es ist eine Natur!" Da ist nichts von conventionellen Redensarten, nichts von der windigen „Portion Absolutes," die einem jetzt, auch ohne, daß man's will und merkt, aus dem Sprachgebiete dieses, oder jenes Systems so leicht anfliegt: jedes Wort hat hier im Grunde des Herzens seine Wurzel, und man sieht ihm den langen Weg nicht an, den es von dort durch Arm und Feder zum Papier hat durchlaufen müssen; was Herder einmal von Hutten's Reden gesagt, fällt einem hier wieder ein: „wie Dädals Bildsäulen sieht man Alles gehen, kommen, leben!" Denn es ist kein — ianer und kein — ist, der hier seine sublimen Gedanken ausspricht, kein Mensch an sich, blos in abstracto. Es ist vielmehr eine bestimmte, eigenthümliche Persönlichkeit, keine vom Sündenkampf verrenkte, noch eine von Selbstvergötterung aufgeblasene, sondern eben eine Natur, eine Natur aber in dem Sinne, in welchem auch der in jede menschliche Individualität gelegte göttliche Funke zur menschlichen Natur nicht blos gehört, sondern vorzugsweise diese ausmacht, eine Natur eben dadurch, daß sie jene Götterfunken durch Menschenwitz und Menschenkunst sich nicht hat auslöschen lassen, eine Natur aber auch, die noch nicht durch alle Schlacken sich durchgebrannt hat, die unter Umständen eines dummen Streiches nicht nur fähig ist, sondern für die Erhaltung dieser Fähigkeit, inmitten der überklugen und überfeinen Welt, als für eine Gottesgabe dem Schöpfer von Herzen dankt, auch darin mit dem jugendlichen Dichtergreise übereinstimmen, der manchem zu eitelm Grundsatz und äußerer Form erstarrten Pedanten nichts herzlicher wünschte, als daß er doch einmal nur einen dummen Streich möge machen können! Ein solches Buch, in welches der Verfasser seine ganze Seele gelegt, darf nun aber auch gar nicht wie ein todtes Objekt behandelt und nun so von außen betrachtet werden, es muß angesehen werden, wie ein lebendiger Mensch, mit dem man symphatisiren muß, wenn man ihn verstehen und beurtheilen will. Darum vor Allem dem Verfasser, wie er in seinem Buche uns entgegentritt, freundlichen Gruß und Handschlag, dann wollen wir, das reiche Material unter einige Hauptgesichtspunkte zusammenfassend, versuchen, ob wir aus dem Geiste heraus von dessen Geiste Zeugniß ablegen können.

Die Kraft, welche dem Kinde Alles als Symbol erscheinen und sein eignes Thun und Treiben zum Symbol werden läßt, ist die Phantasie, deren Wesen es ist, im Endlichen das Unendliche zu schauen und für das Allgemeine und Uebersinnliche das bestimmte sinnliche Gegenbild zu finden. Unser Verfasser selbst ist unter für Erweckung der kindlichen Phantasie sehr günstigen Verhältnissen aufgewachsen: geboren in dem damals von dem lautesten Menschentreiben bewegten Warschau, dann in das ehrenfeste Königsberg versetzt, dessen Seenähe dem „elementarischen Humor" des Kindes die reichste Nahrung gab, weiter in die ländliche Beschränktheit des Kirchdorfes T... entrückt, wo das Interesse für Waldeinsamkeit, Landvolk und Landleben erwacht und zugleich der sich bildenden Selbstthätigkeit, die, wo eine zu reiche Außenwelt auf sie einstürmt, leicht zersplittert, Zeit und Gelegenheit zur Sammlung gegeben war. Er hat der „Kindlichen Phantasie" einen eigenen Abschnitt gewidmet. „Die Phantasie", sagt er dort, „erweiset sich wohl im erwachsenen Menschen als eine schöpferische und göttliche Kraft; aber im Kinde ist sie ein himmlischer Genius, eine wirkliche Gottheit, die Alles aus Allem erschafft und im einigsten Bunde mit dem Herzen das Wunder der Weltschöpfung aus dem Nichts ohne Aufhören wiederholt. Das Alltäglichste und Gemeinste wird von der schöpferischen Einbildungskraft des Kindes mit einem magischen Nimbus umwoben, mit dem Duft einer himmlischen Poesie, mit Liebe, mit Seele und Leben durchhaucht, zu einem idealen Dasein verklärt und in eine Wunderwelt übersetzt. Wo sich nun der geringste materielle Anhalt bildet, da überwuchert die nie rastende Phantasie des Kindes ihren Gegenstand, ähnlich, wie die Liane und Weinranke ein Mauerwerk überkriecht." Wunderschön ist dies Weben und Schaffen der Kinderphantasie unter der Aufschrift „Kindersonntag" dargestellt. Was diesen Tag dem Kinde so werth und bedeutend macht, das ist nicht blos der Gedanke, keine Schule zu haben, den ganzen Tag spielen zu können und die Sonntagskleider anzuhaben, sondern es verbindet sich mit dem Klange „Sonntag" der Begriff einer überirdischen Klarheit, Reinheit und Heiligkeit: „Ach an diesem Sonntage war nichts so, wie am Schul- und Werkeltage, man sog ihn aus den Lüften, man trank ihn im bloßen Wasser, man erging ihn sich auf dem Erdboden, die Sonnenstrahlen blitzten ihn in die Seele, die Sperlinge zwitscherten ihn unter den fernen Orgeltönen der Kirche, die im Laub flüsternden Bäume erzählten ihn sich, der Morgenwind trug ihn im Aufgang der Sonne auf seinem Fittig, und überliefert schon im Morgengrauen dem auserwählten Erdentage die herannahende heilige Zeit! O Herr, mein Gott, nun war es wirklich Sonntag! Sonntag den ganzen langen Tag, in allen Stunden und Minuten, Sonntag in jedem Augen- und Sonnenblick! Sonntag in allen Pulsen und Blutstropfen, Sonntag in Sinn und Gedanken, in allen Kisten und Kasten, gleichwie in Seele und Leib. Man konnte nichts hören und sehen, nichts fühlen und empfinden, nichts wollen und denken, als eben ihn, diesen Sonntag, diesen heiligen Tag . . . . . Man mochte ansehen und erleben, was man wollte, es war das anders wie am andern Tag. Es war das alte und doch nicht das nämliche Ding, es war vom Sonntag verklärt und gefeiert, von seiner Magie umflossen, Alles wie in einem seligen Traum. Nicht nur die Menschen und Thiere, die Häuser, die Gassen, die Bäume, die Winde, die Wasser, die Wolken, die Lüfte, die Wetter und Jahreszeiten, — vor Allem Himmel und Sonnenschein —; sondern auch die

Stuben, die Hausgeräthe, die alten Tische, Stühle und Bettstellen in unsern Kinderstuben hatten eine unsagbare Bedeutung, eine Sonntagsphysiognomie! Es hatte sie der Erdboden unter den Füßen, und ich empfand es, der Gassenkoth hatte sie auch. Todtes wie Lebendiges wußte und bezeugte, daß es Sonntag sei! Am Sonntag gab es nichts Gemeines, nichts Todtes und Garstiges auf Erden und im Leben, Alles war sinn- und bedeutungsvoll, war heilig, wie im Himmel, webte und schwebte im heiligen Geist." An ähnlichen sinnigen Darstellungen sind, ohne daß wir andern zu nahe treten wollten, besonders reich die Abschnitte: „Eine Kinderreise", „Ein Weihnachten und eine Muschelfarben-Illumination", „Der Gemüsegarten, ein Herbstgesicht", „Kunst- und Lebensökonomie im Kinde" und „Milanowek." Ungemein treffend werden wir bei der Darstellung der kindlichen Phantasie an die Lust der Kinder am Geheimnisse erinnert, die unter jedes Strohbund einen verborgenen Schatz, in jeden Wald Riesen und dahinter ein schönes Wunderland hinphantasirt und gleichwohl, um nicht gegen ihr eigenes Geschöpf zu wüthen, sich wohl hütet, das Strohbund zu lüften und den Wald zu untersuchen; die auf dem Grunde des Korbes einer freundlichen Bäuerin, aus welchem oft schon dürre Zwetschen u. dgl. spendirt worden sind, noch ganz andere Dinge vermuthet, und fest überzeugt ist, daß im Dunkel des Sackes, aus welchem der Trödeljude schon die wunderbarsten Raritäten an's Licht gefördert, das wahre Wunder sich doch eigentlich noch birgt, die darum selbst auch auf tiefe Taschen in den Kleidern so erpicht ist. Wie das Kind seine Stimmung in der Umgebung ausgedrückt findet, und diese oder jene Umgebung auf seine Stimmung zurückwirft, das ist, auf dem Grunde einer tiefsinnigen Auffassung des Verhältnisses zwischen der übersinnlichen und sinnlichen Welt, die in allen ihren Processen, Formen und Gestalten, Farben und Tönen eine ideale Welt, eine himmlische Ordnung zurückspiegelt, vortrefflich dargestellt unter der Aufschrift: „Symbolik in Baulichkeiten, Scenerieen und Lebensarten." Hier liegen für den mit Pinsel oder Wort Landschaften malenden Künstler sehr beherzigenswerthe Winke. Uns sind darüber Lessing's Landschaften eingefallen, aus welchen die ganze Stimmung und Seele des Malers wunderbar uns entgegenweht, namentlich die brennende Herberge, ein Bild, welches das Städel'sche Museum in Frankfurt zu besitzen das Glück hat; der Gegenstand ist höchst einfach: in öder Gegend eine einsame Herberge, fast niedergebrannt; aber der dabei liegende erschlagene Mann sagt uns als stummer Zeuge, daß hier Entsetzliches geschehen, und wenn das wahrhaft geniale Werk nach Wilhelm von Humboldt's trefflicher Bemerkung sein Wesen namentlich dadurch verräth, daß es wiederum begeisternd wirkt und den Geist zu weiterem Schaffen auffordert, so dünkt uns diese ahnungsreiche kleine Landschaft ein größeres Kunstwerk, als die dabei hängenden großen Bilder, die den gefangenen Ezzelin vor den zur Buße mahnenden Mönchen und Huß vor den Prälaten zu Costnitz darstellen. Wie wenig materiellen Stoff die kindliche Phantasie bedarf, das zeigt Goltz, wenn er darauf aufmerksam macht, wie der Ton eines Namens oder gar eines Wortes aus einer fremden Sprache, in deren neues Reich das Kind eben anfängt, eingeführt zu werden, genügt, um sie zu ihrem eigenthümlichen Wirken und Schaffen zu erwecken. „Wie eine Lobrede Panegyrikus und Lob schlechtweg laus heißen könne", das führt in den Kindsköpfen zu den abenteuerlichsten Reflexionen. Der Name „Tiglath Pilesar" klingt so

unendlich spaßig, daß er „mehr als eine Ohrfeige eingebracht hat.“ Vor Allem ist „das sum, fui, esse — — durch irgendwelche Klangverwandtschaft oder unwillkürliche Ideenverbindung eine curiose Conjugation. Dieses Sum, die Solidität selbst, die sich gleichsam, ruhig auf dem Stuhle sitzend, nichts Arges vermuthen läßt; fein wie ein Kobold oder wie ein sogenannter Sturnikssel, von welchem das harmlose Sum durchaus unmotivirt und ex abrupto die Throntreppe herunterpurzeln muß; und endlich die zu sich selbst kommende Betrachtung und Erholung in dem resignirten esse, wie wenn das Sum in diesem seinem Infinitiv sagen wollte: Da sitzen wir nun auf dem Allertheuersten, ex est! Die Conjugation ist alle. So hat der Schuljungen-Humor überall sein Futter; denn die Fühlung läuft dem Verstande lange voraus.“ Und wer könnte es nicht aus eigener Erfahrung bezeugen, wie der Klang — des Namens, die Form der Buchstaben, womit er geschrieben wird, auf die Vorstellung von der Person, welcher er angehört, den bedeutendsten Einfluß übt. Denkt man sich nicht, und wenn man nie etwas Anderes, als ihre Namen, von ihnen gehört hätte, schon um dieser willen einen Cäsar anders, als einen Pompejus, einen Hannibal anders als einen Scipio, einen Pitt anders als einen Marlborough? und muß nicht ein Fritz ganz anders aussehen als ein Karl, ein Wilhelm oder gar als ein Balthasar? Und wenn nun die Phantasie des Kindes von solchen Stoffen schon einen nachhaltigen Anstoß empfindet, wenn vor seiner glücklichen Wünschelruthe jeder Stein in Gold sich verwandelt, was muß es erst für eine Revolution geben, wenn einmal etwas Außergewöhnliches, ein erster Gang an die See, ein Bärenführer und Seiltänzer, eine Feuersbrunst und der dazu gehörige Feuerlärm, ein Puppentheater in den Gesichtskreis des Kindes hereinbricht! Was für eine Stimmung die Erwartung, die ersten Kunstreiter und Taschenspieler mit leiblichen Augen zu sehen, in dem Kinderherzen hervorbringt, das hat der Verfasser mit folgenden Worten ebenso wahr, als ergötzlich, geschildert: „Es kam jetzt nur noch darauf an, so lange leben zu bleiben, bis die Zeit und Stunde herankam, in der die erste Production losgehen sollt', was mir um so bedenklicher schien, da mein Busenfreund, ein Junge von ebenfalls sehr lebhafter Phantasie, mir alles Ernstes seine Besorgnisse dahin eröffnete, daß er sich nicht denken könne, wie wir das Alles wirklich sehen und erleben sollten, und wie gewiß bis zum Abende, wo noch lange hin sei, weiß Gott, was Alles dazwischen kommen und uns dieses Glück entführen könne, sei es, daß die Komödianten sich noch anders besännen, oder unsere Erlaubniß zurückgenommen würde, oder aber, der schlimme Prophet vollendete nicht; aber ich ergänzte stillschweigend aus seiner Unheil weissagenden Miene: oder daß bis dahin die Welt untergeht, die Sonne vom Himmel fällt, der Himmel selbst einfällt und uns Alle todt schlägt.“ Wir hätten, und gewiß ganz im Sinne des verehrten Verfassers, trotz der und jener Polizei und der sogenannten öffentlichen Sittlichkeit, nicht üble Lust, hier eine harmlose Schutzrede für Murmelthierjungen, Bärenführer, Policinellenkästen, Bänkelsänger, ja Mordgeschichten einfließen zu lassen, mit Rücksicht auf ihren Einfluß auf die Bildung der Jugend und des Volks, wenn nur eine bestimmtere Beziehung zwischen alle dem und dem Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literatur sich auffinden ließe! Ein andermal also und anderswo! Die bleibenden Bilder freundlicher oder ernster, trauriger oder heiterer Art, zu welchen sich der Totaleindruck gewisser Begegnisse und Umge-

bungen in der kindlichen Seele, auch ohne klare Erinnerung an bestimmte Ereignisse, gestaltet, hat der Verfasser als „Seelen von Kindererlebnissen" gar sinnig und schön nachgezeichnet.

Unter dem wunderbaren Weben der Phantasie aber beginnt nun auch der kindliche Verstand nach und nach sich zu regen: es entstehen kritische Zweifel und wunderliche Skrupel und Reflexionen, namentlich über wirklich unklare oder mißverstandene, falsch aufgefaßte Stellen aus Gedichten. Der Junge hört, wie die Schiller's Ritter Toggenburg herleiernden Mitschüler den Ritter mit den Worten: „Rittertreue, Schwesterliebe" seine Rede eröffnen lassen und muß „somit ganz tiefsinnig und unglücklich werden, wie ein Ritter in demselben Athem von seiner Rittertreue und Schwesterliebe reden darf." Er hört zu Anfange des bekannten Jean Paul zugeschriebenen Liedes statt: „Namen nennen Dich nicht" immer nur: „Name nenne dich nicht!" und zerbricht sich den Kopf, „wie ein Name sich selbst nennen könne, und wenn er das einmal kapabel wär', warum er es denn wieder nicht solle!" Referent hofft Entschuldigung zu finden, wenn er hier eigene ähnliche Skrupel aus seiner eigenen Kindheit beisteuert. Den ersten verursachte eine in Wagner's damals soviel gebrauchter „Lehre der Weisheit und Tugend" enthaltene Pfeffel'sche Erzählung, Kiesau überschrieben. Kiesau, der Sohn eines zum Tode verdammten Mandarinen, bietet sich statt seines Vaters der Gerechtigkeit zum Opfer dar. Der Kaiser geht zum Schein darauf ein und befiehlt: „Man führ' ihn auf die Todesbühne!" Ich weiß heute noch genau die Stelle, wo mir das tiefsinnige Bedenken aufstieg über dies „Man", mit dem der 6jährige Knabe durchaus nichts anzufangen wußte. Denn das Fürwort „man" kennt man in Darmstadt, wo ich das Glück hatte, meine Schulstudien zu machen, nicht, es heißt dort „mer" und um zu wissen, daß man einen Mann nicht mit einem n schreiben könne, dazu waren meine orthographischen Kenntnisse schon groß genug. Quälender, als dieser grammatische Zweifel, war ein moralischer, erweckt durch Lichtwer's „Der Vater und seine drei Söhne." Von den drei Söhnen, die ausgezogen sind, um „mittelst einer edeln That" um den Preis eines kostbaren Ringes zu ringen, kommt der erste mit der Versicherung zurück, daß er ein ohne Schein ihm anvertrautes Gut getreulich zurückgegeben habe und erhält die Weisung:

„— ehrlich sein heißt uns die Pflicht.
Die That ist gut, doch edel nicht."

Der zweite hat mit Lebensgefahr ein Kind vor'm Wassertode gerettet:

„Du thatest, sprach der Greis, mein Kind,
Was wir als Menschen schuldig sind."

Der jüngste hatte seinen an einem Abgrunde eingeschlafenen Feind geweckt und zurückgezogen:

„O!" rief der Greis mit holdem Blicke,
„Der Ring ist dein! Welch edler Muth
Wenn man dem Feinde Gutes thut!"

Von dem ersten also wird als etwas Apartes gepriesen, was jeder ehrliche Junge als sich ganz von selbst verstehend betrachtet, und dadurch wird erst der Gedanke erweckt, daß es wohl auch anders sein könne. Dem zweiten, dem

man den Preis noch am ersten gönnen möchte, wird eine Weisung gegeben, aus der man schließen muß, daß der Mensch mehr als seine Schuldigkeit thun kann, und daß er dann eben nicht blos gute, sondern edle Thaten verrichtet. Und ist man nun auf das Uebrige, was der Dritte gethan hat, recht gespannt, so erfährt man, er habe mirabile dictu! — seinen Feind nicht in den Abgrund fallen lassen oder selbst hineingeworfen, sondern, gewiß eine sehr negative Tugend, ihn aufgeweckt, wobei er nicht einmal viel gewagt hat; denn er ist ja doch, wie figura zeigt, mit dem Leben davon gekommen, der Feind muß also keiner von den gefährlichsten gewesen sein. Und dafür macht ihm der Alte die größten Elogen und gibt ihm den Ring! Muß eine solche Moral, zumal gedruckt und dem Kinde so imponirend, nicht mit dem tiefsten Grunde seines sittlichen Gefühls in grellen, verwirrenden Widerspruch treten? Der obige grammatische Skrupel hat sich mit der Zeit gegeben, daß aber das Geschichtchen des guten Lichtwer ein moralischer Unsinn ist, der Gedanke will mir heute noch nicht aus dem Sinn; des poetischen Unsinns gar nicht zu gedenken, womit, um ein Beispiel ad vocem „Feindesliebe" zurecht zu machen, eine alberne Geschichte bei den Haaren herbeigezogen und in Reime gebracht worden ist, die als versüßender Honig das Wurmpulver eines moralischen Gemeinplatzes den Kindern genießbarer machen sollen. Aber Arznei bleibt Arznei, trotz Honig und Latwerge, und ist kein Futter für gesunde Buben.

Merkwürdig ist es nun, daß im Falle solcher Zweifel, wie die oben charakterisirten, die Kinder die einfachste Lösung, durch Nachfrage bei Erwachsenen nicht leicht suchen. „Daß nimmer", sagt Goltz, „das Räthsel erklärt werden könne, daran dacht' ich nicht, und dann war mir's auch unheimlich, so ein kleines Geheimniß aufgeklärt und mich meines Tiefsinns und Nachdenkens beraubt zu sehen auf eine Weise, durch die eben nur eine Dummheit an den Tag kommen konnte. Materielle und profane Dinge fragte ich genug; was aber einmal meine Phantasie und Seele in Bewegung gebracht hatte, das mochte ich nicht in schulgerechter und profaner Weise zur Sprache und Erklärung gebracht sehen." Es ist aber gewiß nicht allein die Freude an dem Spiel der Phantasie, was die Kleinen von der Offenbarung ihres Geheimnisses abhält, sondern zugleich das Gefühl, daß es ihre Aufgabe ist, die Schwierigkeit selbstthätig zu überwinden, und das Streben nach der Lösung dieser Aufgabe. Und darin liegt ein bedeutsamer Wink für die Erzieher, nicht zu vorschnell zu sein mit Erklärungen und Aufklärungen, am Ende gar über Dinge, die vom Kreise des kindlichen Interesse noch weit abliegen. Wird dieser Wink nicht befolgt, so wird das Kind durch verfrühte, einseitige Verstandesbildung des geistigen Gehaltes beraubt, welchen die, seiner Entwickelungsstufe natürliche, Anschauung ihm zuführen, und womit die kindliche Phantasie dann wuchern könnte, und die Kraft und Lust zu selbstständiger Geistesarbeit erschlafft. Mir sind namentlich von Gewerbschulen, deren in der Regel vorzugsweise mathematisch gebildete Lehrer im Bestreben, „Alles klar zu machen", leichter zu weit gehen, Zöglinge vorgekommen, welche trotz des aprioristischsten Metaphysiker die deutlich vor Augen liegende Erscheinung geradezu leugneten, weil sie mit einem angeblich hier in Anwendung kommenden Naturgesetze zu streiten schien; und jener einseitigen Verstandescultur haben wir gewiß zum großen Theil die reiche Zahl von Individuen zu verdanken, die in ihrem mit den dürren Palissaden einiger abstracten Begriffe abgesteckten beschränkten Kreise, und in diese

Beschränktheit im höchsten Grade selbstzufrieden, über Alles, was jenseits ihres Horizontes liegt, kahl absprechen, und kein „Ding im Himmel und auf Erden" gelten lassen, worüber ihre „Schulweisheit" nicht zu Rathe gesessen und ihr officielles Siegel darauf gedrückt hat.

Erschütternder, als durch die harmlosen Skrupel obiger Art, wird das Gemüth des Kindes bewegt, wenn in sein feierliches Dasein die schneidenden Mißtöne herüberklingen, welche das Leben der Erwachsenen stören und zerreißen. Das Kind ist gewohnt, nur sich für schwach und unzulänglich anzusehen; die Erwachsenen aber sind ihm alle in ihrer Art concentrirte Wesen, und in dem Wunsche, groß zu werden, concentriren sich alle seine Ideale. Und nun wird dieser gute, fromme Glauben durch die finstere Ahnung gestört, daß in dieser großen Welt am Ende viel größere Differenzen und viel tiefere Schmerzen herrschen, denn die, von welchen das kleine Kinderdasein getrübt wird. Muß da nicht die harmlosen Herzen ein wahrer Weltschmerz ergreifen, der diesen Namen weit eher verdient, als der für Weltschmerz cursirende leidige moralische Katzenjammer moderner Literaten und Nichtliteraten? Man fühlt es mit unserm trefflichen Verfasser, wie alle Grundfesten seines kindlichen Bewußtseins wanken mußten, als jener Jäger in einer so weltgeschichtlichen Angelegenheit, wie der Schuß auf einen Seehund wäre, gewagt hatte, die kindliche Unbefangenheit zu einer Mystification zu mißbrauchen; wie er ganz verwirrt und desorientirt in seinem Gemüthe sein mußte, als er wegen eines kränkenden Wortes seine alte Wärterin, die er an Macht und Einsicht gleich hinter Gott gestellt sich dachte, seiner Mutter, die der Thränen sich ebenfalls nicht erwehren konnte, reumüthig und unter Thränen die Hand küssen sah, etwas Unerhörtes für das Kind, welches bis dahin „nie erwachsene Leute, und am wenigsten die Respektspersonen in Thränen und Reue gesehen!" Eine noch jugendliche Bettlerin, die, ganz in Lumpen gehüllt, mit einem Kinde an der Brust, zu dem Krugwirthe des Dorfes gekommen und dort ohne Besinnung am Ofen zusammengebrochen war, und nachher auf ein Strohlager in dem warmen Stalle gebettet und vom Pfarrhause und auf eine eigenthümlich geheimnißvolle Weise gepflegt, nach sechs Wochen sammt ihrem Schmerzenssohne starb, prägte dem Knaben zuerst die Idee menschlichen Elendes tief ins Gemüth, und was er von der Verführung der in besseren Verhältnissen groß gewordenen Person hörte, ließ „so eine dunkle Idee von einem verbrecherischen Dasein in der Welt" in ihm sich entwickeln. Und wenn nun gar die dunkle, eisige Hand des Todes in den sonnenhellen, warmen Kinderfrieden hineingreift! Was das für einen Eindruck machen muß, das hat Goltz trefflich geschildert in einer Stelle, die auch das Beispiel für das, was er unter der symbolischen Beziehung der Umgebung des Menschen zu seiner Stimmung versteht, classisch ist, und die wir deßhalb noch hierhersetzen wollen: „Es war um die Zeit des Tilsiter Friedens an einem Wintertage, und ich weiß nicht mehr, was für eine böse Zeitung in der allgemeinen Trübsal und moralischen Völkerverzweiflung die Gemüther noch ganz besonders an Gott und Weltgeschichte verzagt gemacht haben mochte, da bezog auch zum ersten Mal mein lichter Kinderhimmel. Meine fernen Eltern hatten auf ihrem fernen Landgute Milanowek bei Warschau durch wiederholte Feuersbrünste einen bedeutenden Theil ihres Vermögens und in Folge dessen das Gut selbst eingebüßt, und meiner Mutter Amme, die mich wie eine Mutter liebte und von ihrem ersparten Lohne so oft mit Zuckerwerk gefüttert hatte, war mir

so eben in einem Briefe, als im Absterben begriffen, angemeldet worden. An diesem Unheilstage stand ich in einem leichten Anzuge, im bloßen Halse und ohne Kopfbedeckung, diesmal aber frierend und zum Tode betrübt, in dem Thorweg meiner zu allen Weltbeobachtungen auserkorenen Herberge (zum schwarzen Roß in Königsberg), an einen der hölzernen Eckpfeiler gelehnt. Es war ein trockener Frost bei bezogenem Himmel, die Sonne eben im Untergehen. Kurze Windstöße wirbelten die Strohhalme vor dem Thorwege in die Höhe, fegten die Straßen und rissen den in ihre Mäntel vermummten jach vorübereilenden Fußgängern Hüte und Mützen vom Kopf und rafften einem Paar kleiner, an die Mauer gedrückten erfrorenen Bettelmädchen, die, mit Reißigbündeln beladen, nicht weit von mir die Vorübereilenden vergeblich um eine Gabe anwimmerten, das Bißchen dünne Lumpenbekleidung um die Beine zu Hauf. Auf dem Haberbergischen Kirchthurme und auf einem Paar alten Hausgiebeln kreischten und krächzten die Wetterfahnen, und in der Wirthsstube war es öde und dunkel, kein Gast drinnen zu hören oder zu sehen. In einem Winkel saß der Wirth ohne Pfeife, in einem andern die Wirthin, beide ohne Lebenszeichen und ohne ein Wort. Auf dem Stubenheerd brannte kein Feuer, auf dem Schenktisch standen ein Paar halbgeleerte Biergläser, von ihren Eigenthümern im Stich gelassen, wie wenn's ihnen nicht mehr geschmeckt hätte. Auf dem Hofe war Alles wie ausgestorben, der Hausknecht müßig und überflüssig in einen Stallwinkel gedrückt, hier und da ein altes Rad und sonst ein Stück von einem auseinandergenommenen Geräth, in einem Winkel ein eingefrorener alter Puffschlitten und was sonst noch für ein Fragment, die Pumpe im Eise vermauert und wie von einem Tropfstein inkrustirt, ebenso vor der Hausthüre ein mit einer Schmutzlache übergossener und so im Guß zugefrorener Rinnstein. Das Alles zusammen gab ein Bild und eine Fühlung, wie wenn bereits die Seele vom Dasein und von der Welt und vom Menschen abgeschieden und eben nur noch Alles pro forma und von Ungefähr vorhanden sei, ohne ein Göttliches und Ewiges, oder nur ein Lebendiges zu bedeuten. Es schien Alles vorbei und nunmehr ganz gleich, ob sich die Leute aufhingen oder noch unter dem Schnurr-Murr von Weltüberbleibseln und todten Hälsen herumstiefelirten. Das Lebensfeuerwerk war so eben abgebrannt worden und alleweile nur noch die Carcassen zu sehen."

So reich ist das Kind an innerem Leben, und mit diesem reichen Herzen wendet es nun der Außenwelt sich zu. Zunächst der Natur, mit welcher es eigentlich noch in unmittelbarer Einheit und Gemeinschaft lebt, von deren Mutterschooße es sich durch die das Individuum in sich selbst unterscheidende und für sein Handeln allgemeine Grundsätze aufstellende Reflexion noch nicht losgerungen hat. Der Darstellung dieses Lebens der Kinder in und mit der Natur ist der Abschnitt: „Lebensarten mit der Natur" eigens gewidmet; aber am schönsten liegt es eigentlich in den schon vorausgegangenen Bemerkungen über „Lebensinbrunst und Spielgenie" vor. In der That dies Spielgenie, zumal in seinem Zusammenhange mit der Entwickelung der Natur im Verlaufe der Jahreszeiten, ist etwas Wunderbares, und hätte wohl gerade in der eben hervorgehobenen Beziehung von dem Verfasser noch etwas weiter verfolgt zu werden verdient. Schreiber dieses hatte die beste Gelegenheit, den Spielsinn der Kinder kennen zu lernen. Die vielen großen Plätze Darmstadts boten dem Ballspiel, die breiten Platten der Trottoirs dem Spiele mit Kreisel

und Schießkernen das willkommenste Terrain, auf der einen Seite lud der weite Exercierplatz mit dem angrenzenden Tannenwald zu Lauf-, Fang- und Suchspielen, auf der andern ein Weiher ein, groß genug, um im Sommer für allerlei Schwimm- und Wasserkünste, im Winter für Schlitten und Schlittschuhläufer den nöthigen Spielraum zu bieten; im Hintergrunde winkten die mit Burgen gekrönten Höhen der Bergstraße und boten die Aussicht auf den lieben Vater Rhein, „dies Ordensband der deutschen Erde.“ Wirklich hab' ich auch nirgends wieder so viel Erfindungsgeist im Spiel, so viel Sinn dafür und so viel Lust daran gefunden, als bei der darmstädter Jugend. Da hat nur jede Jahreszeit ihr bestimmtes Recht. Wenn die Störche kommen, so weiß man, und wenn noch tiefer Schnee die Gegend weit und breit bedeckte: der Frühling ist nicht mehr fern, und wenn die Schwalben zu ziehen anfangen, so wird die sommerliche Wärme schöner Herbsttage nicht lange mehr anhalten. Aber ein ebenso gewisser Frühlingsbote ist das Kind, das mit dem Ball im Freien sich ergötzt, und den Papierdrachen wird man nie anders, als im Herbste in der Luft stehen sehen. Sie haben sich nicht verabredet, was sie thun wollen, es wird ihnen von den Erwachsenen nichts angerathen oder vorgethan, sondern mit der Frühlings- und Herbstluft hat sie angeweht, was für Frühling und Herbst taugt. Wahrlich an diesem Spielgenie der Kinder läßt sich erkennen, wie in der Einfalt des kindlichen Gemüthes ein göttliches Leben wirkt und sich offenbart; hier läßt sich ahnen, wie die homerischen Gesänge und die Nibelungen entstanden sein mögen! Und zu den Kindern muß man gehen, wenn man spielen lernen will; die verkehrte Welt aber ist es, wenn die Kinder bei Alten planmäßig sollen spielen lernen — eigentlich eine contradictio in adjecto! — und sollte es bei Hrn. Fröbel sein!

Aber nicht blos das Leben mit der Natur, auch das erwachende Bewußtsein der Herrschaft über die Natur und das Bestreben sie auszuüben macht das Kind zu einem so großen Naturfreunde. In der menschlichen Gesellschaft sind die Kinder die Beherrschten: sie müssen ihren Willen dem der Erwachsenen unterordnen. In der freien Natur aber sind sie ihr eigner Herr, und es bietet sich ihnen hier zugleich ein Stoff dar, mit dem sie frei schalten und walten, aus dem sie ein kleines Reich selbst sich gestalten können, mit einer Felsenhöhle, oder einem Reiserhüttchen, in dem sie, auf dem Moosteppich aus eigener Fabrik, ihr Stück trockenes Brod sammt irgend eßbaren Waldbeeren mit der größten Satisfaction und dem vollen Bewußtsein eines Robinson Crusoe verzehren. Darum ist denn auch dieser „heilige Robinson“ das wahre Knaben-Ideal. Goltz hat ihm in einem eignen Abschnitte eine begeisterte Lobrede gewidmet und zu seiner Zeit auch nicht versäumt, dem „Helden seines Herzens, aus heiliger, seliger Kinderzeit“ in unschuldigen Robinsonaden nach Kräften nachzuahmen.

Von den gesellschaftlichen Beziehungen des Kindes holt der Verfasser namentlich in den Abschnitten „das schwarze Roß“ und „Meiner Mutter Amme und eine arme alte Bauersfrau,“ den Umgang mit gleichalterigen Gespielen und mit Leuten aus dem Volke ganz besonders hervor. Und mit Recht. Denn den Eltern, Erziehern und den ihnen gleichstehenden Erwachsenen gegenüber verhält sich das Kind zu sehr abhängig, es nimmt sich zusammen und wagt nicht, die eigene Persönlichkeit nach Neigung geltend zu machen. Dagegen zeigt es bei Gespielen, Dienstboten, Handwerks- und Landleuten seine

wahre Natur, die dann, wo sie auf Unkosten anderer egoistisch sich geltend machen will, in die gebührenden Schranken zurückgewiesen werden muß; denn gar häufig offenbart das in Gegenwart der Eltern so sanfte, artige Söhnchen den Dienstboten gegenüber alle Eigenschaften eines brutalen Tyrannen. In dieser Beziehung war es gewiß sehr löblich, daß die Eltern unsres Verfassers das Gesinde „nach alter guter Sitte jedesmal gegen die Prätensionen der Kinder in Schutz" nahmen, nach dem heiligen Grundsatze: „daß Kinder bei aller Gelegenheit empfinden müßten, wie sie keinem Erwachsenen gleich ständen und am wenigsten der Meinung sich hingeben dürften, als wären die Dienstboten etwa im Dienste ihrer Kinderlaunen da." Gibt so der Umgang der Kinder mit Leuten der oben bezeichneten Art die beste Gelegenheit, den rohen Eigenwillen bei Zeiten zu billiger Rücksicht auf Andere zu erziehen, so macht er auch allein eine freiere, unbefangenere Bewegung des Kindes möglich und eben darum, gewiß nicht aus bloßer Lust am rohen Wesen, wird der Umgang mit jenen Leuten von den Kindern so eifrig gesucht. Wir stimmen in die Apologie des Verfassers für die armen Straßenjungen, deren Name im Munde manches Pädagogen ein alles Verabscheuungswürdige zusammenfassendes Schimpfwort geworden ist, aus vollem Herzen mit ein, zumal wenn es sich um Bauernkinder handelt, die von den städtischen Gassenbuben noch sehr wesentlich sich unterscheiden; aber auch von den letztern gilt das Wort des Verfassers, daß der Armuth, Sorge und Noth zwar allerlei böse Laster und Gemeinheiten mitgegeben sind, daß aber in dem sogenannten gemeinen Volke auch Witz, Herzlichkeit, Muth und Lebenskraft kräftiger wirkt, als in den Sprößlingen vornehmer Familien. Ein Kind, in welchem durch die häusliche Erziehung ein guter Grund gelegt ist, wird in jenen Kreisen gewiß nicht eigentlich verdorben werden, und was es immerhin „in solcher Gegenseitigkeit mit Gesinde und Volk an allerlei Unarten, an garstigen Redensarten und Manieren zu seinem Nachtheil davon trage, das gewinnt es sicherlich auf der andern Seite zum Vortheile seines reinen Menschenthums, seiner Natürlichkeit, seines Mutterwitzes, seiner Menschenfreundlichkeit und Leutseligkeit, seiner Menschenliebe, seines thätigen Christenthums, seines natürlichen Wohlwollens, seiner praktischen Bildung, seines herzlichen Verständnisses des Menschenlebens, des Daseins und der ganzen Geschichte der Welt." Und wenn ein anderer Gedanke unseres Buches seine tiefe Wahrheit hat, daß eine höhere Freiheit und ein höheres Glück im Staate zum großen Theile auch davon abhängt, daß wir in unsere Privatverhältnisse eine größere Freiheit und liberale Behandlung nach unten zu, bei Dienstboten, Pflegebefohlenen und Untergebenen einführen: so muß ja für die Förderung dieses wahren Liberalismus der Umgang mit Gespielen aus den ärmeren Volksklassen von großem Werthe sein. Durch ihn erst lernt das Kind das Leben jener Classen kennen, und wer einmal nicht blos mit dem Auge, sondern mit dem Herzen betrachtet hat, wie ein armer Spielgenosse aus der umgewendeten Tasche die Brosamen in die Hand sammelte und vergeblich damit seinen Hunger zu stillen versuchte, wird gewiß seine Untergebenen anders behandeln, als das hochnasige Patriciersöhnchen, das in diesem ungebildeten Volk nur Pöbel, nicht Menschen erkennt. Seit Pestalozzi auch das pädagogische Evangelium den Armen gepredigt hat, ist zwar die Ueberzeugung etwas allgemeiner geworden: „daß eine ungemeine Menschennatur, auch in niederem Stande ohne Schulbildung und in dem beschränktesten Lebensverhältniß, ein

schönes Menschenthum entwickeln und es in Worten, wie in Werken ausgestalten kann!" Aber noch spukt in vielen Köpfen, und namentlich auch in solchen von Pädagogen ex professo dieser Aristokratismus einer dünkelhaften Philisterbildung, der seinem Zögling jede Berührung mit dem „gemeinen Volk" mit Nasenrümpfen aus seiner moralischen Nähe fern halten lehrt, ihn aber auch, bei der ausschließlichen Rücksicht auf die anständige Schale, in seiner inneren Rohheit gewähren und allen Sinnes für den wahren Kern menschlichen Lebens verlustig gehen läßt. Möge auch „das Buch der Kindheit" das Seinige dazu beitragen, daß, zum Heile eines heitern, frischen, reichen Kinderlebens, jener pretentiöse Bildungsdünkel, der vorzugsweise von Basedow und seiner Schule unterhalten wurde, vom Gebiete der Erziehung baldigst verschwinde. Daß die Kinder mit den Leuten aus dem Volke sich „gemein machen" sollen, verlangen weder wir, noch fordert es unser Verfasser.

Das ist es, was wir sagen wollen über die Tiefe und den Reichthum des kindlichen Gemüthes, über seine bedeutsamen Neigungen. Und was erwächst nun daraus dem Erzieher für eine Aufgabe? Daß er das Kind als einen weichen Thon betrachtet, den er, wie es diese oder jene alleinseligmachende Methodik vorschreibt, nach Belieben lenken und gestalten kann? Schwerlich! Vielmehr kommt ihm das Kind als eigenthümlich bestimmte, von göttlichem Leben erfüllte Individualität entgegen, die in ihrer Eigenthümlichkeit erkannt und gepflegt sein will. Dazu aber ist liebevolle Hingebung von Seiten des Erziehers nöthig, und diese wiederum ist nicht möglich, wo alles frische Leben der Seele unter allgemeinen Begriffen und Grundsätzen erstarrt ist, sondern nur bei einem Erzieher der selbst eine lernhaft, tüchtige Persönlichkeit darstellt. Eine solche Persönlichkeit wird dann auch dem Kinde, wenn dessen Eigenwille auf ungebührliche Weise sich breit machen will, den gehörigen Widerstand leisten, ihre Liebe wird keine schwache Zärtlichkeit und Sentimentalität, sondern eine ernste, feste, kräftige Liebe sein, welcher heilige Ehrfurcht und „zugfester Gehorsam" von Seiten des Kindes entgegen kommt. Begegnet dem einen mit einer solchen Persönlichkeit ausgerüsteten Erzieher in der Hitze des Eifers auch einmal etwas Menschliches, wodurch er einem Kinde zu nahe tritt, so gilt auch auf pädagogischem Gebiete das schöne Wort, daß Liebe der Sünden Menge deckt — das hat der Verfasser selbst zwar nicht explicirt, aber doch implicite in der kostbaren Lobrede auf die „Mutterprügel mit ihrem himmlischen Humor" gesagt — und in jedem Falle wirkt ein Erzieher segensreicher, der eine solche Sünde gegen die pädagogische Regel mit hundertfacher Liebe wieder gut machen kann, oder eigentlich im Voraus schon gut gemacht hat, als einer der ganz nach Vorschrift handelt, aber, alles frischen inneren Lebens selbst ermangelnd, überhaupt keines erweckenden Einflusses auf die Kinder fähig ist. Goltz führt uns nach und nach eine ansehnliche Reihe solcher ächter Erziehernaturen vor, darunter aber nur zwei Pädagogen vom Fach, den Professor Lehmann zu Königsberg und den Pfarrer J . . . . . zu T . . . Die Reihe der übrigen eröffnet die Mutter des Verfassers, welche die in dem Sprüchworte: „Barmherzige Mütter ziehen lausige Kinder" ausgesprochene und im Goltz'schen Hause stillschweigend als pädagogische Maxime angenommene Warnung ihrerseits sich wohl gesagt sein ließ, aber darum nicht minder geliebt wurde. An sie schließt sich ihre Amme, die alte Neumann, ein ehrwürdiges Erb- und Familienstück, zugleich Wärterin und Beschützerin des Sohnes, dann der Bauer

Langfeld und die Bauerswittwe Prieben, eine prächtige alte Frau, immer sauber gekleidet, beredsam, erfahren, hülfreich, anstellig, eine geborene Krankenpflegerin und Rathgeberin in verzweifelten und in allen möglichen Fällen, das Orakel und der gute Genius des Dorfes. Den Grund- und Schlußstein aber bildet des Verfassers „kreuzbraver Vater." Die kindliche Pietät hat im letzten Abschnitte der Schrift, in welchem jedes Wort vom Hauche der Liebe umweht und mit dem Gepräge der Wahrheit geschmückt ist, diesem Manne „von altem Korn und Schrot" ein schönes Denkmal gesetzt, aus dem man leicht herausfühlt, wie der Verfasser die Worte von Claudius: „Ach sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr," einst auch ein Gegenstand seiner kindlichen Skrupel, in späteren Jahren in ihrer tiefsten Bedeutung recht von Herzen verstehen lernte.

Unter der Zucht so lebendig erweckender, so liebevoll pflegender, so kräftig zügelnder Persönlichkeiten ist denn der Verfasser selbst die Persönlichkeit geworden, welche aus seiner Schrift so fest und doch so frisch uns entgegentritt. Er gehört nicht zu den Weisen, die sich rühmen können, in ihrem Kopfe alle Gegensätze der Welt und des Lebens zur höheren Einheit vermittelt zu haben, also, daß sie jetzt mit der Behaglichkeit der seligen Götter über dem Weltgetümmel sitzen; sondern er steht als lebendiger Mensch mitten im Leben drinnen, er fühlt sich von den mannigfaltigen Kräften, die hier ihr Wesen treiben, bald angezogen, bald abgestoßen, er kann von Herzen lieben, aber auch von Herzen zürnen, und namentlich trifft sein Zorn alle die Bestrebungen der „Neuzeit", welche das Recht der Individualität zu beeinträchtigen trachten, unter Andern die Vereinswuth, die Sucht zu systematisiren, die es dahin zu bringen droht, daß gar nicht mehr gefragt wird: „Was ist an dem Mann?" nicht einmal mehr — nach Seume die charakteristische Vorfrage der Deutschen — „Wer ist sein Vater?" sondern nur: „Welchem Vereine, welcher Richtung gehört er an?" Aber dieser Zorn ist eben nicht die Gereiztheit, der herzlose und eben darum unerbittliche und unversöhnliche Fanatismus des abstrakten Systems, sondern er ist mit der Liebe auf demselben Boden eines bewegten Herzens gewachsen, und darum kann und muß man auch um seines Zornes willen den Verfasser lieben. Wie seine Schrift sein Bild vor uns hinstellt, so muß er in folgender Charakteristik seines Vaters sich selbst charakterisirt haben: „Er studirte kein philosophisches, kein Staats-, kein Weltverbesserungs- und kein Kindererziehungs-System. Er erräsonnirte, erhärtete, hantirte und ventilirte kein Princip und keine Parole, kein Vorwärts oder Rückwärts, kein Oben oder Unten, keinen Rationalismus oder Supernaturalismus par préférence, weder für den allgemeinen, noch zu seinem eignen Staate, aber ihm war in jeglichem Augenblick Zeit und Ewigkeit, Sein und Nichtsein, Gott und sein Herz gleich gegenwärtig; sein Gewissen und sein Wissen, sein Können und Erkennen, Seele und Vernunft, Seele und Leib bei ihm aus einem Wuchs und Schooß; Alles an ihm aus einem Guß und Stück, die Redensart und die That." So scheiden wir von dem Verfasser für diesmal, mit dem behaglichen, erfrischenden Eindrucke, den eine so kerngesunde, harmonische Persönlichkeit auf uns macht, und in der Hoffnung, durch das, was wir aus seiner Schrift und über sie bemerkt haben, „das Buch der Kindheit" charakterisirt und empfohlen zu haben nicht blos als eine im vollsten Sinne des Wortes bedeutende literarische Erscheinung, sondern auch als ein Werk, welches sein ehrlich

Theil beiträgt zum Verständniß und zur Bethätigung der Mahnung des Heilandes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Himmelreich!"

Gießen. **Gustav Baur.**

Franz. Grammatik von E. Zandt. Karlsruhe bei Müller. 1847.

Der Verf. gibt in dem Vorworte zunächst als Aufgabe seines Lehrbuches an, durch möglichste Uebersichtlichkeit das Studium der franz. Grammatik zu erleichtern. Die von andern Grammatikern gewählte Methode, Theorie und praktischen Lehrgang in einander zu verpflechten, und so die Anordnung der grammatischen Lehrsätze ganz oder theilweise von dem Stufengange des Uebungsbuches abhängig zu machen, habe den großen Nachtheil, daß sie uns in ein Labyrinth von Regeln und Uebungen einführe, in welchem jeder Ueberblick unmöglich sei. Hiergegen ist zu erinnern daß, wenn der Verf. als nächsten Zweck sich Uebersichtlichkeit vorsetzt und demgemäß sein Lehrbuch einrichtet, ihm dieses freistehen müsse; eine andere Frage ist freilich die, ob ein so eingerichtetes Lehrbuch für Anfänger, und selbst für solche, die über die ersten Anfänge schon hinaus sind, zweckmäßig sei. Da die gegenwärtige Einrichtung unserer Schulen es unerläßlich macht, den Unterricht im Französischen mit Kindern in noch zartem Alter zu beginnen, so ergibt sich schon daraus, daß es zweckmäßig sei, vorerst nur so viel aus der Grammatik beizubringen als zum Verständniß leichter und einfacher Sätze unumgänglich erforderlich ist. Und da nun die grammatische Regel ohne Anwendung dem Anfänger bedeutungslos und leblos ist, und nur vermittelst der Anschauung in geeigneten Sätzen Leben und Bedeutung zu erhalten vermag, so ergibt sich ferner die Nothwendigkeit sowohl der Beobachtung eines bequemen Ueberganges von Leichterem zu Schwererem, wobei das zarte Alter der zu Unterrichtenden wie die Natur der französischen und der deutschen Sprache zu berücksichtigen ist, als die gegebenen Regeln durch geeignete Sätze zu befestigen. Das Gesagte wird hinreichen die von dem Verfasser getadelte Methode zu rechtfertigen, aber wie will derselbe seine eigene vertheidigen? Da er die Ansicht, daß das Studium der Grammatik sich fortwährend practischen Uebungen anlehnen müsse, selbst für richtig erklärt, practische Uebungen aber in diesem Buche principmäßig nicht vorhanden sind, so gibt er dadurch selbst zu erkennen, daß neben seiner Grammatik noch ein practisches Uebungsbuch zu gebrauchen sei. Daß nun der Unterricht in der französischen Sprache mit zwei dergleichen Büchern, von denen das eine dem freien Ermessen überlassen bliebe, absolut nicht zu bewerkstelligen sei, will ich nicht behaupten, methodisch könnte jedoch ein solcher Unterricht nur insofern sein, als der Lehrer selbst unter seiner alleinigen Verantwortlichkeit Methode in denselben brächte, da in dem Buche des Verfaßers von einer für Anfänger geeigneten Methode auch nicht im Entferntesten die Rede sein würde. Denn die methodische Anordnung einer Grammatik nach den Bestandtheilen und dem Satzgefüge der zu erlernenden Sprache, und die methodische Einrichtung des Lehrbuches zur Erlernung einer Sprache sind ganz verschiedene Dinge, und die Fortschritte in der Methodik für den Sprachunterricht werden ganz vorzüglich auf der Anerkennung dieses Unterschiedes beruhen. Uebersichtlichkeit, die der

Verf. zunächst erstrebt, kann doch erst dann Bedürfniß, und überhaupt dann erst möglich sein, wenn man sich mit dem ganzen Gebiete des zu erlernenden Gegenstandes einigermaßen vertraut gemacht hat. Hat mithin der Verf. sein Buch auch für Anfänger bestimmt (und daß er dieses nicht gethan, ist nirgends angedeutet), so hat er offenbar den Hauptzweck einem secundären Zwecke zu Liebe in den Hintergrund gestellt.

Da es mir mehr darum zu thun ist die Grundsätze zu beleuchten, die den Verf. bei Abfassung seiner Grammatik geleitet haben, als diese selbst einer ausführlichen Kritik zu unterwerfen, so muß ich bei dem Vorworte noch länger verweilen. Es heißt dort: „Eine Grammatik, welche den Lernenden nicht bei jedem Schritte und oft gerade da, wo er der Hülfe am meisten bedarf, im Stiche lassen soll, muß eine Menge von Dingen enthalten, welche nicht Gegenstand eines besonderen grammatischen Unterrichtes zu werden brauchen, sondern nur gelegentlich, so wie es das wechselnde Bedürfniß mit sich bringt, nachgelesen werden sollen." Ein festes Princip läßt sich in diesen Worten nicht erkennen, denn welches System soll die Grammatik dem „wechselnden Bedürfniß," das nach Beschaffenheit der Schüler sehr verschieden sein muß, unterliegen. Auch: Bon jour, Monsieur, comment vous portez-vous? mit einem unendlichen u. s. w. würde dazu gehören. Uebrigens ist der Verf. so gut gewesen als sein Wort: sein Buch enthält wirklich eine Menge von Dingen. Ob aber durch diese der Schüler zum Verständniß der Grammatik geführt werde, ist eine andere Frage. Nicht eine Menge von Dingen, wohl aber die aus der Menge von Dingen vermittelten logischen Grundsätze sind das, darauf es in einer Grammatik zunächst und vor allen Dingen ankömmt. Von dergleichen Grundsätzen muß nun unser Verf. kein Freund sein, denn nicht nur ist in seinem Buche von solchen nichts vorhanden, sondern er scheint sie auch in andern Grammatiken mit ungünstigem Auge zu betrachten. „Ueber die Richtigkeit gar mancher Regeln, welche früher unangefochten feststanden (o glückliche Zeit!), wird gegenwärtig vielfach gestritten. Neuere französische Grammatiker laufen Sturm gegen die halbe Grammatik." Diesen letztern Passus hält der Verf. ohne Zweifel für ungemein sarkastisch. Allein wenn derselbe durch die Ausdehnung seiner Behauptung auf die g a n z e Grammatik seinen Ausfall noch beißender machte, niemand würde veranlaßt werden sich beunruhigt zu fühlen. Das Princip, das sich so lange geltend gemacht hat, und auch in der vorliegenden Grammatik nicht aufgegeben ist, die Thatsachen der französischen Grammatik mehr nach ihrer äußern Erscheinung als nach ihrer innern logischen Bedeutung aufzufassen, kann man in seiner ganzen Ausdehnung bekämpfen, i. e. Sturm laufen gegen die ganze Grammatik, ohne daß man befürchten darf sich lächerlich zu machen.

Und nun zur Grammatik selbst. Dieselbe zerfällt in drei Theile. I. Aussprache und Schriftzeichen S. 1—73. II. Formenlehre S. 74—192. III. Syntax 193—526. (Register 527—541.)

Ueber den ersten Theil bemerke ich nichts als daß der Verf. ihn wohl zu denjenigen Dingen rechnen mag, „welche nicht Gegenstand eines besonderen Unterrichtes zu werden brauchen, sondern nur gelegentlich nachgelesen werden sollen." — Ueber die Formenlehre bemerke ich kurz, daß sie im Ganzen vollständig und fehlerfrei ist. Man sieht, daß der Verf. hierbei andere Werke benutzt, und die „Richtigkeit gar mancher Regeln, welche früher unangefochten

feststanden" nicht anerkannt hat. Einiger Mangel an Präcision des Ausdrucks und eine unnöthige Anschwellung der Formenlehre durch vollständige Conjugation von ai-je, n'ai-je pas u. s. w. erscheinen mir zu unerheblich um mich dabei aufzuhalten. — In der Syntax wird die Satzlehre als ein Theil der ersteren angesehen und behandelt, was ohne Zweifel zweckmäßiger erscheint, als wenn man unter dem Vorgeben der Identität von Syntax und Satzlehre Unvereinbares zu vereinigen strebt. Angemessener noch möchte es gewesen sein, wenn der Verf. die Satzlehre als eine besondere Disciplin behandelt hätte; denn es ist doch als unbequem zu betrachten, wenn die syntactischen Erörterungen durch die Satzlehre unterbrochen, und nach Absolvirung dieser wieder aufgenommen werden.

Einige Bemerkungen über Einzelnes mögen diese Kritik beschließen. — §. 44. heißt es vom Artikel a) daß er dazu diene, dem Hauptworte den Begriff der Persönlichkeit zu geben, und es dadurch von dem Beiworte zu unterscheiden, z. B. gelehrt, der Gelehrte, b) daß er dazu diene anzudeuten, ob man von einem bestimmten Gegenstande (das Buch) oder von einem unbestimmten (un livre, des livres) rede, ob von einer ganzen Classe von Gegenständen (der Mensch ist sterblich) oder von einzelnen (Gegenständen) (du drap). Die Begriffsverwirrung gibt sich hier gleich dadurch zu erkennen, daß b. gar keine Erläuterung des Artikels sondern nur den Unterschied zwischen dem bestimmten und unbestimmten, resp. Theilungsartikel gibt, dann daß zu: „der Mensch ist sterblich" der Gegensatz nicht ist: „ein Mensch ist gestorben" sondern vielmehr: „der Mensch dort ist krank." Auch ist noch hervorzuheben, daß nach den gegebenen Beispielen unbestimmte und einzelne Gegenstände sich durch gar nichts unterscheiden, bestimmte Gegenstände aber selbstredend auch Einzelgegenstände sein werden. „Der Mensch dort ist krank." Als Erläuterung des Artikels würde somit nichts anderes als a. übrig bleiben, das aber leider wiederum das Wesen des Artikels ganz unerklärt läßt, und sich statt dessen begnügt zu zeigen wie man es anfangen müsse, um ein Adjectiv zu einem selbstständigen (nach dem Verf. persönlichen) Wesen zu erheben. (Was der Artikel in allen Fällen, darin er das Hauptwort fertig vorfindet, zu bedeuten habe, wird mit keiner Silbe erwähnt.) Aber kann ich nicht Adjective auch ohne den Artikel (grün ist ein Adjectiv, Gelehrte sind nicht immer brauchbare Menschen, ich habe Gelehrte gesehen) zu selbstständigen Begriffen machen? Und sind „Schiller, Würtemberg" auch ohne Artikel keine selbstständigen Begriffe? Daß der Verf. in einer Anmerkung sogar „ich" (das Ich) zu den Begriffen zählt, die durch den Artikel selbstständig werden sollen, ist vollends nicht zu begreifen. In einer zweiten Anmerkung erklärt der Verf. „Hauptwörter verlieren im Französischen den Artikel (je suis Allemand), wenn sie wie Beiwörter gebraucht werden. Also was zu erkären war, hält der Verf. für die Erklärung selbst? und heißt oder bedeutet: Napoléon était empereur etwa N. war kaiserlich? Man sieht an solchem Gerede, was in der weitern Darstellung der vielen interessanten Fälle der Setzung und Weglassung des Artikels für Erklärungen zu erwarten seien. An einer zahlreichen Aufstellung von Thatsachen (einer Menge von Dingen) fehlt es nicht, aber (wie oben) wird überall nur die äußere Erscheinung festgehalten, d. h. das zu Erklärende gilt für die Erklärung, und an die obige Definition des Artikels wird kaum noch gedacht. So beruft sich der Verf. zur Erläuterung der in den §§. 45—48.

aufgeführten Fälle des Gebrauchs der Artikel nur auf §. 44 b., wo, wie wir gesehen, eine Definition des Artikels gar nicht gegeben wird. Erst §. 4 g. „Vom Gebrauch des Hauptwortes ohne Artikel" ist wieder von der „Persönlichkeit die Rede. Hier heißt es u. A. „Je suis Allemand (ohne Hinweisung auf die Persönlichkeit.) Nous sommes des négocians étrangers (weil dabei der Begriff der Persönlichkeit hervortritt.)" Soll dieses heißen, daß im ersten Falle der Deutsche sich allen andern Deutschen gleichstellt, im zweiten Falle die Kaufleute von einheimischen sich unterscheiden, so finden wir gegen die Erklärung nichts einzuwenden. Freilich müssen wir bemerken, daß sie aus des Verfassers Definition des Artikels nicht gefolgert werden kann, denn nach §. 44 a sollte der Artikel dem Hauptworte ganz eigentlich den Begriff der Persönlichkeit geben, hier aber der Artikel stehen und fehlen, um die Persönlichkeit nur mehr oder weniger hervortreten zu lassen. In §§. 51. 52. 53., die von dem Gebrauch des Artikels bei Eigennamen handeln, kommt eine Berufung auf §. 44 a. und b. nicht mehr vor, es heißt vielmehr, daß Eigennamen in Beziehung auf den Artikel anders behandelt werden als Gattungsnamen. Wo aber bleibt denn das allgemeine, alle besondere Fälle umfassende Princip für die Anwendung des Artikels? und aus welchem Grunde soll dieses ein anderes sein für Eigennamen als für Gattungsnamen? Wahrscheinlich fühlte der Verf., daß seine Behauptung „ohne Artikel keine Persönlichkeit," bei Eigennamen von der Evidenz doch gar zu empfindlich Lügen gestraft würde, weshalb er denn auch über den Artikel bei Eigennamen nur Einzelheiten aufführt, bei welchen denn, nach beliebter Weise, das zu Erklärende für Erklärung gelten soll. So sagt er §. 53. „die Ländernamen verlieren, nach de, in gewissen Fällen, ihren Artikel, namentlich wenn der Ländernamen die Stelle eines Beiwortes vertritt." Was aber hat hier der deutsche Sprachgebrauch auch mit dem französischen zu schaffen? Zwar sagt der Franzose cheval arabe, aber mit ganz anderer Beziehung, und ohnehin heißt jenes eher Araber als arabisches Pferd. Cheval d'Allemagne ist in Bezug auf die Weglassung des Artikels eben so zu beurtheilen als etwa sac de farine oder porte de jardin. Wenn nun der Verf. hinzufügt: „les chevaux de l'Allemagne würde heißen: die im Besitze Deutschlands befindlichen Pferde" so frage ich, wer hat je Deutschland für den eigentlichen Besitzer von Pferden erklärt? wo sind denn Deutschlands Pferdeställe? Wird der Verf. les princes de l'Europe im Gegensatze zu les princes d'Europe eben so erklären wollen? Uebrigens haben S. 213 les peuples d'Asie, les guerres d'Italie, l'armée d'Espagne, l'histoire de la France bessere Erklärungen gefunden, doch können sie nur aus der Theorie eines „Sturmlaufenden," keinesweges aus der des Verf. abgeleitet werden.

Dieses mag genügen um zu - zeigen, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt. „Eine Menge von Dingen," die aber nirgend unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt gebracht sind, und nirgend ein grammatisches Princip erkennen lassen. Den Grundsatz der Grammaire nationale: Si vous voulez des règles, observez les faits zu dem seinigen machend, verweis't er, wo er nicht ausführlich genug zu sein glaubt, den Leser auf das Wörterbuch. Als wenn die Anschauung von Thatsachen die Erkennung der Regel selbst wäre, und als wenn diese nicht aus sorgfältiger Erwägung verschiedener und verschiedenartiger Thatsachen von dem Grammatiker ermittelt werden müßte! Welche Vorstellung der Verf. von Grammatik hat, mag man noch aus folgender

Stelle ersehen. „Die Frage, ob und in welchen Fällen ein solches participe (riant) als ein Adjectiv oder als ein Zeitwort zu betrachten sei, ist nur insofern wichtig, als die Uebereinstimmung des participe mit seinem Hauptwort theilweise davon abhängt S. 354." Also ob obéissant gehorsam oder oder gehorchend heiße, ist nur aus dem angegebenen Grunde der Mühe werth zu wissen? Wenn der Verf. auf derselben und der folgenden Seite behaupte, ayant und étant kämen nie mit vorgesetztem en vor, und das Gérondif mit en müsse sich immer auf das Subject des Satzes beziehen, so gehört das wohl zu den „manchen Regeln, die früher unangefochten feststanden," die aber jetzt eine bessere Einsicht nicht nur in Frage gestellt, sondern auch vollständig zu Falle gebracht hat.

Dr. **Schifflin.**

Das Nibelungen Lied or Lay of the last Nibelungers, translated into English verse after Prof. Lachmann's collated and corrected text by Jonathan Birch. Berlin, published by Alex. Dunker. 1848.

Der Anblick einer englischen Uebersetzung des Nibelungen-Liedes hat uns überrascht und in Erstaunen gesetzt, obgleich uns nicht unbekannt gewesen, wie sehr in neuerer Zeit der Sinn und die Achtung für deutsche Sprache, Wissenschaft und Literatur in England gestiegen ist, und wir, nach dem eigenthümlichen Charakter der Engländer, nie geglaubt haben, daß das Deutsche dort nur ein vorübergehender Modeartikel sei. In England herrscht, Dank der alten Schuleinrichtung — deren bedeutende Schwächen wir übrigens recht wohl kennen — eine viel größere Lust und Kraft zum eigentlichen Studiren, während die deutsche Jugend durch die große Mannichfaltigkeit des Unterrichts zerstreut, und in Folge des allzufrüh gewendeten und genährten Hanges zum Reflectiren und Räsonniren geistig verweichlicht wird. Unsre Jugend will oder soll die Frucht ernten, ohne selbst geackert zu haben, d. h. sie will Urtheil und Einsicht haben, ohne die Erfahrung des Lebens und die saure Arbeit des Studirens, woraus allein Urtheil und Einsicht entspringt. Es ist ein Glück für die deutsche Nation, daß die Gymnasien noch so ziemlich auf dem alten guten Grunde des eigentlichen Schulens sich halten, die höheren Bürger- und Töchterschulen thun es im Allgemeinen nicht, außer etwa in den mathematischen und damit zusammenhängenden Fächern, wo einmal ohne Ausdauer und eigne Anstrengung nicht weiter zu kommen ist. In den fremden Sprachen dagegen kennt unsre Jugend kein schöneres Ziel als möglichst bald zur Lectüre, d. h. zur Romanleserei, zu kommen, wozu eben nicht viel Arbeit gehört; und eine Menge Schulschriftsteller geht nur allzusehr darauf aus, durch Sprachtrichter und Calculationen auch selbst die geringe Arbeit noch wegzuräumen. Welcher deutsche Schüler wäre im Stande, sich mit demselben Buche oder Gegenstande fünf bis sechs Stunden ernstlich studirend zu beschäftigen? Die englische Jugend kann und thut es; nicht sowohl aus einer angebornen Zähigkeit und Ausdauer, sondern eben diese zähe Ausdauer ist das Produkt früher Zucht und Gewöhnung. Der Engländer — wir sprechen aus Erfahrung — wirft sich

mit Hülfe einer deutschen Grammatik kühn auf die schwersten Bücher; sei es Schleiermacher, Schiller, Lessing, Kant, Niebuhr, was es ist, er arbeitet sich hinein und hindurch; es ist ihm nie um Sprachkenntniß im Allgemeinen zu thun, sondern um einen bestimmten Autor, dessen Studium er sich vorgesetzt hat. Mag darin eine gewisse Einseitigkeit und Beschränktheit liegen; auf jeden Fall ist es eine Tüchtigkeit, die wir beneiden können, und die unsre blasse Vielseitigkeit reichlich aufwiegt. Ref. wenigstens hat sich eines wehmüthigen Gefühles nicht erwehren können, als er neulich las, daß an einer englischen Schule Lessings Laokoon getrieben werde, während an unsern Schulen die Unterhaltungsschriften und das fragmentarische Blumenlesen ein so breites Feld behauptet.

Ein Beweis dieser englischen Ausdauer und Tüchtigkeit ist die obengenannte Uebersetzung des Nibelungen-Liedes. Es will viel sagen, daß ein Ausländer sich durch dieses Werk, das in seiner ersten Hälfte neben manchem Großen und Schönen so viel Unbeholfenheit, unerquickliche Dürre und Breite verräth, hindurcharbeitet, während der größte Theil des gebildeten Deutschlands dasselbe nur aus der Literaturgeschichte kennt, sehr viele aber, die es wirklich zur Hand genommen, nicht über den Anfang hinaus gelangen und dann die Begeisterung Anderer für gelehrte Grille erklären. Die Zwitterarbeit von Hagen so wenig, als die Simrock'sche Uebersetzung haben dazu dienen können, dem Gedichte ein größeres Publikum zu verschaffen; auch läßt sich das Nibelungen-Lied nicht wie Homer in's Deutsche übersetzen, weil die Sprache uns noch zu nahe steht, als daß ein eigentliches Uebertragen möglich wäre. Daran würde selbst Uhland gescheitert sein, wenn er den Versuch gemacht hätte. Es wird in Deutschland sich nicht eher Bahn brechen, als bis es in die Schulen eindringt, wozu jetzt durch L ü b b e n's Schulausgabe endlich die Gelegenheit gegeben ist.

Ist die vorliegende Uebersetzung ein Beweis englischer Ausdauer, so hat sie auch noch in anderer Hinsicht ein echt englisches Gepräge. Der Engländer kann nie ohne Autoritäten fertig werden, und namentlich in Wissenschaft und Literatur ist er in einem Grade von Autoritäten abhängig, der uns Deutschen, die wir bald vor lauter geistiger Freiheit ganz verflüchtigt sein werden, lächerlich und unglaublich vorkommt. Die Engländer wissen das zum Theil selbst recht gut. Bulwer sagt in Schiller's Leben (Leipziger Ausgabe p. XIX.): „Während die praktische Freiheit bei den Deutschen gegen die unsre so beschränkt ist, ist bei ihnen die theoretische Freiheit, die Freiheit des Denkens, Meinens und Forschens unendlich viel größer. Der religiöseste Deutsche wirft Fragen auf, vor denen der ärgste englische Freidenker zurückbebt; und der Politiker, der nicht wagt, zu Gunsten einer constitutionellen Verfassung zu sprechen, ergeht sich mit Wollust in den Träumen republikanischer Brüderlichkeit." Es geht aus dieser englischen Ehrfurcht vor Autoritäten eine Sicherheit, Bestimmtheit, Geschlossenheit im Denken und Handeln hervor, welche dem Deutschen, als Volk genommen, immer imponiren wird, dagegen verkennen wir nicht, daß in einzelnen Heroen, die aus dem Kampf zum Siege durchgedrungen sind und durch Einsetzen des Lebens das Leben wiedergewonnen haben, der deutsche Geist Gestalten hervorbringt, welche die Höhen der englischen Nation eben so hoch überragen, als das englische Volk als solches dem deutschen voraus ist. Als ein Beispiel des besprochenen englischen Charakterzugs, den wir nicht besser

als mit Glaubenskraft zu bezeichnen wissen, führen wir die unbegrenzte Verehrung an, die Niebuhr in England zu Theil geworden. Es darf uns so auch nicht wundern, wenn sich Herr Birch auf Treu und Glauben dem Professor Lachmann ergeben hat, und ohne allen Skrupel und Zweifel bei seiner gläubigen Uebersetzung hinauswirft, umstellt, combinirt, als unecht oder verdächtig bezeichnet, was jener Gelehrte angibt. Bei allem Respekt vor Lachmann's Kritik, können wir nicht umhin, dies für einen großen Mißgriff zu halten und als ein Unglück zu bedauern. Offenbar findet bei dieser Uebersetzung zu dem Publikum ein ähnliches Verhältniß statt, als wie bei einer Schulausgabe zu der Jugend, worüber wir an einem andern Orte ausführlicher gehandelt haben.*) Die Uebersetzung des Herrn Birch kann als freie Nachbildung natürlich nicht den Zweck haben, wie manche Deutsche, nur der Gelehrsamkeit zu dienen, sondern sie ist dazu geschaffen, dem gebildeten Theile der Nation einen Blick in eine neue Welt zu eröffnen. Diese Bestimmung hat mit der Lachmann'schen rein historisch-philologischen Kritik nichts zu thun; es durfte vielmehr lediglich der ästhetische Werth berücksichtigt werden, als das einzige wahre Kriterium der Poesie. Ob das englische Publikum durch diese Uebersetzung sich wird für die Nibelungen begeistern können, muß die Zeit lehren. Es ist wohl zu glauben, da seit fünfzig Jahren und länger durch Percy's Sammlung der alten Volkspoesie, W. Scott, Coleridge, Southey, kurz durch die ganze romantische Schule aufs Beste vorgearbeitet ist, und nicht undenkbar ist es, daß wir nächstens auf dem Continent die englischen Touristen männlichen und weiblichen Geschlechts eben so viel von Nibelungers werden reden hören und die classischen Oerter suchen sehen, als sie bisher nach Scenery gereist sind und German students angestaunt haben.

Damit sich nun der Leser eine Vorstellung von der Form und Behandlung des Gedichts machen könne, heben wir hier ein paar Strophen heraus; zuerst aus dem Zank der Königinnen vor der Kirchenthür:

788. Brunhilda and her female train made halt without the porch:
She thought: „now shall Chriemhild say more, ere she does quit the church,
„Of what I have been charged withal by that tongue-daring wife:
„Has Siegefried boasted of such deed–it surely costs his life!“

789. On came the noble queen Chriemhild, with many a valiant knight:
To her, enraged Brunhilda said: „I say you halt! of right.
„You' ve taxed me with lasciviousness: — give vouchers instantly!
„From your unfounded charget I've received great injury.“

790. Then said Chriemhild: „unworthy dame! — you might have let me go.
„Behold a voucher in the gold I on my finger show!
„That brought to me lord Siegefried from bed whereon you lay!“
Never did Brunhild in her life endure so sad a day.

791. Said she: „that ring of virgin gold was filched from me by night!
„And for these many years has been close hidden from my sight:
„Now get I on the certain track of who has been the thief.“
The twain of highly beauteous dames did fume beyond belief.

*) Pädagogische Vierteljahrsschrift. 3. Jahrg. 4. Heft. S. 599 ff.

792. Then said Chriemhild: „I will not bear the odium of a thief!
„You might have held your naughty tongue, had character been lief.
„I further prove what I have said — by girdle I have on:
„And that I'm not with falsehood charged — Siegefried your favours won!"

Ferner aus dem zweiten Theile, wie Dankwart nach dem Fall der Knechte sich durchschlägt:

1874. The cries and shouts of conflict dire no longer filled the hall, —
When Dankewart, the bold and strong, rolling his eyes o'er all,
Cried out: „Alas, my countrymen! — like heroes, ye have died:
„And I stand now amid the foe — beset on every side."

1875. Rapid and heavy fell their blows upon the single knight;
Many a Hunnish wife did mourn her loss through Dankwart's might.
He raised his shield above his head — and slaughter dealt beneath;
The Hunnish hauberks spouted blood — the knights fell, gnashing teeth.

1876. „Alas! this bootless, bloody fray", said Adrian's noble child: —
„Give room, ye Hunnish knights, that I may leave this slaughter wild.
„And my fight-weary body cool, without, in open air."
Thereon he cut himself a path unto the outer stair.

1877. As down the steps he made his way-stout blows did overwhelm;
One heard them, as they rapid fell, by clashings on his helm:
Those from without, who had not seen the prowess of his hand,
Sprang to attack, with furious force, the knight of Burgund land.

Wer die eben mitgetheilten Strophen mit dem Original vergleicht, wird sich überzeugen, daß diese Uebersetzung durchaus eine freie Nachbildung ist; dagegen kann es einem auch nicht entgehen, daß dieselbe zwar den Inhalt und die Zahl der Strophen des Originals wiedergibt, was aber die Form betrifft, nicht darauf Anspruch machen kann, einen dem deutschen Gedichte einigermaßen nahe kommenden Eindruck hervorzurufen. Abgesehen davon, daß die englische Sprache wegen ihrer Formenarmuth und Einsilbigkeit darauf verzichten muß, die Fülle und den Klang des Altdeutschen zu erreichen, welches außerdem noch die Wirkung einer in großer Ausdehnung angewandten Alliteration vereinigt; hat sie das größte Hinderniß an dem eigenthümlichen Vers und Rhythmus der Nibelungen, der auf das deutsche Ohr und Gefühl nicht weniger Zauber übt, als der Hexameter auf den Griechen des Alterthums, und auf den Italiener die achtzeilige Stanze. Jedes unverwöhnte deutsche Gemüth hat diese Empfindung eines ureigenen Geistes schon bei den Uhlandschen Nachbildungen, wenn es heißt:

„In warmen Sommertagen, wann lau die Lüfte wehn" —

oder: „Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr" —

und doch hat Uhland sich noch gar nicht oder in sehr geringem Maße der Freiheiten bedient, welche die Nibelungen-Strophe dem Dichter läßt. Indem nämlich diese Strophe ihre Verse weder nach Silben, wie die Franzosen, noch, wie die Alten, nach Füßen oder rhythmischen Reihen mißt, sondern nur in jedem der Versabschnitte nach einer bestimmten Zahl von Hebungen oder Arsen, die Thesen aber ohne alle Beschränkung bald ganz weglassen, bald vor-, bald

nachsetzen kann, so erhält sie, ohne jemals das einfache Grundgesetz zu verleugnen, noch den durchgehenden Grundton tiefen Ernstes zu verlieren, diejenige Beweglichkeit, Abwechselung und Mannigfaltigkeit, welche der epische Vers nothwendig verlangt, sobald er über den Bereich liederartiger Balladen- und Romanzendichtung hinaus zur Ueberwältigung eines heroischen Stoffes von größerem Umfange geschickt sein soll. Um uns der allgemein verständlichen Namen zu bedienen: es hält der Nibelungen-Vers im Allgemeinen den iambischen Takt inne, geht aber jeden Augenblick ohne Zwang in trochäischen Rhythmus über; der leichte, flüchtige Tanz der Dactylen ist ihm so wenig fremd als stürmische Anapästen und schwer schreitende Spondeen; ja, getragen von dem Grundgesetze der zwei mal drei Hebungen, und durch den Reim geschlossen, überwindet er Baothien, Antispasten und alle denkbaren Formen antiker Metrik, ohne das Gleichmaß zu verlieren, hinwallend wie des Meeres Wogen, die im gleichmäßigen Auf- und Absteigen der buntesten Gestalten gleitender, schäumender, stürzender, überschlagender Wasser darbieten.

Trügt uns nicht alles, so hat die Uebersetzung in dieser Beziehung mit dem Original nichts gemein als die reine Aeußerlichkeit einer vierzeiligen Strophe, ohne selbst den Wechsel männlicher und weiblicher oder alternirender Reime darzubieten, der wenigstens, wie beim französischen Alexandriner, zu einigem Ersatz für die innere Monotonie des Rhythmus dienen könnte. Der Vers selbst besteht nämlich aus sieben Jamben oder vierzehn Silben; selbst der mittlere Abschnitt geht verloren. So bleibt denn nichts übrig als ein im ewigen Tiktak fortlaufendes Klapperwerk, das alles eher als heroische Würde auszudrücken fähig ist. Während die englische Poesie, sobald sie erhaben wird, zum daktylischen oder anapästischen Rhythmus greift, oder bei gemessenerem Ernste den fünffüßigen Reim anwendet, muß dieser Siebenfüßler auf die Länge eine komische Wirkung hervorrufen, wie sie bei der niederen Ballade stattfindet, und es kann keinem, der unsere Uebersetzung auch nur flüchtig durchblättert, entgehen, daß sich derselbe Ton auch dem Uebersetzer nach einer unvermeidlichen Nothwendigkeit aufgedrängt hat. So sagt z. B. (Vers 406) Günther zur Brunhilde:

My head upon't, I win the games —

eine Betheuerung, die man schwerlich anders als einen communen Fluch nennen kann. Eben so ist es Vers 1721, wo Chriemhild bei Hagen Siegfrieds Schwert entdeckt und über den Anblick desselben in Gram und Trauer verfällt. Während das Original einen ganz reinen Eindruck macht, fällt die Uebersetzung in den Bänkelsängerton des Abts von St. Gallen:

Chriemhilda saw it; *and could vouch, 't was Siegefried's, by te mass!*

Es kann auch nicht anders als komisch herauskommen, wenn dem jungen Hunnenprinzen ein ABC-Schulmeister zum Wärter gegeben wird:

1899. Then Hagen slew the learned clerk who taught the prince to read.
The Tronyie chief of matchless strength with one blow did the deed.
He severed from the trunk his head, which rolled beneath the board.
For his instructive lessons, oure, it was a sad reward.

Wir schließen mit diesen Andeutungen, da wir glauben, daß das ganze Werk für Deutschland kein anderes Interesse haben kann, als daß die Literatur Notiz davon nehme. Es muß den Engländern, als denen mehr daran liegt, überlassen bleiben, es einer genauen, umfassenden Kritik zu unterwerfen.

Oldenburg. **Fr. Breier.**

1. Deutsches Lesebuch für Gymnasien und Realschulen. Von Dr. Nicolaus Bach, vormaligem Director des Gymnasiums zu Fulda. Untere Lehrstufe. Erste Abtheilung. 3. Auflage, besorgt von Dr. A. Vilmar, Gymnasialdirector zu Marburg. Leipzig, Verlag von Friedrich Brandstetter. 1848. X. und 233 S.
2. Deutsches Lesebuch für die untern Klassen höherer Unterrichtsanstalten, (Bezirksschulen, Bürgerschulen ꝛc.) von J. M. Straub, Rector der Bezirksschule zu Muri im Aargau. Aarau und Thun, Verlag von J. J. Christen. 1847. VI. und 246 S.
3. Deutsches Lesebuch für die untern Klassen höherer Lehranstalten. Von R. Auras und G. Gnerlich, ordentlichen Lehrern an der höhern Bürgerschule zu Breslau. Mit einem Vorwort von Dr. C. A. Kletke Director der höhern Bürgerschule zu Breslau. Breslau, Ferdinand Hirt's Verlag. 1847. IV. und 304 S.
4. Neues deutsches Lesebuch von Carl Oltrogge. Hamburg und Leipzig. Verlag von Georg Heubel. 1848. IV. und 432 S.

Die alljährlich steigende Vermehrung deutscher Lesebücher für höhere Schulanstalten ist in Beziehung auf die meisten dieser Bücher wenigstens insofern ein günstiges Zeichen, als daraus die größere Würdigung des deutschen Unterrichts sowie das Streben hervorgeht, denselben möglichst zu vervollkommnen. Planlos zusammengestellte Musterstücke, wie derartige Bücher aus früherer Zeit sie darboten, sind beinahe gänzlich verdrängt; und Lesebücher, die es ausschließlich auf directe religiöse und moralische Bildung des Schülers abgesehen haben, dürften sich wol nur noch eines sehr geringen Publikums erfreuen. In den bessern deutschen Lesebüchern neuerer Zeit findet man ein mehr oder minder wohl gewähltes und wohl geordnetes Material von Musterstücken zur Verfolgung allgemeiner und besonderer sprachlicher Zwecke. Aber auch hier werden Auswahl und Anordnung des Lehrstoffs sehr verschieden sein müssen, je nachdem es die Gesichtspunkte sind, von denen aus das Bedürfniß der Schüler — wir reden hier vorzugsweise von denen der untern Classen — in's Auge gefaßt wird. — Wir unterscheiden besonders zwei Richtungen, die sich überhaupt und namentlich auch in den oben verzeichneten Lesebüchern, mit Ausnahme von Nr. 4., aussprechen.

Die Einen wollen, um mit Vilmar's Worten (Vorrede zu Bach I. S. V.) zu reden „zunächst nur dichterischen Genuß, durch diesen aber dichterisches Verständniß gewähren." „Nicht darum, den Verstand vorzugsweise zu beschäftigen, zu belehren, und „Nützliches" mitzutheilen, galt es ihm (Bach) und soll es nach seiner Absicht den Lehrern gelten, welche sein Buch gebrauchen, sondern darum, das Gemüth (über die abweichende Orthographie weiter unten!) anzusprechen, das Gesammtgefühl des Menschen, auf welchem alle Dichter-

befähigung und alles Dichterverständniß ruhet, in der Jugend zu wecken, und es ihr zum Bewußtsein zu bringen, daß alle Dichtung aus dem tiefsten Bedürfniß der menschlichen Seele, nicht aus Absicht und Willkühr und Spielerei hervorgehe." — Diese wenden sich also fast ausschließlich an das Gemüth des Schülers; sie führen ihn eben nur in den Blüthenhain unserer Dichter, und lassen ihn in den Wohlgerüchen und Düften desselben schwelgen; ihr Zweck ist dichterisch-ästhetische Bildung; von jeder grammatikalischen oder praktischen Bestrebung sich fern haltend. Demgemäß abstrahiren sie bei der Wahl ihres Lesestoffes gänzlich davon, daß der deutsche Sprachschatz noch Anderes als Poesien in sich fasse. Sie holen ihre Blüthen vorzugsweise aus dem Dichtergarten der romantischen Schule, und winden ihren Strauß bloß aus Fabeln, Märchen und poetischen Erzählungen.

Diese Richtung ist unter den oben verzeichneten Schriften durch das Lesebuch von Bach repräsentirt. Die andere Fraction geht mehr darauf aus, den Sprachschatz des Schülers durch das Lesebuch zu vermehren. Zwar will auch sie an Musterstücken den Sinn für Edles und Schönes in dem Schüler wecken und beleben, und ihn in dichterischen Genüssen sich ergehen lassen. Aber sie stellt den Zweck der Sprachbereicherung des Schülers und seine Befähigung in Rede und Schrift wenigstens neben jenen ästhetischen, gemüthlichen. Sie führt den Schüler nicht allein in die blühenden Auen der Dichtkunst, indem sie ihm poetische Stücke mancherlei Art vorführt; sondern sie will auch seine Sprachfertigkeit und Sprachgewandtheit durch musterhafte Beschreibungen und Schilderungen des Realen, auch in Briefform, durch Mittheilungen von historischem Inhalte u. s. w. vermehren und erhöhen. Sie wählt absichtlich Stücke, die sich vorzugsweise zu mündlicher und schriftlicher Wiederholung, zu Nachbildungen, zu stylistischen, logischen und grammatischen Uebungen eignen. — Solcher Art sind wohl die meisten Lesebücher für die untern Klassen höherer Schulen, und unter andern gehören auch Nr. 2. und 3. zu dieser Kategorie.

Sieht man von geringen Modificationen, von localer und religiöser Färbung ab, so möchten in vorstehenden Umrissen die beiden Hauptrichtungen characterisirt sein. — Die Frage aber, welche von beiden der Natur und dem Bedürfniß des Schülers auf der untern Stufe und nach Lage der Schulen am angemessensten sei, muß an einem andern Orte beantwortet werden.

Wir wenden uns zu unsern Lesebüchern selbst.

Das Bach'sche Buch hat schon vielseitig Anerkennung und Eingang gefunden, wie seine binnen kurzer Zeit erfolgten drei Auflagen beweisen. Es ist aber auch in der That, von seinem Standpunkte aus beurtheilt, ein gutes Buch. Die Auswahl der Stücke ist mit Geschmack und pädagogischem Takte getroffen, und wird den vorgestellten Zweck nicht verfehlen. Sollten wir in dieser Beziehung etwas ausstellen, so würden wir sagen, daß uns manche von den Märchen und Erzählungen aus dem prosaischen Abschnitte viel zu lang sind und daß die Bearbeitung der Nibelungensage äußerst trocken ausgefallen ist. Erzählungen von acht, elf oder gar siebzehn Octavseiten lang vermag ein Schüler von Sexta oder Quinta schwerlich aufzufassen und zu behalten, und was man nicht behält, hat und genießt man auch nicht. Wie weit übrigens die verbessernde und vermehrende Hand des Herrn Dr. Vilmar bei dieser 3. Auflage thätig gewesen ist, können wir nicht beurtheilen, weil uns die ersten Auflagen nicht näher bekannt geworden sind. Von Hrn. Vilmar hören wir

in der Vorrede (S. VIII.) selbst, „daß er in dieser 3. Ausgabe dafür gesorgt habe, einen Zweck wieder zu erreichen, welcher dem Verfaßer (Bach) bei der 1. Ausgabe nahe am Herzen lag, den jedoch die 2. Ausgabe, ich weiß nicht aus welchem Grunde? jedenfalls aber unbefugter Weise aus den Augen gelassen hatte. Es ist die Zurückführung einer, wenigstens annäherungsweise richtigen und die gröbsten Willkührlichkeiten der Gottsched-Adelungschen Zeit beseitigenden Orthographie, wie dieselbe von dem Zustande der deutschen Sprachwissenschaft heut zu Tage gefordert wird, und wie sie der Verfaßer als die für sein Buch allein zulässige nach reiflicher Besprechung mit mir erkannt hatte." Demnach will nun Herr Vilmar das ß wieder in seine alten Rechte eingeführt wissen, und schreibt: Verfaßer, müßen, Wißenschaft, bewußt (doch kommt auch Sprachbewustsein vor!) rc. Ebenso: gieng, fieng, hieng und Rot, wie er überhaupt das h hinter dem Auslaute t auszumerzen bemüht ist. Wir haben Nichts dawider, wenn die Forscher in der Muttersprache das Resultat ihres Fleißes mittheilen und in ihren sonstigen Schriften davon Gebrauch machen, müssen aber hinsichtlich eines Schulbuches besonders für die untern Klassen, wünschen, daß die einmal adoptirte Orthographie so lange darin beibehalten bleibe, bis das, besonders in diesem Stücke — „souveräne" Volk der Erwachsenen eine Aenderung gut heißt. Welche Verwirrung, wenn plötzlich der Schreibgebrauch ignorirt werden sollte! Gegen gieng, fieng u. dgl. entscheidet überdies die Aussprache des größten Theiles von Deutschland neben dem allgemeinen Gebrauche. Zudem will der Eine diese Früchte seiner Studien zu Markte bringen, der Andre jene; Herr Wackernagel, der ebenfalls in seinen sonst vortrefflichen Lesebüchern purificirt und rectificirt, hat mit Hrn. Vilmar die Verschwörung gegen das ſſ gemein, doch läßt er das h hinter dem Auslaute t noch Gnade finden, und schreibt Noth, Fluth rc., hat aber wieder andere Abweichungen vom herrschenden Gebrauche. Wir können aus vielseitiger Erfahrung versichern, daß viele Lehrer Anstand nehmen, solche Bücher in ihren Schulen einzuführen, was der sonstigen bedeutenden Vorzüge dieser Schriften wegen zu bedauern ist.

In Nr. 2 haben wir die erste Abtheilung eines deutschen Lese- und Sprachbuches vor uns, der noch andere für die obern Klassen folgen sollen. Der Verfasser hat, in Rücksicht darauf, daß die Schüler auch schriftliche Arbeiten zu liefern haben, die deutschen Stylgattungen und Arten möglichst erschöpfend in den mitgetheilten Musterstücken darzulegen gesucht. Seine Auswahl ist demnach eine sehr reichhaltige, und meistens auch gelungene aus Schriftstellern von Geßner, Gleim und Weiße an bis zu denen der neuesten Zeit. Hinsichtlich der Classicität mancher Stücke, besonders bei den Beschreibungen und Vergleichungen, möchte der Herr Verfasser bei einer neuen Auflage wol noch bedeutend zu sichten haben. Was nicht wahrhaft schön ist, sollte aus einem Schulbuche für jüngere Schüler durchaus wegbleiben. Ueberdies kommen uns manche unter den prosaischen Stücken für das betreffende Alter zu schwer vor. — Bei einigen Stücken ist die Angabe der Autoren eine irrthümliche. So ist S. 52, „Das Habermus", nicht von Echtermeyer, sondern nach Hebel, und S. 210, 211 sind wohl aus Diesterweg's Lesebuche, aber nicht von Diesterweg. — Noch einige Bemerkungen zu einzelnen Stücken. Märchen sollten nur in ein Lesebuch aufgenommen werden, wenn sie sinnig und ächt poetisch sind; das „Moosweibchen" scheint uns nicht dahin zu gehören; „Schu-

sterkritik", S. 20, paßt nicht für diese Stufe, ebenso wenig „Die Zaunranke und der Klee", S. 21 und Nr. 37 S. 22. — Lessing's „Der Rabe und der Fuchs" würden wir neben der ursprünglichen Fabel von Aesop aufgestellt haben. Statt 112 S. 79 wäre uns lieber die bekannte Bearbeitung von Wehnert. — Nr. 114 S. 80 ist nicht glücklich verändert. — Sprichwörter würden wir lieber durcheinander geben, und sie von den Schülern ordnen lassen. — Obgleich das Ganze eine bedeutend schweizerisch nationale Färbung hat, so dürfen wir doch dem Buche eine Verbreitung auch in andern Ländern, „soweit die deutsche Zunge klingt", wünschen.

Das Buch von R. Auras und G. Gnerlich unterscheidet sich wesentlich nicht von dem vorigen; doch ist die Auswahl der Stücke noch sorgfältiger, und das Ganze macht einen guten Eindruck, weßhalb man das Buch mit gutem Gewissen allen solchen Lehrern empfehlen kann, welche die zweite der oben bezeichneten Richtungen einschlagen. Nr. 260 erinnern wir uns, schon vor 36 Jahren gelesen zu haben, als A. Diesterweg noch nicht schrieb, und können daher auch nicht glauben, daß die Erzählung von ihm sei. — Nr. 80 S. 289 ist von Krummacher und nicht von Goethe.

Von Nr. 4 braucht man nur Titel und Vorrede zu lesen, um alsbald zu wissen, mit was für einem Opus man es zu thun habe. Der Titel: „Neues deutsches Lesebuch" erinnert an den Beisatz auf Jahrmarktsliedern: „Gedruckt in diesem Jahr." Und in dem neunzeiligen Vorwort erzählt Herr Karl Oltrogge Folgendes: „Die Aufforderung des Herrn Buchhändlers G. Heubel in Hamburg, der ein bei ihm erschienenes kleines Lese- und Bilderbuch (!) in zwei Theilen durch einen dritten Cursus zu vervollständigen (!!) wünschte, hat mich veranlaßt, dies neue Lesebuch auszuarbeiten. Es enthält bis auf einige Gedichte, deren Wahl sich nicht gut vermeiden ließ (!!!), nur Stücke, die nicht in meinem größern Lesebuche enthalten sind." Und wagt den Wunsch auszusprechen: „Möge auch dies neue Lesebuch, das freilich eine schon sehr große Anzahl vermehrt, freundlich aufgenommen werden." — Wir können diesen Wunsch des Herrn Oltrogge unsererseits leider nicht erfüllen. Sein Buch ist ein Machwerk ohne allen pädagogischen Werth, allenfalls ein Buch zum Lesen, aber kein Lesebuch für Schulen, wie man es von einem denkenden Lehrer unserer Tage erwartet. Es ist doch in der That nicht damit gut, daß man Märchen, Erzählungen u. s. w. ohne Plan zusammenstoppelt, und nun „Neues deutsches Lesebuch" davorsetzt. — Das Stück „Sibirische Wanderung" S. 88, kennen wir in weit besserer Lesart, und die Wahl von Nr. 21: „Der Diensteifer" zeigt von wenig pädagogischem Takte. Weiter können wir uns auf die Beurtheilung des Buches nicht einlassen.

Papier und Druck sind bei allen vier Büchern lobenswerth. — Schade, daß bei derartigen Büchern die Preise nicht zugleich mit angegeben worden sind.

Elberfeld. **Cornelius.**

Dichtungen des deutschen Mittelalters. 7. Band.: Mai und Beaflor. A. u. d. T.: Mai und Beaflor. Eine Erzählung aus dem 13. Jahrh. Erster Druck. Leipzig. Göschen. 1848. 24 Sgr.

Der Verfasser dieses Gedichtes, welches nur in zwei schlechten Handschriften in München und Fulda erhalten ist, hat sich nicht genannt. Er war vielleicht Ritter, sicherlich arm und wenig gebildet, seine Quelle ist eine mündliche Erzählung nach einem französischen Gedichte. Seine Heimath war wahrscheinlich Franken, Baiern oder Oesterreich. Das Gedicht verräth große Unbehülflichkeit, nur innere Zustände sind öfters ergreifend geschildert. Der Dichter lebte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Er kannte Wolfram und Gottfried und wahrscheinlich Reinbot von Durne. Das Thema des Gedichts ist der Sieg der geprüften ehelichen Treue, die Geschichte der geduldigen Helena in einfachster Gestalt. — Beaflor, ein Ausbund von Schönheit und Tugend, flieht vor ihrem Vater, König Telion von Rom, durch Hülfe ihres Pflegers Roboal und dessen Weibes auf einem Schiffe. Dies landet am Gestade des Landes des schönen Fürsten Mai, von dem das Land Mailand heißt. Sie weigert sich ihren Namen zu nennen, der junge Fürst ehelicht sie aber, worüber seine Mutter voll Verdruß sich entfernt. In der Abwesenheit des Fürsten gebiert Beaflor einen schönen Knaben. Der zum Fürsten gesandte Bote wird von der Königin Mutter mit einem falschen Briefe versehen, daß Beaflor die Ehe gebrochen und ein Ungethüm geboren habe. Der Fürst vor Schrecken befiehlt, Mutter und Kind wohl zu hüten. Die alte Königin schiebt aber einen andern Brief unter, worin Beaflor's Tödtung befohlen wird. Die Räthe bewegen sie zur Flucht auf dem Schiffe; in der Stadt wird ihr Tod ausgesprengt. Das Volk zieht wüthend dem Könige entgegen, die Unschuld wird ermittelt, der Fürst tödtet selbst seine böse Mutter. Das Schiff landete aber in Rom und ward von Roboal empfangen. Beaflor und ihr Kind blieben bei ihm, das Kind gibt Roboal für sein eigenes aus. Mai indeß führt ein Büßerleben. Auf Anrathen seiner Räthe wallfahrtet er nach Rom. Dort wird er von Roboal empfangen und bei Tische die Erkennung herbeigeführt.

Herford. **Hölscher.**

Mozin's vollständiges Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. Durchgesehen und vermehrt von Dr. A. Peschier, Prof. an der Universität zu Tübingen. Stuttgart und Tübingen bei Cotta. 1843–46.

Es ist ein wahres Wort, was der alte Schrevelius in einigen dem Titel seines griechischen Lexikons beigefügten lateinischen Distichen sagt, daß man den infernalischen Qualen eines Tantalus, Sisyphus und Irion mit Fug und Recht noch die Anfertigung von Wörterbücher zuzählen könne. Ist es doch wenigstens klar, daß solche Arbeiten, zumal wenn sie sich über die einer ewigen Weiterentwickelung und einer gränzenlosen Bereicherung fähigen lebenden Sprachen verbreiten, nie Ziel oder Gipfel erreichen, nie zu Ende kommen können.

Um so größerer Dank gebührt den Gelehrten, die in Sammlerfleiß und Forschungseifer nicht ermüden, und Geist und Kraft mit Lust und Liebe an die Vollführung solcher Riesenbauten setzen, die freilich ihres großen Umfangs wegen, wie auch vorliegendes Werk, nicht Eines Mannes sein können, immer doch aber dem Architekten, der den Riß macht, und das Ganze ordnet und zusammenfügt, die höchste Ehre bringen. Doch auch der Leser und Benutzer von literarischen Productionen dieser Art kann in Hinsicht der Mühe, Anstrengung und Pein, die ihr Studium und Gebrauch mit sich bringt, von Höllenmartern sprechen, wenn Planlosigkeit und Unordnung, Unbestimmtheit und confuser Wirrwarr darin herrschen, und klare Uebersichtlichkeit und transparentes Licht vermißt werden. Ein je besserer Sisyphus aber der Lexikograph desto leichteres Spiel hat der Leser, und man könnte eine brennende Kerze mit dem Motto „aliis inserviendo consumor" auf das Titelblatt jedes tüchtig und zweckdienlich ausgearbeiteten Wörterbuches setzen. Daß das Werk des sel. Abbé Mozin ein höchst verdienstliches, von Seiten seines umfassenden Reichthums sowohl, als seines trefflich angelegten Planes und der rationellen Vertheilung des Stoffes wahrhaft mustergültiges, durch einen wohl berechneten Aufwand der passendsten Kunstgriffe compendiöser Mittheilung äußerst brauchbar und mannigfaltig belehrend war, darüber wird unter Allen, die sich desselben zum Behufe eines tiefern Eindringens in den französischen Sprachschatz bedient haben, und noch bedienen, nur Eine Stimme sein. Nachdem das Werk vergriffen, konnte eine neue Bearbeitung in keine geschicktere Hände gelegt werden, als die des andern Herausgebers, der, man blicke wohin man will, als ein recht würdiger Sospitator und Regenerator desselben erscheint. In der sehr gut geschriebenen Vorrede sagt Herr Professor Peschier: Il ne s'agissait de rien moins que de grossir le régiment sans agrandir les cadres, et de serrer les rangs de cette phalange si compacte, sans dégarnir ni le centre ni les ailes, afin d'y incorporer cette foule de mots nouveaux dus au progrès de l'industrie, des sciences et des arts, et qui demandent chaque jour à s'envoler. Das sinnreiche Bild, das er damit gewählt hat, Tendenz und Schwierigkeit seiner Aufgabe, welche keinesweges einem totalen Neubau gleichsam zerfallener Ruinen, sondern nur eine sorgfältige Revision des Ganzen in sich enthielt, zu bezeichnen, trifft zwar nicht voll Treue zu, weil dabei eine Verwechselung von arithmetischen und geometrischen Verhältnissen zu Grunde liegt, und der Stein oder Stock eines Regiments und der Bestand der mit dem Einexerciren der successiv anlangenden und zum Corps abzusendenden Recruten beauftragten Ober- und Unterofficiere des Depots mit den dichter oder loser geschlossenen Gliedern, der ins Feld rückenden Massen Nichts zu thun hat; indessen liegt darin eine passende Andeutung des Verfahrens, das Herr P. befolgt hat. Er hat die Schlachtordnung, möchte man sagen, aus lauter Kerntruppen gebildet, und alle Lückenbüßer, alles irgend entbehrliche Beiwerk ausgeschieden, und auf solche Weise hat er es mittels mancher Strategeme der Raumersparnisse, Weglassung von Absätzen im Drucke, wo sie nicht unumgänglich nothwendig waren, u. dgl. möglich gemacht, viel Neues und dabei Wesentliches aufzunehmen. Nicht blos eine Menge solcher Ausdrücke, welche der rastlose Fortschritt in Wissenschaften und Künsten für so viele neue Erfindungen herbeigeführt hat, ist nachgetragen, sondern auch Vieles, was in neuester Zeit in Wörtern und Redensarten alltäglicher Composition auf-

gekommen ist, hat seinen Platz gefunden. Daß er nicht alle Wendungen und Benennungen der Dinge, welche sich die letzten Romantiker erlaubt haben, seinen Spalten einverleibt hat, deswegen vertheidigt er sich im Vorworte mit der Erklärung, daß solchen neuen Ankömmlingen ihrer Abnormität wegen kein Bürgerrecht zu gestatten sei, wobei er freilich nicht erwogen hat, daß dem Leser, wenn auch noch so fantastisch stilisirter Werke, wenn sie einmal ihrer Genialität wegen zu kennenswerthen Bestandtheilen der Nationalliteratur gehören, nur daran gelegen sein muß, sämmtliche Neologismen zu verstehen, damit ihm der Genuß des Ganzen nicht verschlossen bleibe. Der Lexikograph soll kein ästhetischer oder rhetorischer Kritiker sein, sondern dem Naturforscher und Ethnographen gleichen, der auch alle Monstrositäten und Bastardgebilde in seine Nomenclatur hineinzustellen, und von allem Verkehrten und Widerwärtigen im moralischen und physischen Zustande der Völker Bericht zu erstatten hat. Wie würde man sich nicht z. B. mit einem griechischen Wörterbuch getäuscht finden, worin man die Phraseologie eines Lykophron, der fast Nichts bei seinem rechten Namen nennt, gänzlich unerwähnt sähe. Auf Etymologie erklärt sich der Herausgeber nur insofern einlassen zu wollen, als er den Ursprung französirter, aber eigentlich aus den übrigen lebenden Sprachen Europas entlehnten Wörter in ihren Quellen nachweisen werde, weil chaque lecteur instruit die griechischen und römischen Wurzeln von selbst entdecken könne. Letzteres ist im Allgemeinen ganz richtig und es hätte auch eigentlich ein doppeltes Lexikon geschrieben werden müssen, wenn die antiken Sprachen überall hätten herbeigezogen werden sollen. Indessen möchte Ref. fragen, ob nicht mancher lecteur instruit, der nicht nothwendig ein l. savant zu sein braucht, in große Verlegenheit gerathen würde, wenn man ihn auf das Gewissen fragte, woher wohl der Ausdruck remorque stammte, und, brächte er auch das lateinische remulius richtig heraus, so würde er es doch schwerlich auf ῥυμουλκῶ, und dieses auf ῥυμός, temo, und ἕλκω, traho, zurückzuführen wissen. Bei dergleichen Punkten muß man allerdings, soll die Gründlichkeit so weit getrieben werden, noch andere Sprachen ins Schlepptau nehmen. Uebrigens ist auf die modernen Sprachen nicht gar viel zu solchen Erörterungen Rücksicht genommen, was bei der nothwendigen Gedrängtheit und dem rein practischen Zwecke des Werkes auch nicht zu tadeln, nur wo eine natürlich entstehende Wißbegierde im Vorbeigehen Befriedigung verlangt, hätte es allerdings nicht schaden können, eine aufklärende Bemerkung hinzuzufügen. So zu charlatan, was eine absurde Tradition unter den Aerzten von einem Pariser Practicus, der Latan geheißen habe, und von seinem Wagen abzuleiten pflegt, wo aber das italienische ciarlare, in den Tag hineinschwatzen schon das nöthige Licht gibt. Desgleichen möchte bei dem allerdings dunkeln, in dieser dritten Ausgabe hinzugekommenen Séide vielleicht die Vermuthung geäußert werden dürfen, daß es dasselbe Wort sei, womit die muhamedanische Chalifengeschichte die Familienhäupter der ganzen Nachkommenschaft Ali's, des Vetters und Schwiegersohnes des großen Propheten bezeichnet. Diese Seids (Herren) erscheinen als Führer der Schiiten in Persien, den sie bitter anfeindenden Sunniten gehässige Creaturen und Helfershelfer des Machthabers und Oberhauptes der Heterodoxie. Si quid novisti rectius istis, candidus imperti, si non etc. Daß sehr viel Neues dem, der sich diese neue Bearbeitung anschafft, große Freude machen wird, will Ref. nur auf's Gerathewohl hie und da hineingreifend, mit einigen Beispielen belegen. Capucine,

Ladestockring — canard, einzelner, besonders ausgebotener Zeitungsartikel, und donner des canards à qlc., Einem Etwas aufbinden, — tenir la dragée haute, mit leeren Versprechungen hinhalten, — brioche, Schnitzer, Pudel, Bock, — brin blanc, Art Colibri, Weißschwänzchen, brin bleu, mexikanischer Blauspecht, brin d'amour, eine Pflanze, mourelier piquant de St. Dom, dont les fruits confits excitent à l'amour. Sehr viel Zusätze unter fil; f. de laiton à carcasse, Karkassen-, Haubenbrath, — f. à carde ou passe perle. Kratzbrath, f. de Boulogne, Kränz-Paternosterbrath, f. en garettes, hohlrunder Drath, f. d'instrument, Seitenbrath, f. en cul, Tabakspfeife (sollte besser Pfeifenkopf gegeben sein; denn da es unter die Terminologie der Botanik eingereihet ist, muß es eine Pflanze sein, ohne Zweifel die bekannte, von unsern Gärtnern so benannte Zierpflanze Aristolochia Sipho) poser, v. n. einem Maler sitzen. Remorqueur, Locomotive, — videpoche, Papier- oder Kehrichtkorb, als Luxusmöbel, c'est le tu autem, da liegt der Hase im Pfeffer. u. s. w. u. s. w. Ex ungue leonem, der eigne Gebrauch wird eine reiche Erndte liefern.

Dagegen liegt es in der Natur der Sache, daß lebendiger Verkehr mit Nationalfranzosen und Tageslectüre noch neue Zuthaten wird liefern können, hier, wie es Ref. gerade einfällt, Eins und das Andere. Billig sollten sich in Zeitschriften, wie diese, recht viele Sachkundige vereinigen, zur Vervollständigung des vortrefflichen Wörterbuches, Jeder sein Scherflein beizutragen. So z. B. gleich sommité, welches Wort Herr P. in seinem Vorberichte sehr richtig für das deutsche Illustration oder Notabilität in literarischer Hinsicht gebraucht, und doch im Lexikon in dieser Bedeutung nicht aufgenommen hat. Unter fauteuil fehlt f. ganache, ein Wiegelehnstuhl. (Es hängt vermuthlich mit der angegebenen Bedeutung „Hampelmann" zusammen.) Unter biaiser ist die active Geltung des schräg Schneidens übergangen, z. B. cartes biaisées. Bei moustache fehlt die Redensart porter des moustaches universitaires, ein Veteran im Lehrerfache sein. So auch taravisse = barre de fer, instrument de charretiers. Zu brin wäre hinzuzufügen b. de marche, Katzensprung. Zu fil noch fil de bois, Holzspahn zum Anzünden, woraus wahrscheinlich das auch im Französischen vorhandene fidibus entstanden ist. Zu obigem capucine die Wendung jusqu'à la quatrième capucine, z. B. nous voilà assis dans la merde jusqu'... vom Versinken in größter Noth.

Hin und wieder hat Herr P. auch die Anordnung der Bedeutungen verbessert, und durch Ausbessern des Unnöthigen Raum gewonnen; so z. B. stand vorher fil de pitte (ohne Erklärung — nämlich Faser, Rippe der Agave) fälschlich unter Metallbrath. Jetzt fehlt es ganz, mit Recht, da sich der Ausdruck von selbst erklärt. Fil à moule, Schaftbrath ist hier richtig rangirt, früher falsch unter „Faden." Im deutsch-französischen Wörterbuche war früher hase pleine unter „Hase" gestellt, jetzt ist es weggelassen, da es unter „Häsin" doch folgen mußte. Druck und Papier ist ausgezeichnet gut, und insofern darf das Werk zum eifrigen, hier auf alle nützliche Weise erleichtertem Studium angelegentlich empfohlen werden, und wird gewiß zur Förderung einer Sprachkenntniß dienen, die jedem Gebildeten so ganz unentbehrlich ist.

Braunschweig. Dr. **W. F. C. Petri.**

Programmenschau.

Formen und geb'rauch des satzartikels oder der conjunction daz bei Hartmann von Aue. Eine grammatische studie von Dr. Hornig. Programm der Ritteracademie in Brandenburg 1847.

Der Verfasser liefert in dem vorliegenden Programm eine vollständige Monographie des Satzartikels daß (daz), wie derselbe bei Hartmann von Aue gebraucht wird, und gibt dadurch zugleich eine Probe seines unter der Feder befindlichen Glossars zu dem Erec, herausg. von M. Haupt, Leipzig 1839, zu dem Gregorius, herausg. von K. Lachmann, Berlin 1838, zu den liedern und büchlein und dem armen Heinrich, herausg. von M. Haupt, Leipzig 1842 — in Betreff des Jwein verweist er auf Benecke's Wörterbuch — und wünscht, daß diese Probe eine captatio benevolentiae werden möge.

Zuerst zieht der Verf. die Form, in welcher der Satzartikel auftritt, in Betracht; seine einfache Erscheinung daz, seine Zusammenziehung mit den Personalpronomen dû (dazte), es und si vor Vokalanlaut (dazs uns, dazs einen), und die Apokopirungen und Verschleifungen mit dem folgenden Worte z. B. deich — daß ich — deir — daß er, daß ihr — deiz — daß es.

Ausführlich und logisch-grammatisch, überaus gründlich angeordnet ist die Abhandlung über den Gebrauch und die Bedeutung des Satzartikels. Da derselbe immer den Nebensatz einleitet, so mußten die Arten der Nebensätze, in welchen er auftritt, unterschieden werden. Diese sind nach des Herrn Verf. Anschauungsweise: 1) Erklärende und ergänzende; 2) bedingende Nebensätze; 3) Ausnahmesätze; 4) wünschende und verwünschende Nebensätze; 5) Modal- und Kausativsätze; 6) Temporalsätze; 7) kausale Nebensätze; 8) Finalsätze; Jede dieser 8 Gruppen von Sätzen ist wieder nach Form und Bedeutung grammatisch gegliedert, wobei in Betracht gezogen ist: zuerst das Modusverhältniß des Nebensatzes (Indikativ und Konjunktiv), dann die Stellung des Nebensatzes zu dem Hauptsatze, ferner die Art der Ergänzung, die der Nebensatz ausdrückt, und endlich der Umstand, ob im Hauptsatze ein Pronom, und wenn das der Fall ist, welches auf den Nebensatz hindeutet. Auf diese Weise entsteht eine große Menge von Unterabtheilungen und Gliederungen, und es gibt sich in denselben eine außerordentliche Mannigfaltigkeit unterschiedener Schattirungen des Gedankenausdrucks kund.

Bei jeder besondern Erscheinung des Satzartikels sind die betreffenden Stellen aus den genannten Dichtungen Hartmann's von Aue wörtlich mitgetheilt mit Angabe des Buches und des Verses, wo sie in den zu Grunde gelegten Ausgaben vorkommen.

Die grammatische Anordnung würde sich einfacher darstellen, wenn die unter 1) als „erklärende und ergänzende" aufgeführten Nebensätze von den andern unter 2) bis 8) als eine unterschiedene Art abgesondert wären. Die Nebensätze unter 1) sind Kasussätze, die entweder einen angeführten Gedanken oder einen abstrakten Begriff ausdrücken; die unter 2) bis 8) enthaltenen sind Adverbialsätze. Auch würden die Nebensätze unter 2) (bedingende Nebensätze), 3) (Ausnahmesätze) und 8) (Finalsätze) füglich eine besondere Gruppe bilden können, indem sie alle eine kausale Bedeutung haben; und unter den Nebensätzen der Weise, 5) (Modal- und Konsekutivsätze), finden sich viele, die nicht sowohl ein Verhältniß der Weise, als vielmehr der Intensität ausdrücken, z. B. Er. 122. des scham ich mich sô sêre daz ich iuch nimmer mêre fürbaz getar schouwen. Auch kommen hier und da Ungenauigkeiten vor; so steht der Nebensatz unter I, 1, a, dd, 5 „den grâwen nam groz wunder daz si sô besunder an dem tische sâzen und niht mit ein ander âzen", nicht mit dem Objekt des Hauptsatzes in dem Verhältniß eines attributiven Genitivs, sondern der Nebensatz ist als Subjekt des Hauptsatzes anzusehen: ihr sonderbares Benehmen (Subjekt) befremdete den Grafen. — Uebrigens verdient diese sehr anschauliche und übersichtliche Darstellung des Satzartikels die Beachtung der Philologen, und die fleißige Arbeit alle Anerkennung.

— c —

Abriß eines Neubaues der Sprachwissenschaft auf deutschem Grunde von L. H. H. Langensiepen. Programm der Realschule in Barmen 1848.

Der Verf. geht von dem Grundsatze aus, daß eine allseitig klare Darstellung in der Muttersprache nicht durch die einseitige Hülfe dieser Sprache, sondern nur durch ihre ebenfalls allseitige, vollständige Anwendung erreicht werden kann. Er beleuchtet deshalb in der Einleitung zuerst das Mißliche der Fremdwörteranwendung, indem er vor der jetzt so allgemein gewordenen Freisinnigthuerei in diesem Stücke auf das Erschöpfendste mit ernsten Gründen warnt, und hebt darauf in einer Berührung der Geschichte der Sprachwissenschaft den grellen Gegensatz hervor, in welchem die hergebrachten, meist von Aeußerlichkeiten entlehnten Kunstausdrücke der Sprachlehre zu den tief eindringenden Forschungen der Neuzeit stehen blieben. Der Name ist kein bloßes Zeichen, das man etwa nur zu verstehen glaubt, wie Manche meinen; dieses bloße Zeichen stellt sich, wenn unbezeichnend, ebenso todt dar, als das Fremdwort gegenüber dem lebensreichen Mutterlaute. Sprache überhaupt nennt der Verfasser die entweder sinnliche oder geistige Aeußerung des selbstbewußten Inneren.

I. Lautlehre. Laute wie Mitlaute sind als Stufenpaare hingestellt: Urlaute 6, Umlaute 4 (Zwielaute 3); Gaumentastlaute (ng und r), Gaumendruck- und Stoßlaute, ebenso je zwei Zungen- und Lippentast-, Druck- und

Stoßlaute, zusammen 30 Laute ohne den Hauch h. — In Bezug auf die Schreibung sind die Laute: einnamige und mehrnamige (ng, ch, sch, Dehn- und Schärfpaare, wie ee und tt), die Buchstaben: einfache und Doppelbuchstaben (x, z). Eine „natürliche" Rechtschreibung fehlt in allen Sprachen, da Laute und Lautzeichen nirgends vollkommen übereinstimmen; aber — bemerkt der Verf. zum Schluß —: „die Rechtschreibung ist ein verzogenes Kind, das sich Nichts sagen läßt."

II. Wortlehre. „Aus der Natur der Vorhandenheiten, die sich in Wesenheiten und Beschaffenheiten sondern," wird entwickelt, daß nur 4 Wortarten möglich sind: Dingwörter, Thatwörter (verba), Dingbeiwörter, Thatbeiwörter (praepositiones) und Thatenbeiwörter (conjunctiones) sind nur 2 Unterarten der Thatbeiwörter. In den Wortarten als 3 Wörtergruppen vereinigt finden sich: Formwörter (fremde Wörter, auxiliaria), Ersatzwörter (pronomina) und Zahlwörter. Die Satzlaute (interjectiones) sind Vertreter eines ganzen Satzes. Alle Wörter sind Begriffswörter. — Die Wortlehre scheidet sich in Wortgestalt- und Wortgehaltlehre, und diese beiden wieder als Kunde und Kunst, in folgenden 4 Theilen.

A. Wortstammlehre (Kunde der Wortgestaltung). Sie ist entweder schaffend, Wortbildung, oder zergliedernd, Wortableitung. Die Wortbildung des einfachen Wortes ist Wortgründung, die des zusammengesetzten, des Wortwerkes, Wortzusammensetzung. Das Wortwerk besteht aus Sonder- und Gesammtwort. In der Wortableitung begründet der Verf. an Beispielen die Ueberzeugung, daß „die Vergleichung lautverwandter Wörter in einer Ursprache, wie der deutschen, sich in den Gränzen dieser Sprache möglichst zu halten hat."

B. Wortformlehre (Kunst der Wortgestaltung). Nach der Reihe werden behandelt 1) die Dingwörter, und hier a) der Dingbegriff, b) die Dingformung (flexio s.), als Dingstand- (casuum), Zahl- und Geschlechtsformung, c) die Dingformweisen (declinationes) als gleichendige und ungleichendige, beide stammlautfest oder umlautend, d) die Dingformwörter als sonderschaftliches und gesammtschaftliches (articulus def. und indef.), und e) die Ersatzdingwörter 2) die Thatwörter, fast in der nämlichen Weise. Die Zeiten sind:

Vor- und Mitvergangenheit: rogaveram, rogabam;
Vor- und Mitgegenwart: rogavi, rogo;
Vor- und Mitzukunft: rogavero, rogabo.

Das Thatwort hat eine Freiheits- und eine Nothwendigkeitsformung, beide mit Wirklichkeits- und Möglichkeitsformart (zu letzterer gehören auch Aufforderung und Bedingtheit) in Selbstwirkungs- und Zulassungsform (act. und pass.) Die Thatformweisen (conjugationes) sind die stammlautfeste, ablautende und gemischte. 3) Die Dingbeiwörter. Sie erhielten die Dingformung nur als etwas Unwesentliches der Deutlichkeit halber, dahingegen als ein ganz Eigenthümliches, sowie 4) die Thatbeiwörter, besitzen sie die Beschaffenheitsformung, wie man die Steigerung (und Minderung) nennen muß, in welcher sich fünf Beschaffenheitsgrade kundgeben: Vor-, Unter-, Maß- (pos.), Ober- und Gipfelstufe. — Die Zahlwörter sind eigentlich Ersatzwörter, eingetheilt in Anzahls- (card.) und Zahlgliedswörter (ord.). — Das sogenannte adjectivum praedicativum wird richtiger als Thatbeiwort im Deutschen ange-

sehen; jedoch läßt der Verfasser auch die Möglichkeit durchblicken, es als „Vollendbarung" zu nehmen, wie er das subst. praedicativum in der Satzlehre zu nennen vorschlägt. 5) Die Dingbeiwörter, eingetheilt nach dem Begriffe (örtlich u. s. w.) oder nach dem Gebrauche. 6) Die Thatenbeiwörter, nach dem Satzgebrauche eingetheilt in an- und einfügende. Zuletzt werden die Bewandtnisse: Oertlichkeit, Zeitlichkeit und Maßgeblichkeit (modalitas), als vor-, mit- und nachwaltende, in ein klares Verhältniß zueinander gebracht und dieses durchgreifend begründet.

C. Wortsinnlehre (Kunde des Wortgehaltes). Sie enthält eine Einsicht in das Wesen der Wörterbuchschriftstellung mit Vorschlägen zur Vervollkommnung — andeutungsweise.

D. Worttonlehre (Kunst des Wortgehaltes). Dieser Theil hängt für die neueren Sprachen, welche tonbegriffliche (accentuatae) sind, mit dem vorigen innig zusammen. Unsere fünf Silbenarten (lang- und kurztonstarke, lang- und kurztonschwache, tonlose) werden mit den passenden Zeichen versehen, unter Verwerfung der den Alten entlehnten, die nicht das Ton-, sondern das Zeitbegriffliche andeuteten.

III. Satzlehre. Sie zerfällt, gleichmäßig mit der Wortlehre, in:

A. Satzgliedlehre, welche die Glieder des einfachen Satzes, dessen Erweiterungen und die Arten der Satzwerke oder zusammengesetzten Sätze (periodi nennt sie der Verf.) kennen lehrt. Die Lehre von einer copula wird abgewiesen.

B. Satzbaulehre. Diese entwickelt das äußere (Neben-, Vorder-, Nachsatz), so wie die

C. Satzsinnlehre. Das innere Satzverhältniß. So z. B. sind die einfachen Sätze: Wirklichkeitssätze und Möglichkeitssätze (diese z. B. Wunsch- und Fragesätze); die Satzwerke sind als Thatbeisätze: Orts-, Zeit- und Maßgabesätze, die letzten: Begründungs-, Bedingungssätze u. s. w.

D. Satztonlehre. Nachdruck.

Als Anhang dient die Satzzeichenlehre.

IV. Verslehre. Die Versrede, gegenüber der Satzrede (prosa), stützt sich im Deutschen auf den Grundsatz des Betonten und Unbetonten; die Zeitversmaße der Alten können nur als entsprechende Tonversmaße herübergenommen werden. Zwei Hauptregeln: Bedürfniß gestattet im deutschen Verse die Verwechselung des Betonten und Unbetonten, und: auf Betontheit folgt Unbetontheit! Wir haben nur zwei (höchstens vier) Versfüße. Nachahmung der alten Versmaße ist, in Betracht des Gesagten, nur in vernünftiger Beschränkung möglich und statthaft. Zugleich wird die Bezeichnung unserer Versmaße durch Tonstriche ausgeführt, statt der für uns nicht wesentlichen Längen und Kürzen der Alten.

Der Verf. sagt in der Einleitung: „Wir haben also nicht, wie bisher geschah, nur immer wieder niederzureißen und dann wieder aufzubauen; es sind Benennungen erforderlich, die in das Wesen selbst hineindringen, denn nur solche können bestehen. Mögen einzelne mißlingen, sie sind wieder gut zu machen; das Ganze muß erst zu Stande kommen, ausbessern läßt sich noch immer, und mag dann immer stattfinden!"

Ueber die französische Conjugation. Von Dr. Iken. Progr. der höheren Bürgerschule in Oldenburg. 1848.

Bei der Jämmerlichkeit, an welcher noch das Wesen der Conjugation in den meisten franz. Grammatiken laborirt, muß man jeden Versuch, mit Verstand die bisherige Unordnung zu entwirren, freudig begrüßen. Ein solcher ist denn auch die Arbeit des Herrn I., welche wir im Auszuge unsern Lesern gern mittheilen. Der Verf. scheidet die franz. Verben nach ihren Stämmen in solche, „deren Stamm in sich selbst, ohne weitere Zusätze und Hülfsbuchstaben, die Modificationen und Veränderungen erleidet, die zur Bildung der verschiedenen Tempora, Modi und Personen mit Hülfe der dazu vorhandenen Endungen nöthig sind, und solche, deren Stamm sich erst durch einen ihn selbst und die Endungen vermittelnden Vocal, an und mit welchem Veränderungen und Modificationen vorgehen, zur Abwandelung qualificirt." Wir haben somit die starken und schwachen Verben, wo nur bei letztern der Mittels- oder Hülfsvokal eintritt. In der Mitte stehen dann noch die halbschwachen Zeitwörter, bei denen nur in 3 Formen (Ind., Conj. und Part. pas) der Hülfsvokal eingefügt wird. Hülfsvokal ist e und i; es finden sich demnach 4 regelmäßige Conjugationen, eine starke, eine halbschwache und zwei schwache mit den Endungen auf oir, re, ir und er. Die Conjugations-Endungen müssen geradezu auswendig gelernt werden; in Bezug auf die drei absoluten Tempora (Présent, Défini und Futur) wird sodann als charakteristisch bemerkt, daß 1) das Présent den Stamm am meisten berücksichtigt, indem es ihn in allen seinen verschiedenen Gestalten und Erweiterungen verführt. 2) „Im Défini läßt die starke Conjugation die Einsylbe ihre Stämme immer in u ab- und auslauten, und zwar nicht bloß im Indicatif, sondern auch im Conjonctif und Participe dieses Tempus. Die halbschwachen Verba zeigen ihre Uebergangsstellung sehr deutlich durch das der schwachen Conjugation angehörende i im Indicatif und Conjonctif und das der starken eigene us des Participiums an. Die schwachen Conjugationen stellen ihre Hülfsvokale so rein und vollständig als möglich dar. 3) Das Futur ist aus dem Infinitif und dem Hülfszeitworte avoir componirt, analog dem englischen to be mit dem Infinitif und assimiliren nicht selten auch die Endconsonanten des Stammes dem r."

Die Endungen werden nun nach dem Anlaute in vokalische und consonantische eingetheilt; bei jenen sind die stummen von den volltönenden Vokal-Endungen zu unterscheiden und bei diesen ist nur das halbvokale r in den Infinitifs und Futurs der halbschwachen Conjugation zu beachten. Als Grundsätze der Verbindung der Stämme mit den so eingetheilten Endungen werden schließlich von dem Verfasser folgende aufgestellt: „1) Der zwischen Vokal (auch Nasallaut) und Vokal entstehende Hiatus wird stets vermieden. 2) Die stummen Vokal-Endungen dulden in der Anschlußsylbe des Stammes kein stummes e, sondern verlängern dasselbe oder ersetzen es durch andere Vokale. Ueberhaupt lieben sie eine weiche, aber volle Anschlußsylbe. 3) Das halbvokale r macht im Anlaute mit einem Nasalvokale immer, mit einem Diphthonge, meistens Hiatus, zu dessen Vermeidung ein Zungenbuchstabe eingeschoben wird. 4) Die consonantischen Endungen fügen sich ohne Weiteres an den Stamm, doch wird auch hier eine allzu harte Häufung gern vermieden."

Der Verfasser geht hierauf zu einer genaueren Darstellung der vier Conjugationen und sucht die von ihm aufgestellten Gesetze in sehr gediegener Weise

weiter auszuführen und anschaulich zu machen; Ref. kann nur bedauern, daß sich ein Auszug dieser Darstellung nicht gut geben läßt, und empfiehlt schließlich diesen Beitrag zur franz. Grammatik, dem der Verf. hoffentlich recht bald einen zweiten wird folgen lassen. **H.**

Einige Bemerkungen über Homonyme. Von Dr. F. Schultz. Progr. des Gymnasiums zu Braunsberg. 1847.

Wie es schon der Titel besagt liefert diese Schrift einen kleinen aber lesenswerthen Beitrag zur richtigen Würdigung von Homonymen im Lateinischen, Griechischen, Deutschen, Französischen und Englischen. Nachdem der Verf. in der Einleitung die genaue Begriffsbestimmung von Homonymen im Gegensatze zu Synonymen gegeben, und sie für Abnormitäten erklärt hat, indem es die Vernunft einer Sprache verlange, daß wirklich verschiedene Begriffe auch durch verschiedene Bemerkungen bezeichnet würden, geht er zur Beantwortung der Frage über, durch welche Einflüsse diese Abnormitäten eigentlich entstanden seien. Die Homonyme werden nun, um ihre Entstehungsart nachzuweisen, in vier Klassen eingetheilt; nämlich: 1) H. Wurzelwörter (solche, denen verschiedene Wurzeln zu Grunde lagen, und bei denen deshalb in den ersten Ursprüngen der betreffenden Sprache eine Verschiedenheit in der Aussprache statt fand.) 2) H. entstanden durch Ableitung oder Zusammensetzung der verschiedenen Stämme derselben Sprache. 3) H. entstanden durch Entlassung aus fremden Sprachen, wobei eine theilweise Umformung des entlehnten Wortes gewöhnlich ist. 4) H. entstanden durch Gleichmachung einer ungebräuchlicheren und unbekannteren Wortform mit einer geläufigeren.

Es ist gewiß dankenswerth, daß der Verf. diesem bisher wenig berücksichtigten Theile sprachlicher Eigenthümlichkeit seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, und bei der großen Sorgfalt, welche auf die Zusammenstellung verwendet ist, verdient die Schrift um so mehr die Beachtung der Philologen.

H.

Observations sur Athalie. Von Dr. U. Petri. Progr. der höh. Lehranstalt in Rheydt. 1848.

Der Verfasser dieser anziehenden Abhandlung, welcher bereits durch seine Dissertation De Petri Cornelii Tragoedia Cid den Freunden der modernen Philologie rühmlichst bekannt geworden ist, und mit schlagenden Gründen die Vorzüge des altclassischen Drama's gegenüber den Leistungen von Victor Hugo und C. Délavigne nachgewiesen, liefert in vorliegender Abhandlung ein neues Bruchstück seiner Studien, auf welches wir ganz besonders die Lehrer des Französischen an höheren Unterrichtsanstalten aufmerksam machen. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Verf. sich über Racine im Allgemeinen und die Geschichte unserer Tragödie verbreitet, unterwirft er das Stück einer höchst unparteiischen und gründlichen Prüfung. Er faßt zuvörderst den Stoff näher in's Auge und vertheidigt die Wahl und die Behandlung desselben gegen die bekannten Ausstellungen Voltaire's. Hierauf in's Einzelne gehend, bemerkt der Verf., daß die Tragödie stets einen Kampf zwischen zwei Interessen darstelle, möge dieser nun zwischen zwei Personen oder in dem Herzen eines einzigen stattfinden; die Aufgabe der Athalie sei gewesen „la lutte entre la cause

du vrai Dieu et celle des Idoles, entre la légitimité et l'usurpation." Die Abhandlung folgt nun dem Dichter von einer Scene des ersten Aktes zur andern, welcher die eigentliche Exposition des Stückes enthält, und gibt nicht nur eine höchst sorgfältig ausgearbeitete Darstellung des Inhalts der einzelnen Reden, sondern auch eine gründliche Würdigung desselben, welche Ref. mit großem Interesse gelesen hat. Mit derselben Umsicht sind auch die beiden folgenden Akte besprochen, und wir können es nur bedauern, daß sich der Verf. in Beziehung auf Akt 4 und 5 wegen des Raumes einer größeren Kürze befleißigen mußte. **H.**

Leitfaden der Poetik für obere Klassen höherer Bildungsanstalten. Von A. F. Gaebel. Programm der Realschule in Meseritz. 1847. (S. 80.)

Der Verf. dieser werthvollen Schrift, welche auch im Buchhandel (Züllichau b. Sporleder) erschienen ist, hat für seine Schüler geschrieben, und wollte ihnen für die Beurtheilung dichterischer Erzeugnisse die wichtigsten ästhetischen Anhaltspunkte geben. Unzweifelhaft ist der deutsche Unterricht für die Realschule ein Hauptmittel, den Sinn für das Schöne zu wecken und auszubilden, und es ist deshalb nothwendig, daß die Schüler die schönen Formen auffassen lernen, um in das eigentliche Heiligthum unserer Literatur einzudringen. Zur Erreichung dieses Zweckes hat Hr. G. durch die Zusammenstellung seines Leitfadens einen schätzenswerthen Beitrag geliefert, und seine Bemühungen verdienen um so mehr Anerkennung, da er in einem Theile der Monarchie, der nicht mehr zum eigentlichen Deutschland gehört, für deutsches Wort und deutschen Geist so eifrig thätig ist. Bei der Zusammenstellung stützte sich der Verf. auf die Schriften von Bock, Lachmann, Hegel, Vischer, Götzinger, Vilmar, Hiecke und Anderer, bewahrte sich indessen zu gleicher Zeit ziemliche Selbstständigkeit bei seinem Eklekticismus. Beispiele enthält das Büchlein nicht, um dem Lehrer zur eignen Erklärung und Erläuterung hinreichenden Spielraum zu gewähren. Das Ganze zerfällt in 5 Abschnitte mit 78 Paragraphen.

Der erste Abschnitt, von welchem wir der Anschaulichkeit wegen den Inhalt kurz angeben wollen, liefert eine allgemeine Einleitung. Folgendes wird in demselben ausführlich betrachtet: Die rein geistigen Vorstellungen; die absolute Idee; bestimmte Ideen; das Schöne; das Schöne hinsichtlich der Idee, der sinnlichen Erscheinung und Einheit beider; Wirkung des Schönen auf die Sinne und den Geist; das Naturschauen in der Reinheit des Stoffs, der Regelmäßigkeit der äußern Form und der Gesundheit des Lebens; das Kunstschöne. — Was ist Kunst? Ideen des Kunstwerkes, Darstellungsmittel und Form; Originalität, Genialität, Styl, Manier, Talent; Einfluß äußerer Verhältnisse auf die künstlerische Darstellung (die orientalische und occidentalische, antike, romantische und moderne Weltanschauung); Entwickelung der symbolischen, klassischen und allegorischen Kunststufen; Eintheilung der Künste.

Im zweiten Abschnitte handelt der Verf. von der Dichtkunst und dem Dichten (§. 14—18), gibt sodann im dritten Abschnitte (§. 19—21) die Lehre von den Tropen. Der vierte Abschnitt (§. 22—42) verbreitet sich über den Versbau, und der fünfte endlich (§. 43 bis zu Ende) über die verschieschiedenen Dichtungsarten.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

A. Schleicher. Sprachvergleichende Untersuchungen. (Bonn, König.) 1⅓ Thlr.

The origin of the English, germanic and scandinavian languages and nations by J. Bosworth. (Lond., Longmann & Co.) 20 s.

On the rise, progress, and present structure of the english language by M. Harrison. (Lond., Longmann & Co.)

K. F. Becker. Der deutsche Stil. (Frankfurt, Kettembeil). 3 Thlr.

J. Grimm. Geschichte der deutschen Sprache. 2 Bde. (Leipzig, Weidmann.) 6⅔ Thlr.

E. Edler. Die deutsche Sprachbildung. 2 Thle. (Leipzig, Wigand.) 4 Thlr.

Lexicographie.

Th. Dielitz, F. Herrmann und F. Voigt. Schul- und Handwörterbuch der latein., franz., engl. und deutschen Sprache. (Berlin, Dunker und Humblot.) 2⅓ Thlr.

Sporschill and Böttger a complete pocket-dictionary of the English & German languages. 2 vols. (Leipzig, Liebeskind.) 1½ Thlr.

G. F. Benecke. Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Herausgegeben von W. Müller. I. Bd. 2. Lfg. 1⅓ Thlr.

Grammatik.

John Forbes. The principles of Gaelic Grammar with the definitions, rules and examples clearly expressed in English and Gaelic. (Edinburgh.) 3 s. 6 d.

H. A. Müller. Grammatik der Romantiker. (Jena, Hochhausen.) 1 Thlr.

Literatur.

J. Schmidt. Geschichte der Romantik in dem Zeitalter der Reformation und der Revolution. 2 Bde. (Leipzig, Herbig.) 4½ Thlr.

F. H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Goethe, von F. Deycks. (Frankfurt, Hermann.) 1 Thlr.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. 7 Bde. Mai und Beaflor. Erster Druck. (Leipzig, Goeschen.) 24 Sgr.

C. Fauriel. Histoire de la poésie provençale. 3 vols. (Leipzig, Engelmann.) 5 Thlr.

The life and correspondence of the late Robert Southey ed. by his son. (Longmann, Brown & Co.)

Hülfsbücher.

A. Kapp. Anleitung zur deutschen Redekunst. (Berlin, Reimarus.) ½ Thlr.

Elite des classiques franç. avec les notes des meilleurs commentateurs; publ. p. R. Schwalb. T. I. Athalie. traj. p. Racine. (Essen, Bädeker.) ¼ Thlr.

Ch. G. Voigtmann. Vorschule der franz. Sprache. (Jena, Hochhausen.) ⅙ Thlr.

Franz. Elementarbuch von Dr. C. Plötz. I. Curs. (Berlin, Herbig.) ¼ Thlr.

G. v. d. Berg. Prakt. Lehrgang zur Erlernung der engl. Sprache. I. Curs. 2. Aufl. 9 Sgr.

Italienisch-deutscher Sprachschatz, enthaltend Redensarten und Gespräche, von A. Albrecht. (Leipzig, Fritzsche.) 10 Sgr.

Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

Abhandlungen.

Schiller als Ausleger eines seiner Gedichte.

Obgleich wir in den bereits früher erschienenen verschiedenen Briefsammlungen Goethe's sowohl als Schiller's mannigfaltige Aufschlüsse über ihren Entwickelungsgang und ihre geistige Thätigkeit finden, so sind doch die erst im vorigen und diesem Jahre erschienenen Briefe beider Männer fast noch bedeutender. Sie geben uns in manches bisher durchaus Unbekannte eine überraschende Einsicht, lassen uns tiefe Blicke in die geheimste Werkstätte ihres geistigen Treibens thun, namentlich aber geben sie früher kaum gehoffte Aufschlüsse über das Entstehen und Verstehen vieler einzelner Dichtungen. So erschließen die eben erschienenen Briefe Goethe's an Frau von Stein (erster Band) eine Periode in Goethe's Leben, die bisher noch bedeutend im Schatten lag; denn grade bei seinem Eintritt in Weimar, wo diese Briefe beginnen, hört der vierte Band von Wahrheit und Dichtung auf. Eben so wichtig, in mancher Hinsicht noch reicher, ist der im vorigen Jahre in vier Bänden erschienene Briefwechsel Schiller's mit Körner, der uns einen Reichthum von Notizen zur tiefern Kenntniß der Entwickelung Schiller's von 1784 an bis zu seinem Tode aufschließt und uns das seltene Schauspiel gewährt, wie dieser mächtige und rastlos vorwärts strebende Geist im beständigen Kampfe mit der Sorge um seine Existenz und mit immer erneuerten Krankheitsanfällen dennoch sich muthig durchschlägt und immer Vollkommneres und Größeres leistet.

Wenn nun schon vorausgesetzt werden darf, daß sich alle, die an der Entwickelung der deutschen Literatur Theil nehmen, mit diesen Schriften bekannt machen werden, so wird es immerhin doch nicht unpassend sein, in diesen viel gelesenen Blättern die Auf-

merksamkeit auf die genannten Briefe hinzulenken und an einem Beispiele zu zeigen, wie bedeutend der Inhalt derselben in gewissen Beziehungen sei. Sind doch solche Schriften nicht so schnell gleichmäßig überall hin verbreitet, noch in allen Theilen des Vaterlandes leicht zugänglich.

Bekanntlich hat sich Goethe in einigen Fällen herbeigelassen, Aufschlüsse und Erklärungen über einzelne seiner Gedichte mitzutheilen, so z. B. die Harzreise im Winter, über die Ballade (vom Grafen) u. a. Daß dasselbe auch Schiller gethan, davon ist mir, wenigstens in Bezug auf lyrische Gedichte, bisher noch kein Beispiel aufgestoßen. Jetzt aber liegt uns in seinem Briefwechsel mit Körner eine größtentheils ausführliche Erklärung eines seiner am schwersten zu erklärenden Gedichte vor. Schiller hatte nämlich die Gewohnheit, seinem Freunde Körner fast ohne Ausnahme seine eben fertig gewordenen Arbeiten in der Handschrift mitzutheilen und sein Urtheil darüber einzuholen, um es, insoweit er ihm beitreten konnte, bei wiederholter Ueberarbeitung zu benutzen.

Das erste und fast einzige Gedicht, welches zwischen beiden Freunden eine umständliche Besprechung veranlaßt, sind „die Künstler.“ Es fällt dies Gedicht bekanntlich in Schillers Entwickelungsperiode; in diejenige Zeit, wo er sich eben in Jena niederlassen wollte, und, neben seinen geschichtlichen Studien, auch viel über das Schöne speculirte. Es war daher nichts natürlicher, als daß die Ideen über Schönheit und Kunst, die ihn lange Zeit hindurch ausschließlich beschäftigten, sich nach und nach zu einem poetischen Bilde abklärten und ihm zur schriftlichen Gestaltung desselben Anlaß wurden.

Die erste Erwähnung der Künstler finden wir in dem Briefe vom 12. Jan. 1789, Bd. II. S. 7. Schiller schreibt von Weimar aus:

„Ich schicke dir mein Gedicht. Die dritte Strophe fehlt nur, weil ich zwischen der zweiten und vierten zwei ganze Blätter ausgestrichen habe, da mir das Gedicht zu schnell anschwoll. Der Inhalt der fehlenden Strophe ist: daß die Kunst zwischen der Sinnlichkeit und Geistigkeit des Menschen das Bindungsglied ausmache und den gewaltigen Hang des Menschen zu seinem Planeten contreponderire; daß sie die Sinnenwelt durch geistige Täuschung veredle und den Geist rückwärts zu der Außenwelt einlade, und dergl.“

Er wünscht nun Körners Ansichten darüber zu erfahren und verlangt es binnen acht Tagen zurück.

Körner antwortet den 16. Jan., er bitte ihn „fußfällig“ nichts zu übereilen; der Inhalt sei ganz nach seinem Sinne, es könne aber auch als Gedicht sein Meisterstück werden. Wenn es ihm als

Dichtung zu lang scheine, so könne er durch Ausstreichen nicht gewinnen. So tadelt er ferner manches in der Anordnung, und ist mit dem Eingange unzufrieden. Im Einzelnen sei er bei folgenden Stellen angestoßen:

(Str. 4. Z. 9) kann man sagen „ewiger Raum“ statt unendlicher?

(Str. 5. 4) „die verzehrend über Sternen geht“ ist dieser Gedanke richtig?

(Ib. Z. 10) kindisch — ist dies Wort edel genug?

(Str. 7. Z. 1) in den Armen dieser Amme — macht einen Uebelklang.

(Str. 16. Z. 4) Stellet es in Glorie — warum nicht „eine Glorie?“

(Str. 25. Z. 8) Joniens — lies't man gewöhnlich viersilbig.

Einige andere Stellen, an denen K. anstößt, die aber in der jetzigen Recension getilgt und uns also nicht mehr bekannt sind, habe ich absichtlich weggelassen. Hierauf schließt K. mit der Bemerkung:

„Der Schluß hat mich entzückt. Denke dir diesen als Ziel, Pointe, Entwickelung, wie du willst — alles Vorhergehende muß darauf stufenweise vorbereiten. So, dächte ich, müßte ein vortreffliches Ganze entstehen.“

Hierauf antwortet Schiller (22. Jan.), wie folgt:

„Dein Urtheil über die Künstler freut mich, überraschte mich aber gar nicht, weil wir uns ja kennen. Etwas ausführlicher hätte ich es gewünscht, aus dem vorzüglichen Grunde, weil ich mich mit dir gern einmal recht ausgesprochen hätte. Ich finde deine Bemerkungen meistens sehr wahr; in einigen Kleinigkeiten hast du mich mißverstanden. — — Daß es schwer hält etwas auszustreichen, find ich auch; denn was nur immer möglich war, habe ich bereits gethan, ehe ich dirs schickte. Ueber ein Drittheil ist auf diese Art verschwunden. Ich fürchte, daß eher Mittelglieder noch möglich sein dürften, und da würde das Gedicht also noch länger — und die Länge ists, was ich am meisten fürchte. Die Anfangsstrophe gefiel mir — auch als Anfangsstrophe — sie führt rasch in die Materie, und verräth doch auch nicht gleich das ganze Geheimniß. Ich komme so gleichsam durch eine Seitenthüre in die Peterskirche. Aber das Schwere bei diesem Anfange ist immer die Brücke zu dem Uebrigen. Indessen behalt ich das Gedicht noch zwei bis drei Wochen. Die Wahrheit geht verzehrend (Str. 5.) über Sternen, kann man dichterisch sagen, weil man sie mit dem Sonnenlichte zu vergleichen gewohnt ist; vorzüglich aber im ganz prosaisch wahren Sinne, weil die nackte Wahrheit uns zu Narren machen würde, da unsere Vernunft nicht darauf calculirt ist. *) Ewiger Raum (Str. 4.) kann der Dichter insofern sagen, weil man die Ewigkeit braucht,

*) Diese Worte Sch. werfen zugleich ein helles Licht auf den Sinn des verschleierten Bildes zu Sais.

um die Unendlichkeit zu durchlaufen; gerade so wie man sagen kann: ein viertelstündiger Weg, weil man so viel Zeit braucht, um ihn zu durchgehen. Um dem Worte kindisch (Str. 5.) auszuweichen: „sieht man sie kindisch rc. will ich setzen: wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehen, und alsdann: „wird dort als Wahrheit uns entgegengehen" (weil stehen nicht auf verstehen reimen darf). Sonst gewinne ich bei dieser Veränderung auch noch, daß vor uns stehen in dieser Strophe nicht zweimal wiederholt wird. (Uebrigens ein Beweis, Herr Patron, daß er nicht recht wachsam gelesen hat, sonst hätte er diesen Uebelstand auch rügen müssen.)"

Noch einige andere Bemerkungen betreffen Stellen, die jetzt beseitigt sind.

Hierauf antwortet Körner den 30. Januar:

„Es freut mich, daß du mit meinen Aeußerungen über die Künstler zufrieden bist."

Sodann bespricht er einige nicht mehr vorhandene Stellen und erklärt sich befriedigt über die verzehrende Wahrheit und den ewigen Raum. Dann fährt er fort:

„Uebrigens danke ich dir, daß du noch über deinem Gedicht brüten willst. Fürchte die Länge nicht zu sehr. Es kann eben dadurch zu lang werden, daß du es zu kurz machen willst und wesentliche Glieder der Kette herauswirfst. Ein Ausweg fällt mir noch ein. Wie wenn du das Historische und Philosophische trenntest?"

Einige andere Bemerkungen gehören nicht hieher.

Schon am 2. Februar, ohne Körners Brief abzuwarten, schreibt Schiller:

„Die Künstler habe ich seit gestern und vorgestern wieder vor; und was sie heute nicht werden, werden sie nie. Es ist keine undankbarere Arbeit, als Gedichte in Ordnung zu bringen; ein unerhörter Zeitaufwand, und noch dazu ein verlorener; denn wenigstens kommt man dahin zurück, wovon man anfangs ausging. Die erste Stimmung worin es wurde, ist einmal vorbei. Ich habe den Anfang ganz weggestrichen; für die Verse ists allerdings Schade; vielleicht passen sie einmal für ein anderes Ganze; das Gedicht hat jetzt eine größere Simplicität und an Kürze hat es auch gewonnen. Wie ich die Verse von der Wiederherstellung der schönen Wissenschaften anders ordnen soll, weiß ich nicht, denn ich darf doch den zweiten Lenz nicht vor den ersten bringen, und von dem ersten handelt doch alles Vorhergehende. Ganz verlieren möchte ich diese Verse auch nicht, und um so weniger, da sie offenbar zum Ganzen gehören."

In Bezug auf diese Aeußerungen bemerkt Körner unterm 9. Februar:

„Daß das Feilen und Ordnen eines solchen Gedichts keine angenehme Arbeit ist, kann ich wohl denken. Aber laß dich immer die Mühe nicht verdrießen. Das lyrische Fach ist es grade, meines Erachtens, worin du einzig bist u. s. w."

Am selben 9. Februar schreibt aber auch schon Schiller wieder an den Freund:

„Ich bin doch gar sehr begierig, was du nun zu den Künstlern sagen wirst, wenn du sie wieder zu Gesichte bekommst. Der ganz veränderte Anfang gibt dem Gedichte, gegen seine vorige Gestalt, ein ganz unkenntliches Ansehn; doch sehr zu seinem Vortheil. Ich habe nun die Hauptidee des Ganzen: die Enthüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit, zur herrschenden und im eigentlichen Verstande zur Einsicht gemacht. Es ist eine Allegorie, die ganz hindurchgeht, mit nur veränderter Ansicht, die ich dem Leser von allen Seiten ins Gesicht spielen lasse. Ich eröffne das Gedicht mit einer zwölf Zeilen langen Vorstellung des Menschen in seiner jetzigen Vollkommenheit: dies gab mir Gelegenheit zu einer guten Schilderung dieses Jahrhunderts von einer bessern Seite. — Von da mache ich den Uebergang zu der Kunst, die seine Wiege war, und der Hauptgedanke des Gedichts wird flüchtig anticipirt und hingeworfen. In den Künstlern behauptet die Einführung der zweiten historischen Epoche, die Wiederbelebung der Künste nämlich, ihren vorigen Platz, und gewiß mit Recht. Ich habe aber diese ganze Stelle weit besser angefangen, mehr erweitert und durchaus verbessert. Nun folgt aber ein ganz neues Glied, wozu mir eine Unterredung mit Wieland Anlaß gegeben hatte, und welches dem Ganzen eine schöne Rundung gibt. Wieland nämlich empfand es sehr unhold, daß die Kunst nach dieser bisherigen Vorstellung doch nur die Dienerin einer höhern Cultur sei; daß also der Herbst immer weiter gerückt sei als der Lenz — und er ist sehr weit von dieser Demuth entfernt. Alles was wissenschaftliche Cultur in sich begreift, stellt er tief unter die Kunst, und behauptet vielmehr, daß jene dieser diene. Wenn ein wissenschaftliches Ganze über ein Ganzes der Kunst sich erhebe, so sei es nur in dem Falle, wenn es selbst ein Kunstwerk werde. Es ist sehr vieles an dieser Vorstellung wahr, und für mein Gedicht vollends wahr genug. Zugleich schien diese Idee schon in meinem Gedicht unentwickelt zu liegen, und nur der Heraushebung noch zu bedürfen. Die ist nun geschehen. Nachdem also der Gedanke philosophisch und historisch ausgeführt ist, daß die Kunst die wissenschaftliche und sittliche Cultur vorbereitet habe, so wird nun gesagt, daß diese letztere noch nicht das Ziel selbst sei, sondern nur eine zweite Stufe zu demselben, obgleich der Forscher und Denker sich vorschnell schon in den Besitz der Krone gesetzt und dem Künstler den Platz unter sich angewiesen: dann erst sei die Vollendung des Menschen da, wenn sich wissenschaftliche und sittliche Cultur wieder in die Schönheit auflöse:

> Der Schätze, die des Denkers Fleiß gehäufet,
> Wird er im Arm der Schönheit erst sich freun,
> Wenn seine Wissenschaft der Dichtung zugereifet,
> Zum Kunstwerk wird geadelt sein. (Str. 27.)

Diese Vorstellung führe ich nun auch wieder auf meine Allegorie zurück und lasse die Kunst an diesem Ziele sich dem Menschen in verklärter Gestalt zu erkennen geben. Das Ende von: der Menschheit Würde u. s. w. (Str. 29.) an ist ganz geblieben wie es war. Aber ich will dich diese Entdeckungen in dem Gedichte selbst machen lassen. Auch einige deiner Anmerkungen habe ich benutzt, wie du zu deiner Befriedigung finden wirst. Das Gedicht ist weit

größer geworden, aber ich glaube mit dir, daß es dadurch doch an Kürze gewonnen hat. Es sind auch sonst noch — und an Orten, wo du es gar nicht vermuthen magst — ganze oder halbe Strophen hinzugekommen, die meine Hauptidee sehr glücklich ausbilden, und unter die vorzüglichsten in der Ausführung gehören."

Auf diese Exposition erwidert Körner (18. Febr.):

„Deine Künstler kann ich kaum erwarten."

Hierauf erklärt er seine Zustimmung zu mehreren Bemerkungen Schillers und schließt damit, daß durch Alles seine Erwartung immer höher gespannt werde.

„Es kann, setzt er hinzu, dein erstes klassisches Produkt werden. Du kannst kühn alle jetzt lebenden Dichter Deutschlands auffordern, einen Pendant dazu zu liefern."

Unterm 25. Febr. erfolgt hierauf Schillers Antwort, die wegen mehrerer Aufschlüsse, die sie gibt, wieder von großer Bedeutung ist. Er erwähnt des Gesprächs mit Wieland nochmals und daß letzterer ihm die Künstler da gelassen habe, um einige Veränderungen, worüber sie übereingekommen, anzubringen.

„Dieses und das vorhergegangene Gespräch hieß mich das Gedicht noch einmal ansehen — und hier wurde ich glücklicherweise einiger Schiefheiten und Halbheiten gewahr, die dem bessern Gesichtspunkte, woraus das Ganze betrachtet sein will, erstaunlichen Abbruch thaten. Ich warf es fast ganz durcheinander, und du wirst dich über das jüngste Gericht wundern, das darüber gehalten worden ist. Eine ganze Kette neuer Strophen, die zum Inhalt haben, das zu beweisen, was in der vorigen Edition ganz beweislos hingeworfen war, ist nunmehr eingeschaltet. Ich habe über den Ursprung und Fortgang der Kunst selbst einige Ideen hasardirt, und habe alsdann die Art, wie sich aus der Kunst die übrige wissenschaftliche und sittliche Bildung entwickelt hat, mit einigen Pinselstrichen angegeben. Das Ganze hält nun auch mehr zusammen, und dadurch, daß das, womit angefangen wird, im Laufe des Gedichtes erwiesen, und am Schlusse darauf, als auf das Resultat, zurückgewiesen wird, ist das Gedicht nun ein geschlossener Kreis. Es ist freilich voluminöser geworden, denn es beträgt dreimal so viel als du gelesen hast, und Verschiedenes, was du gelesen hast, ist weg, so daß du über zweihundert neue Verse finden wirst. Ich bin äußerst begierig, wie du es nunmehr findest. Der Anfang ist ganz vortrefflich ausgefallen. Ich muß mich selbst loben. Gleich über die Schwelle strauchelte Wieland. Er wollte es nicht für ein Gedicht erkennen, sondern für philosophische Poesie, in der Art wie Youngs Nächte u. dergl. Eine Allegorie, die nicht gehalten sei, sich alle Augenblicke entweder in eine neue Allegorie verliere, oder gar in philosophische Wahrheit übergehe, das Durcheinanderwerfen poetisch-wahrer und wörtlich-wahrer Stellen incommodire ihn. Er vermißte die Einheit der Form, die das Ganze macht. Die malerische Sprache und das luxuriöse Uebergehen von Bilde zu Bilde blende ihn, so daß er vor Licht nicht sehe u. dergl. Er nennt dieses Poesie in englischem Geschmack, und gesteht, daß er sie nicht liebe, ohne sie grade kritisch verwerfen zu können. Ich glaube, daß diese Manier sich selbst schaden muß,

wenn sie fehlerhaft ist, wenn man nicht weiß und faßt, was der Dichter will, wenn man von der Idee des Ganzen durch das Ueberladen in die Details zurückgezogen wird, so ist die Poesie natürlicherweise falsch; ist es aber immer derselbe Gedanke, den man in diesen neuen Formen wiederfindet, und schließen sie durch eine natürliche Fortschreitung aneinander, so muß, denke ich, diese Ueppigkeit in der Ausführung ein Vorzug mehr sein. Die Hauptsache kömmt nun bei einem Künstler darauf hinaus, ob der Hauptgedanke, um den ich mich bewege, den höchsten Grad der Anschaulichkeit erhalten hat. — Wieland wirft mir vor, daß ich nicht Leichtigkeit genug habe; er spricht mir auch ab, sie mir in dem Grade, wie er sie hat, zu erwerben. Goethe hat sie auch gefehlt, aber er habe sie sich erworben. Ich fühle während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er recht hat, aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt; und dies läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin verbessern kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und des Herzens von seinem Gegenstande, eine leichte Dämmrung der Ideen, ehe man sich hinsetzt, sie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor sind nothwendige Requisiten zu dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drei Erforderniße zusammenbringe, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden."

In Bezug auf diese Herzensergießung erwidert Körner (4. März):

„Was du mir von Beweisen sagst, womit du deine Darstellung der Kunst unterstützt hast, läßt mich fast vermuthen, daß Wieland nicht so ganz unrecht habe, wenn er das Ganze mehr für eine versificirte philosophische Abhandlung ansieht. Darin bin ich wenigstens ganz mit ihm einverstanden, daß poetische Diction nicht das Wesen des Gedichts ist. Aber ich glaube doch immer, daß es mancherlei Zwischengattungen zwischen dem lyrischen und dem Lehrgedichte gibt. Wahrheiten können eben so gut begeistern als Empfindungen und wenn der Dichter nicht blos lehrt, sondern seine Begeisterung mittheilt, so bleibt er in seiner Sphäre. Was der Philosoph beweisen muß, kann der Dichter als einen gewagten Satz, als einen Orakelspruch hinwerfen. Die Schönheit der Idee macht, daß man es ihm aufs Wort glaubt. Ob dein Gedicht von dieser Seite durch größere Gründlichkeit an poetischem Werth verloren habe, muß der Erfolg ausweisen."

Hierauf schreibt Schiller (9. März) die Streitfrage wegen der Künstler sei der Entscheidung sehr nahe, denn das Gedicht werde in diesen Tagen an ihn abgehen.

„Ich fürchte nicht, meinen Prozeß zu verlieren. Es ist ein Gedicht und keine Philosophie in Versen; und es ist dadurch kein schlechteres Gedicht, wodurch es mehr als ein Gedicht ist. — Das Gedicht ist übrigens zu ausgezeichnet, als daß nicht öffentliche Urtheile darüber gefällt werden sollten. Wir wollen sie erwarten."

Endlich am 19. März hatte Körner das im Merkur zuerst abgedruckte Gedicht erhalten. Er äußert über dasselbe nach Berührung vieler anderer Angelegenheiten nur Folgendes:

„Ich glaube nicht, daß ein Produkt von dir existirt, was dir mehr Ehre macht; der Anfang ist unverbesserlich, und viele unter den neuen Stellen von ausgezeichneter Schönheit. — — Was ich hier und da an deinem Gedichte noch vermisse, ist eine gewisse Deutlichkeit, die, glaube ich, ein Erforderniß des Gedichts ist. Beim ersten Lesen, däucht mich, sollte jeder gebildete Mensch den Dichter verstehen, wenn er auch gleich nicht seinen Sinn erschöpft. Und selbst ein weniger denkendes Publikum muß einen Begriff mit den Worten verbinden können, wenn auch gleich dieser Begriff immer vollendeter ist, je mehr sich die Seele des Lesers der Seele des Künstlers nähert. Die schönsten Stellen in deinem Gedichte, wo sich die dichterische Einkleidung mit philosophischem Gehalte verbindet, sind gerade die lichtvollsten. Dunkelheit habe ich besonders in folgenden Stellen gefunden: S. 289 das Kind der Schönheit — empfangen; S. 290 die feine Gier — reißt; S. 292 der Leidenschaften — in den Weltenlauf; ebendas. doch in dem großen — getragen; S. 293 den Schatten — erfüllt; S. 299 das stolze Jovisbild — sich neigen. — Ich ärgere mich, daß ich nicht zuerst von den Künstlern geschrieben habe. Jetzt bin ich zu zerstreut und zu übereilt. Du hast mir eine der glücklichsten Stunden gemacht. Du kennst das seelenerhebende Gefühl, das dir bei mir zu Gebote steht, sobald du deine Kräfte aufbietest. Ich bin stolz darauf, dich zu verstehen."

Im nächsten Briefe Schillers vom 30. März heißt es:

„Deinen Brief habe ich in dem Augenblicke erhalten, wo der meinige abging. Du hast mich sehr damit erfreut. Was du von den Künstlern urtheilst, stimmt mit meiner Erwartung überein; wir müssen einander ja kennen. Ich fürchte, daß deine Bemerkung wegen gewisser Dunkelheit im Ausdrucke wahr ist, und bei einigen Lesern fand ich sie auch schon bestätigt. Wieland hat manches nicht verstanden. Diese Dunkelheit thut mir darum besonders leid, weil sie einige vorzügliche Gedanken trifft, die ich in das mögliche Licht gesetzt wünschte. Wir wollen doch diejenigen durchgehen, die du ausgehoben hast.

1) Das Kind der Schönheit — empfangen (12. Str.) Ich will sagen: Jedes Kunstwerk, jedes Werk der Schönheit ist ein Ganzes und so lange es den Künstler beschäftigt, ist es sein eigener Zweck; so z. B. eine einzelne Säule, Statue, poetische Beschreibung. Es ist sich allein genug. Es kann für sich bestehen, es ist vollendet in sich selbst. — Nun sage ich aber, wenn die Kunst weiter fortschreitet, so verwandelt sie dieses einzelne Ganze in Theile eines neuern und größern Ganzen; denn ihr letzter Zweck ist nicht mehr in ihnen; sondern außer ihnen: darum sage ich, sie habe ihre Krone verloren. Die Statue, die einzeln gleichsam geherrscht hat, gibt diesen Vorzug an den Tempel ab, den sie ziert; der Character eines Hector, an sich allein schon vollkommen, dient in der Ilias als ein subordinirtes Glied &c. Je reicher die Kunst wird, desto mehrere einzelne Ganze gibt sie uns in einem größern Ganzen als Theile zu genießen, aber desto verwickelter und üppiger ist die Mannigfaltigkeit, in der sie uns Einheit finden läßt.*) Wenn ich

---

*) A. Schlegel in seiner Entwickelung dieses Gedichts (Werke. 7. Bd. S. 14. Erschienen 1790 in Bürger's Akademie der schönen Redekünste Bd. 1. St. 2. S. 127—179.) hat diesen Gedanken der Hauptsache nach

weiter sage der Zeus des Phidias neige sich in seinem Tempel zu Olympia (Str. 19.) so sage ich nichts anderes, als: Diese Statue zu Olympia, die schon allein für sich vollkommen ist, hört auf ihre Wirkung allein hervorzubringen, sobald sie in dem Tempel steht und gibt nun das Ihrige zum Totaleindrucke von Majestät ꝛc., der durch das Ensemble des ganzen Tempels hervorgebracht wird. Die eigentliche Schönheit liegt aber darin, daß Jupiter sitzend vorgestellt war, und wenn er aufstand, das Dach abgehoben haben würde. Wer dies weiß, dem wird neigen eine angenehme Nebenidee erweitern. Mir hat überhaupt diese gebückte Stellung des olympischen Jupiters immer sehr gefallen, weil sie so viel sagen kann, als: der Gott habe sich herabgelassen und nach der menschlichen Einrichtung bequemt; alles würde zusammenfallen, wenn er sich aufgerichtet, d. h. als Gott zeigte.

(Schlegel faßt diese Stelle falsch, indem er bei einigen an das Homerische ἐπ᾽ ὀφρύσι νεῦσε denkt.)

2) Die feine Gier nicht in sein Wesen reißt. (Str. 13.) Jeder sinnlichen Begierde liegt ein gewisser Drang zum Grunde, den Gegenstand derselben sich einzuverleiben, in sich hineinzureißen, von der Lust des Gaumens an bis zur sinnlichen Liebe. Die sinnliche Liebe zerstört ihren Gegenstand, um ihn zu einem Theil des begehrenden Wesens zu machen.

3) Der Leidenschaften wilden Drang — in den Weltenlauf. (Str. 17.)

Die moralischen Erscheinungen, Leidenschaften, Handlungen, Schicksale deren Verhältnisse der Mensch im großen Laufe der Natur nicht immer verfolgen und übersehen kann, ordnet der Dichter nach künstlichen, d. h. er gibt ihnen künstlich Zusammenhang und Auflösung. Diese Handlung begleitet er mit Glückseligkeit, jene Leidenschaft läßt er zu diesen oder jenen Handlungen führen, dieses Schicksal spinnt er aus diesen Handlungen oder Characteren u. s. w. Der Mensch lernt nach und nach diese künstlichen Verhältnisse in den Lauf der Natur übertragen, und wenn er also eine einzelne Leidenschaft oder Handlung in sich oder um sich herum bemerkt, so leiht er ihr — nach einer gewissen Reminiscenz aus seinen Dichtern, dieses oder jenes Ende — d. h. er denkt sie sich als den Theil oder das Glied eines Ganzen; denn sein durch Kunstwerke geübtes Gefühl für Ebenmaaß leidet keine Fragmente mehr. Ueberall sucht er die Symmetrie, die ihn die Kunst kennen gelehrt hat. Aber

4) Dieses Gesetz des Ebenmaaßes wendet er zu früh auf die wirkliche Welt an, weil viele Partieen dieses großen Gebäudes für ihn noch im Dunkel gestellt sind. Um also sein Gefühl für Ebenmaaß zu befriedigen, muß er der Natur eine künstliche Nachhülfe geben, er muß ihr gleichsam borgen. So z. B. fehlte es ihm an dem nöthigen Lichte, das Leben des Menschen zu überschauen, und die schönen Verhältnisse von Moralität und Glückseligkeit darin zu erkennen. Er fand in seiner kindischen Einbildung Mißverhältnisse; da sich aber sein

---

richtig aufgefaßt. Er sagt: „Mit dem Fortgange der Künste erweitert sich auch der Umfang ihrer Schöpfungen: was vorhin ein Ganzes ausmachte, schmiegt sich jetzt als Theil unter die Mannigfaltigkeit eines größern Ganzen.“ Viehoff's Commentar ist mir augenblicklich nicht zur Hand. Die Stelle wird jedoch leicht mißverstanden.

Geist einmal mit dem Ebenmaaße vertraut gemacht, so schenkt er aus dichtender Eigenmacht dem Leben ein zweites, um in diesem zweiten die Mißverhältnisse des jetzigen aufzulösen. So entstand die Poesie von einer Unsterblichkeit. Die Unsterblichkeit ist ein Product des Gefühls für Ebenmaaß, nachdem der Mensch die moralische Welt beurtheilen wollte, ehe er diese ganz überschaute.

5) Das Gleichniß: Der Schatten in des Mondes Angesicht ꝛc. hat in meinen Augen einen ungemeinen Werth. Das menschliche Leben, sage ich in den vorhergehenden Versen, erscheint dem Menschen als ein Bogen, als ein unvollkommener Theil eines Kreises, den er durch die Nacht des Grabes fortsetzt, um den Zirkel ganz zu machen (von Schönheit oder Kunstgefühl sich regieren lassen ist ja nichts anders als den Hang haben, alles zur Vollendung zu bringen). Nun ist aber der wachsende Mond ein solcher Bogen, und der übrige Theil, der noch fehlt, um den Zirkel völlig zu machen, ist unbeleuchtet. Ich stelle also zwei Jünglinge neben einander, davon der eine beleuchtet ist, der andere nicht, (mit umgestürztem Lichte); jenen vergleiche ich mit der beleuchteten Mondeshälfte, diesen mit der schwarzen, oder, was eben so viel sagt: die Alten, die den Tod bildeten, stellten ihn vor als einen Jüngling, der eben so schön ist, als sein Bruder, das Leben, aber sie gaben ihm eine umgestürzte Fackel, um anzudeuten, daß man ihn nicht sehe — eben so wie wir an den ganzen Ring des Mondes glauben, ob er uns gleich nur als ein Bogen oder als ein Horn erscheint. — Ich habe in dieser Stelle ein Gleichniß Ossians in Gedanken gehabt und zu veredeln gesucht. Ossian sagt nämlich von einem, der dem Tode nahe war: „Der Tod stand hinter ihm, wie die schwarze Hälfte des Mondes hinter seinem silbernen Horne.“ Diese ganze Str. muß man überhaupt mit einer lebhaften Gegenwart des Hauptgedankens lesen: Daß der Mensch, in dem einmal das Gefühl für Schönheit, für Wohlklang und Ebenmaaß rege und herrschend geworden ist, nicht ruhen kann, bis er alles um sich in Einheit auflöst, alle Bruchstücke ganz macht, alles Mangelhafte vollendet, oder, was eben so viel sagt, bis er alle Formen um sich her, den vollkommensten nähert.

So weit Schiller.

Diese lichtvolle Erörterung, wie sie freilich nur der Dichter selbst geben konnte, ist, wie jeder Leser zugeben wird, von äußerster Wichtigkeit; denn allerdings gehört diese Stelle nebst der oben in der zwölften Str. erwähnten, zu der dunkelsten des ganzen Gedichts. Sie erscheint jetzt in ihrem rechten Lichte, ist aber deshalb immer nicht anders zu entschuldigen, als durch die damalige Bildungsstufe des Dichters; seine Darstellung war noch zu philosophisch und abstract und hatte sich noch nicht zu der Objectivität ausgebildet, die wir später in seinen Balladen, zum Theil durch Goethe's Einfluß, bemerken.

Es ist interessant zu vergleichen, was Schlegel (S. 18.) zu dieser Stelle bemerkt:

„Nur gegen die vier letzten Verse möchte ich Einwendungen machen. Ich begreife wohl, daß die Dioskuren als Sinnbild der Unsterblichkeit gebraucht werden können, wegen ihres abwechselnden Lebens im Olymp und in der Unter-

welt. Allein was soll der Zusatz „mit umgestürztem Lichte"? Ich entsinne mich nicht, daß die Dioskuren mit diesem Attribut vorkämen. Soll es vielleicht auf die berühmte Gruppe von Statuen gehen, die einige für Kastor und Pollux, andere für ein paar Genien halten? Die Beziehung wäre doch zu speciell. Die zwei letzten Zeilen scheinen als Apposition oder Erklärung zu den ersten hinzugefügt zu sein, und vielleicht darauf zu deuten, daß man sich nur ein dämmerndes Schattenleben nach dem Tode dachte. Allein in dieser Verbindung sind sie mir gleichfalls dunkel."

Die Schlußworte Schillers nach der letzten Erörterung lauten merkwürdig genug so:

„Ich finde, daß es schwer ist, den Commentator über sich selbst zu machen, schriftlich wenigstens; im Gespräche würdest du mir bald meine ganze Vorstellungsart entlockt haben."

Im weitern Verlaufe der Correspondenz kommen die beiden Freunde noch zweimal auf „die Künstler" zurück. Bd. III. S. 101. spricht Sch. über die Revision mehrerer Gedichte und bemerkt: „Noch weit mehr Arbeit (als die Götter Griechenlands) werden mir die Künstler machen."

Im nächsten Briefe vom 11. Mai 1793 macht ihn deshalb Körner aufmerksam, mit seinen Correcturen nicht zu weit zu gehen. In Bezug auf unser Gedicht sagt er:

„Manche Gedichte haben einen Radicalfehler in der Anlage des Ganzen, entschädigen aber durch die Vorzüge der einzelnen Theile. Dieß scheint mir jetzt der Fall bei den Künstlern zu sein: Dieß Werk ist nicht poetisch, sondern philosophisch gedacht. Derselbe Stoff sollte vielleicht erst, noch ehe er dargestellt werden konnte, in einen dichterischen Nahrungssaft verwandelt werden. Nur der subjective Totaleindruck aller dieser Ideen war, däucht mich, der eigentliche Stoff für die Kunst. Eine solche Abänderung aber würde dich mehr Zeit kosten als ein neues Gedicht, bei dem du und das Publikum doch allemal mehr gewinnst."

In der Antwort auf diese gewiß sehr feinen und richtigen Bemerkungen Körners billigt Schiller (27. Mai deſſ. J.) im Ganzen diese Ansichten, setzt aber doch wieder hinzu:

„Vor der Durchsicht der Künstler ist mir am meisten bange. Meine Ideen über Kunst haben sich seit der Zeit merklich erweitert, meine Gesichtspunkte sich verändert, manche Meinungen sich ganz und gar widerlegt. Doch muß ich gestehen, daß ich noch viel philosophisch Richtiges in den Künstlern finde und darüber ordentlich verwundert bin. Ueber den Gang des ganzen Gedichts fürchte ich mich mein Urtheil zu sagen; er befriedigt mich gar zu wenig."

Diese letzten offenherzigen Worte legen das schönste Zeugniß ab für Schillers unablässiges Vorwärtsstreben, für seine erweiterten Einsichten, und dafür, daß er seine eignen Sachen später immer mit kritischem Blicke betrachtete und sie streng, wie fremde Producte, beurtheilte. Gewiß hat Sch. sehr Recht, wenn er den Gang des

ganzen Gedichts unbefriedigend nennt. Man sieht das recht deutlich, wenn man sich den Grundgedanken jeder der einzelnen Strophen kurz notirt und dann das Ganze überblickt, wie ich neulich veranlaßt wurde zu thun, als ich den Primanern aufgegeben hatte, den Gedankengang unsers Gedichts zu entwickeln. Hält man sich sehr allgemein, wie es Schlegel gethan hat, so kann man wohl sagen: „Der Ursprung und das Wachsthum der schönen Künste; die feinen Vergnügungen, durch die sie den Menschen seiner ersten Wildheit entrissen; der Unterricht, den sie der kindlichen Urwelt in bildlichen Darstellungen geben; ihr mildernder und verschönender Einfluß auf das ganze Leben; endlich ihre Wiederauflebung in neuern Zeiten und die Aussicht auf eine höhere Vollendung des Menschengeschlechts durch die letzte Vervollkommnung derselben: Dieß ist der Stoff, den der Dichter — nicht etwa in einer Hymne des Lobes nur im Fluge berührt — nicht etwa mit didactischer Umständlichkeit erschöpft — sondern in eine lehrende, aber mit Begeisterung lehrende Rhapsodie zusammengefaßt hat."

Geht man jedoch ins Einzelne ein, dann wird man oft in Verlegenheit gerathen, einen stetigen Gedankenfortschritt, den doch ein im Ganzen didactisches Gedicht immer haben muß, herauszufinden. Daß ein solcher im strengern Sinne auch nicht wohl möglich war, lehrt schon die oben geschilderte fragmentarische Entstehung des Gedichts. Gleichwohl, wie ganz anders nimmt sich die oben von Sch. selbst gegebene Entwickelung neben der Schlegelschen aus. Die Idee des Ganzen spricht Schlegel nicht einmal bestimmt aus und Vieles einzelne ist so unbestimmt gehalten, daß man sagen kann, der eigentliche, tiefere und innere Gehalt des Gedichts sei gar nicht aufgefaßt.

Wir kehren zur Correspondenz zurück. Körner schreibt 31. Mai:

„Bei den Künstlern ist mir eingefallen, ob sich der philosophische Theil nicht von dem historischen absondern ließe. Du erhieltest zwei kleinere Ganze, die sich besser zu der Einheit bequemen würden, die du vielleicht hauptsächlich vermissest, und von einzelnen Theilen würdest du sehr wenig aufzuopfern brauchen."

Schiller antwortet auf diesen Vorschlag nichts und erst im 4. Bande, beim Jahre 1800, wird nochmals der Künstler gedacht. In diesem Jahre gab Schiller zum erstenmale seine gesammelten Gedichte heraus; bei Uebersendung derselben an Körner schreibt er (3. Sept. 1800):

„Hier erhältst du meine Gedichte. Du wirst manche vergeblich darin suchen theils weil sie ganz wegblieben, theils auch weil es mir an Stimmung fehlte, ihnen nachzuhelfen. Diese bleiben also entweder auf einen möglichen zweiten Theil, oder doch auf eine neue und erweiterte Ausgabe des gegenwärtigen ver-

spart. Auch in denen, welche eingerückt sind, wirst du manches Einzelne, und vielleicht ungern vermissen; aber ich habe nach meinem kritischen Gefühl gehandelt, und der Rundung des Ganzen das Einzelne, wo dieß stört, aufgeopfert. Besonders habe ich die Gedichte von gewissen abstracten Ideen möglichst zu befreien gesucht; es war eine Zeit, wo ich mich allzusehr auf jene Seite neigte."

Körner ist höchlich verwundert, daß in dieser Ausgabe die Künstler gänzlich fehlen. Er antwortet (10. Sept.):

„Ich war sehr auf die Erscheinung deiner Gedichte begierig, aber fürchtete immer, deine Strenge gegen dich selbst möchte dir die Revision so weitläuftig und mühsam machen, daß du die Lust darüber verlieren würdest. Freilich hast du solche Fortschritte gemacht, daß dich die meisten deiner frühern Arbeiten nicht mehr befriedigen können. — — Daß du aber auch die Künstler und die Freude nicht aufgenommen hast, werden dir viele nicht verzeihen. Deine Ursachen begreife ich wohl. Indessen sollt' ich nicht glauben, daß du nicht beiden Gedichten eine Gestalt geben könntest, die deinen jetzigen Foderungen entspräche. Aus den Künstlern, die mir besonders lieb sind, ließen sich — däucht mich — zwei Gedichte machen. Manches ist freilich nachher im Reich der Formen *) poetischer gedacht worden; aber der historische Theil der Künstler gäbe noch immer ein treffliches Gedicht."

Schiller antwortet (21. Oct.) Folgendes:

„Wegen meiner Gedichte habe ich dir noch nicht geantwortet. Nicht alle Stücke, die ich weggelassen, sind darum von mir verworfen; aber sie konnten nicht in ihrer alten Gestalt bleiben, und eine neue Bearbeitung hätte mehr Zeit erfordert, als ich dießmal daran wenden konnte. Verschiedene, wie die Künstler, habe ich wohl zwanzigmal in der Hand herumgeworfen, ehe ich mich decidirte. Deinen Gedanken wegen dieses Gedichts hatte ich anfangs auch, aber er ist nicht auszuführen. Leider ist dasselbe durchaus unvollkommen, und hat nur einzelne glückliche Stellen, um die es mir freilich selbst leid thut."

Vielleicht liest man nicht ungern hier zugleich Schillers Urtheil über die Freude, die sich unmittelbar an die letzten Worte anschließt.

„Die Freude hingegen ist nach meinem jetzigen Gefühl durchaus fehlerhaft; und ob sie sich gleich durch ein gewisses Feuer der Empfindung empfiehlt, so ist sie doch ein schlechtes Gedicht und bezeichnet eine Stufe der Bildung, die ich durchaus hinter mir lassen mußte, um etwas Ordentliches hervorzubringen. Weil sie aber einem fehlerhaften Zeitgeschmack entgegenkam, so hat sie die Ehre erhalten, gewissermaßen ein Volksgedicht zu werden. Deine Neigung zu diesem Gedicht mag sich auf die Epoche seiner Entstehung gründen; aber diese giebt ihm auch den einzigen Werth, den es hat, und auch nur für uns und nicht für die Welt noch für die Dichtkunst."

Eine neue Auflage von Schillers Gedichten erschien bereits 1803, welche Schiller durch Zelter seinem Freunde übersandte. In Bezug auf dieselbe schreibt Körner (19. Juni 1803):

---

*) Auch IV. S. 194 so genannt; vorher in den Horen: Das Reich der Schatten; jetzt: Das Ideal und das Leben.

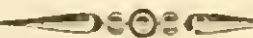
„Zelter hat mir deine Gedichte gebracht, auch die drei ungedruckten mitgetheilt. — — Daß du deine ältern Sachen unverändert gelassen hast, war dir gar nicht zu verdenken. Zu deiner völligen Befriedigung wirst du sie auch mit dem größten Zeitaufwande schwerlich umschaffen. Und niemand verdankt dir die Mühe, die du darauf wendest. Jede Kritik muß schweigen, wenn die Jahreszahl dabei steht, und du ein anderes reiferes Werk daneben stellst."

Es ist das die letzte Stelle, wo der Gedichte mit einer gewissen Beziehung auf die Künstler gedacht wird. Bekanntlich ist auch dieses Princip bei der spätern Herausgabe der Gedichte Schillers festgehalten worden.

Ich enthalte mich aller weitern Zusätze und Bemerkungen zu den letzten Aeußerungen Schillers, die wohl füglich dem Leser überlassen bleiben.

Noch stößt man in dieser Briefsammlung auf eine Menge kritischer Urtheile über die Producte der Zeitgenossen Schillers, namentlich der romantischen Schule und Goethe's. Könnte man auch diese Urtheile jetzt nicht mehr sämmtlich unbedingt unterschreiben, so haben sie doch immer wegen der Frische des ersten Eindrucks, unter dem sie niedergeschrieben wurden, einen großen Werth theils für den Freund der Litteratur überhaupt, theils für alle Lehrer, welche deutsche Litteratur vortragen. Ferner kommen noch eine Menge Aufschlüsse über die Entstehung anderer Gedichte Schillers und seine Ansichten über dieselben vor; bisweilen sind auch Körners Urtheile interessant. Besonders wichtig wäre auch eine Zusammenstellung von Schillers Mittheilungen über seine dramatischen Stücke von Wallenstein an bis Wilhelm Tell, die zum Theil aus dem Briefwechsel mit Goethe, wenigstens durch Hinweisungen, erweitert und lehrreicher gemacht werden könnten.

Zwickau. Dr. **Hertel.**



Beiträge zur Kritik des Shakspeare.

(Othello. King Lear.)

In meinem Buche: „Die Tieck'sche Shakspearekritik beleuchtet von N. Delius. Bonn, H. B. König. 1846." lag als nächster Zweck vor, die von Tieck auf Shakspeare angewandten kritischen Grundsätze in ihrer Eigenthümlichkeit nach allen Seiten hin zu charakterisiren und an ihren Ergebnissen ihre Verkehrtheiten nachzuweisen. Die Mißgriffe, welche Tieck sich in seiner Uebersetzung Shakspeare's hatte zu Schulden kommen lassen, wurden daher nur in so weit in dem genannten Werke im Einzelnen berührt, als der Uebersetzer selbst in seinen Anmerkungen auf diese falschen Auslegungen eingegangen war und daran weitere nicht minder verkehrte Schlußfolgerungen geknüpft hatte; so kam es, daß gerade zu denjenigen Dramen, die der Nachfolger Schlegel's am reichsten mit Noten und Erklärungen versehen hatte, auch die meisten Berichtigungen nöthig erschienen, und daß letztere vorzugsweise die schwierigsten Stellen des Dichters betreffen, wie denn auch in dieser Zeitschrift selbst neuerdings noch von den Herren Heussi und Ziel zu Tieck'schen Uebersetzungfehlern Verbesserungen veröffenlicht wurden, die sich zum großen Theil bereits in meinem oben angeführten Buche finden. Indeß konnte dasselbe seinem Zwecke gemäß nur einen verhältnißmäßig geringeren Theil solcher Irrthümer hervorheben und mußte namentlich alle in den Anmerkungen von Tieck nicht besprochenen Lesarten ebenfalls unbesprochen lassen, so viel sich auch darüber sagen läßt. Möge es denn gestattet sein, das Versäumte hier zu ergänzen und zu der Tieck'schen Uebersetzung einiger Dramen Shakspeare's Correcturen zu liefern, die in dem oben genannten Buch übergangen werden mußten; was an Einzelheiten darin schon berührt ist, bedarf hier nur einer bloßen

Anführung. So ist z. B. um mit dem Othello anzufangen, eine viel besprochene von Tieck mißverstandene Stelle (Act. I. Sc. 1.)

A fellow, almost damn'd in a fair wife.

bereits erörtert (Tieck'sche Shakspearekritik S. 119—120.) Eben so eine andere nicht weniger schwierige Stelle (Act. 1. Sc. 13.)

Nor to comply with heat the young affects
In my defunct and proper satisfaction.

(Vgl. T. Sh. S. 121—122.)

— Preferment goes by letter and affection
Not by the *old gradation* where each second
Stood heir to the first. (Act. 1. Sc. 1.)

Beförderung geht Euch nach Empfehl und Gunst,
Nicht nach ehmal'gem Rang, wo jeder zweite
Den Platz des Vormanns erbt.

Old gradation ist vielmehr „die althergebrachte Stufenfolge" die jetzt außer Acht gelassen wird.

— For when my outward *action* doth demonstrate
The native act and figure of my heart
In complement extern. (Ebendas.)

Denn wenn mein äußres Thun ist offenbart
Des Herzens angeborne Art und Neigung
In Haltung und Geberd'.

Action kann es so häufig hier nur „Geberd'" bedeuten. Erst in act liegt der Begriff, den Tieck schon für action anticipirt

— Zounds, sir, you are orbli'd, *for shame* put on your gown
Ihr seid beraubt, zum Teufel, nehmt den Mantel. (Ebendas.)

Das Fluchwort „zum Teufel" entspricht wenig dem Original, wo Jago den unbekleidet erscheinenden Brabantio gleichsam zum Spott auffordert, sich seiner Nacktheit zu schämen und sich anzukleiden: „Schämt Euch, und zieht Euch an!"

— This acciden is not unlike *my* dream.
Der Vorfall sieht nicht ungleich einem Traume. (Ebendas.)

Brabantio redet aber nicht so unbestimmt, wie ihn der Uebersetzer sprechen läßt, sondern bezieht sich ganz bestimmt darauf, daß ihm so eben etwas von der Entführung seiner Tochter geträumt hat.

O, *unhappy* girl!
O, unglücklich Kind! (Ebendas.)

„O, ungerathenes, bösartiges Kind!" muß es heißen. Diese Bedeutung, und nicht die von Tieck gebrauchte, hat unhappy bekanntlich sehr oft bei Shakspeare.

Call up my brother. — O that you had had her! —
Some one way, some another.
Ruft meinen Bruder. — Wär' Er Euer doch
Auf welche Art auch immer. (Ebendas.)

Brabantio fährt fort, in leidenschaftlich abgerissener Art die verschiedenen Gedanken, die sich in ihm drängen, zu äußern. Erst befahl er, seinen Bruder zu wecken, gleich darauf wendet er sich an Rodrigo, den verschmähten Freier seiner Tochter und wünscht, daß er ihm doch die Desdemona gegeben haben möchte; dann wieder zu seinen Dienern gewandt, heißt er die Einen in der einen Richtung, die Andern in einer andern die Entflohenen verfolgen. (Some one way, some another.) Es ist unbegreiflich wie Tieck diese Worte mit den vorhergehenden in Verbindung bringen und den in der Uebersetzung angedeuteten Sinn hineinlegen kann.

— Pray you lead on. At every house I'll call,
I may command *at most.*
Wohl, führt den Zug. Vor jedem Hause ruf' ich;
Wenn's gilt, kann ich befehlen. (Ebendas.)

Zu at most ist offenbar houses zu ergänzen. Bei jedem Hause will ich rufen, bei den meisten Häusern kann ich sogar befehlen, daß man mir Beistand leiste. At most als Adverbium könnte nicht, wie Tieck meint, „wenn's gilt" bedeuten, sondern nur „höchstens." „Ich kann höchstens befehlen" wäre aber das gerade Gegentheil von dem, was Brabantio sagen will.

— These are the *raised* father and his friends
Der zorn'ge Vater ist es mit den Freunden. (Act. I. Sc. 2.)

To raise ist hier dasselbe, was es in der vorhergehenden Scene war: aufwecken, in Bewegung setzen. Vgl. and raise some special officers of might.

— That thou hast *practis'd* on her with foul charms
Daß du mit Höllenkunst auf sie gewirkt. (Ebendas.)

Daß du ihr nachgestellt, sagt das Original, denn to practise bedeutet bei Sh. nicht bloß wirken, sondern im bösen Sinne immer nachstellen.

— But altogether lacks the *abilities*
That Rhodes is dress'd in
Und aller Wehr und Möglichkeit entbehrt,
Mit der sich Rhodus schirmt. (Act. 1 Sc. 3)

Es ist schwer zu sagen, was sich der Uebers. bei „Möglichkeit" in diesem Zusammenhang, auf den Tag von Cypern angewandt, gedacht haben mag. Able bedeutet bei Sh. sehr häufig „gerüstet", abilities also die Rüstungen, die Befestigungen, welche Rhodus vor Cypern voraus hat.

— They have us'd (scil. these arms of min)
Their dearest action in the *tented field.*
Uebt er stets (mein Arm)
Nur Kriegesthat im Feld, wie im Lager.

Im Lager wird schwerlich Othello Veranlassung gefunden haben, die Kraft seines Armes zu gebrauchen, sondern nur im Felde, in dem mit Zelten bedeckten Felde, wie das Original ausmalt.

— And bring them after *in the best advantage.*
Und bringe sie mir nach, sobald du kannst.

Nicht den Auftrag ertheilt Othello seinem Fähndrich, sondern mit der besten (Schiffs)=Gelegenheit, die sich findet, soll er die Desdemona nachbringen. Es ist also eine Rücksicht auf Desdemona, die sich im Original ausspricht, während in der Uebers. Jago's Bequemlichkeit oder Muße berücksichtigt wird.

— Come, Desdemona; I have but an hour
Of love, *of worldly matters and direction,*
To spend with thee,
Komm, Desdemona; nur ein Stündchen bleibt
Der Lieb' und unserm häuslichen Geschäft
Mit dir zu weihn. (Ebend.)

Tieck läßt also of worldly matters etc. wie of love von hour abhängen und erklärt dies Wort durch „häusliches Geschäft", was schwerlich in dem Original liegt. Gewiß beabsichtigt der Dichter einen Gegensatz zwischen love und worldly matters, und demgemäß steht das zweite of unabhängig, wie z. B. in den Redensarten of love of charity aus Liebe: Vor weltlichen Geschäften und Anordnungen, sagt Othello auf sein Feldherrnamt hindeutend, habe ich nur eine Stunde der Liebe mit dir zu verbringen. Die Construction erscheint zwar Shakspearisch=kühn, aber darum nicht weniger sicher.

— Why, the power and *corrigible* authority of this lies in our wills.
Nun, das Vermögen dazu und die bessernde Macht liegt durchaus in unserm freien Willen. (Ebend.)

Corrigible authority ist eine Macht, ein Einfluß, den man in seiner Hand hat, eine lenksame, fügsame Gewalt, wie der Dichter in „Antonius und Cleopatra" von corrigible necks „fügsamen Nacken" spricht.

— I confess me knit to thy *deserving* with cables of perdurable toughness.
Ich erkläre mich an dein Verdienst geknüpft mit dem Ankertau der ausdauerndsten Festigkeit. (Ebend.)

To deserve one heißt häufig und auch hier: sich um Jemanden verdient machen oder kürzer: Jemandem dienen. Der Sinn der Stelle ist also: Ich bekenne mich zu deinem Dienst oder dir zu dienen verbunden, verpflichtet. Jago rühmt keineswegs den Rodrigo und dessen Verdienst, sondern seine eigene dienstfertige Treue und Freundschaft.

— If *sancti mony* and a frail vow — be not too hard for my wits and all the tribe of hell, thou shalt enjoy her.

Wenn des Pastors Segen und ein hohles Gelübde — für meinen Witz und die ganze Sippschaft der Hölle nicht zu hart sind, u. s. w. (Ebend.)

Sancti mony ist die Frömmigkeit und Heiligkeit, welche nebst ihrem Gelübde die Desdemona abhalten konnte, den Verführungen Rodrigo's nachzugeben. Der Segen des Priesters kommt gar nicht in Rede dabei.

Ueber die Lesarten: twixt the *heaven* and the main (Act. II Sc. 1) und A *Veronese* Michael Cassio (Ebend.) welche Tieck beide adoptirt, ist bereits in der „Shakspear-Kritik" das Nöthige bemerkt.

— Therefore my hopes, *not surfeited to death*
Stand in bold cure.
Drum harrt mein Hoffen, noch nicht tödtlich krank
Kühn auf Genesung. (Act. II. Sc. 1)

Die Uebersetzung verwischt die spitzfindige Wendung des Originals ganz und gar. Hoffnungen, die nicht Maß halten, sondern im Uebermaß gehegt oder wie ein schwelgerischer Genuß genossen werden, tragen in diesem Uebermaß den Keim des Todes in sich; während Hoffnungen, die sich von solchem Exceß fernhalten, eher auf Erfüllung, oder in dem Bilde einer Krankheit zu bleiben, auf Genesung zählen dürfen.

— The gutter'd rocks and congregated sands
Traitors ensteep'd to clog the *guiltless* keel.
Gezackte Klippen, aufgehäufter Sand
Unschuld'gen Kiel zu fährden leicht verhüllt. (Ebend.)

„Unschuldig" ist ein entweder nichtssagendes oder abgeschmacktes Beiwort zu dem „Kiel eines Schiffes", der arglos über die Untiefen und Felsen hinfährt und dadurch in Gefahr geräth. Diese Bedeutung arglos, unbefangen hat guiltless häufig.

I could well wish courtesy would invent some other custom of entertainment.

Mir wär's lieb, wenn die Höflichkeit eine andere Sitte der Unterhaltung erfände. (Ebend.)

Cassio, der den Wein nicht vertragen kann, wünscht eine andere Art von Bewirthung eingeführt zu sehen, als die im starken Zechen besteht. Entertainment ist durchgängig bei Sh. Bewirthung, freundschaftliche Aufnahme, nicht das franz. entretien. In den folgenden Worten Cassio's ist *craftily* qualified übersetzt: stark mit Wasser gemischt, während doch das englische craft und deutsche Kraft keineswegs identisch ist. Cassio sagt nur, er habe im Bewußtsein

seiner Schwäche, seinen Becher klüglich mit Wasser gemischt slily mixed with water, wie Johnson richtig umschreibt.

— Do but see his vice
'Tis to his virtue a just *equinox*
The one as long as the other.

Doch ihr seht sein Laster;
Es ist die Schattenseite seiner Tugend,
Wenn Tag und Nacht sich gleich sind. (Ebend.)

Aus der Uebersetzung muß jeder Leser schließen, daß Cassio besonders zur Zeit der Tag- und Nacht-gleiche dem Trunke ergeben sei. Shakspeare sagt nichts der Art; es wird nur bemerkt, daß Cassio's Tüchtigkeit und seine Fehler sich so vollständig das Gleichgewicht halten, wie Tag und Nacht zur Aequinoctialzeit.

— Have you forgot all sense of *place* and duty?

Vergeßt Ihr allen Sinn für Rang und Pflicht? (Ebend.)

Nicht mit der Mahnung an ihren Rang sucht Jago die Kämpfenden zu trennen, wie denn auch darin schwerlich etwas Beschwichtigendes läge, sondern an den Ort, wo sie sich befinden, erinnert er sie: in a town of war — and on the court of guard of safety sagt gleich nachher Othello mit derselben Bezugnahme.

— What! Michael Cassio
That came a-wooing *with* you.

Ei, Michael Cassio, der für dich warb. (Act. III. Sc. 3)

Aus der Erzählung Othello's wissen wir, daß er selbst um die Desdemona warb; eine Vermittelung Cassio's bei der Gelegenheit wäre mithin ein Widerspruch, deren sich das Original nicht schuldig macht. Dieses sagt vielmehr nur, daß Cassio den Othello auf seinen Freiersbesuchen bei der Desdemona begleitet habe.

— They are close delations, working from the heart,
That passion cannot rule.

Heimlicher Wink, der aus dem Herzen dringt
Im Zorn des Edelmuths. (Ebend.)

Es ist die Rede von Jago's Stocken und Stottern. Dergleichen, sagt Othello, bedeutet bei Buben nichts, aber bei dir, einem Biedermann, um so mehr, weil es aus einem Herzen hervorgeht, das der Leidenschaft unzugänglich ist, worüber die Leidenschaft keine Gewalt hat. Der „Zorn des Edelmuths" ist durch ein seltsames Mißverständniß in den Satz eingeschoben.

Ueber die Stelle green-ey'd monster vergl. „die Tieck'sche Shakspear-Kritik" S. 124—5.

I am to pray you not to strain my speech
To grosser issues nor to larger reach
Than to suspicion.
Ich bitt' Euch, Herr, dehnt meine Worte nicht
Zu größerm Raum und weitrer Richtung aus
Als auf Vermuthung. (Ebend.)

Was es heißen soll „Worte zu größerm Raum auszudehnen“, läßt sich schwer errathen. Das Original hat einen ganz bestimmten, vom Uebers. nicht verstandenen Ausdruck: grosser issues d. i. handgreiflichere Folgerungen, als ein bloßer Verdacht, der noch nicht handgreiflich ist.

— Her will *recoiling* to her better judgment
May fall to match you with her country forms
And happily repent.
Ihr Wille, rückgekehrt zu besserm Urtheil
Vergleicht Euch einst mit ihren Landsgenossen
Und dann vielleicht bereut sie. (Ebend.)

Es ist eine dem Jago gar nicht geläufige Offenherzigkeit, dem Othello gegenüber die etwaige Reue der Desdemona über ihre Vermählung als eine „Rückkehr zu besserm Urtheil“ zu bezeichnen. Im Gegentheil sagt Jago, daß in dem angenommenen Falle Desdemona's Neigung oder Trieb (will) sich von ihrem bessern Urtheile abwenden wird. (recoil to: vor etwas zurückfahren, sich von etwas abwenden.)

— Farewell the plumed troops and the *big wars.*
Fahre wohl du wallender Helmbusch, stolzer Krieg. (Ebend.)

Othello zählt alle Einzelheiten seiner bisherigen Laufbahn auf, von denen er jetzt scheiden muß. Mitten in diese hinein paßt aber nicht das abstrakte, allgemeine: „stolzer Krieg“, abgesehen davon, daß es ganz tautologisch stände mit dem darauf folgenden glorious war. Wars im Plural bedeutet bei Sh. das Heer, die Schlachtreihen, big wars die stattlichen, in Reih' und Glied aufgestellten Schlachtreihen, was sehr wohl neben plumed troops stehen kann, während „stolzer Krieg“ sich den behelmbuschten Truppen schwerlich coordiniren ließe.

— This argues *fruitfulness* and *liberal* heart
Dies deutet Fruchtbarkeit, freigebigen Sinn. (Act. III. Sc. 4)

Die Uebersetzung bringt einen durchaus unpassenden Sinn in die Stelle, wenn sie fruitfulness in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes auffaßt. Fruitful heißt bei Sh. sehr häufig freigebig, und demnach spielt Othello hier auf Desdemona's Freigebigkeit mit ihrer Gunst gegen Cassio an. Liberal heart ist denn keines-

wegs pleonastisch gebraucht, wie aus Tieck's Uebersetzung: „Freigeb'gen Sinn" sich schließen ließe, sondern bedeutet, wie so oft bei unserm Dichter, ein ausgelassenes, zügelloses Herz. Daß liberal auch hier diesen Sinn hat, geht aus Othello's nächstfolgenden Worten hervor: This hand of yours requires a sequester from liberty etc.

— Take me from this world with treachery and devise *engines* for my life.
Schaffe mich hinterlistig aus der Welt und stelle meinem Leben Fallstricke. (Act IV. Sc. 2.)

Eine solche Tautologie, wo der zweite Satz grade dasselbe sagt, was der erste, hätte sich Sh. schwerlich zu Schulden kommen lassen. Engines sind Marterwerkzeuge, die Rodrigo gegen Jago's Leben erfinden soll. Jago sagt also: Wenn ich dich diesmal belüge, so tödte mich entweder hinterlistig oder durch die ärgsten Qualen, die du ersinnen kannst.

Die dritte Scene des vierten Acts wird von den englischen Herausgebern in Another room in the Castle verlegt, jedenfalls passender, als von Tieck in einen „Vorsaal im Schlosse". Desdemona wird wohl kaum in einem solchen Vorsaal ihre Nachttoilette machen, wie sie es in dieser Scene thut.

— Or, say, they strike us
Or *scant* our former having in *despite*.
Wenn sie gar uns schlagen,
Wenn sie in Leichtsinn unser Gut verthun.
(Act. IV. Sc. 3.)

Emilie spricht von den Ehemännern nicht als leichtsinnigen Verschwendern, sondern als Geizhälsen, die zum Trotz ihren Weibern deren früheres Einkommen schmälern. Tieck muß das Original entweder sehr flüchtig gelesen oder einen ganz andern Text, als der gangbare, vor Augen gehabt haben.

— What may you be? are you of good or evil? —
Lod. As you shall prove us, *praise* us.
Wer seid denn Ihr? Schlimm' oder Gut'? —
Lod. Rühmt uns, wo Ihr uns findet. (Act. V. Sc. 1.)

Lodovico ertheilt im Deutschen auf Jago's verständliche Frage eine ziemlich unverständliche Antwort. To praise ist bei Sh. nicht nur rühmen, sondern auch abschätzen, taxiren. Nach näherer Prüfung, erwidert also Lodovico, mögt Ihr selbst uns abschätzen, d. h. nach Befinden für gut oder böse erklären.

— Methinks, it should be now a huge eclipse
Of sun and moon, and that the affrighted globe
Should yawn *at alteration.*
Nun, dächt' ich, müßt' ein groß Verfinstern sein
An Sonn' und Mond und die erschreckte Erde
Sich aufthun vor Entsetzen. (Ebendas.)

At alteration kann nun und nimmer vor Entsetzen bedeuten, sondern nur zur Veränderung, im Wechsel, abwechselnd. Die Erde soll sich aufthun, abwechselnd mit der eingetretenen Sonn- und Mondfinsterniß. — —

Vom Othello gehen wir zum King Lear über. Auch über dieses Drama ist eine Reihe falscher Worterklärungen, so weit Tiecks Anmerkungen dazu den Anlaß boten, in der „Tieck'schen Shakspearekritik S. 126—136" berichtigt worden. Ein bedeutender Nachtrag ähnlicher Correcturen läßt sich aus einer Vergleichung des Originals mit der Uebersetzung liefern.

— Thus Kent, o princes, bids you all adieu,
He'll shape *his old course* in a country new.
Fahrt wohl, ihr Fürsten all: Kent muß von hinnen
Im neuen Land ein Schicksal zu gewinnen. (Act. I. Sc. 1.)

Das eigentliche Characteristische dieser Abschiedsworte Kent's, seine Erklärung, bei den einmal für recht erkannten Grundsätzen beharren zu wollen, ist in der Uebersetzung ganz ausgelassen. *His old course* ist seine alte Handlungs- und Denkungsweise, die er auch in einem neuen Lande fortüben will. So erklärt schon Johnson diese Stelle.

— Election *makes not up* on such conditions.
Solche Bedingung endigt jede Wahl. (Ebendas.)

Der Herzog von Burgund spricht sich im Englischen durchaus nicht so entschieden aus, wie im Deutschen. Er sagt nur eine Brautwahl schließt auf solche Bedingungen hin wohl ab, entscheidet sich wohl auf solche Bedingungen hin. Burgund hofft also noch, daß Lear anderes Sinnes werden möchte. Nach dem Sinne der deutschen Uebersetzung, wo Burgund Cordelia's Hand ausdrücklich ausschlägt, erscheint es seltsam, daß ihm dieselbe nachher noch einmal angetragen wird.

— There is further compliment of leave-taking between France and him.
Dergleichen Abschiedscomplimente wird's noch mehr geben, wie zwischen Frankreich und ihm. (Ebendas.)

Unmöglich läßt sich das aus den Worten des Dichters herausdeuten, die lediglich sagen: Es gibt noch weitere Abschieds-

complimente zwischen dem König von Frankreich und Lear, sei es daß Goneril ironisch oder nur hinweisend so spricht.

— I can keep honest counsel
Ich kann ein erlaubtes Geheimniß verschweigen.
(Act. I. Sc. 4.)

Kent behält sich also erst die Prüfung vor, ob die ihm anvertrauten Geheimnisse erlaubt sind oder nicht! Eine zweideutige Empfehlung seines Diensteifers. Das Original sagt nur: Ich kann redlich stillschweigen, d. h. wenn ich verspreche zu schweigen, so halte ich es auch.

— But let his disposition have that *scope*
That dotage gives it.
Laßt seiner wilden Laune nur das Ziel,
Das Thorheit ihr gesteckt. (Ebendas.)

Eine halbwahnsinnige, aus Altersschwäche faselnde Gemüthsart, wie Goneril sie dem Lear beimißt, hat kein bestimmtes Ziel; wohl aber einen freien Spielraum, in welchem sie sich herumtreibt. Das ist auch die shakspeare'sche Bedeutung von scope.

Yield: *come before my father.*
— Ergieb dich! Komm zuvor ihm. (Act. II. Sc. 1.)

Die beiden ersten Worte läßt Tieck den Edmund laut sprechen, als seien sie allein für Glosters Ohr berechnet, die drei letzten dagegen leise, als enthalten sie für Edgar die heimliche Warnung, seinem Vater zuvor zu kommen. Aus dem Text läßt sich dieser Sinn nicht herausdeuten; es heißt vielmehr im Zusammenhang mit yield: Ergieb dich, komm (mit mir) vor meinen Vater! und muß mithin Alles als laut gesprochen gedacht werden.

— Our father he hath writ, so hath our sister
Of differences, which I best thought it fit
To answer from our home.
Mein Vater schreibt uns und die Schwester auch
Von Zwistigkeiten, die ich besser hielt
Zu schlichten außerm Hause. (Ebendas.)

Nach den Regeln der strengeren Grammatik müßte allerdings which auf differences bezogen werden. Daß aber Sh. auch hier, wie an vielen Stellen, sich eine freiere Construction verstattet und das relative Pronomen auf den ganzen Satz oder auf das Verbum bezieht, ergibt der Zusammenhang. Dem Herzog von Cornwall liegt nicht so sehr daran, die Zwistigkeiten zwischen Lear und Goneril zu schlichten — eine Bedeutung, die to answer ohnehin nicht hat — als vielmehr dem zu erwartenden Besuche aus dem Wege zu gehen. Deshalb hat er es für das Gerathenste gehalten, die empfangenen Briefe fern vom Hause zu beantworten.

— This courtesy, *forbid thee* shall the duke
Instantly know.
Den Eifer, mit Vergunst, meld' ich sogleich
Dem Herzog. (Act. III. Sc. 3.)

Offenbar hält Tieck das forbid thee für einen elliptischen Zwischensatz, dem er willkührlich den Sinn: mit Vergunst beilegt. Es ist jedoch das zu courtesy gehörige Participium Pass. von forbid: Diese Höflichkeit, die dir verboten ist, soll der Herzog sogleich erfahren.

Adverse the duke where you are going to a most festinate preparation; we are *bound* to the like.

Ermahnt den Herzog, wenn Ihr zu ihm kommt zur schleunigsten Rüstung, wir sind zum Gleichen verpflichtet.

Bound ist hier nicht das Particip. Pass. von to bind, sondern eine aus dem Altenglischen übrig gebliebene Form des nicht mehr gebräuchlichen Verbums to boun: zum Gehen bereit sein, gerüstet sein. In dieser Bedeutung kommt bound häufig bei Sh. und seinen Zeitgenossen, auch in der älteren Balladenpoesie (vergl. Percy's Reliques of Ancient Poetry) vor. I am bound to France z. B. King John Act. I. Sc. 1. heißt: Ich bin in Begriff (nicht etwa ich bin verpflichtet, nach Frankreich zu gehen.

— The untuned and jarring senses, o, wind up
Of this *child-changed* father.
Der Sinne rauher Mißklang stimmt ihn rein
Dem kindgewordnen Vater. (Act. IV. Sc. 7.)

Lear ist aber nicht zum Kinde, sondern wahnsinnig geworden. *Child-changed* ist daher mit Steevens und Malone zu erklären: changed by his children, durch seine Kinder (durch den Undank seiner Töchter) verwandelt. Bei der kühnen Art, wie Shakspeare dergleichen Composita bildet, läßt sich child-changed father sonst auch deuten als ein Vater, der seine Kinder gewechselt, der Goneril und Regan mit Cordelia vertauscht hat.

— Fall and cease.
Brich, Welt und vergeh'. (Act. V. Sc. 3.)

Welt ist vom Uebersetzer zur Erklärung hinzugefügt, aber das Fehlen eines Wortes im Original, das doch unentbehrlich wäre, zeigt, daß dies der Sinn nicht sein kann. Ebenso gezwungen freilich ist die Erklärung der englischen Commentatoren, welche fall and cease als eine Aufforderung Albany's, an den über Cordeliens Leichnam hingebeugten Lear gerichtet, auffassen. Das Einfachste ist wohl fall and cease als Substantiva zu nehmen und mit dem Vorhergehenden in Verbindung zu bringen. Kent ruft aus: „Ist dies das versprochene Weltende?" „Oder ein Abbild jenes Grauens"

versetzt Edgar. „Ein Zusammensturz und Aufhören" schließt Albany dann diese Betrachtung.

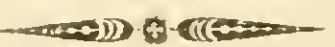
— *This is a dull sight:* Are you not Kent?
Ich seh' was Sonderbares: Bist du nicht Kent? (Ebendas.)

Lear beklagt sich in den unterstrichenen Worten, wie eben vorher, über die Schwäche seiner Augen, die ihn seinen Freund Kent nicht sogleich erkennen läßt. *Dull sight* ist stumpfe Sehkraft, und kann füglich nicht sonderbarer Anblick heißen.

— The wonder is, he hath indur'd so long;
He but *usurp'd* his life.
Das Wunder ist, daß er's ertrug so lang;
Sein Leben war nur angemaßt.

Nicht, daß es von Lears Seite eine Anmaßung gewesen, zu leben, will Kent sagen, sondern daß sein Leben kein wirkliches, nur ein entliehenes, zum Schein angenommenes war. To *usurp* hat oft bei Shakspeare die Bedeutung: etwas zum Schein annehmen, ohne daß dabei an das, was wir anmaßen nennen, zu denken ist. So kommt in Othello *usurped* beard „ein falscher Bart" vor, und in der Einleitung zur Taming of a Shrew heißt es: The boy will well *usurp* the grace voice, gait and action of a gentlewoman.

Bonn. **N. Delius.**



Läßt sich die französische Sprache neben der lateinischen wirklich mit so außerordentlicher Leichtigkeit erlernen, wie man allgemein glaubt?

Das im Jahre 1847 von dem königlich sächsischen Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts für die Gelehrtenschulen des Königreichs Sachsen bekannt gemachte Regulativ hat neben sehr erheblichen Vorzügen auch den, daß es darauf ausgeht, gewisse hergebrachte Vorurtheile, deren Einwirkung die gedeihliche Fortbildung des Gymnasialwesens außerordentlich beeinträchtigt hat, zu beseitigen. Zu diesen Vorurtheilen gehören namentlich folgende, daß die Beschäftigung mit den alten Sprachen das einzige wirkliche Bildungsmittel unserer Gelehrtenschulen, alles Andere aber, die sogenannten Realien, unter welche auch jede neuere Sprache gehöre, nicht als Bildungsmittel sondern als Sache zukünftigen Bedürfnisses anzusehen sei; daß man ferner die alten Sprachen vorzugsweise grammatisch und kritisch zu behandeln habe; daß es eine formale Bildung gebe, um die es sich allein in den Gymnasien handle, ein Vorurtheil von solcher Dunkelheit zugleich, daß man weder anzugeben weiß, ob an eine Bildung des Geistes durch grammatische oder rhetorische Formen, oder an eine Bildung gewisser Formen des Geistes selbst zu denken sei; daß auch die schwierigsten Erzeugnisse hellenischer Dichtung bei der Gymnasialbildung zu benutzen seien, weil nur im Kampfe mit großen Schwierigkeiten der jugendliche Geist erstarke.

Einem jener hergebrachten Vorurtheile tritt aber das sächsische Regulativ mit zu wenig Entschiedenheit entgegen, dem Vorurtheile, daß die neuern Sprachen, namentlich die französische, für den Gymnasiasten, welcher lateinisch treibe, ganz außerordentlich leicht zu erlernen seien. Es erklärt in dieser Beziehung bloß, daß die Gelehrtenschule mehr als Verständniß bei lebenden Sprachen nicht zu gewähren vermöge, indem es ganz anderer für solche unerreich-

bare Bildungsmittel bedürfe um richtiges und fertiges Sprechen und Schreiben zu lernen. Hierin liegt offenbar die Ansicht, daß, wenn auch das Verständniß der neuern Sprachen leicht sei, doch das richtige und fertige Sprechen und Schreiben große Schwierigkeiten habe. Im Uebrigen läßt aber das Regulativ die Meinung von der großen Leichtigkeit des Erlernens neuerer Sprachen, namentlich der französischen, für den Gymnasiasten unberührt. Ja es scheint dieselbe sogar zu begünstigen, indem es nicht nur die freilich sehr bestrittenen Behauptungen aufstellt, daß die französische und die englische Sprache weder die Kraft, Präcision und Vollendung der classischen Sprachen habe, noch gleichen Nutzen für allgemeine Geistes- und Gemüthsbildung gewähren, noch gleich für Schöpfung des Denkvermögens so wichtige Schwierigkeit darbiete, und daß das Bildungsmittel einer andern Sprache als das der griechischen und römischen nie Gedächtniß und Denkkraft in gleichem Grade zu üben und zu stärken vermöge, sondern auch gelegentlich die Bemerkung mit einfließen läßt, daß, so wie der Deutsche nicht nur die plattdeutschen Mundarten, das Holländische einschließlich, sondern auch die nordischen Sprachen nicht zu erlernen brauche, weil er, wenn das Bedürfniß dazu eintrete, dieß mit eigner Kraft leicht nachholen könne, eben so das Verständniß italienischer, spanischer, portugiesischer Prosa wenigstens bei einiger Anlage und Beharrlichkeit, Jedem, der des Latein kundig, binnen wenig Wochen vollkommen erreichbar sei.

Freilich kommt das Regulativ mit sich selbst in Widerspruch, wenn es sehr richtig als Zweck der Gelehrtenschule aufstellt, daß sie nicht allein zu geistreichem Wissen, sondern auch zu tüchtigem Können ausbilden solle, wenn es neben der Behauptung, daß die Gelehrtenschule bei lebenden Sprachen mehr als Verständniß überhaupt nicht zu gewähren vermöge, in Betreff der französischen Sprache die Forderung macht, ein aus dem Gymnasio zu entlassender Schüler müsse Prosaiker und Dichter verstehen, auch einige Uebung im Schreiben und Sprechen erlangt haben, wenn es neben der Annahme, daß, wenn auch nicht das Schreiben und Sprechen, doch das Verständniß der französischen Sprache so außerordentlich leicht sei, zu der Aeußerung Veranlassung findet, es sei merkwürdig, daß sicherem Vernehmen nach, selbst in den Gelehrtenschulen des baierischen Rheinkreises, dieser an Frankreichs Grenze gelegenen, vormals ihm gehörigen, Provinz, die Schulen eben so wenig ein erträgliches Französisch sprechen und schreiben lernen als bei uns.

Mit dieser Aeußerung, die das Ministerium unstreitig gethan hat, um die Gelehrtenschulen und die an denselben arbeitenden Lehrer der neuern Sprachen in Schutz zu nehmen, wird ein Vorwurf berührt, welche man unsern Gymnasien in Bezug auf die Betreibung des Französischen machen zu müssen glaubt. Unsere Gymnasiasten, das ist nämlich Thatsache, treiben das Französische mit sehr wenig Erfolg. Es sei doch höchst auffällig, so urtheilt man, daß das Studium der französischen Sprache, die für einen, der lateinisch verstehe, so äußerst geringe Schwierigkeiten darbiete, ein wahrhaft klägliches Ergebniß herbeiführe. Die Schuld könne an den Schülern, von denen eine Anzahl schon recht hübsche Kenntnisse dieser Sprache und auch Lust zu ihr in das Gymnasium mitbringe, nicht liegen, man müsse es wohl nicht verstehen, den französischen Unterricht so zu ertheilen, daß er gedeihen könne. Darf man sich wundern, wenn ein Lehrer, der seine Schüler in einem außerordentlich geringe Schwierigkeiten darbietenden Fache nicht vorwärts bringt, für ungeschickt, für untauglich angesehen wird, wenn er, der anfangs zu den besten Hoffnungen berechtigte und für einen fähigen Mann galt, in kurzer Zeit seinen guten Ruf bei den Pflegern der Gelehrtenschulen und alles Ansehen und Zutrauen bei seinen Zöglingen verliert? In der That ist dieses auch den meisten Lehrern des Französischen an unsern Gymnasien widerfahren. Die Wenigen, denen es gelang sich davor zu schützen, verdanken dieß dem Umstande, daß sie neben dem Französischen noch einen andern Gegenstand zu lehren hatten.

Sollten denn aber wirklich die Lehrer der französischen Sprache an unsern Gelehrtenschulen so allgemein grade in diesem Lehrfache unfähig oder pflichtvergessen sein, daß daraus sich jene betrübende Erscheinung eines so gar kläglichen Erfolges erklären ließe? Gewiß nicht! Das Uebel muß andere Ursachen haben. Welche aber?

Die Hauptursache davon, daß der französische Unterricht in den Gymnasien wahrhaft klägliche Ergebnisse herbeiführt, daß die Zöglinge in kurzer Zeit die Lust zum Studium dieser Sprache verlieren, daß der Unterricht darin, weit entfernt selbst bildend zu sein, der Bildung des Geistes durch die große Unsicherheit und Unvollkommenheit der erworbenen Kenntnisse vielmehr hinderlich wird, daß die auf dieses Studium verwendete Zeit zum größten Theile als eine verlorene angesehen werden muß, daß die Gymnasien mit diesem Studium sich in den Augen der höhern Stände, welche der französischen Sprache mächtig sind, lächerlich machen, daß das Vertrauen dieser Stände zu unsern Gymnasien wegen

dieses großen Uebelstandes immer mehr schwindet, daß die Lehrer dieser Sprache, trotzdem, daß sie eine wahrhaft aufopfernde Thätigkeit zeigen, mit Aufbietung aller Kräfte arbeiten, nicht nur keine Freude an ihrem Werke finden, sondern was wahrhaft zu beklagen ist, auch noch in Gefahr stehen, ihren guten Ruf zu verlieren und in die mit Geringschätzung betrachtete Classe der sogenannten maîtres de langue gerechnet zu werden: die Ursache aller dieser zahlreichen und wahrlich nicht unbedeutenden Uebel ist die leidige Ansicht von der übergroßen Leichtigkeit, mit welcher der Gymnasiast die französische Sprache erlerne.

Schon die Quellen, aus welchen diese Ansicht geflossen ist, sind so beschaffen, daß sie uns mißtrauisch gegen dieselbe machen müssen. Was kann eine Sprache für Schwierigkeiten bieten, so urtheilen viele unter den mit der lateinischen Sprache vertrauten Vorständen unserer Gymnasien, die man zum großen Theile versteht ohne sich auch nur eine Stunde mit ihr beschäftigt zu haben? Wer verstände nicht schon mit Hülfe der lateinischen Sprache und eines französischen Wörterbuchs Stellen wie:

Le plus célebre de ces différents tribunaux est celui des Héliastes, où se portent toutes les grandes causes qui intéressent l'état ou les particuliers. Il est composé pour l'ordinaire de cinq cents juges; et en certaines occasions, les magistrats ordonnent à d'autres tribunaux de se réunir à celui des Héliastes de manière que le nombre des juges va quelquefois à six mille. Le sénat de l'Aréopage est le plus ancien, et néanmoins le plus intègre des tribunaux d'Athènes. Les places des Sénateurs sont à vie; le nombre en est illimité. Barthélémy Voyage du j. A.

Wer so urtheilt, ist in einem doppelten Irrthume befangen. Einmal werden solche Stellen von einem, der nur lateinisch gelernt hat, nicht verstanden, sondern es wird der Sinn derselben von ihm bloß errathen, ein Verfahren, das weder an sich einen Werth hat, noch auch irgend eine weitere Benutzung zuläßt; zweitens verwechselt man, wenn man daraus auf die geringen Schwierigkeiten für den Gymnasiasten schließt, den Gelehrten, der lateinisch gelernt hat, mit dem Zöglinge, der erst lateinisch lernt; die Menge der lateinischen Vokabeln, welche ein Quartaner mit zu dem Studium der französischen Sprache bringt, ist so unbedeutend, daß daraus eine so große Unterstützung für die Erlernung des Französischen nicht hervorgeht; ja in vielen Fällen wird ihm das Lateinische hinderlich, weil es ihn auf falsche Formen, wie: expecter, comparation, und dergleichen, auf falches Geschlecht, wie: la salut, une art, und auf falsche Bedeutungen wie: la copie die Menge, le verbe das Wort, la mine die Drohung führt. Dieses

Hinderniß wiegt jenen aus der Kenntniß einer Anzahl lateinischer Vokabeln hervorgehenden Vortheil völlig auf, und man muß, will man unbefangen und nicht nach einem trüglichen Scheine urtheilen, zugeben, daß die Kenntniß des Lateinischen einem Gymnasiasten das Studium der französischen Sprache auch nur sehr wenig erleichtern könne. *)

Muß denn aber eine Sprache, so mag ferner der und jener glauben, nicht außerordentlich leicht zu erlernen sein, für die so oft Lehrbücher bekannt gemacht werden, durch deren Hülfe, wie gerühmt wird, man in 25 bis 30 Stunden französisch verstehen, schreiben und sprechen lernt? Hierauf etwas zu erwiedern, werden mir hoffentlich meine Leser erlassen, denn eine Marktschreierei der Art verdient nichts weiter, als daß man sie als solche bezeichne, und es müßte wahrlich sehr schlimm mit der Urtheilskraft dessen stehen, der solcher Unverschämtheit Glauben schenken konnte. So viel ist freilich gewiß, daß die Keckheit, mit welcher man immer wieder jene Wunderschriften anpreist, viel mit zur Verbreitung der Ansicht beigetragen hat, daß die französische Sprache außerordentlich leicht zu erlernen sei; zugleich läßt sich aber daraus auch abnehmen, daß sie wohl eben so wenig begründet sein möge, als die Behauptung: keine Hühneraugen mehr!

Endlich mag die Erscheinung, daß Gymnasiasten aus den vornehmsten Familien gewöhnlich so viel Noth mit dem Lateinischen haben, dagegen aber das Französische recht leidlich verstehen und sprechen, ja daß sogar Kinder und das weibliche Geschlecht sich dieser Sprache in kurzer Zeit bemächtigen, das Ihrige zur Verbreitung des fraglichen Vorurtheils beigetragen haben. Allein aus dem Umstande, daß diese Personen die franz. Sprache bald erlernen, kann auf ihre größere Leichtigkeit vernünftiger Weise nicht geschlossen werden, weil auf die Art und Weise, auf welche sie von ihnen erlernt wird, die Sprache jedes Volkes in derselben Zeit und mit gleicher Anstrengung erlernt wird.

Schon also die Quellen, aus denen die Meinung von der geringen Schwierigkeit der franz. Sprache geflossen ist, erscheinen sehr stark von Irrthum und Unbedachtsamkeit getrübt. Vielleicht aber sind die Beweise, welche man für die fragliche Behauptung aufgestellt hat, von besserer Beschaffenheit. Wir wollen sehen.

---

*) Die Erleichterung, welche aus der Erlernung der ersten fremden Sprache für jede zweite durch die erworbene Bekanntschaft mit der allgemeinen Grammatik hervorgeht, ist natürlich anzunehmen.

Als ersten Beweis dafür, daß die franz. Sprache sehr leicht und namentlich viel leichter als die lateinische zu erlernen sei, führt man den Umstand an, daß man bei dem Mangel einer eigentlichen Declination mit nur wenigen Wortformen sich bekannt zu machen habe. Hierin würde man Recht haben, wenn in der franz. Sprache beim Gebrauche des Nomens nichts weiter vorkäme als die Anwendung der Präpositionen de und à. Allein während der Lateiner mit den Endungen seiner Declination ausreicht, um die 42 Gedankenverhältnisse zu bezeichnen, in welche das Nomen vermöge des Umstandes tritt, daß es bald die Bezeichnung eines unbestimmten, bald eines bestimmten Gegenstandes, bald einer Eigenschaft, bald einer Menge ist, muß im Französischen der sogenannte Artikel und die Theilbezeichnung (der Theilungsartikel) zu Hülfe genommen werden, und dadurch mehrt sich die Gestaltung des Nomens so, daß z. B. das franz. Wort vin 17 von einander verschiedene Bezeichnungen erfordert, (vin, de vin, à vin, vins, de vins, à vins, le vin, du vin, au vin, les vins, des vins, aux vins, à du vin, à des vins, un vin, d'un vin, à un vin) beim lateinischen vinum aber nur acht zu erlernen sind. Wahr ist, daß man im Französischen nicht die Endungen von fünf Declinationen zu merken hat, dafür aber muß ich dem Hauptworte jedes Mal eine andere Bezeichnung geben, wenn es einen unbestimmten, wenn es einen bestimmten und wenn es einen nur theilweise gedachten Gegenstand andeuten soll. Dadurch nun wird der so sehr ausgebreitete und mannigfache Gebrauch des Artikels und die mancherlei Schwierigkeiten darbietende Verwendung der Theilbezeichnung nothwendig, und wenn in Bezug auf Leichtigkeit die Wahl gelassen würde, entweder die lateinischen Declinationen oder den Gebrauch der französischen Artikel und Partitivformen zu erlernen, so könnte Niemand, der die Anstrengungen kennt, welche beides erfordert, auch nur einen Augenblick anstehen, sich für das erstere zu erklären. Von einer vorzugsweisen Leichtigkeit der französischen Sprache kann hier nicht die Rede sein, zumal da auch das Deutsche in Bezug auf die theilweise Auffassung des Nominalbegriffes äußerst wenige Unterstützung gewährt.

Eine zweite Ursache der geringen Schwierigkeiten, welche das Studium der franz. Sprache unsern Gymnasiasten biete, soll in der Beschaffenheit der franz. Conjugation liegen. Diese besitzt, so behauptet man, nicht den Formenreichthum der lateinischen Sprache, denn sie muß die vergangenen Zeiten mit dem Hülfsworte avoir und das ganze Passivum durch Umschreibung mit être bilden

Hierbei vergißt man gewöhnlich zwei sehr wichtige Dinge, zuerst, daß das französische Zeitwort nicht nur zwei Zeiten mehr bildet als das lateinische, eine einfache und eine zusammengesetzte, die (fälschlich) sogenannten définis, sondern auch noch einen Modus, den Conditionalis, für welchen die lateinische Sprache keine besondere Form hat, und dann, daß das reflexive Verbum eine eigne Art der Conjugation bildet, das neutrale Verbum aber mit seiner doppelten Zusammensetzung in den vergangenen Zeiten zahlreiche Schwierigkeiten bildet, zu geschweigen, daß die Participien in Rücksicht auf ihre Behandlung in der Conjugation dem Lernenden nicht geringe Noth machen. Bringt man dieses Alles, wie billig, in Rechnung, so wird sich ergeben, daß die von einander verschiedenen Formen des französischen Zeitwortes eine große Mannigfaltigkeit darbieten und wenigstens eben so zahlreich sind als die lateinischen; freilich muß man so verständig sein, die Verschiedenheit der Form nicht bloß hinten sondern auch vorn und in der Mitte des sprachlichen Ausdruckes wahrzunehmen.

Auch die Uebereinstimmung der französischen Conjugation mit der deutschen, auf welche sich die berufen, welche das Studium der franz. Sprache für sehr mühelos erklären, spricht sehr wenig zu Gunsten dieser Behauptung. Wahr ist freilich, daß beide Sprachen mit den gleichen Hülfszeitwörtern die vergangenen Zeiten umschreiben; eben so wahr ist aber auch, daß gerade deshalb, weil sehr oft dieselben Verben z. B. venir und kommen, nicht dieselben, eine große Anzahl Verben im Französischen aber für verschiedene Bedeutung beide Hülfszeitwörter und die reflexiven Verben ein anderes im Deutschen, ein anderes im Französischen haben, eine Menge Schwierigkeiten für den Gymnasiasten entstehen, vor welchen jede Unterstützung aus den gleichen Hülfszeitwörtern völlig verschwindet, so daß daraus eher auf eine Erschwerung als auf eine Erleichterung des franz. Studiums geschlossen werden kann. Jener Uebereinstimmung wegen kann mithin dieses Studium auch nicht für leichter erklärt werden als die Erlernung des Lateinischen; denn in der lateinischen Sprache kommen dergleichen Schwierigkeiten gar nicht vor, und die Erlernung der einfachen Zeiten, welche das lateinische Activum mehr hat und welche im Passivum vorkommen, wiegt die erwähnten Schwierigkeiten nicht einmal auf.

Drittens will man seine Meinung von der großen Leichtigkeit des franz. Sprachstudiums durch die Bemerkung stützen, daß die Verbindung der Worte eine äußerst einfache und natürliche sei, die sich so zu sagen von selbst ergebe. Hierin scheint man in der That

das Recht auf seiner Seite zu haben; denn, wie bekannt, herrscht in den Worten der französischen Prosaiker und Dichter fast durchgehends in Bezug auf die Wort- und Satzordnung große Einfachheit und Natürlichkeit. Trotzdem aber muß ich mich hier gegen die Beweiskraft dieses Grundes erklären. Ich würde schweigen müssen, wäre hier von einer Eigenschaft der Sprache an sich die Rede. Allein das ist nicht der Fall; man verwechselt Schreibart und Grammatik mit einander; man denkt an die künstlich verschlungenen Satzbildungen gewisser klassischer Dichter und vergleicht damit die einfache und klare Ausdrucksweise der Franzosen. In jenen künstlichen Verschränkungen läßt sich freilich oft nur mit großer Mühe der Gedanke finden; das ist aber nicht eine in der Beschaffenheit der Sprache selbst begründete Sache; vielmehr kann die Ordnung, welche von der Grammatik in der lateinischen und griechischen Sprache verlangt wird, eine eben so natürliche sein, wie die der französischen Sprache ist; und in Wahrheit haben auch die Griechen und Römer Schriften, in welchen die Anordnung der Sätze in sich und zu einander eben so natürlich und einfach ist, als in der Rede der Franzosen. Auch die franz. Sprache hat in dem Gebrauche der Pronomen, der Adverbien, der Beiwörter eben so zahlreiche ihr eigenthümliche Abweichungen von der rein logischen Folge der Bestandtheile des Satzes und der Satzverbindungen, wie die deutsche und lateinische Sprache, weshalb hieraus auf eine besondere Leichtigkeit ihres Studiums nicht geschlossen werden darf. Nur so viel ist wahr, die Franzosen schreiben einfacher und natürlicher, als viele, aber nicht alle, Lateiner und Griechen geschrieben haben.

Mit vieler Zuversicht macht man viertens auf die große Uebereinstimmung der Begriffskreise in der deutschen und französischen Sprache aufmerksam. Dadurch, so erklärt man sich, werde das Verständniß der Sprache außerordentlich erleichtert, daß meist das französische Wort mit dem entsprechenden deutschen einen gleichen Umfang der Bedeutung habe, daß mit ihm also beinahe dieselben Redeweisen, wie mit dem deutschen, gebildet werden, und daß daher sehr vieles sich Wort für Wort ohne große Veränderung in das Deutsche übersetzen lasse. Dies sei bei den alten Sprachen nicht so der Fall, darum seien diese schwierig, die französische aber sehr leicht zu erlernen. Läuft nicht auch hier eine Täuschung mit unter? Die Begriffskreise der alten und neuen Völker zeigen einen gewaltigen Unterschied, denn den Alten waren eine Menge Erfindungen in Künsten und Wissenschaften, eine Menge Einrich-

tungen im öffentlichen und häuslichen Leben und viele Gegenstände über welche sich die neuern Sprachen verbreiten, völlig unbekannt. Ihre Sprachen haben nun dafür auch keine Ausdrücke und stehen also hinter den neuern zurück. Dieser Unterschied des Mehr und Minder findet freilich zwischen der deutschen und französischen Denk- und Redeweise nicht statt, und es folgt daraus nothwendig, daß die modernen Sprachen gebildeter Völker in weit mehr Fällen mit einander in dieser Beziehung übereinstimmen. Daneben kann aber auch eine eben so große Verschiedenheit noch bestehen, als die z. B. zwischen dem Deutschen und dem Lateinischen stattfindende. Und in der That ist dieses auch zwischen dem Deutschen und dem Französischen der Fall; man vergleiche z. B. im Dict. de l'Académie die Ausdrücke tête, bras, donner, courir in ihrer Abweichung von den deutschen Kopf, Arm, geben, laufen, und man wird bei aller Uebereinstimmung eine noch weit größere Verschiedenheit finden, als zwischen den lateinischen caput, brachium, dare, currere und den entsprechenden deutschen Wörtern. Also auch hier ist im Französischen eben so viel zu lernen, als bei anderen Sprachen, und es erscheint mithin die Meinung von der geringen Schwierigkeit des Französischen für unsere Gymnasialschüler als ein unbegründetes Vorurtheil.

Was endlich den Wörtervorrath anbelangt, den man durch das Studium des Lateinischen für die franz. Sprache gewinne, so ist schon oben auf die Täuschung aufmerksam gemacht worden, der man sich dabei hingibt, und es erscheint also überflüssig, sich noch weiter darüber zu verbreiten. Nur Eins möge noch bemerkt werden. Unsere Gymnasiasten erlernen anfänglich die römische Büchersprache, das Französische aber ist aus der lateinischen Volkssprache hervorgegangen; das ist die Ursache, warum ihnen die lateinischen Wörter zum Theil eher hinderlich als förderlich werden, und warum es für sie schwieriger ist aus dem Lateinischen ins Französische zu übersetzen als aus dem Deutschen.

Welches wird nun das Ergebniß dieser Erörterungen sein? Unstreitig folgendes. Wie die französische Sprache weder an sich eine leichte Sprache ist, weil sie, wie jede andere ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat, so ist sie es auch nicht für unsere Gymnasiasten; das Studium derselben bietet ihnen trotzdem, daß sie angefangen haben sich mit dem Lateinischen zu beschäftigen, eben so viele Schwierigkeiten, als die alte römische Sprache. Ja es läßt sich nachweisen, daß es in mancher Beziehung noch mehr Anstrengung und Aufmerksamkeit erfordere, als das Studium einer todten Sprache.

Zuvörderst ist es allgemein anerkannte Thatsache, daß die Aussprache des Französischen einen bedeutenden Aufwand von Kraft und Zeit unbedingt nothwendig macht. Beim Studium der lateinischen Sprache ist dieser Aufwand nicht nöthig, blos die Quantität der Silben wird zur Verfertigung lateinischer Verse, nicht einmal aber zur gehörigen Berücksichtigung bei der Aussprache der Prosa erlernt. Wir kennen die Aussprache der alten Römer nicht mehr, und tragen daher die Laute unserer Muttersprache auf das Lateinische über. Das Französische läßt das nicht zu; und ohne Aussprache kann wohl ein Gelehrter das Französische für sich lernen, aber in der Schule läßt sich dasselbe ohne Aussprache weder lehren noch lernen. Wegen dieses Aufwandes an Zeit und Kraft hat man das Französische oft für untauglich für die Gymnasialstudien erklärt, indem man merkwürdiger Weise die für uns Deutsche namentlich so nöthige ästhetische Bildungskraft desselben verkannte. Man thut daran Unrecht, zugleich aber bestätigt man, was man so gern ableugnen möchte, daß das Studium der französischen Sprache in dieser Beziehung eine Menge Schwierigkeiten verursacht, die bei der lateinischen gänzlich in Wegfall kommen.

Die franz. Sprache ist ferner schwieriger, als die alten Sprachen, in Bezug auf die weiter ausgebildeten Begriffskreise, welche den einzelnen Ausdrücken angewiesen sind. Alle geistigen, sittlichen, künstlerischen, gewerblichen und socialen Errungenschaften des Mittelalters und der letzten Jahrhunderte haben in den neuen Sprachen, und so auch in der französischen ihre Bezeichnung erhalten und dadurch die Vieldeutigkeit der sprachlichen Ausdrücke annehmen müssen. Neue Ausdrücke werden nämlich, wie man zum Beispiel aus den das Eisenbahnwesen betreffenden Ausdrücken sehen kann, verhältnißmäßig wenige gebildet; gewöhnlich begnügt man sich, die Bedeutungen schon vorhandener zu erweitern. Da nun jene Errungenschaften von den Sprachbestandtheilen der alten Römer nicht mit umfaßt werden, ihr Bedeutungsinhalt folglich geringer und einfacher ist, als der der französischen, so kann wohl auch der Befangenste nicht in Abrede stellen, daß sich dieser einfache und geringere Inhalt schneller erfassen und leichter übersehen lasse, als der erweiterte, und daß folglich auch in dieser Beziehung die lateinische Sprache die leichtere, die französische aber die schwerere sein müsse.

Zu demselben Ergebnisse führt uns die Betrachtung gewisser Eigenthümlichkeiten der französischen Sprache, als da sind der Gebrauch doppelter Pronomen, deren richtige Auffassung bedeutende

Schwierigkeiten macht; der doppelte und einfache Gebrauch der Verneinungswörter, und deren von der adverbialen wohl zu unterscheidende substantivische Bedeutung, ein Unterschied, der gar nicht leicht zu klarer Erkenntniß zu bringen ist; der vierfache Gebrauch des Hauptwortes, der sich nur nach Anwendung vieler Aufmerksamkeit sicher unterscheiden läßt, so wie die Erscheinung, daß oft Präpositionen vor Präpositionen gebraucht werden und dergl. mehr.

Sehr viele und große, ja weit zahlreichere und größere Schwierigkeiten als die lateinische Sprache, verursacht die französische, das wird allgemein anerkannt, denen, welche sie sprechen und schreiben lernen. Halt! wird man mir zurufen; wir leugnen das nicht ab, aber eben weil wir das wissen, so fordern wir auch von dem Gymnasiasten nicht, daß er französisch richtig schreiben und sprechen lerne. Blos das Verständniß der franz. Sprache soll in den Gymnasien erzielt werden, und auch das sächsische Regulativ erklärt ja, mehr als das Verständniß der lebenden Sprachen könne das Gymnasium nicht gewähren. Allein das ist eine eitle Rede. Wenn es zur Prüfung der Gymnasiasten in der franz. Sprache kommt, und nun eben nichts weiter als das Verständniß der Sprache hervortritt, daneben aber eine wahrhaft ungebildete mitunter auch falsche Aussprache, die Unmöglichkeit einen Satz aus dem Stegreife ohne Fehler gegen die Sprachgesetze zu bilden, und die Unfähigkeit dazu nur etliche Zeilen ohne orthographische Fehler zu schreiben wahrgenommen werden, so erkennt man darin ein klägliches Ergebniß des französischen Unterrichts und schämt sich dessen. Das gebildete Publikum verlangt von einer so wichtigen Anstalt, wie das Gymnasium ist, mehr, und es thut recht daran, auch aus dem pädagogischen Grunde, weil ein so unsicherer Erwerb, wie der ist, welcher sich jetzt in den wenigen französischen Unterrichtsstunden ermöglichen läßt, zur erwünschten Bildung des Geistes nichts beitragen kann.

Es ist also zum Heil unserer Gymnasien zweierlei zu thun, entweder den Unterricht in den neuern Sprachen aus denselben ganz zu entfernen, oder denselben so einzurichten, daß er zu der höhern Geistesbildung, welche darin beabsichtigt wird, das Seinige beitragen kann. Es muß ihm mithin so viel Zeit und Mühe gewidmet werden, als zur tüchtigen Erlernung einer Sprache überhaupt nöthig ist. Und wenn derselbe zu einem Ergebniß führen solle, das neben den Erfolgen des lateinischen und griechischen Unterrichtes mit Ehren auftreten kann, so wird ihm nicht der zehnte oder sechste Theil der Zeit und Mühe, welche man auf

die alten Sprachen anwendet, sondern wenigstens der dritte *) zu widmen sein. Das Vorurtheil aber, es sei die französische Sprache eine außerordentlich leichte Sprache, deren Kenntniß dem mit dem Latein sich beschäftigenden Schüler gleichsam im Schlafe gegeben werde und deren Studium daher nur wenig Aufwand an Zeit und Kraft erfordere, dieses Vorurtheil, sage ich, helfe jeder, dem die Ehre unserer Gelehrtenschulen am Herzen liegt, aus allen Kräften bekämpfen. Vielleicht gelingt es dann bald, den Unterricht, wie es der Natur der Sache gemäß ist, gleich nach dem Lateinischen in den neuern Sprachen so nachdrücklich zu beginnen, daß der schimpfliche Vorwurf, unsere Philologen seien nicht befähigt neuere Sprachen zweckmäßig zu lehren, keine Veranlassung mehr finde, sich vernehmen zu lassen.

Bautzen. Dr. **Dreßler.**

---

*) Für den lateinischen Unterricht bestimmt das Regulativ 56 — 58 und für den griechischen 28—30 wöchentliche Stunden. Wenn nun der französische Unterricht, wie nach §. 52. desselben Regulativs geschehen kann, erst in Tertia beginnt, den alten Sprachen also noch die Stunden der drei untern Klassen als ein Mehr bezüglich des französischen Unterrichts zufallen, so machen die für den letztern bestimmten 8 wöchentlichen Unterrichtsstunden noch nicht den zwölften Theil der lateinischen und etwa den siebenten der griechischen aus; wobei nicht zu vergessen ist, daß in den Schreibeübungen das nämliche Verhältniß stattfindet.

Ueber slawische Wörter in den westeuropäischen Sprachen.

Seit mehreren Jahren schon mit dem Studium der slawischen Idiome vorzugsweise beschäftigt, bin ich an verschiedenen Stellen immer aufs neue überrascht worden, wie unerwartet oft der Zusammenhang einzelner slawischer Wurzeln zu den westeuropäischen trifft. Bei diesem Zusammentreffen sind freilich die verschiedenen Bedingungen nicht zu übersehen, unter welchen sie stattfinden. Die Slawensprache gehört wie unsere germanische zur Nachkommenschaft jener unbekannten Mutter, aus der auch Griechen, Römer und Indier ihre Wurzel gezogen haben, und alles was in diesem Sinne einstimmt und einstimmen muß, ist schon durch sich selbst als ein urverwandtes klar. Etwas ganz anderes aber sind entlehnte Formen, die dem eigenthümlichen Organismus des einzelnen Idioms widersprechen und oft auf das benachbarte oft auch auf das entfernteste als ihre Heimath bindeuten. Keine Mundart der Welt hat ihren Organismus rein und abgeschlossen entwickelt; in allen finden sich zahlreiche Störungen, welche auf generischer Vermischung und also Verunreinigung beruhen, das heißt auf Entlehnung ihrer fremdartigen Formen. Hier sind nur die historischen und geographischen Bedingungen zu suchen, unter denen eine solche Vermischung stattfinden konnte, und besonders zu berücksichtigen, daß dies gebildete Volk zuweilen Wörter einer noch rohern Mundart abborgt, zumal wenn sie Naturprodukte bezeichnen, die aus dem fremden Lande eingeführt werden; viel häufiger ist aber der Fall, daß das noch ungebildete Volk, das seine Kultur von höher stehenden annimmt, seine abstracten Begriffe mit der Bezeichnung aus dem fremden Munde entlehnt. Das beste Beispiel gibt die auf die germanische Cultur gepfropfte römische im englischen Idiom. Die Slawen haben griechisch-römische Cultur theils unmittelbar

von Byzanz, aber auch durch Vermittlung von Deutschland erhalten und beide Fälle sind wohl zu unterscheiden. Sodann hat die deutsche Bildung grammatische Wörter zu den Slawen gebracht, hat aber auch slawische Wörter in sich aufgenommen, und der letztere Fall ist derjenige, der uns unmittelbar für die Etymologie unserer eigenen Sprache interessirt. Es ist mir leider nicht gegeben, mir während der Arbeit solche Einzelheiten immer genau anzumerken; ich muß mich auf dasjenige beschränken, was mir gerade als besonders vorstechende Fälle in Erinnerung geblieben ist.

Bekanntlich hat schon Ulfilas nicht wenig slawische Wörter. Die Gothen saßen damals in der Nähe des schwarzen Meeres und die Slawen waren ihre Nachbarn; an Cultur standen beide Völker wohl ziemlich auf derselben Stufe; es ist also nichts natürlicher, als daß sie einzelne Wörter von einander entlehnen konnten. Die Handelsverbindung erklärt die folgenden Wörter. So glaubt Theiner, der Slawe habe die Form st'klo*) oder staklo Glas von dem gothischen stikls, der Becher, Kelch bezeichnet, entlehnt. Dagegen ist das gothische smakka, Feige, wahrscheinlich vom slawischen smokva, dulgs, die Schuld, ist das altslawische dl'g oder dlug oder vielmehr das russische dolg, môta, der Zoll, (nach Grimm nicht unser Mauth) ist slawisch muito, moito. Daß der Gothe das Wort χnuto aus dem Slawischen Knut, Knute, entlehnt hat, kommt uns begreiflich vor; haben wir doch viel später auch unser Peitsche von dem böhmischen bitsh, Wurzel bi, schlagen, entlehnt. Aber auch den fröhlichen Tanz hat der erustere Gothe von dem lebensfrohen Slawen gelernt, denn er nennt das Verbum plinsjan, altslawisch plansati oder plensati; der Russe sagt noch pläsatj, wenn von seinem nationalen Tanz die Rede ist, den modernen französischen Tanz dagegen nennt er mit deutschem Wort tanzovatj. Das gothische Wort staurran, das ich storran lese, hat man mit einem littauischen storavoti verglichen, was aber der Urverwandtschaft angehören mag. Das gothische hrôt, χrôt, Dach, kommt von der slawischen Wurzel kruiti, kroiti, bedecken. Das gothische raps, leicht, ist slawisch rado, fröhlich. Unser Kürschner von einem slawischen krsno, Pelz. Die gothische Composition aurti-gards oder orti-gards, Garten, Krautgarten, entspricht völlig dem altslawischen vr'tograd. Das slawische djel, Theil, scheint dem gothischen dails oder däls entlehnt. Gothisch drus, Fall, slawisch

*) Ich schreibe die slawischen Wörter so genau wie möglich nach der Aussprache.

trus, ruina scheint urverwandt. Das gothische hlaiv, lies Xläv Grab, sieht dem slawischen χljev, Stall, sehr ähnlich. Auch hlaifs oder χläfs, χläbs, unser Wort Laib ruht auf keiner deutschen Wurzel und ist das slawische χleb Brot. Gothisch tkairko oder therkò, (englisches th) Loch, sieht ganz dem slawischen djerka gleich. Das gothische sipònis, Schüler, leitet Grimm vom gothischen ſhupan, Herr. Das slawische kèlikn, Thurm, kann wohl noch nicht an Glocke erinnern, gewiß aber ist, daß das europäische Wort Glocke oder vielmehr Klocke (la cloche, the clock, klokke, klokka) nichts anderes ist, als das russische kolokol, Glocke, ursprünglich eine Reduplication von kol, herum, kolkol, ringsum, im Kreise. Die ersten Glocken waren Metall-Ringe, und hießen Ringe. Daher heißt im isländischen hringjas läuten, schwedisch ringa, englisch to ring. Kamen die Glocken von Byzanz über Rußland nach Europa? Wenigstens sind sie der erste Luxus der getauften Czare gewesen. Das gothische likìs, Arzt, isländisch läkni, schwedisch läka, heilen, heißt russisch lekarj, Arzt, letshitj, heilen; hier scheint der Slawe der empfangende Theil. Das gothische liuts, betrügerisch, scheint mir vom slawischen ljut saevus entlehnt. Eben so die Form meki, Schwert, das der Slawe metsh schreibt, und zwar ist meks sicher die älteste slawische Form des Worts, wenn man bedenkt, daß Ulfilas so im vierten Jahrhundert hörte, die ältesten slawischen Denkmäler aber aus dem neunten sind. Auch das gothische naus, der Todte, isländisch når, stimmt zu einem slawischen nav. Die Partikel du, wofür später to, zu, eintrat, stimmt auffallend zum slawischen do. Ulfilas Wort ulbandus, Elephant oder Kameel, ist offenbar das altslawische velbondu, Kameel. Dagegen leiten selbst Slawen das Wort goraſdl (mit weichem s) von einem gothischen garaſds disertus ab, das sich aus Ulfilas raſda, Stimme, Sprache folgern läßt. Das gothische Wort skòχsl, Dämon, stimmt zum slawischen kuslo, Blendwerk, Gaukelei. Das gothische slavan, schweigen, scheint dieselbe Bezeichnung für den Slawen, wenn dieser den Deutschen später njemets den Stummen genannt hat (der nicht unsere Sprache zu sprechen weiß). Aus dem gothischen stägo, Steig, Pfad, möchte das cyrillische st'gna, platea stammen. Das gothische tringvs, treu, wird durch das slawische drug, der andre, zweite, nächste, Freund erläutert, und das gothische vigan, bewegen, erklärt sich durch das slawische dvigati von dva, zwei, weil zur Bewegung immer zwei Oerter gehören. — Das altslawische shljem, gothisch helm ist urverwandt, wogegen das böhmische helm entlehnt ist. Das go-

thische stôls, Stuhl, Thron, hat der Slawe als stôl entlehnt für die Begriffe Thron und Tisch; außerdem sagt der Russe wieder stul für das deutsche Stuhl.

Da ich mich aber bei den Gothen etwas zu lange verweilt habe, so will ich von andern Mundarten nur einzelne Beispiele anführen. Daß die Scandinavier slawische Wörter aufnahmen, versteht sich aus der Nachbarschaft. Ich erinnere nur ans scandische torg, torv für Markt ist das slawische torg, Handel, Markt. Vielleicht ist auch unser Wort Waare auf dem Wege des Handels aus dem slawischen tovarj abgekürzt worden. Das scandinavische Wort älska, lieben, das die andern Germanen nicht kennen, ist das slawische laskati, schmeicheln. Das dänische humle, Hopfen, ist slawisch χmel. Aus derselben schwedischen Form hat wohl Linnäus den botanischen Namen humulus geschaffen. Das russische seld, Häring, mag vom scandischen sild entlehnt sein. Das dänische kaarde, sprich korde, hängt durch polnisches kord mit dem ungarischen kard, sprich kord zusammen, während das polnische shpada, russisch in shpaga entstellt, mit dem deutschen Spaten und romanischen espada zusammenhängt. Das nordische Wort mörk, dunkel, das auch im angelsächsischen und englischen mirk vorkommt ist eine den Slawen geläufige Wurzel mrak. Das schwedische und dänische Wort rad, die Reihe, ist das slawische rjad. Der in der isländischen Poesie nicht seltne Eigenname Hrappr, den Rafn in seinen dänischen Uebersetzungen durch Rapp wiedergibt, ist das slawische χrabr, fortis.

Ist aber der historische Zusammenhang des Gothischen mit dem Slawischen klar, so ist das nicht so der Fall zwischen diesem und dem Angelsächsischen und Englischen. Als die Angelsachsen im fünften Jahrhundert anfingen nach Brittanien überzusiedeln, waren in ihrer alten Heimath an der Elbe noch lange keine Slawen; sie kamen mehr als ein Jahrhundert später dorthin. Nun mögen später noch deutsche Haufen hinübergegangen sein, welche benachbarte slawische Elemente in ihrem Gefolge hatten. Wahrscheinlicher scheint mir aber, was Schafferik vermuthet, daß einmal eine bedeutende slawische Colonie sich ins südliche England übersiedelte und sich in der Grafschaft Wiltshire niederließ. Denn Wilt, hochdeutsch Wilze, ist einer der Namen, unter denen die Slawen im Mittelalter bei den Germanen cursiren. Ein solches Ereigniß muß aber durchaus vorausgesetzt werden, um die gar nicht unbeträchtlichen slawischen Spuren sowohl im Angelsächsischen als heutigen Englischen zu motiviren. Ich will nur einige solcher Beispiele anführen.

Schon beim Gothischen hätt ich sollen die Form arbaids anführen, die hier nach der Lautumbildung earfohd, isländisch erfidhi, heißt. Diese Formen beweisen wenigstens deutlich, daß das Wort keine Composition ist, und nicht mit Wackernagel aus den Elementen des Landbaues aran (arare) und beiton (warten) abgeleitet werden kann, wenn auch nicht Grimm's Grundsatz hinzukäme, daß keine deutsche Composition aus zwei Verbis besteht. Es ist sicher, daß das Wort Arbeit in der deutschen Sprache keine Wurzel hat, und da sich deutsche und slawische Lautbildung überhaupt so stellen, daß der Germane die Vocale, der Slawe die Consonanten voranschickt, so kann unser Arbeit nichts anderes sein als das bekannte slawische robot. Hier hat es auch seine volle organische Entwickelung. Die Wurzel ist rab, Knecht, das mit rob wechselt; rabiti, robiti, Präsens robja heißt dienen, machen, thun; rabot ist das Thun, die Arbeit. Da die Germanen den Slawen zuerst zum Sclaven erniedrigten, so ist nichts natürlicher, als daß sie sich seinen Robot zu Nutze machten. Außer diesen fallen mir ein das angelsächsische hrôf, Dach, englisch roof, ist vollkommen das slawische kroff, Dach, von der Wurzel kruiti, bedecken. Unter den Wörtern mit p-Anlaut sind mehrere slawische, die hier im Deutschen unorganisch sind. Zum Beispiel stimmt das angelsächsische plegan, englisch to play, spielen, wenn man sich erinnert, daß unser Gutteral im Slawischen s zu sein pflegt, zum Verbum pljasati, spielen und springen, welches von andern plansati und plensati gelesen wird und woraus Ulfilas, wie erwähnt, sein Wort für tanzen entlehnte; der Angelsachse hätte es also aus einer frühern Gemeinschaft. Das angelsächsische pähd, englisch path, unser Pfad ist altslawisch, pontj, später putj, stimmt aber zum griechischen πατος und indischen panthas. Das angelsächsische prät, List, woher prettig, listig und das englische pretty zu stammen scheint, ruht auf einer slawischen Wurzel prant, prent oder prjat, weg- oder einziehen. Das angelsächsische prûtjan, stolz thun, wovon englisch proud und pride stammen, ist die slawische Wurzel prand, sich erheben, prondinu, schnell, böhmisch prudky, schnell, heftig, groß. Das angelsächsische svitol, sveotol, offenbar, deutlich, ist das slawische svejetilo, Licht. Die Gemeinschaft kann hier nicht aus der Urverwandtschaft der Sprachen stammen, da dieses Wort im Deutschen hvite, weiß, lautet, im Sanskrit aber shvêt, weiß. Das angelsächsische scîr, rein, das im Deutschen sciori, schier lautet und sowohl rein als schnell bedeutet ist das slawische skor, schnell. Das angelsächsische stenati, unser stöhnen, ist slawisch stonati oder

stenati. Vom slawischen plod, Knecht, möchte am unmittelbarsten zum angelsächsischen blad, bläd, Frucht, Ertrag, und französischen bled, Getreide zu gelangen sein, während unser deutsches blat, Blatt, mit blate, Platte, platt zusammenhängt, wozu das englische blade, spanisch plata gehört. Ulfilas biuds (Tisch, discus) ist altslawisch bljudo, Schüssel. Das englische hardy, keck, das die Franzosen in der Form hardiesse, enhardir aufgenommen, und das endlich auch in die südromanischen Sprachen gedrungen, spanisch ardido und ardil, italienisch wie es scheint auf ardere bezogen und ardire, ardito gebildet, ist ein rein slawisches Wort, das möglicherweise auf gorjeti, ardere fußen könnte. Die russische Form ist gordo, stolz, gorditj und gordjetj, stolz sein und werden; die polnische hardy wie im Englischen und die böhmische ohne Vocal hrdy, stolz. Aus dem Neuenglischen fällt mir noch ein auffallendes Beispiel ein, cozen, betrügen, das aber mit englischem halbverschlucktem u wie kuzn ausgesprochen wird. Beide Formen sind interessant, weil sie aufs genaueste mit den beiden altslawischen Formen stimmen. Das Wort bedeutet nach Dobrowsky ebenfalls Betrug, wird aber der geschriebenen folglich ältern englischen Form nach bald ko/n, bald der neuern Aussprache gemäß mit halbstummem u k'/n geschrieben. Deutlicher kann sich wohl ein entlehntes Wort nicht legitimiren. Ein anderes weitverbreitetes Wort scorn, Spott, spanisch escarnio, isländisch, schwedisch, dänisch skarn für Koth und als Schimpfwort gebraucht, ist die slawische Wurzel skvrjna, Unrath.

Aus dem Französischen will ich wenige Formen anführen. Das alte honnir, das wir vom gothischen hauns, niedrig, haunjan, althochdeutsch hônjan, angelsächsisch heane, hynan, Hohn und höhnen, ableiten, hat gleichwohl keine gothische Wurzel. Ich möchte das russische gonätj, treiben, jagen, verfolgen, plagen, dafür vorschlagen, das im Polnischen hanjba, Schande, Böhmischen hana, Tadel, bildet. Daß dahin auch la honte, italienisch onta gehört, versteht sich. Ferner das europäische Wort brave, das man weder von probus noch weniger von pravus richtig ableiten kann, scheint mir im altslawischen pravu oder praff, rectus und pravo, amen! seine natürlichste Quelle zu finden. So würde sich unser bravo = Rufen aus der Kirche herschreiben.

Zum Spanischen will ich nur das noch unerklärte Pronomen cada, jeder, anführen, das zwar im Slawischen auch nicht seine Erkärung findet, aber eine interessante darbietet. Diese seltsame Form geht durch halb Europa. Daß die indische Pronominal-

wurzel ka, ku, ki den Anlaut geliefert hat, ist nicht zu bezweifeln; das räthselhafte ist der hartnäckige Vocal a, der ihn begleitet. Diez erklärt das altfranzösische chascun, woher chaque, chacun aus quisque unus; ganz gut, aber woher denn das a? Die erste Silbe chas geht doch aufs spanische cada zurück. Dagegen scheint mir das italienische ciascuno der französischen Form angebildet. Daß das Wort aus Osten komme, möchte man aus dem neugriechischen indeclinablen κάθε, jeder, schließen, das die Neugriechen höchst naiv aus καθ' ἕν erklären, eben wie ihr κανένας, Keiner, aus καὶ ἂν εἷς. Mit den slawischen Formen, statt die Schwierigkeit zu heben, steigt vielmehr diese. Die Wurzel wird ku angegeben, ein ableitendes ſhdo, wozu zu bemerken, daß die Verbindung ſhd nach slawonischer Euphonie aus einfachem d hervorgeht, so daß wir das Grundwort kud hätten. Nun heißt aber zuerst kuſhdo, denn koſhdo, endlich auch kajaſhdo, und aus letzterer folgen die modernen Formen russisch kaſhdoï, böhmisch und polnisch kaſhdy. Wie ist es möglich, daß im Osten und Westen aus ku und qui ein ka hätte entstehen können, wenn nicht die Formen cada und κάθε ein Wurzelgeheimniß in die Wagschale legten?

Wenden wir uns aber jetzt zu Italien, so sind wir auf viel festerem Boden; denn es ist lange her, daß slawische Illirier die romanischen Italer unmittelbar berührten. Liegen doch in Triest und Ragusa beide Sprachen in unmittelbarem Streit miteinander. Wäre die alte Römersprache nicht mit so ungemeinem Stolz gegen die moderne Barbarei dieser Nachbarn ausgerüstet, so hätte sie freilich mehr entlehnen müssen; aber allem konnte sie doch nicht entgehen, zumal da der Lautcharacter so viele Sympathien zeigt und zuweilen die Wurzelgemeinschaft hervortritt. Ein auffallendes Beispiel bietet die italienische Form la voglia, der Wille, das von volere auf gesetzmäßigem Wege nicht abgeleitet werden kann, und das weder Römer noch Spanier und Franzosen anerkennen. Will man es nicht, was lächerlich wäre, vom anomalen Präsens ableiten, so bleibt nichts übrig, als das altslawische, illirische und russische volja darin zu erkennen; die Sprache hat sich hier durch die gemeinsame Wurzel von der Form täuschen lassen. Weiter griff eine Umbildung, die sich dem lateinischen mittere mittheilte; der römische Begriff war von sich gehen lassen, dann schicken; er ist neuromanisch ganz aufgegeben und das abstracte etwas wohin thun ist dafür eingetreten; dieser Begriff ist aber suggerirt, auch die ähnlich klingende slawische Form mjetatj, jacere, etwas wohin thun.

Diese Bedeutung theilte sich dem Spanischen und Französischen mit. Auch das bekannte Wort loggia, loges, logis, loger, lodge scheint mit dem slawischen loʃhiti, legen, näher als dem lateinischen locare, das louer, loyer; lieu bildet. Ein anderes romanisches Wort hat den Philologen schon viel Kopfweh gemacht; sie mühen sich ab aus dem griechischen καμῖνος, Rauchfang, den Begriff cammino, chemin herauszubringen, was ihnen nie gelungen ist und nie gelingen konnte. Slawisch kamenj und kamui heißt der Stein, und es kommt daher nicht nur unser Camen, französisch camaïeu, sondern außer Zweifel auch cammino, der Steinweg, wie via strata unsere Straße geliefert hat. Ein bekanntes slawisches Wort ist indarno, vergebens, dessen Entstellung um so sonderbarer ist, als die Wurzel da, geben, eine gemeinschaftliche war. Die slawische Form war darom oder darmo. Von dar (donum, δῶρον) ist darom der Casus instrumentalis, es heißt also durch Geschenk, gratis, unentgeltlich, das aber wie unser umsonst dann in vergeblich überschlägt. Aus diesem darom besteht böhmisch und polnisch die Partikel darmo; der Italiener setzt ein seltsames in davor und erleichtert sich das m in n so wurde indarno.

Aber in weit höherem Grade als irgend eine europäische Nation ist unser deutsches Vaterland von den ältesten Zeiten her mit den Slawen verwickelt. Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß halb Deutschland einst von Slawen bewohnt war, besonders drangen sie im Norden bis zur Elbe in der Nähe von Hamburg; hat doch die Stadt Lauenburg noch ihren slawischen Namen (Lubenburg, Lube, slawisch für Elbe); um Lauenburg ist das Slawische kaum einige Jahrhunderte ausgestorben und man hat noch Lieder in diesem Dialect (z. B. das von Goethe übersetzte allerliebste Volkslied: Wer soll Braut sein? Eule soll Braut sein). Aber auch im Süden drangen die Slawen bis ins Baierland. Der heutige bairische Dialect hat noch unverkennbare slawische Spuren an sich; z. B. das breite schwellende L und die Vocallosigkeit der Silbe vor L, zuweilen auch vor R; ferner die Anhängung der Personalendungen an Partikeln nach polnischer Weise, wie im Nürnberger Dialect: Du wennst kommst für wenn du kommst, wost bist für wo du bist; so hat sich auch der Untergang des einfachen Präteritum im süddeutschen Dialect ganz analog mit slawischer Verderbniß ausgebildet. Aber auch außer Gemeinschaft mit der von Osten geschlossen vordrängenden Masse haben sich allenthalben in Deutschland und weiter nach Westen isolirte Slawen-Colonien niedergelassen. Der gewöhnliche Name der

Slawen im Mittelalter war Wenden oder Winden. Daß schon die alten Veneti oder Ἐνετοί, welche Venetia gründeten eine vorgeschobne slawische Colonie gewesen seien, wagen zwar auch die Slawisten noch nicht zu behaupten; doch halten sie die alten Veneti in der Bretagne bereits für Slawen. Unzählige deutsche Ortsnamen, wie Windheim, Weinheim, Wimmenden, Wendlingen und viele ähnliche hängen mit Slawen-Colonien zusammen. So mag auch der Name Wandalen ursprünglich einem slawischen Volke zugehört haben. Weiter fixirte sich der Name Wenden für die noch isolirt stehenden Slawen der Lausitz, und die Form Winden wurde für die Slawen in Oesterreich, namentlich Kärnten, Krain, Steiermark festgehalten. Schafferik und Palazky nehmen für die Niederlande und die Schweiz slawische Colonien an. Bei so vielfachen Berührungen konnte es nicht fehlen, daß unsere Sprache slawische Wörter in sich aufnehmen mußte. Wir haben bereits mit mehr oder weniger Sicherheit die folgenden deutschen Wörter als slawische nachgewiesen: Peitsche, Laib, Glocke, Waare, Arbeit, Pfad, schier, stöhnen, Hohn, brav. Einige andere hat Jacob Grimm bezeichnet, unser Obst vom böhmischen ovotse, das sächsische Schöps (wofür wir Hammel sagen) vom böhmischen skopets. Wir führen jetzt noch einige andere an, Stieglitz vom böhmischen stezlitshek. Trompete ist das altslawische tromba, nicht tuba. Scherz vom böhmischen ſhert oder polnischen ſhart, das von uns ins Italienische drang. Unser Kümmet oder Kumt ist russisch χomút. Das Wort tapfer, das in Schwaben für schnell gebraucht wird, ist das slawische dobro, gut, das ins niederdeutsche dobber, dapper, endlich in tapfer überging und durchaus keine deutsche Wurzel hat. Das Wort Petschaft ist entstellt aus dem slawischen petshat, Druck, Schrift, Siegel, das wir noch einmal in Petschier, petschieren entstellt haben; Wurzel scheint das slawische peku, ich backe. — Unser List hat keine sichere Wurzel und ist vielleicht das altslawische ljstj, russisch letj, Betrug, Schmeichelei. — Das alte biderbe, woraus unser bieder geworden, hat den Philologen schon viele Sorge gemacht; es ist vielleicht slawisches bedr, vigil, strenuus. — Das schwedische krets, woraus wir Kreiß oder Kreis gemacht haben, könnte auf die slawische Partikel krest, circa zurückgehen. — Das Wort krukka, Krücke, angelsächsisch cruc, englisch der Haken, scheint das slawische kljuka zu sein. Das gothische naquath unser nackt ist eine Ableitung, wozu der Slawe die einfache Form nagu, nudus leitet. Ob das Wort roba, Raub, angelsächsisch reaf, auf slawisches romb, rub zurückgebe, bleibt

zweifelhaft. Unser schlapp oder schlaff scheint slawisches slab. Stopfen von slap oder ich stoppe hängt mit slawischem stupati zusammen. Das slawische postili, fasten, wird eher vom gothischen fastan gebildet sein als umgekehrt. Unser Blitz, früher blikze, sieht dem slawischen blesk sehr ähnlich. Unser lahm ist vom slawischen lomili, brechen, abgeleitet. Zweifelhaft ist es bei Filz, das slawisch plst oder polst geschrieben wird. Das Adjectiv grob hat einmal Jacob Grimm versucht aus ge-ròb zu erklären, von der Wurzel Raub, was schon darum nicht geht, weil das Wort im größten Theil von Deutschland und zwar anomaler Weise mit kurzem o gesprochen wird; gerade daran erkennt man das fremde slawische Wort; es heißt russisch gruboï, hart, rauh, polnisch gruby, dick, grob, böhmisch hruby, roh, derb, groß. Ein merkwürdiges Wort endlich ist, daß vom slawischen mru, ich sterbe, morior, das Substantiv mrt, mit morte identisch, und mit der Partikel s (lateinisch cum) gebildet wird, daher denn smrt oder smert, der Tod, heißt. Dieses Wort ging im Mittelalter ins schwedische smerta, englische smart, und so auch ins mittelhochdeutsche smerze über, und bedeutet ursprünglich Todesangst, Todesschmerz; erst im Neudeutschen haben wir das Wort Schmerz in den Begriff fixirt, den es jetzt hat; es läßt sich dem französischen mortifier vergleichen. Dieser Fall gibt auch einen Fingerzeig, daß in den Wörtern, welche nach Grimms Ausdruck ein noch unerklärtes s der deutschen Wurzel vorgeschoben haben, vielleicht ein slawisches s (cum) im Spiele ist; so z. B. wenn das englische swing bei uns Schwinge heißt, melt, schmelzen, wo unsere Volkssprache noch molzig vom Schnee sagt, lecken und schlecken, tappen und stopfen, vielleicht breit und spreiten, englisch leg, deutsch Schlegel, und so noch andere Fälle. Auch unsere so dunkeln Wörter für den Begriff malus hängen auf irgend eine Weise mit slawischen Wörtern zusammen. Das noch unerklärte bôsi, böse, scheint das slawische bjes, Dämon, Teufel und das eben so wurzellose schlimm möchte mit slawischem sulu, sol, sloi zusammenhängen. Beide Wörter hat schon Grimm so verglichen.

An vielfacher Dienstbarkeit westlicher Slawen unter den Germanen erinnern nicht nur die Formen Sclav aus Slawe, das in alle Sprachen überging, und das erwähnte Robot, Arbeit, sondern auch das böhmische musili, das aus müssen gebildet ist, polnisch mushitsh, mushetsh, zwingen und müssen, und das Wort gwalt aus dem Deutschen.

Andererseits aber ist es aller Beachtung werth, daß so viele europäische Begriffe, welche sich auf ritterliche Tapferkeit, Ehre,

Tüchtigkeit beziehen, durch slawische Wörter bezeichnet worden sind, nicht nur Tadel und Hohn und Beschimpfung, Betrug, List und Grobheit, sondern die lobenden Begriffe, die in den Formen tapfer, brav, schier, proud, hardy, biderb zusammengestellt werden können. Es möchte darauf hindeuten, daß im östlichen Deutschland des Mittelalters das Waffengewerbe der Ritterschaft im nähern Zusammenhang von Slawen und Deutschen getrieben wurde, als daß die sich sonst zu fern stehenden Volkssprachen sich vermischen konnten.

Obiges aufs Gerathewohl zusammengestellte slawische Wörterverzeichniß denke ich in Zukunft und bei guter Gelegenheit beträchtlich erweitern zu können.

Tübingen. **Moritz Rapp.**

Byron und Southey.

(Eine literarische Fehde.)

Der Streit zwischen zwei bedeutenden Dichtern, dessen Ursprung, Verlauf und Ausgang ich im Folgenden darzustellen gedenke, verdient in mehr als einer Hinsicht die Aufmerksamkeit nicht allein der Literarhistoriker, sondern auch des gebildeten Publikums überhaupt, das sich für den Character von Personen, Zeiten und Völkern interessirt. Wir Deutschen stehen seit Luthers Zeit einigermaßen in dem Rufe der Grobheit, und daß der Bauernsohn, der unsere hochdeutsche Sprache schuf, ihr allerdings einen unaustilgbaren Stempel aufgedrückt habe, soll nicht geleugnet werden, wie denn ja derb und deutsch gleichbedeutende Ausdrücke sind; allein wenn man die Zeit berücksichtigt, in der Luther lebte, und die Größe der Sache, für welche er stritt, so wird unser grober Bauernsohn wahrhaftig nicht zu erröthen haben vor dem edlen Lord und dem gekrönten Hofdichter, die in dem Zeitalter höchster Feinheit und Bildung, unter einer Nation, die auf Form und Anstand das größte Gewicht legt, durch Abfassung schmähender Journalartikel ihren Character wie ihren Autorenruhm aufs Spiel setzten, mit Hundepeitschen, Brandmark und den beleidigendsten Persönlichkeiten um sich warfen, kurz, der Welt ein Schauspiel des Aergernisses gaben, mit dem selbst die Händel von Leo und Ruge in den hallischen Jahrbüchern nicht zu vergleichen sind. Luther ist erhaben, auch wenn er tobt, sein Zorn ist schrecklich und zermalmend, sein Grimm furchtbar; die Wuth der hochgebildeten englischen Poeten wird immer nur ein widerwärtiges Gefühl hervorrufen.

Es wäre übrigens nicht der Mühe werth, den erwähnten Federkrieg aus dem Dunkel längst vergessener Zeitschriften und aus Vorreden ungelesener Bücher hervorzuziehen, wenn er nicht von einer Seite Aehnlichkeit mit dem Streite hätte, welchen unser großer

Lessing mit dem Pastor Goeze in Hamburg geführt hat. Wie nämlich aus Lessings langem denkwürdigen Kampfe der Nathan hervorging, so hat Byron auf Veranlassung seines Streites mit Southey eines der vortrefflichsten, originellsten Gedichte hervorgebracht, welche aus der Feder dieses genialen Menschen geflossen sind, und welches an Witz, Laune, Satire, Uebermuth, so wie an Meisterschaft der Sprache zu dem Besten gehört, was die moderne Literatur aufzuweisen hat. Dieses Gedicht muß uns denn auch aussöhnen mit den widerwärtigen Händeln, welche den ersten Anstoß dazu gaben.

Lord Byrons Leben und Werke sind weltberühmt. Was seinen Gegner Robert Southey betrifft, so wissen in Deutschland wenig Leute mehr von ihm, als daß er ein fruchtbarer Balladendichter gewesen. In der That aber war er seiner Zeit ein Mann von der vielseitigsten literarischen Thätigkeit, der sich keineswegs auf Balladendichtung beschränkte, sondern sich eben sowohl auf dem Gebiete der höheren epischen Poesie, der Lyrik und der dramatischen Muse versuchte, außerdem aber auch eine Reihe biographischer und historischer Werke hinterlassen hat. In seiner Jugend (er war 1774 geboren, also vierzehn Jahre älter als Byron) schwärmte er mit vielen seiner Zeitgenossen für die französische Revolution, für Freiheit und Gleichheit aller Menschen. Aus dieser Periode stammt sein Epos „Johanna d'Arc," und ein Drama, in welchem er Wat Tyler, den Helden des Bauernaufstandes verherrlicht, der zu Anfang von Richards II. Regierung in England ausbrach und einen ähnlichen Character und Verlauf hatte, wie die Bauernunruhen in Schwaben zur Zeit der Reformation. Der Dichter suchte später dieses Werk, das er als eine Jugendsünde ansah, zu unterdrücken, gab aber gerade dadurch Veranlassung davon reden zu machen, und es wurden noch im Jahre 1817 Stellen desselben im Parlamente citirt, zum Beweise, daß es ein gottloses Werk sei, die Moral vergifte und das Volk verführe. Eine solcher Stellen ist, nach freier Uebersetzung, die folgende:

„Dies, meine Brüder, ist gewiß und wahr:
Gleich seid ihr alle, gleich seid ihr geschaffen,
Und Gleichheit euer angebornes Recht.
Wenn ich den stolzen Königspalast schaue,
Wenn ich es schau'n muß, wie ein einz'ger Mann
In seines Königsmantels blut'gem Purpur
Gemächlich prangt als Herr von Millionen;
Und schaue nieder, wie der arme Landmann

Sich plagen muß im Schweiß des Angesichts
Und seine Armuth theilen mit den Kindern:
Ha! dann ergrimmt das Herz mir in der Brust
Und Scham erfaßt mich, daß es Menschen dulden.“ —

Zu der Zeit, wo diese und ähnliche Stellen im Parlamente zum Entsetzen aller guten Altengländer vorgetragen wurden, war der Urheber längst von seinen Jugendschwärmereien zurückgekommen und ein eben so eifriger Verfechter von Kirche, König und Aristokratie geworden, als er früher allgemeine Gleichheit gepredigt hatte. Schon 1813 war er zum Hofdichter gekrönt worden. In dieser Eigenschaft schrieb er 1821 nach dem Tode Georgs III. ein Gedicht in Hexametern, in welchem er unter dem Titel: „Eine Vision aus dem Weltgerichte,“ jenes Monarchen Erscheinung vor dem Thron des Weltrichters und seinen Eingang in die ewige Glorie darstellte. Dies Gedicht, in der Form ganz ungenießbar, weil die englische Sprache bei ihrem gänzlichen Mangel prosodischer Gesetze zur Bildung von Hexametern völlig unfähig ist, und dem Inhalte nach so wenig über die Sphäre eines bloßen Hofgedichtes hervorragend, daß die englischen Literarhistoriker es ganz ignoriren,*) gab nichts desto weniger Veranlassung zu einem heftigen Federkriege, indem der Dichter in der Vorrede sich über den Character der gegenwärtigen Literatur in einer Weise aussprach, daß ein so heißblütiger und leidenschaftlicher Mann wie Lord Byron um so weniger dazu stillschweigen konnte, als die meisten Angriffe und Beschuldigungen unverkennbar nur auf ihn gerichtet waren. Nachdem nämlich Southey in der erwähnten Vorrede zuerst über die Form seines Gedichtes, den Hexameter gesprochen hat, fährt er hieran anknüpfend also fort:

„Ich weiß, daß das Publikum im höchsten Grade gegen solche Neuerungen eingenommen ist, gleich wie der gemeine Mann jede fremde Mode haßt, mag sie zum bloßen Prunk oder zu wirklicher Bequemlichkeit dienen. Wäre nur diese literarische Unduldsamkeit mit einem gesunderen Urtheil verbunden! gäbe sie nur mehr Acht auf die Grundsätze als auf die Manier, auf den Geist als auf die Form poetischer Produkte! und richtete sie sich doch nur gegen jene mißgeschaffenen Werke voll unerhörter Greuel, voll Spott, Frechheit und Gottlosigkeit, welche in unsern Tagen zuerst die englische Poesie besudelt haben! Mehr als ein halbes Jahrhundert ist die englische Literatur ausgezeichnet gewesen durch eine sittliche Reinheit, welche eben so sehr ihren Grund in der

*) Cunningham, der in seiner biographischen und kritischen Geschichte der englischen Literatur von Southey mit vieler Wärme und Anerkennung redet, erwähnt unter dessen Schriften weder Wat Tyler noch das oben bezeichnete Lobgedicht.

moralischen Erhebung des Volksgeistes hatte, als sie selbst ihrerseits zur Verëdlung der Sitten mitgewirkt hat. Ein Vater konnte seinen Kindern jedes Buch, das aus der Presse kam, unbesorgt in die Hand geben, sobald es nicht schon auf dem ersten Blatt oder dem Titelkupfer die offenbaren Zeichen trug, daß es zur Bordelliteratur gehöre. Kein Werk war gefährlich, welches den Namen eines ehrenwerthen Verlegers führte oder in einer respectablen Buchhandlung zu haben war. Vor allem war dies der Fall mit unserer Poesie. Es ist jetzt anders geworden; und wehe denen, durch welche das Aergerniß kömmt. Je größer das Talent des Missethäters, desto größer ist seine Schuld und desto dauernder wird seine Schande sein. Mögen die Gesetze an sich nicht Kraft haben, einem so großen Uebel zu wehren, mag ihr Arm lahm geworden oder ihre Handhabung so ungerecht sein, daß der Name eines Missethäters als ein Privilegium dienen kann ihn vor der Strafe zu sichern — wohl! so ist der einzelne Mensch verpflichtet zu bedenken, daß solche verderbliche Bücher nicht würden gedruckt noch geschrieben werden, wenn sie, wie es geschehen könnte und sollte, von der öffentlichen Meinung geächtet würden. Jedermann also, der solche Bücher kauft oder in sein Haus läßt, befördert das Uebel, und macht sich, so viel an ihm liegt, als Helfer des Verbrechens mit schuldig.

Die Verbreitung schlüpfriger Bücher ist eine der schwersten Sünden gegen die allgemeine Wohlfahrt. Es ist eine Sünde, deren Folgen ohne Grenzen sind und durch keine spätere Reue des Missethäters können aufgehoben werden. Wie auch sein Gewissen ihn peinigen möge, wenn seine Stunde schlägt — und schlagen wird sie! — es kann nichts mehr helfen. Die Bitterkeit einer Sterbestunde kann keinen einzigen Abdruck der tausend in Umlauf gesetzten Exemplare vernichten, und so lange man ihn lies't, ist er der Verführer der Nachwelt und häuft Schuld auf seine Seele in immer steigendem Maße.

Diese Bemerkungen sind nicht strenger, als die That verdient, selbst wenn man sie nur auf jene unmoralischen Schriftsteller anwendet, die bei ihren Werken sich keiner bösen Absicht bewußt gewesen sind, die sich allenfalls ein wenig Leichtfertigkeit, etwas Wärme des Gefühls und Ausdrucks erlauben, und was der Redensarten mehr sind, womit die Menschen ihre Lieblingssünden bemänteln und sich selbst betrügen. Was soll man aber von denen sagen, die sich nicht mehr mit der Gedankenlosigkeit und dem Taumel flüchtiger Jugend entschuldigen können, sondern in der Nüchternheit männlicher Jahre und mit überlegter Absicht schreiben? Was soll man sagen von diesen Männern mit krankem Herzen und verderbender Phantasie, die sich ein System von Meinungen erfinden, das nur für ihren eigenen unglückseligen Lebenswandel paßt, die sich gegen die heiligsten Ordnungen der menschlichen Gesellschaft empören, die einen Haß auf die geoffenbarte Religion werfen, welche sie ungeachtet aller Anstrengungen und trotziger Prahlereien, doch nicht ganz verleugnen können, die andre eben so elend zu machen suchen als sie selbst sind, indem sie ihnen das Gift einflößen, das ihr eigenes Herz zerfrißt. Die Schule, welche sie gegründet haben, kann im wahren Sinne die satanische Schule heißen; denn obgleich ihre Werke in den üppigen Partieen den Geist Belials athmen, und den Molochsgeist in den grauenvollen Bildern von Scheusal und Schrecken, an deren Darstellung sie sich erfreuen; so sind sie doch besonders ausgezeichnet durch einen gewissen satanischen Hochmuth und eine gottlose Frechheit, die gleichwohl das Gefühl hoffnungslosen Elends durchscheinen läßt, das damit verbunden ist.

Dieses Uebel hat eben so gut eine politische als eine moralische Seite, wie denn politische und moralische Uebel immer unzertrennlich verbunden sind. Es ist ein wahres Wort eines unserer tüchtigsten und klarsten Denker, daß der Umsturz der Regierungen seinen direkten und natürlichen Ursprung in einer allgemeinen Verdorbenheit der Sitten des Volkes hat, und eben so sicher als ein mathematischer Satz daraus kann hergeleitet werden. Keinen Satz hat Machiavelli öfter eingeschärft als den, daß keine Regierung sich lange halten kann, wo die Sitten eines Volkes allgemein verdorben sind. Die Geschichte bezeugt diese Wahrheit in unzähligen Beispielen; es gibt aber nichts was sicherer und reißender solche Verderbniß herbeiführt und verbreitet, als wenn die Ströme der Literatur vergiftet sind.

Mögen die Lenker des Staats ein Einsehen thun, und das bei Zeiten! Wenn aber — um uns der Worte eines beliebten Predigers zu bedienen — unsere Aerzte denken, die beste Art ein Uebel zu heilen, sei, es zu pflegen — dann möge der Herr in Gnaden das Reich bereiten, zu tragen, was Er allein durch ein Wunder abwenden kann!

Diese Bemerkungen bedürfen keiner Entschuldigung. Die Sache selbst führte sie herbei, und wir haben die Gelegenheit dazu geflissentlich nicht vorübergehen lassen. Denn es ist die Pflicht eines jeden, dessen Urtheil einigen Einfluß haben könnte, das Treiben und Trachten jener Schriftsteller zu zeichnen, welche dafür arbeiten, die Grundfesten menschlicher Tugend und Glückseligkeit zu untergraben."

Man wird bei der so eben angeführten Strafrede unwillkürlich an Nicolai und seinen Kampf gegen Goethe erinnert. Dieselbe moralische Härte und Einseitigkeit in Beurtheilung poetischer Produkte, nur noch härter und einseitiger gemacht durch die Beimischung der den Engländern eigenthümlichen alttestamentlichen Gottesfurcht, und noch beschränkter, indem sie den Arm der Obrigkeit zu Hülfe ruft gegen Verirrungen der Phantasie und das Gefühl, die ihren Grund in einer allgemeinen Geistesverfassung der gebildeten Gesellschaft hatten. Denn der Dichter macht nicht den Zeitgeist; er offenbart ihn, er gibt ihm nur Gestalt und Sprache; er hilft ihm zur Entwickelung, und, da im Zeitgeiste ja auch immer der höchste vollkommene Geist waltet, auch zur Befreiung, Besinnung und Erlösung. Bei alle dem muß man Southey darin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich an Sachen hält, nicht eine Person, sondern eine bestimmte Gattung der Literatur angreift. Auf diesen Punkt hätte die Erwiderung eingehen müssen, um im Streite die Wahrheit zu retten; allein dazu war Byron nicht der Mann. Lord Byron, der sich damals in Ravenna aufhielt, sah in Southey's Worten nur einen hämischen, neidischen, rein persönlichen Angriff. Wen anders als ihn (Byron) selbst konnte er mit seiner satanischen Schule im Sinne haben? auf seinen Manfred, seinen Don Juan und andere seiner vom

Publikum reißend verschlungenen Werke zielten jene Vorwürfe der Gottlosigkeit, Frechheit und Verhöhnung des Heiligen; auch fehlte es nicht an Anspielungen auf seinen Lebenslauf, und die Erwähnung seiner ersten poetischen Versuche als Ausgeburten der Gedankenlosigkeit und des Taumels flüchtiger Jugend war ja fast nichts als eine Wiederholung derselben Ausdrücke, mit welchen Byron einst diese ersten Gaben seiner Muse selbst bezeichnet und bei dem Publikum eingeführt hatte. So entstand denn eine Erwiderung, welche aus einer literarischen Fehde einen rein persönlichen Hader machte. Byrons Antwort lautet, wie folgt:

„In der frommen Vorrede zu einem Gedichte, dessen Gotteslästerung eben so harmlos ist als Wat Tylers Rebellion — denn es ist eben so unsinnig als dieses ehrenwerthe Produkt — ruft Herr Southey das Gesetz an „ein Einsehen zu haben," da die Duldung solcher Schriften an der französischen Revolution Schuld gewesen sei; nicht solcher Schriften wie Wat Tyler, sondern wie die der „satanischen Schule." Dies ist nicht wahr, und Herr Southey weiß, daß es nicht wahr ist. Jeder französische Schriftsteller von einiger Freimüthigkeit ist verfolgt worden; Voltaire und Rousseau lebten in der Verbannung, Marmontel und Diderot wurden in die Bastille gesteckt, und so lange der Despotismus auf dem Thron saß, hat er einen beständigen Krieg mit der ganzen schreibenden Klasse geführt. Ferner ist die französische Revolution gar nicht durch Schriften irgend einer Art herbeigeführt worden; sie wäre gekommen, wenn auch kein einziger solcher Schriftsteller gelebt hätte. Es ist jetzt Mode, alles auf die französische Revolution zu schieben, und die französische Revolution auf alles, nur nicht auf ihren wahren Grund. Dieser Grund liegt auf der Hand: — die Regierung verlangte zu viel, und das Volk konnte nicht mehr geben noch tragen. Ohne dies hätten die Encyclopädisten sich die Finger abschreiben können, und es wäre nicht die geringste Veränderung eingetreten. Und die englische Revolution — ich meine die erste — wodurch wurde sie herbeigeführt? Die Puritaner waren gewiß so ehrbar und gottesfürchtig als Wesley und sein Biograph. — Thaten! Thaten von Seiten der Regierung, nicht gegen sie, haben die vergangenen Krisen verursacht und sind auf dem Wege noch neue herbeizuführen.

Ich betrachte das als unvermeidlich, obgleich ich kein Revolutionär bin. Ich wünsche die englische Constitution zu recht gebracht, nicht umgestoßen zu sehen. Ich bin als Aristokrat geboren, und bleibe es aus natürlicher Neigung; der größte Theil meines gegenwärtigen Vermögens liegt im Grund und Boden: was hätte ich bei einer Revolution zu gewinnen? Vielleicht habe ich in jeder Beziehung mehr zu verlieren als Herr Southey sammt all seinen Ehrenstellen und Ehrengeschenken für Lob- und Schmähreden in den Kauf. Aber ich wiederhole es: eine Revolution ist unvermeidlich. Die Regierung mag frohlocken über die Unterdrückung erbärmlicher Tumulte; das sind nur die zurückgleitenden Wellen, die für einen Augenblick an der Küste abprallen und sich brechen; aber die große Fluth rollt doch unaufhaltsam vorwärts und gewinnt mit jeder Brandung mehr Raum. Herr Southey klagt mich an, daß ich die Religion des Landes angreife. Beschützt er sie vielleicht, wenn er Lebensbeschreibungen

von Wesley macht? Eine Art der Gottesverehrung wird nur umgestoßen durch eine andere. Niemals ist ein Land ohne Religion gewesen und wird es niemals sein. Man wird uns wieder Frankreich vorhalten; allein es war nur Paris und eine rasende Partei, die für einen Augenblick ihren dogmatischen Unsinn von Theophilanthropie durchsetzte. Die englische Kirche, wenn sie fällt, wird von Secten über'n Haufen geworfen werden, und nicht von den Skeptikern. Das Volk ist zu vernünftig, zu wohl unterrichtet, seines eigenen Einflusses im Raum der Welt zu sicher, als daß es sich jemals dem Atheismus oder Zweifel hingeben sollte. Es mögen ein Paar so glaubensarme Grübler da sein, wie Wasser in dem bleichen Sonnenstrahl menschlicher Vernunft; *) aber es sind sehr wenige, und ihre Meinungen, ohne Begeisterung, ohne Zunder für die Leidenschaften, können nie Anhänger gewinnen, es sei denn, daß sie verfolgt werden — das, freilich, macht alle Dinge größer.

Herr Southey frohlockt mit feiger Grausamkeit im Voraus über die Opfer seines Hasses, indem er an die Bitterkeit ihrer Todesstunde denkt, und weidet sich in Prosa wie in Versen an seinen Visionen aus dem jüngsten Gericht, voll ruchloser Unverschämtheit. Was Herrn Southey's oder unsere eigenen Gefühle in dem ernsten Augenblicke sein mögen, wo wir diesen Zustand des Daseins verlassen, kann er so wenig als wir zu entscheiden wagen. Im Allgemeinen — das darf ich sagen — habe ich, wie die meisten vernünftigen Leute, nicht auf meine Todesstunde gewartet, um manche meiner Handlungen zu bereuen, trotz alles teuflischen Hochmuths, dessen dieser jämmerliche Renegat in seinem giftigen Aerger diejenigen beschuldigen möchte, welche ihn verachten. Ob im Ganzen bei meinen Handlungen das Gute oder Böse die Oberhand hat, gebührt mir nicht zu entscheiden; aber da meine Mittel und Gelegenheiten größer gewesen sind, so werde ich meine gegenwärtige Vertheidigung auf einen einzigen Satz beschränken, der, wenn es sein müßte, leicht bewiesen wäre, nämlich, daß ich, seit ich zwanzig Jahr alt geworden, nach meinem Maße in einem einzigen Jahre mehr wirklich Gutes gethan habe, als Herr Southey in dem ganzen Laufe seines wetterwendischen Achselträgerlebens. Auf viele meiner Handlungen kann ich mit einem edlen Stolze zurückblicken, den mir keines Miethlings Verläumdung rauben soll; anderer gedenke ich mit Sorge und Reue; aber die einzige Handlung meines Lebens, von der Herr Southey wirklich Kunde haben kann, da sie mich in Berührung mit einem seiner nahen Freunde brachte, hat weder mir noch diesem seinem Freunde Unehre gemacht.

Aus einer andern Zeit aber kenne ich wohl Herrn Southey's Verläumdungen — denn das sind sie — die er bei seiner Rückkehr aus der Schweiz über mich und Andere ausgestreut hat. Sie haben ihm nichts Gutes auf dieser Welt eingebracht, und wenn sein Glaube der rechte ist, werden sie es auch nicht in jener Welt. Wie seine Sterbestunde sein wird, ist nicht meine Sache zu bestimmen; mag er es mit seinem Schöpfer ausmachen, wie ich mit dem meinigen. Es ist etwas Lächerliches und zugleich Empörendes in diesem Allerweltsschmierer, der sich hinsetzt Verderben und Verdammniß über seine Nebenmenschen auszugießen, während er selbst Wat Tyler, die Vergötterung Georgs III.

---

*) Like water in the pale sunbeam of human reason. Ich habe es wörtlich übersetzt, gestehe aber, daß ich keinen Sinn darin finden kann.

und die Elegie auf Martin den Königsmörder, alles auf einem Haufen in seinem Schreibtisch liegen hat. Ein Trost ist für ihn eine lateinische Note aus einem Werke des Herrn Landor, des Verfassers von Gebir, dessen Freundschaft wie es scheint, für Herrn Southey eine Ehre sein wird, wenn die ephemeren Zänkereien und Berühmtheiten des Tages vergessen sind. *) Ich meinestheils beneide ihn weder um die Freundschaft, noch die Anwartschaft auf den Ruhm, der ihm in der dritten und vierten Generation daraus zufallen soll. Diese Freundschaft wird wahrscheinlich eben so berühmt werden als seine epischen Gedichte, von denen (wie ich ihm vor zehn bis zwölf Jahren in den englischen Barden anführte) Porson sagt, man würde daran denken, wenn Homer und Virgil vergessen sind, eher nicht. Für diesmal nehme ich von ihm Abschied." —

Lord Byron hatte durch diese Antwort voll Gift und Galle der Sache eine Richtung gegeben, die nur auf Scandal auslaufen konnte. Ein so gewandter, zugleich so schreiblustiger Autor wie Southey, der, wie schon die mitgetheilten Proben beweisen, in der Prosa seinem Gegner an Besonnenheit und polemischem Talent weit überlegen war, konnte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einmal herausgefordert, die empfindlichste Seite seines Feindes zu treffen, und an Stoff fehlte es ihm dazu in Byrons Privatleben und literarischer Laufbahn nicht. Seine Antwort, die am 5. Januar 1822 im Londoner Courier erschien, war in der That der Art, daß sich mit Worten unmöglich etwas darauf erwidern ließ. Sie lautet nach ihrem Hauptinhalt folgendermaßen:

„Ich gehe sogleich auf Lord Byrons Anklage gegen mich über. Wenn ich die Schimpfreden wegblase, die wie ein Schaum darauf schwimmen, und die scharfe Säure verdunsten lasse, worin sie eingemacht ist, so erscheint als der übrige Rest Folgendes: „daß Herr Southey, auf seiner Rückkehr aus der Schweiz 1817, wissentlich Verläumdungen gegen Lord Byron und Andere ausgesprengt hat." — Hierauf antworte ich entschieden und ausdrücklich: Nein!

Hätte ich in jenem Lande gehört, daß Lord Byron ein Türke geworden oder in den Trappistenorden gegangen wäre, daß er einen Harem errichtet oder

---

*) Dies geht auf eine von Southey angeführte Stelle aus Landors Schrift: de cultu atque non latini sermonis, worin es heißt: Summi poetae in omni poetarum seculo fuerunt probi: in nostris id vidimus et videmus: neque alius est error a veritate longius quam magna ingenia magnis corrumpi vitiis u. s. w. „Diese Schrift fügt Southey hinzu ist voll kritischer Bemerkungen und schlagender Gedanken. Von ihrem Verfasser, dem Dichter von Gebir und Graf Julian, will ich hier weiter nichts sagen als, daß ich mich aufs höchste geehrt fühle, von ihm als Dichter gelobt zu sein und seine Freundschaft als Mensch zu besitzen, eine Ehre, die mein Leben zieren wird, wenn die kläglichen Zänkereien dieses Geschlechts vergessen, und die Berühmtheiten des Tages vergessen sind."

ein Hospital gegründet habe, so hätte ich dergleichen Dinge für möglich halten und als solche wieder erzählen können, d. h. so wie man in leichter Unterhaltung Dinge weiter erzählt, wie man sie selbst bekommen, als Gerede und nichts weiter. Auf solche Weise hätte ich von ihm so gut reden können als wie vom Baron Geramb, dem grünen Manne, den indischen Gauklern oder andern Tagesgeschichten. Ich hatte nicht den geringsten Grund, von Sr. Herrlichkeit mit besonderer Rücksicht zu sprechen; ich würde geglaubt haben, Alles, was man von ihm aussprengte, hätte seinen Charakter so wenig anfechten können, als die Geschichte, die Lord Guilford so sehr verdroß, daß er auf einem Rhinoceros geritten. Er kann immerhin auf einem Rhinoceros reiten, und wenn auch alle Leute darnach gafften, würde es doch Niemand Wunder nehmen. Weil ich indessen keine Neugierde hatte, habe ich mich im Auslande gar nicht nach ihm erkundigt; ich habe deshalb auch nichts gehört, und nichts wieder zu erzählen gehabt. Wenn ich bei meiner Rückkehr mit Freunden von Wunderdingen sprach, so war es der fliegende Baum von Alpnacht oder die 11000 Jungfrauen in Cöln, nicht aber Lord Byron. So abgedroschene Gegenstände suchte ich nicht; das Geringste war St. Ursula.

Einmal, nur ein einziges Mal habe ich bei Gelegenheit der Schweiz Sr. Herrlichkeit erwähnt. Da die Stelle beim Abdruck verstümmelt worden ist, so nehme ich diese Gelegenheit wahr, sie wieder herzustellen. Ich sagte nämlich in der Quartal-Revüe bei zufälliger Erwähnung der Jungfrau: „Hier war der Ort, wo Lord Byron's Manfred den Teufel traf und in's Bockshorn jagte — obgleich der Teufel vor jedem Gericht in dieser oder jener Welt würde gewonnen haben, wenn er nicht seine eigene Sache schlechter geführt hätte, als jemals bei einer Heiligsprechung sein Advokat für ihn gethan."

Was die Andern betrifft, welche ich nach Sr. Herrlichkeit Anklage verläumdet haben soll, so spielt er wahrscheinlich auf eine Gesellschaft seiner Freunde an, deren Namen ich auf Mont-Anvert im Fremdenbuch fand, nebst einem offenen Geständniß des Atheismus in griechischer Sprache, und einem Commentar darunter in derselben Sprache. Diese Namen schrieb ich sammt jenem Geständniß und dem Commentar in mein Taschenbuch, und sprach darüber bei meiner Rückkehr. Hätte ich es drucken lassen, so würde selbst der Mann, den es angeht,*) sich nicht haben für verläumdet halten können, indem nichts ausgesprochen wäre, als was er selbst so oft von sich gesagt hat.

Die vielen Schimpfnamen, die Lord Byron auf mich gehäuft hat, lasse ich dahingestellt, sammt den Lobpreisungen, die er sich selbst ertheilt. Ben Johnson sagt:

„Leicht unterscheidet man den edlen Geist
Von fauler Pestmaterie, die heraus
In Bosheit sprudelt, mit Geschrei und Stank."

Aber ich bin solche Dinge gewohnt, und weit entfernt, mich von Feinden, die sich solcher Waffen bedienen, aufbringen zu lassen, finde ich vielmehr, wenn ich von ihren Angriffen höre, eine gewisse Befriedigung in dem Gedanken, daß ihre Bosheit sich auf diesem Wege und nicht auf einem andern Luft gemacht

*) Shelley, der sich in dem erwähnten Fremdenbuche ἄθεος unterschrieben hatte.

hat; denn sie könnte Niemand treffen, den sie weniger beunruhigte oder beleidigte. Der Zahn der Natter ist immer giftig, aber er hat keine Wirkung, wenn sie auf hartes Eisen beißt. Selten nur verschwende ich ein Wort oder einen Gedanken gegen die, welche mich ohne Aufhören angreifen. Aber so sehr ich in der That die Persönlichkeiten verabscheue, welche unsere Tagesliteratur schänden, und so gern ich literarische Fehden aus Grundsatz und Neigung vermeide, so mache ich doch kein Gewerbe aus passiver Duldung. Wenn Beleidigung und Beleidiger der Art sind, daß sie Staupbesen und Brandmark verdienen, so kann ich beides gebrauchen, und habe es gebraucht.

Lord Byron's gegenwärtige Wuth ist offenbar durch eine Züchtigung der Art hervorgerufen, und nicht durch Aeußerungen und Gerüchte, die ihm aus meinen vertraulichen Unterhaltungen von England zugekommen sind. Den wahren Grund findet man wohl in gewissen Bemerkungen über die satanische Dichter-Schule, die ich in der Vorrede zu meiner Vision aus dem jüngsten Gericht ausgesprochen. Lord Byron könnte sich freuen, wenn er auf irgend eins seiner Werke mit so viel Freude zurückblicken dürfte, als ich immer empfinden werde bei dem, was dort über jene verderbliche Schule gesagt ist. Viele Leute, und besonders viele Väter haben mir ihren Dank ausgedrückt, daß ich das Brenneisen angesetzt habe, wo es so reichlich verdient war. Die Edinburgher Revue freilich hat, mit dem bekannten Ehrgefühl, das ihre Kritiken immer auszeichnet, die Bemerkungen, ohne von ihrem Inhalte zu reden, nur meinem Neide zugeschrieben. Ich will der Revue in diesem Falle glauben, daß sie es ehrlich gemeint hat; ich glaube, sie ist eben so wenig im Stande, einen edleren Beweggrund zu begreifen, als einen schlimmeren zu erdenken; und da ich mich nie herabgelassen habe, ihre erbärmliche Bosheit aufzudecken, so danke ich ihr, daß sie es selbst gethan und sich in ihrer ganzen kahlen, nackten und unverhüllten Mißgestalt der Welt bloßgestellt hat.

Lord Byron selbst hat, so wenig wie sein Lobredner, gewagt, den wahren Inhalt jener Bemerkungen zu berühren. Er verschweigt die Thatsache, daß sie gegen die Verfasser gottloser und schlüpfriger Bücher gerichtet sind, gegen Männer, die sich nicht begnügen, ihren eigenen Lastern zu fröhnen, sondern Andre zu eben solchen Sclaven der Sinnlichkeit machen wollen, wie sie selbst, und gegen Verführer, die Gottlosigkeit mit Frechheit paaren, die heiligen Bande der Gesellschaft zerreißen, Unheil, Sünde und Verderben in die Familien und die Herzen der Einzelnen tragen.

Se. Herrlichkeit hat sich nicht geschämt, mich einen Allerweltsschmierer zu nennen. Ich lasse den S c h m i e r e r dahingestellt; der Name wird nicht haften, wie der der satanischen Schule. Was aber die A l l e r w e l t s schmiererei betrifft, so will ich Lord Byron sagen, was ich n i c h t geschmiert, was für Werke ich n i c h t gemacht habe. Ich habe niemals Schmähschriften auf Freunde und Bekannte herausgegeben, nachher meinen Kummer darüber ausgedrückt und sie in einem Anflug besseren Gefühls widerrufen, dann aber sie von Neuem ausgesandt, wenn der böse Geist, der eine Zeitlang ausgetrieben war, wiederkam und sammt sieben anderen noch schlimmeren seinen Einzug hielt. Ich habe niemals die Macht, welche jeder Schriftsteller in einigem Maße hat, mißbraucht, den Charakter eines Mannes oder das Herz eines Weibes zu verwunden. Ich habe niemals ein Buch in die Welt geschickt, unter das ich nicht gewagt hätte, meinen Namen zu setzen, oder das ich nicht hätte vor Gericht als mein Eigen-

thum in Anspruch nehmen dürfen, wenn es von einem diebischen Buchhändler gestohlen wurde. Ich habe niemals an der Bordelliteratur mitgearbeitet. Von solchen Dingen habe ich nichts geschmiert; nichts von all den schmählichen Werken, durch welche die Literatur zu einer Pest der Menschheit gemacht wird. Meine Hände sind rein; es ist kein Fleck der Hölle auf ihnen, den aller Weihrauch Arabiens nicht abwaschen kann.

Von den Werken, die ich geschrieben, ziemt es mir hier nicht zu reden, außer in sofern es die satanische Schule betrifft und ihren Meister, den Verfasser von Don Juan. Ich habe diese Schule der öffentlichen Verachtung Preis gegeben, als Feinde der Religion, der Ordnung, der häuslichen Zucht des Landes. Ich habe ihnen einen Namen gegeben, den ihr Gründer und Meister rechtfertigt. Ich habe einen Stein aus meiner Schleuder geworfen und ihren Goliath an die Stirn getroffen. Ich habe seinen Namen an den Galgen geschlagen zur Schande und Schmach, so lange er dauert. Wer es kann, der nehme ihn herunter.

Noch einen guten Rath für Lord Byron, ehe ich schließe. Wenn er mich wieder angreift, so sei es in Versen. Wer sich so wenig in seiner Gewalt hat, für den ist es gut, daß seine Wuth gezwungen werde, Takt zu halten, und wenn auch die Giftigkeit und Bosheit der Beleidigung sich gleich bleiben, so wird doch der Vers einigermaßen die Gemeinheit zu lindern scheinen."

Es liegt auf der Hand, daß auf die eben mitgetheilte Schrift mit Worten nicht geantwortet werden konnte. Lord Byron gerieth auch wirklich, als er sie gelesen, in solche Wuth, daß er augenblicklich (6. Februar 1822) eine Herausforderung auf Tod und Leben an seinen Widersacher ergehen ließ. Allein sein Freund Kinnaird, dem er als Secundanten die Sache übertrug, war so vernünftig, den Absagebrief liegen zu lassen, und so hatte dieser Handel ein Ende. Der gute Rath übrigens, den Southey am Schlusse seines letzten Artikels dem Dichter gegeben hatte, ihn künftig nur in Versen anzugreifen, zeugt von dem richtigen Takte des Mannes, wenn der Rath auch in so fern zu spät kam, als Lord Byron, lange ehe Southey's Antwort erschien, nämlich im October 1821, bereits über die Hälfte seines Gedichts fertig hatte, in welchem er, wie er an Moore schrieb, die Vergötterung Georgs III. vom Whig'schen Standpunkt betrachten und zugleich den gekrönten Hofdichter für seine bekannte Vorrede und seine übrigen Sünden züchtigen wollte. Dies Gedicht, gleich wie das von Southey betitelt: „eine Vision aus dem Weltgericht," erschien zuerst 1822 in dem Liberalen, einem Journal, welches Byron damals in Verbindung mit Hunt unternommen hatte. Das Werk, welches der Dichter immer und mit Recht als eines seiner gelungensten ansah, erregte in England ein wahres Entsetzen. Einmal fand man die humoristische Behandlung der himmlischen Mythologie höchst unheilig und gottlos, andrerseits nahm die englische Erb=

weisheit ein eben so großes Aergerniß an den politischen Ketzereien des Dichters, der den katholischen Irländern das Wort redete, die auswärtige Politik unbarmherzig geißelte und seine Landsleute zur Hälfte toll und zur Hälfte blind nannte. Wie groß damals noch die Macht der Strengen, deren Ansicht wir allerdings in Southey's Anklagen erkennen müssen, in England war, geht daraus hervor, daß Byron lange keinen Verleger finden konnte, als er sein neues Gedicht als besonderes Werk herausgeben wollte. Sein bisheriger Verleger Murray, der ihm einst für die Belagerung von Corinth und Parisina aus freien Stücken tausend Pfund Sterling angeboten und die paar Blätter des Gefangenen von Chillon mit 525 Pfund bezahlt hatte, wagte nicht, den Verlag der Vision zu übernehmen. Die fünf ersten Gesänge von Don Juan waren noch in seinem Verlage erschienen: nun aber mußte er sich getroffen fühlen durch Southey's Worte, daß man bisher jedes Werk unbesorgt habe zur Hand nehmen und empfehlen können, welches den Namen eines ehrenwerthen Verlegers führte. Heut zu Tage hat sich auch in England die öffentliche Meinung in diesem Punkte schon bedeutend geändert; wir Deutsche sind von Alters her in solchen Dingen freier gewesen. Was durfte sich nicht Hans Sachs in einer sehr frommen Zeit erlauben? und es ist Niemand eingefallen, Goethe zu verdammen, daß er Gott Vater menschlich mit dem Teufel reden läßt.

Oldenburg. **Fr. Breier.**

Die plattdeutsche Sprache. Ihr voriges und ihr jetziges Gebiet. Ihr veränderter Character.

Das plattdeutsche Sprachgebiet grenzte in der Urzeit gegen Westen und Norden an die Frisen und gegen Osten an die Slawen und breitete sich im Lauf der Zeiten von Holstein oder Holsetea-Land, dem Urlande der Saxen, denen diese Sprache ausschließlich eigen war, gegen Norden bis nach Jütland, gegen Osten bis nach Rußland, gegen Westen bis an die Nordsee und gegen Süden bis ungefähr zum 51sten Breitengrade aus, nämlich ostwärts über den Harz und westwärts über Aachen hinaus. Die plattdeutsche Sprache war durch die Eroberungen der Saxen in der Nordhälfte des jetzigen Deutschlands die herrschende Sprache fast der ganzen höheren norddeutschen Ebne oder der norddeutschen Geestlande geworden, auf der ganzen slawischen Ebne und in der Nähe der Ostsee bis nach Rußland; nachdem aber seit der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts das Scepter Deutschlands in die Hände süddeutscher Fürsten gekommen war, wo es bis zur Auflösung des deutschen Reichs verblieb, wich ihre südliche Grenze in einem großen Theil vom eigentlichen Deutschland nach und nach bis über den 52sten Breitengrad zurück, verdrängt von der bergdeutschen oder süddeutschen Mundart, welche, lange nicht so alt als die ursäxische oder plattdeutsche, erst seit den germanischen Völkerwanderungen entstanden war, und von der buchdeutschen Sprache, als diese die moderne Sprache der Deutschen ward. Am ärgsten entstellt ward nicht allein die plattdeutsche, sondern auch besonderlich die hochdeutsche Mundart, als diese über den Thüringer Wald und über die Elbe nach Osten gedrungen war, in den slawischen Strecken des preußischen Landes, und ehe dies geschah, hatte das Plattdeutsche sein Gebiet weit westwärts bis an die Nordsee ausgedehnt, sowohl im Dithmarschen, welches schon im 11ten Jahrhundert, wie Adam von Bremen sagt,

plattdeutsch sprach, als auch in dem vormals friesisch gewesenen Holland und Zeeland und in dem angrenzenden Flandern. Die flämische Sprache steht der holländischen ganz nahe und hat sich unzweifelhaft von Holland aus über Flandern ausgebreitet. Beide sind ein mit Friesischem stark vermischtes Plattdeutsch, welches auch manche hochdeutsche Elemente in sich aufgenommen hat. Sie haben keinen fränkischen Ursprung, wie von Leuten, welche keine Sprachkenner sind, oft genug behauptet wird. Es ist nicht zu bezweifeln, daß einst in allen von Sarenstämmen vor dem Anfang des 6ten Jahrhunderts eroberten Landstrecken südlich von der Lippe und vom Harz Plattdeutsch herrschende Landessprache gewesen, selbst in ganz Westfalen, und noch zeigt die Sprache eines Landstrichs in der Nähe der Mosel, nämlich auf dem Hundsrück, unweit der Stadt Trier, die unverkennbarsten Ueberbleibsel einer plattdeutschen Zunge. Was die plattdeutsche Sprache an ihren Südgrenzen in Mitteldeutschland verlor, gewann sie an ihren Nordgrenzen wieder und zwar seit der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts in den bisher noch friesisch gebliebenen Strecken an der Nordsee, als Groningerland holländisch und Ostfrisland und das jetzige Oldenburgische gräflich geworden war. Nachdem in diesen drei Marschdistricten an die Stelle der früheren friesisch-demokratischen Verfassung die Gewaltherrschaft der Geestherren getreten war, mußte die friesische Volkssprache hier nach und nach der holländisch-plattdeutschen und der särisch-plattdeutschen weichen, jener nämlich in Groningen und Groningerland, und dieser in Ostfrisland und im Oldenburgischen. Der Sieg beider über die Ursprache, die Sprache der eingebornen Friesen, ward durch ihre Einführung in Kirchen, Schulen und Gerichten vollendet, nachdem das gewöhnliche nie aufhörende friesische Elend, die Sturmfluthen der See, denselben erleichtert hatte. Nur Westfrisland, in Folge seiner halbinsularischen Lage und seiner Abgelegenheit von den Einflüssen der plattdeutschen Menschheit, hat sich ungeachtet der Oberherrschaft des Holländischen seine Volkssprache bis auf diesen Tag erhalten. Das friesische Volk hat von jeher Städte gehaßt, seit der Unterjochung der Friesen aber hat die Anlegung der Städte und Flecken an ihren Grenzen und innerhalb ihres Gebiets und deren Bevölkerung mit plattdeutschen Bewohnern viel zur Ausrottung der friesischen Sprache beigetragen. Dies war auch in Eiderstedt der Fall, wo noch vor kaum zweihundert Jahren Friesisch die einzige Landessprache gewesen ist. Jetzt wird in Eiderstedt nur Plattdeutsch, kein Friesisch mehr gesprochen. Auf den beiden nordfriesischen Inseln Nordstrand und Pelworm

ward die plattdeutsche Sprache nach der schweren Sturmfluth des Jahres 1634 herrschend, nachdem ein großer Theil der Eingebornen im Wasser umgekommen, ein andrer ausgewandert war, und eine neue plattdeutsche Bevölkerung hier angesiedelt worden. Erst in unserm Jahrhundert ist es gewesen, daß großentheils die ganze Nordhälfte von Angeln oder der Landstrecke zwischen der schleswigflensburger Landstraße und der Ostsee einerseits und der Schlei und der Flensburger Föhrde andrerseits, plattdeutsch geworden ist. Dieses Plattdeutsch ist von dänischem Sprachstoff und dänischer Aussprache und Betonung stark tingirt. Das nordfrisische Plattdeutsch ist von dem Holsteinischen sehr verschieden im Accent, in vielen Wendungen und Sprechweisen, vielen Ausdrücken und besonders auch in der Aussprache; denn das frisische Element, welches, wie gewöhnlich, seiner Natur nach unvertilgbar ist, wird in jedem Laut desselben vernommen. Auch das Plattdeutsch im Dithmarschen hat Manches von frisischer Aussprache und frisischem Sprachstoff, noch weit mehr die plattdeutsche Sprache im Bremischen, Oldenburgischen und Ostfrisischen, hauptsächlich in der Marsch. In der größeren Nordhälfte Ostfrislands und des Großherzogthums Oldenburg war Frisisch einst die ausschließliche Volks- und Schriftsprache. Die reinsten frisischen Ueberbleibsel dieses Landgebiets zwischen der Weser und Ems sind Saterland, Wangeroog und Stedingerland. In Saterland und auf dem Eiland Wangeroog, welches wir Frisen Wrangerugh nennen, wird noch Frisisch gesprochen. Bis zum Dollart, wo die Groninger Marsch aufhört, erstreckt sich das holländische Reich. Das Holländische dieser Marsch ist mit frisischen Sprachbestandtheilen sehr vermischt. Auch das Holländische in Nordholland hat weit mehr frisische Ueberreste als in Südholland. Ganz Westfrisland, mit Ausnahme der beiden Städte Leeuwardein und Harlingen, spricht frisisch, desgleichen die benachbarte Insel Schiermonnikoog. Das Frisische auf der nordfrisischen Insel Helgoland oder Heiligland hat sehr viel Plattdeutsches und Buchdeutsches in sich aufgenommen. Denn die holländischen und plattdeutschen Kanzeln und Schulen können ganz geringen Einfluß auf die frisische Volkssprache bei einer Dauer von Jahrhunderten geübt haben. Die vor mehreren Jahrhunderten in Holstein und in den Elbgegenden geschehenen frisischen und holländischen Ansiedelungen (die meisten geschahen im 12ten Jahrhundert) haben vielleicht ungefähr eben so stark auf die Veränderung des ursäxischen oder plattdeutschen Sprachkörpers nördlich und östlich von der Elbe gewirkt als die Oberherrschaft der buchdeutschen Sprache in den Ländern der

plattdeutschen Menschheit und die moderne Hochdeutschisirungswuth unter Volksmassen, deren angebornes Sprachorgan gar nicht für solcherlei Verfeinerungen und Arten der Civilisation paßt. Die Bewohner des fruchtbaren Landstrichs östlich von dem Kieler Meerbusen, der sogenannten Propstei, welchen unzweifelhaft Frisen anbauten, und der sich noch stets durch den hübscheren Menschenschlag und eine frisische Frauentracht von den benachbarten Districten merklich unterscheidet, sprechen ein durch eigenthümliche Redensarten, fremdartige Aussprache und unterschiedene Betonung stark markirtes und vom Frisischen durch und durch gefärbtes Plattdeutsch. Das echteste und ursprünglichste Plattdeutsch wird weder auf der Westseite noch auf der Ostseite des jetzigen Holsteins gesprochen, sondern in dem mittleren Landstrich, in Urholstein. Dithmarschen oder die Westseite Holsteins gehörte vormals eben so wenig zu Holstein als die Osthälfte, welche slawisch war. Die Elbufer, vorzugsweise das rechte Elbufer, von Dithmarschen an bis hoch in Deutschland hinauf, haben vor Zeiten zahlreiche frisische Colonien in sich aufgenommen, und eben so die Osthälfte Holsteins, Mecklenburg und Pommern. In dem pommerschen Plattdeutsch wird für o sehr oft u gebraucht, ch nicht selten für f, und sch gemeiniglich für sk gesprochen, z. B. Lucht für Luft. Doch die alten Ausdrücke kommen auch hier nach und nach in Vergessenheit. Solche sind z. B. Dörreß oder Dörse, d. i. Stube, das frisische Dörnsk, ferner en lütk Lüt, ein kleines Kind, das frisische Letj, kleines Kind, ferner dawalßk, d. i. thöricht, närrisch, das frisische dwalsk (a lang). Das dortige plattdeutsche Hön (mit ausgefallenem r) heißt Ecke, Winkel und ist das frisische Hörn. Man erinnert sich auch noch, daß die Alten Ath (frisisch Atj) für Vater sagten. Die Laute au und ei im pommerschen Plattdeutsch sind häufig wie in Blankenes an der Niederelbe. Von dem Plattdeutsch auf der Insel Rügen gebe ich hier ein Beispiel, so wie ich es vor neun Jahren aus dem Munde meines drolligen Kutschers C. W., der mich im December um und durch Rügen fuhr, vernommen habe. Als wir gegen Abend am Strande zwischen Jagdschloß und Jasmund hinfuhren auf dem Wege nach Arkona, sprach er voller Unruhe und aus Scheu vor den ungewohnten Elementen: „Got biwahr, wat geit dat ohl Water, wat kahm dah ümmer för Wellen an!“ [Gott bewahre, wie das alte Wasser geht (er meinte die See), was für Wellen da immer herankommen!] Das sagte er bei ganz ruhigem Wetter. Der Strand gefiel ihm nicht, und er wollte auch nicht nahe am Wasser fahren, obgleich der Grund da viel fester ist. „De Gegent is so

snurrich hier! So'n snurrighe Gegent hebbens doch wol nümmer nich sehn? Wat snurrighe Uhtsichten! Dats ümmer so snurrich öwerall!" [Die Gegend ist hier so sonderbar — wunderlich — (eigentlich possierlich)! Eine solche sonderbare Gegend haben Sie doch wol nie gesehen? Welche sonderbare Aussichten! Das ist immer so sonderbar überall!] Alles war dem Kutscher schnurrig. Die Sanddünen am südlichen Ende des Strandes nannte er das Gebirg. Wi sünt nu bal ut'n Gebirch heruht, sagte ich zu ihm. „Wi sünt'n Unglück dahr heruter," versetzte er. Wie weit ist es nach Jasmund? fragte ich einen Mann, der uns begegnete. En halwe Mihl, antwortete er. Wie ist das möglich? versetzte ich. He lücht, sagte mein Kutscher, dat's mit'n Hunt meten, en de Swans tugewen (Er lügt, das ist mit dem Hund gemessen, und der Schwanz zugegeben). — Dieser Swans (Schwanz) ist nicht plattdeutsch, sondern Steert ist das plattdeutsche Wort. — Wir werden noch bei Dämmerabend über den Strand kommen, sagte ich zum Kutscher, dem ganz seelenangst war, als wir von Stubbenkammer nach Arkona fuhren. „Neh, wi werden nich, antwortete er, dat's nu al düster bi hellerlichten Dach!" (Nein, wir werden nicht, es ist nun schon dunkel bei hellerlichtem Tage). Das Hamburger Plattdeutsch ist noch verdorbener als das Englisch des gemeinen Mannes in London, denn es gibt keine gemischtere Bevölkerung in der ganzen Welt, als die hamburgische. Aussprache und Betonung dieser Sorte Plattdeutsch sind höchst affectirt und widerlich. Das Insel-Plattdeutsch muß schon in Folge der abgetrennten Lage Eigenthümlichkeiten haben. Beides auf Fehmern und auf Rügen ist die Volkssprache die plattdeutsche. Die auf Fehmern ist reiner, aber mit frisischem Stoff gemischt. Die Ursache kann ich nur aus Einwanderungen in dieser vormals slawischen Insel erklären. Auf Rügen finden sich in der Landessprache und in den Ortsnamen außer slawischen auch manche Spuren dänischer Art, aber auch frisische. Ich will einige anführen.

Der Baum Ahorn heißt auf Rügen Löhn, in Dänemark Lön.

Seehund Sahl, das dänische Säl. Auf Nordfrisisch heißt der Seehund Selg, auf Englisch seal, auf Urenglisch sele und seole, auf Breitschottisch selch und selchie (das letztere ist ein Diminutiv).

Schlange Schnake oder Snake, das dänische Snog, das englische snake. Das deutsche Schnake oder Mücke hat auch wie aus derselben Ursache des Stechens oder Beißens diesen Namen

Bucht oder Seebucht Wick, dänisch Viig (V wie W gesprochen). Dasselbe Wort ist die Endung wick und wich an großbrittanischen Ortsnamen. Der Rügener Ortsname Ralswiek, das ist Radulfs oder Rolfs Bucht, ist ein völlig dänischer. Ein Ort an einer Seebucht auf Rügen unweit Arkona heißt Wiek. Dieses Stranddorf Wiek in Wittow liegt an einer Bucht, welche man den Wieker Bodden nennt. Ein Fischerdorf an einer Seeschlucht unweit Peterhead in Buchan in Mittel-Schottland heißt auch Boddam. Dieses Stranddorf Wiek auf Rügen hieß früher Medow. Es ist von schönem Wiesengrund umgeben. Solcher Wiesengrund heißt auf Englisch mead und meadow und auf Nordfrisisch Miad, auf Westfrisisch aber mad und miede, womit wol das deutsche Matte zusammenhängt. Dieses rügische Medow ist gewiß nicht das englische meadow, sondern Med scheint das westgermanische Wort für Wiesengrund zu sein, und ow ist die slawische Endung.

Auch der Ortsname Glowe auf Rügen hat einen dänischen Klang.

Das an einer hohen Uferschlucht liegende Stranddorf Vitte mit über einander hangenden Fischerwohnungen auf Wittow in Rügen hat unzweifelhaft einen dänischen Namen. Das dänische Vette heißt Warte, Wartthurm. Selbst Wittow hat vielleicht von diesem dänischen Wette seinen Namen.

Seegras heißt auf Rügen Dang oder Seedang, auf Dänisch Tang, auf Nordfrisisch Thong, auf Deutsch Dung (Dünger), welches Wort ursprünglich ein Seeküsten-Ausdruck war, während man vorzugsweise mit Seegras düngte. Auf Westfrisisch heißt dong Mist, Dünger.

Das rügische Tiv (plur. Tippen) heißt Spitze, Landspitze. Das ist das dänische Tip, Spitze, welches aber schwerlich so alt sein mag, als das frisische Tip (Spitze) und das englische tip (Spitze).

Hiddensö ist ein Eiländchen bei Rügen, dessen Namensendung auf Dänisch Insel heißt. Die zum Theil aus Erdsoden errichteten Hütten oder Wohnungen auf Hiddensö sehen ungefähr so aus, wie die Landkathen oder Bauerhäuser in Orkney und Shetland, Nordschottland und den Hebriden. Das Skandinavische läßt sich auch hier nicht verleugnen. Der Südertheil von Hiddensö heißt Jöllen, welches früher Yelland geschrieben ward. Der Ausdruck bezeichnet wol das Land der Jollen, d. h. der offnen Böte.

Der Ortsname Woorke auf Rügen klingt weder slawisch, noch deutsch, aber der Name des Todtenhügels Lichnam bei Ralswiek scheint ein frisischer zu sein und die Oertlichkeit der Leichen, den Leichenort zu bezeichnen.

Eben so der Name des Todtenhügels Dubberworth bei Sagard auf Rügen. Die Endung Worth ist frisisch und heißt Erdhügel (nämlich ein mit Händen gemachter), worauf die Häuser in der Marsch stehen. Die englische Ortsnamensendung worth ist dasselbe Wort und mit den Gründern Englands über See gegangen. Auch das Dithmarschener würth und Wörden ist ganz dasselbe frisische Wort. Das englische worth (werth) ist ein davon völlig verschiedenes, welches nur durch Verstümmelung die Gleichheit in der Schreibart erhalten hat. Das westfrisische dobben heißt graben und dobbe Grube, das nordfrisische bidobbin und das westfrisische bedobben bedecken und begraben.

Der Landstrich Mönchguth, eine unstreitig skandinavische Colonie, erstreckt sich von Babe (Baabe) bis nach Thiessow, auf der südöstlichen Landzunge Rügens. Die Bewohner, meistens Fischer und Lothsen, haben einen starken Wuchs, stark markirte Züge, gemeiniglich braunes Haar bei braunen Augen, ein sehr regelmäßiges, längliches, ernstes und männliches Angesicht, stark gehobene Backenknochen, eine schön gestreckte Nase mit einer ganz kleinen Erhöhung, einen rauhen Character, eigenthümliche und von den andern Rügern verschiedene Sitten, Kleider von eigengemachtem Zeug und eine Frauenzimmertracht, die der der Blankeneser Frauen und Mädchen sehr ähnlich und auch von der Wittower nicht viel verschieden ist. Der Name des erwähnten Dörfchens Babe ist anscheinlich aus Baby entstanden. Wer die dänische Geschichte kennt, kann sich die dänischen Ueberbleibsel auf Rügen erklären. Selbst die Insel Oie bei Greifswalde trägt einen dänischen Namen, denn dieses Wort heißt ursprünglich Oe, d. i. Insel. Die Landleute von Mönchguth benennen König und Königin mit den skandinavischen Namen Köning und Dronning. Aber die Wohnstube ihres Hauses nennen sie nicht nach dänischer Weise, sondern nach frisischer, nämlich Düns, welches aus dem frisischen Dörnsk verunstaltet worden. Die Ortsnamen auf hagen auf Mönchsguth und Rügen, z. B. Middelhagen, Buddenhagen, Hagen bei Stubbekammer u. s. w. darf ich nicht für deutsch, höchstens für ein wenig deutschisirt halten, wie in den Ortsnamen Kopenhagen, Dähnschenhagen u. s. w. Es scheint nicht das deutsche Hagen (Hain) zu sein, sondern das dänische Haven (Havn), das ist Hafen.

Das Wort Hörn auf Rügen, welches Ecke, Winkel bedeutet und z. B. in dem Ortsnamen Stubbenhörn bei Stubbenkammer vorkommt, ist ein ursprünglich frisisches.

Der Ort Stedar auf Rügen hat ebenfalls weder einen deutsch noch slavisch klingenden Namen. Auf Mönchguth kommt der Ortsname Höwt vor, welcher eben so gut frisischen (Haad englisch head, altenglisch heafod, Höft in Eiderstedt), als dänischen (Höved) Ursprunges sein kann. Im Plattdeutsch vor 300 Jahren hieß Haupt Hövet.

Das Rügener Wort Huk (u lang), welches Ecke bezeichnet, ist ein frisisches. Das frisische Huk hat ein kurzes u.

Seenebel nennt man auf Rügen Seedaak, das ist auch blankenesisch Plattdeutsch. Der Däne nennt Nebel Taage, Thau aber Dug, der Frise aber nennt Nebel Mist und der Engländer ebenfalls mist. Das Wort stammt in England von der Gründungszeit her. Das urdeutsche Wort ist von römischer Abkunft.

Ein Todtenhügel heißt in Nordfrisland auf den Inseln Hugh (u lang) und in Orkney how (sprich hu). Das Hoch in dem Namen des großen Hügels Hochhilgord unweit Neuenkirchen im nördlichen Rügen scheint nicht dieses Hugh oder Hu zu sein, da es voranan steht, und Hilgord heißt entweder der heilige Ort oder der heilige Gard (das ist eingeschlossener Platz), oder auch ist Hildegard ein Personennamen.

Diese und noch viele andere fremde Zuthaten finden sich in dem Plattdeutsch Rügens.

So wie die deutsche Schrift- und Modesprache in den beiden letzten Jahrhunderten einen zerstörenden Einfluß auf das alte Plattdeutsch gehabt hat, den sie noch immer behauptet, so hat auch im Lauf der Zeiten die Ursprache der germanischen Seeanwohner zwischen Flandern und Jütland, die frisische, die einst auf dieser ganzen Strecke die einzige Landessprache war, in Folge der großen Macht, welche Seeländer mit ihrer aufgeklärten Bevölkerung immer auf die angrenzenden Binnenwohner üben, auf die Umgestaltung der Sprache des binnenländischen Nachbarstamms der Ursaxen, nämlich der plattdeutschen Mundart, in den ältesten und älteren Zeiten mächtig eingewirkt. Wie viel Frisisches im Plattdeutsch der Harzgegenden z. B., welches dort vor drei Jahrhunderten noch überall die Schrift- und Volkssprache war, sich findet, und wie verschieden dieses damalige Plattdeutsch von dem jetzigen in unsrer Zeit, und wo es auch gesprochen wird, gewesen ist, werden die nachstehenden aus Johannes Spangenbergs, vor reichlich drei hundert Jahren

zu Northusen (Nordhausen) geschriebenen Postille entnommenen Beispiele zur Genüge zeigen.

Hövede, Häupter, vom singul. Hövet, altenglisch heafud, breitschottisch hewid, englisch head, nordfrisisch Haad, holländisch hoofd, dänisch Hoved, westfrisisch haed und haud. Das deutsche Haupt wird richtiger Haubd geschrieben.

sede, sagte, nordfrisisch sad (a lang), englisch said, holländisch zeid.

sende, andte, nordfrisisch seand, englisch sent, westfrisisch seynd, sant und sendde. Das hochdeutsche sandte ist ein Verderbniß aus sand, wegen des unnützen und gar nicht zum Wort gehörigen Schleppbuchstabs e, eben so wie wandte, von wenden, zum Unterschied von wand (Imperf. von winden).

Werlt, Welt, holländisch und nordfrisisch Wereld, englisch world, westfrisisch Wrald (Wrâd), aus Wareld entstanden, breitschottisch warld. Der Grundbegriff ist der des Kreisens. Nur die hochdeutsche Mundart hat den Wurzelbuchstab r verloren.

gy, ihr, holländisch gij, westfrisisch jimme und jemme, nordfrisisch jam, englisch you, breitschottisch ye, im jetzigen Platt ju und ji.

juw, euer, nordfrisisch jau. Auch heißt dieses plattdeutsche juw euch, englisch you.

Lucht, Luft, nordfrisisch Locht, holländisch locht und lucht (lugt), westfrisisch loft (luft).

Lycham, Leiche, Leichnam, nordfrisisch Lichnam, westfrisisch lichem, holländisch ligchaam, breitschottisch likame. Das hochdeutsche Leichnam mit dem unnützen und falschen Buchstab n ist eine verstümmelte Form.

Wedewe, Wittwe, Wittib, nordfrisisch Wedwüf, englisch widow, holländisch weduwe. Die corrumpirte süddeutsche Form Wittib scheint aus Witwib, das ist das frisische Wedwüf oder Witfrau, entstanden zu sein.

wenner, wenn, wann, nordfrisisch waniar, holländisch wanneer, westfrisisch wenneer, wanneer, die englische Form whenever, wenn immer, allezeit wenn.

Jöget, Jugend, nordfrisisch Jöght, englisch youth, holländisch und westfrisisch jeugd.

wachten, warten, nordfrisisch wachtin, westfrisisch wachtjen, holländisch wachten.

lede, legte, nordfrisisch leid, englisch laid.

vorwachten, erwarten, nordfrisisch ferwachtin, westfrisisch forwachtjen, holländisch verwachten.

Deert, Thier, nordfrisisch Diart, holländisch dier, englisch deer (Thier vom Hirschgeschlecht), westfrisisch djier, djierte.

Ledtmath, Gliedmaß, Glied, holländisch lidmaat, lid, breitschottisch und urenglisch lith, nordfrisisch Lath (a kurz und th mit dem Urlaut — plur. Leth — e kurz), westfrisisch lid, lidmaete.

vaken, oft, holländisch vaak (ein frisisches Wort), westfrisisch faeck.

quam, kam (plur. quemen), entstanden aus kwam, denn qu ist kein germanischer, sondern ein römischer Buchstab, nordfrisisch kam (von kemman), westfrisisch kaem, kam und koam (von kommen), englisch came, holländisch kwam (von komen), jetziges Platt keem und kööm.

Köninck, König, englisch king, dänisch Kong, nordfrisisch Könnang, holländisch koning, westfrisisch kening.

was, war, nordfrisisch wiar, westfrisisch wier, englisch was, holländisch was.

wor, wo, nordfrisisch huar, westfrisisch wier und wer, holländisch waar, englisch where.

dar, da, nordfrisisch thiar, englisch there, dänisch der, holländisch daar, westfrisisch dear. Das moderndeutsche da ist eine Verstümmelung. Das r ist ein nothwendiger Buchstab und findet sich noch in darum, darunter, darüber u. s. w.

wo, wie, nordfrisisch hü, englisch how, holländisch hoe, westfrisisch ho.

Tit oder Titte, Mutterbrust, nordfrisisch Tetj, süddeutsch Titte (das buchdeutsche Zize, denn das z ist aus dem älteren t entstanden), englisch teat, französisch tette und tetin, westfrisisch taate, welches auch wie das nordfrisische Tetj Muttermilch bedeutet oder zog, wie die Holländer sagen, oder Süg, wie sonst und gemeiniglich die Nordfrisen (wovon saugen, nordfrisisch süg-an, stammt), sich ausdrücken.

Schellen, Schalen, d. i. Hülsen, nordfrisisch Skellen. Der Nordfrise unterscheidet zwischen Skel (Schale, z. B. Erbsenschale, Kartoffelschale, Apfelschale), Skal (d. i. Muschelschale) und Skel (e lang, z. B. irdene Schale). Wenn für alle drei Ausdrücke, wie im Hochdeutschen, nur eine einzige Form vorhanden ist, so zeugt das von Spracharmuth und Wortverstümmelung. Der Holländer sagt z. B. noote-schelp (Nußschale), eyer-schaal (Eierschale), oranie-schel (Oran=

genschale), schil der vrugten (Obstschale), schelp-werk (Muschelwerk, Schalthiere), drink-schaal (Trinkschale).

Maen, Mond (das d ist ganz überflüssig und nicht zum Stamm gehörig, ist eben so eine Corruption, wie das d in niemand), nordfrisisch Mun (u lang), englisch moon, holländisch maan, westfrisisch moanne.

Fröuwde, Freude, nordfrisisch Fröghte, Fröght, holländisch vreugd, westfrisisch freugde. Das hochdeutsche Wort ist eine Verstümmelung.

Röke, Ruch, d. i. Geruch, holländisch reuk, nordfrisisch Stirm.

schlepen tho, schliefen ein, der Nordfrise sagt auch tu sliapan (einschlafen).

Blixem, Blitz (eine Corruption), holländisch blixem, nordfrisisch Laid, englisch lightning.

hülen, heulen, nordfrisisch hülin, englisch to howl, holländisch huijlen, westfrisisch hoaljen.

horcket, horcht, nordfrisisch harkat von harkin, d. i. zuhören, horchen (und gehorchen), westfrisisch harckjen, das ist horchen, gehorchen, englisch to hearken, harken.

Loth, Looß, nordfrisisch Lat (a lang und dumpf), englisch lot, holländisch lot, westfrisisch lot. Die Schreibart Loos ist grundfalsch, weil aus dem ursprünglichen t niemals ein s, höchstens ein ß werden kann.

buwen, bauen, nordfriesisch bag-en, holländisch bouwen, westfrisisch bouwjen, breitschottisch to big, dänisch bygge.

vorlesen, verlieren, nordfrisisch ferlesan, westfriesisch forliezen, holländisch verliezen, englisch to lose (mit abgefallenem fer oder for, welches sich noch in forlorn findet).

Rowe, Ruhe, in welchem letzteren Wort beides h und e überflüssige Schleppbuchstaben sind, nordfrisisch Rau, dänisch Ro.

Süke, Seuche, nordfrisisch Sük und Sjocht, englisch sickness, holländisch ziekte und zucht, westfrisisch sjeachtme und sjochte.

tippen, tauchen, tunken, englisch to steep, das holländische stippen, punctiren, ist das englische to stipple, und das nordfrisische tippin, Kopf und Rumpf nach vorne beugen, ist das englische to stoop.

yder, jeder, holländisch ider, westfrisisch yder, alt-ostfrisisch aider, der Form nach das ostfrisische ether (auch das erste e kurz) und das englische either.

yzlich, jeglich, holländisch igelijgk. Im 14ten Jahrhundert heißt es in den Urkunden yslyk und yewelk.

Vornufft, Vernunft, nordfrisisch Fernoft, holländisch vernuft, dänisch Fornuft.

verlöchenen, verleugnen, leugnen, nordfrisisch ferlöchnen, holländisch verloochenen.

verwösten, verwüsten, nordfrisisch ferwöstin, holländisch verwoesten, westfrisisch forwoastjen.

ychteswat, irgend was, holländisch iet und iets, westfrisisch aet und aets. Auf Nordfrisisch heißt irgend jichtens.

salig, selig, holländisch zalig, nordfrisisch salag. Dieses Wort hat mit Seele, nordfrisisch Sial, westfrisisch siel, holländisch ziel, nichts gemein, und das e in dem hochdeutschen selig ist eine Verstümmelung.

halven, halben, nordfrisisch halwen, holländisch halve, das englische half in behalf.

schöllen, sollen, nordfrisisch skellan, englisch shall, westfrisisch schillen, holländisch zullen. Beides das holländische und das deutsche Wort sind verstümmelt.

vullenkamen, vollkommen, holländisch volkomen, nordfrisisch follenkemmen, westfrisisch folkomen.

vullenbringen, vollbringen, nordfrisisch follenbringan, holländisch volbrengen, westfrisisch folbringen.

süfften, seufzen, nordfrisisch siffin, holländisch zugten und zuchten, westfrisisch sieken.

drouwen, drohen, nordfrisisch thrüwin und drauen, das deutsche dräuen, holländisch dreigen, westfrisisch drijgjen, englisch to threaten.

dull, thöricht, englisch dull, d. i. albern, einfältig, stumpfsinnig. Das frisische und holländische dol hat den Begriff des deutschen toll.

Bülgen und Waterbülgen, Wogen und Wasserwogen, englisch billows, dänisch Bölger. Gelick alse ein Schip up den Bülgen des Waters henwech löppet (Buch der Weish. 5, 10.). Wie ein Schiff auf den Wasserwogen dahin läuft.

wandages, etwa. Ich glaube nicht, daß dieses wunderliche Wort von vantage stammt, sondern eher von wann und Tages.

Keden, Ketten, nordfrisisch Keden, westfrisisch kettenen.

endigen, eilig, rasch (ein gewiß Allen unverständliches Wort). Das nordfrisische en-an (das heißt wohl von Statten gehen, rasche Fortschritte machen, z. B. bei der Arbeit, 3te pers. praes. sing. hat eant, Imperf. hat eand) und das westfrisische einden (z. B. dat eindt niet een beet, das geht gar nicht vorwärts) sind unzweifelhaft desselben Stammes oder derselben Wurzel.

Bueck, Bauch, nordfrisisch Bük, holländisch buijk, buik, westfrisisch buwek.

wens, wes, wessen, nordfrisisch huans, westfrisisch waens, waems, holländisch wiens. Daß wes (en ist wieder der gewöhnliche Schleppschwanz), der Genitiv von wer, eine verstümmelte Form ist, sieht jeder Sprachkenner.

wolde, wollte, englisch would, nordfrisisch wul, westfrisisch woe, woel, wolde, woude, holländisch wilde.

Döget, Tugend, nordfrisisch Döght, holländisch deugd, westfrisisch deugd.

alle ere Dondt, all ihr Thun, eigentlich all ihr Thuend. Das nordfrisische jo san dunde heißt, sie sind beschäftigt, sie thun, eigentlich sie sind thuend, und das nordfrisische Dund ha'an sich abgeben (mit etwas), zu thun haben (womit, mit einem).

Eggesteene, Eckstein, englisch corner-stone, nordfrisisch Hörnstian, holländisch hoek-steen. Das deutsche Eck und Egge ist das nordfrisische Eag und das westfrisische Jg und Eg, welches Wort in beiden Sprachen das Aeußerste eines Dinges bezeichnet, also Rand, Küste, Seite, im Nordfrisischen auch das Aeußerste am Messer, die Schneide.

Schuwe, Scheu, nordfrisisch Skau und Ufskau, englisch shyness.

vorsaken, verlassen, nordfrisisch ferliatan, westfrisisch forlitten, forletten, holländisch verlaaten, englisch forsake, auch heißt das holländische verzaaken entsagen, abfallen, verlassen.

ane, ohne. Das wunderliche und fremdartige Wort hat sein Dasein nur im Deutschen.

Dörschen, dreschen (das e ist eine falsche Schreibart für ä), nordfrisisch tharskan, holländisch dorschen, westfrisisch tersckjen, englisch to thrash.

halp, half (Imperf. von helfen), nordfrisisch holp von halpan, westfrisisch holp von holpen und holpjen, englisch helped (modernes verstümmeltes Imperf. statt holp — das Particip heißt holp oder holpen und helpet).

ath, aß, nordfrisisch ead von idjan, englisch ate von to eat, westfrisisch at, aet und yet von ijtten.

ydt, ißt, nordfrisisch at.

besmittet, befleckt, englisch besmutted, holländisch besmet. Auch der Däne nennt beflecken, beschmutzen besmitte.

em duchte, ihm dauchte (richtiger als däuchte), nordfrisisch ham thocht von ham thankt (ihm dünkt), westfrisisch hem tinckt und dinckt (Imperf. hem tocht). Der ursprüngliche frisische th-Laut ist in Westfrisland und Holland verloren gegangen. Das Imperf. dauchte ist das richtige deutsche Imperf. von dünken.

leddich, leer, ledig, nordfrisisch lethag, holländisch ledig, zusammengezogen leeg. Von diesem leeg gibt es eine westfrisische Comparativform leeger. Aus einer solchen Form contrahirt, ist das deutsche leer entstanden, diese Pseudoform, welche nichts weiter bezeichnet, als die einzige richtige Urform ledig. Auf Westfrisisch heißt ledig ledig und liddig. Der Däne hat auch das Wort von den Westgermanen geborgt neben seinem ursprünglichen tom, der Deutsche aber hat sein ostgermanisches tumm (d. h. leer, kraft- und inhaltslos) aufgegeben und das ursprünglich frisische ledig angenommen, und selbst die Deutschen begreifen jetzt nicht einmal mehr den Sinn von tumm in dem Bibelwort: Wenn aber das Salz tumm wird, womit soll man salzen?

Leddichgang, Müßiggang, nordfrisisch Lediggang, holländisch lediggang. Der Däne hat seinen Ausdruck Lediggang für Müßiggang von den Ostgermanen entlehnt. Sein ursprüngliches Wort ist Oerkeslösbed, d. h. Werklosigkeit, denn Oerk ist eine Corruption aus Work (Werk).

redden, retten, nordfrisisch reddin, holländisch redden, westfrisisch redden. In der englischen Sprache ist to rid, in der Bedeutung befreien, losmachen, übrig geblieben.

Geberchte, Gebirg, nordfrisisch Gebircht, holländisch gebergte.

bernen, brennen, englisch to burn, breitschottisch to brin, nordfrisisch branen, westfrisisch baernen, holländisch branden.

Delgen, tilgen, im Holländischen ist verdelgen. d. h. vertilgen, neben dem seltner gebrauchten delgen, westfrisisch dijlgjen. Das nordfrisische telgin heißt abschnitzeln mit einem Messer.

Edelinck, Adelsmann, Edelmann, altenglisch Atheling, Aetheling, holländisch edelman.

Feyl, Fehl (Mangel), nordfrisisch Feil.

gnagen, nagen, holländisch knaegen, westfriisch knaegjen, nordfriisch gnaw-en. Das gn ist mehr friisch, das kn mehr holländisch und plattdeutsch.

Küken, Küchlein, englisch chicken und chick, holländisch kieken.

auer oder aver (für awer), über, nordfriisch auer, englisch over, holländisch over.

auerschemede, überschattete. Der Engländer sagt to overshadow, der Holländer overschaduwen. Das norddeutsche Scheem, Schemen ist ursprünglich ein friisches Wort. Der Holländer nennt Schatten schaduw, der Engländer shadow, der Westfrise schad und scad, der Nordfrise Skad (a lang). Der Nordfrise aber hat noch das Wort Skem, bei dessen Gebrauch er nicht Skad für Schatten sagt, z. B. der Schatten eines Menschen heißt auf Nordfriisch Skem, der Schatten, den ein Baum wirft, Skad. Auf Westfriisch heißt sjamme ein Gespenst, nordfriisch Spuk (u lang) holländisch spook.

em, ihm. Das h ist ein ganz unnützes Einschiebsel. Die ursprünglich gebliebenen Formen heißen englisch him, nordfriisch ham, holländisch hem, westfriisch him.

en, ihnen, englisch them, westfriisch jer, nordfriisch jar und jo (o wie in doch), dänisch dem.

me, man, holländisch men, nordfriisch ham, westfriisch min und me.

esschen, berufen, fordern, das westfriische aeschjen, das holländische eischen, das hochdeutsche heischen und das englische to ask. Das biblische berufen ist stets durch geesschet gegeben. Do esschede, da berief. Auch heißt esschet rufet.

trüwe, treu, nordfriisch trau, holländisch trouw und getrouw, westfriisch trouw, englisch true, französisch trouv in trouver, finden, dessen ursprünglicher Begriff dafür halten, glauben war.

traech, träg, nordfriisch trai, westfriisch und holländisch traeg.

edder, oder, nordfriisch ether (das erste e auch kurz) in ether ... of, d. i. entweder ... oder, das englische either und or in either ... or, d. i. entweder oder.

noch .. noch, weder .. noch, holländisch noch .. noch, z. B. noch d'een noch d'ander, fransch ni l'un ni l'autre, englisch neither ... nor, nordfriisch nether ... noch oder wether ... noch.

beth, bis (richtiger biß, weil es aus t entstanden), nordfriisch bet.

neen, kein, z. B. neen Water, nordfriſiſch nian Wether, weſtfriſiſch ein Wetter, holländiſch geen water, hochdeutſch kein Waſſer, engliſch no water.

ſach, ſah, nordfriſiſch ſigh (i lang), weſtfriſiſch seag, holländiſch zag, engliſch saw.

nömen, nennen (eine Corruption aus nemnen oder eigentlich nämnen), nordfriſiſch neamen, weſtfriſiſch neamen und neamjen, holländiſch noemen, engliſch to name.

Hemmel, Himmel, nordfriſiſch Hemmel, holländiſch hemel, weſtfriſiſch hijmmel.

Früch t, Furcht, nordfriſiſch Frücht, engliſch fright. Das plattdeutſche früchtern, ſcheu, furchtſam, heißt auch auf Nordfriſiſch früchtern.

Sochkinder, Säuglinge. Sog iſt das nordfriſiſche Süg, d. i. Muttermilch, holländiſch zog, engliſch suck, weſtfriſiſch sock, suwgh bern, Säugling, suwgh so antje, wenn es ein Söhnchen iſt.

wedder, wider (gegen), nordfriſiſch wedder oder lieber wether (e kurz und th mit dem Urlaut), weſtfriſiſch häufig weer (zuſammengezogen aus weder) für das gewöhnlichere tjin, das iſt das holländiſche tegen. So heißt im Weſtfriſiſchen weermoede, Abneigung, Widerwille. Auch in manchen holländiſchen Compoſitis kommt weder vor, z. B. in wederstaan, wederspreeken, wederstreeven u. ſ. w.

ſodane Minſchen, ſolche Menſchen. Das däniſche ſaadan (ſolcher), welches ungefähr wie ſotten ausgeſprochen wird, iſt aus der weſtgermaniſchen Sprache entſtammt. Das alte ſothan, ſothanig iſt ausgeſtorben. Es iſt das holländiſche zoodanig, das weſtfriſiſche sodan und sodanig oder sodienig und das nordfriſiſche ſodennang.

hedde, hatte, nordfriſiſch hed, engliſch had, weſtfriſiſch hie (gewiß corrumpirt aus hid), holländiſch had. Die Form

hadde, hatte, braucht derſelbe Verfaſſer.

Helle, Hölle, nordfriſiſch Heal, engliſch hel, holländiſch hel, weſtfriſiſch helle.

Löpers, Läufer, nordfriſiſch Lupers.

Thüne, der Form nach iſt das Wort Zaun, welches von dem viel älteren Tun (u lang) ſtammt, das holländiſche tuin oder tuijn (Garten) und das färiſch-engliſche Wort toun oder town, welches von der Gründungszeit Englands an der dortige Dorfs- und Stadtname ward und zwar in Folge

der Einfriedigung. Dieses Tun kommt auch als Ortsnamensendung sehr häufig in England vor. Das Wort ist ein frisisches.

nüwerle, niemals, nimmer, holländisch nooit, nimmer, englisch never, westfrisisch nea, nummer.

Deech, Teig (Sauerteig), nordfrisisch Di (i lang), englisch dough, dow, westfrisisch daey, holländisch deeg.

Gatze, Gasse (richtiger Gaße, weil entstanden aus Gate, Gaze, Gasse), der Form nach das englische gate und das frisische und holländische gat (Oeffnung, Eingang, Durchgang) und auch der Bedeutung nach das frisische jat (a lang) und das breitschottische gail oder gate.

hillich, heilig, nordfrisisch hillag und hallag, wovon jenes subjectiv, dieses objectiv, jenes z. B. von einem Menschen, dieses von einem Tage, englisch holy, holländisch heilig, westfrisisch hijlig (das westfrisische heldey und das nordfrisische halgdai heißt Festtag), alt-ostfrisisch hellig.

sadigen, sättigen, nordfrisisch sadegin, holländisch verzadigen, englisch to sate, to satiate.

de Köpers unde Vorköpers, die Käufer und Verkäufer, nordfrisisch a (oder tho) Kupers an Verkupers. Dieser häufige Gebrauch des Buchstabs s im Plural ist ursprünglich frisische Weise. Die frisische Sprache hat sie der englischen mitgetheilt und der plattdeutschen.

Söns (ö lang), Söhne, nordfrisisch Söns (ö kurz) englisch sons.

eneme yewelken Guete, einem jeglichen Gute. Dies ist ein Beispiel plattdeutscher Sprache aus dem vierzehnten Jahrhundert. Man sieht daraus, daß das verstümmelte hochdeutsche jeglich aus je und welch entstanden ist.

ruwede ydt em, reute es ihn, nordfrisisch raud't ham. Das westfrisische rouwjen und das holländische berouwen heißt Reue haben, bereuen, das ältere englische to rue ebenfalls. Die Schreibart ydt wäre richtiger it gewesen, der Westfrise sagt it und et, der Holländer het, der Nordfrise hat und at. Der Deutsche schreibt sein verstümmeltes es, welches aus et und het entstanden ist, mit einem s statt ß, aus dem uralten ez ward eß und es. Der Plattdeutsche braucht sein em wie der Engländer sein him, der Holländer sein hem und der Nordfrise sein ham, beides für ihm und ihn. Das nordfrisische ham und das westfrisische him heißt auch sich.

verlos's, verlor, nordfriesisch ferlus (u kurz), westfriesisch forlear und verloes, englisch lost.

dy, dich, nordfriesisch di (i kurz), westfriesisch dy, englisch thee (das ee steht für das lange i), holländisch u. Der plattdeutsche Holländer hat sein vertrauliches du verloren. In allen diesen Sprachen steht die erwähnte Form auch im Dativ, nur im Hochdeutschen nicht.

versakede, verleugnete, leugnete. Dieses alte plattdeutsche versaken heißt verlassen, verleugnen, leugnen. Auch das englische forsake hat die Bedeutung von verleugnen neben dem gewöhnlicheren verlassen.

tüchtigen heißt nicht tüchtig, sondern züchtig. Beide stammen von Tucht (nordfriesisch Tucht) und Zucht, und weder tüchtigen noch züchtig hangen mit der Grundwurzel von Tugend zusammen, aber tüchtig ist mit Tugend einerlei Namens.

süß, richtiger süs, das ist sonst, nordfriesisch süs in der Redensart süs an so, d. h. so und so, dies und jenes.

süslange heißt bisher.

fraem, fromm, nordfriesisch fraam, holländisch vroom, westfriesisch from.

wöltern, wälzen, nordfriesisch wealterin, englisch oder breitschottisch und breitenglisch to welter, fransch vautrer, aus valtrer geworden, holländisch das corrumpirte wentelen.

uthweden, ausgäten (das Unkraut). Ich glaube nicht, daß das hochdeutsche gäten eine Corruption von weden, englisch to weed, ist, da es nach älterer Schreibart auch jetten lautet, und da dieses ausgäten auf Nordfriesisch ütj-jüddin heißt. Der Holländer sagt wieden, uitwieden, und der Westfriese wjoeden. Vielleicht aber ist das nordfriesische jüddin eine eben solche Verstümmelung aus wjüddin, wie das nordfriesische Jüg aus Wjüg (ü kurz), das ist Flügel, Sch-Winge, englisch wing, westfriesisch wjueck, holländisch wiek. Das englische Wort für Unkraut ist weed, ein ächt germanisches.

Saedt, Samen, Saat, nordfriesisch Siad, westfriesisch sied, holländisch zaad, englisch seed.

de dwelende Schape, die irrenden Schafe. Der Holländer sagt für irren, in die Irre gehen, dwalen, der Westfriese dwaeljen. Das englische to dwaule heißt nicht richtig im Kopfe sein.

rede, schon, holländisch alreede und alreeds, englisch already, dänisch allerede. Derselbe Stamm scheint in dem hochdeutschen bereits zu sein.

Kromen, Brosamen, Krumen, nordfrisisch Kramen, holländisch kruimels, englisch crumbs. Das holländische Zeitwort ist kruimelen, das nordfrisische kromlin, das westfrisische krommeljen, das englische to crumble und das deutsche krümeln.

Bote, Buße, nordfrisisch Bute, holländisch boete, westfrisisch boete.

Kule, Grube, Loch, nordfrisisch Kül (ü lang), älteres Deutsch Kaul, holländisch kuil, westfrisisch kuwl und kuwlle. Das nordfrisische Diminutiv heißt Kölk (ö kurz).

dede, that, nordfrisisch ded, englisch did, holländisch deed, westfrisisch die (von dwaen).

Gude, Gute, nordfrisisch Gud, englisch good, holländisch goed, westfrisisch goed und goe. In dem heutigen Plattdeutsch ist der o=Laut mehr vorwaltend, in dem älteren mehr der u=Laut, also der dumpfere oder der frisische.

Kyff, Zank, Keifen, holländisch kijf. Das holländische Zeitwort heißt kijven, das westfrisische kibbjen, das nordfrisische kiwin und das deutsche keifen.

tenen, steinern, nordfrisisch stianen, holländisch steenen, westfrisisch stienen, englisch stony. Der englische Plural von Stein ist stones, der deutsche Steine, der holländische steenen, der westfrisische stienen und stjennen, und der nordfrisische Stianar.

baven, oben, nordfrisich baawen, holländisch boven, nordfrisisch auch bop, westfrisisch bop und boppe, englisch bove in above.

Quadt, Böses, holländisch quaad, westfrisisch quae und quee, auch tjoed und sogar tojoe, aus kwaad verunstaltet (ein großer Theil des westfrisischen Sprachkörpers ist arg verstümmelt), nordfrisisch Kwad (a lang). Der Nordfrise nennt auch schlechtes Moorgras Kwaden.

haten, hassen, englisch to hate, nordfrisisch hadin, holländisch haten, westfrisisch haetjen, fransch haïr, entstanden aus halir (ein germanisches Wort.)

men, nur, nordfrisisch man, holländisch maar, westfrisisch mar.

leff, lieb, jetziges Platt leef, nordfrisisch lef (e kurz), holländisch lief, altenglisch lief, urenglisch leof, westfrisisch ljeaf.

tehen, ziehen, nordfrisisch tji'n, westfrisisch tjean, holländisch tijen oder tijgen, gewöhnlich trekken, englisch to tug, gewöhnlich to draw u. s. w.

toech, zog, nordfrisisch taag, westfrisisch teag, holländisch teeg, westfrisisch hy tjocht, er zieht, nordfrisisch bi tjocht (er zieht).

Brudlacht, Hochzeit, nordfrisisch Bradlap, piemontesisch-deutsch Brülof in einer altdeutschen Mundart Brutloufti, altbairisch Bräutläuft, englisch bridal (gewöhnlich wedding), holländisch bruiloft, westfrisisch brulloft, brulocht, brilloft, dänisch Bryllup. Das westfrisische brulloftjen und das bradlap-in heißt Hochzeit feiern.

Leve, Liebe, englisch love, holländisch liefde, westfrisisch ljeafde, nordfrisisch Leefte.

Arne, Erndte, nordfrisisch Aaren. Ob das englische to earn, erwerben, hiermit zusammenhängt, ist mir zweifelhaft, da das nordfrisische earnin Gewerbe bestellen heißt. Das alte plattdeutsche arnen heißt erndten.

Meyers (Matth. am 13.) heißt Schnitter. Hieraus läßt sich folgern, daß man in Deutschland schon vor 300 Jahren das Korn mit der Sense gemäht, was man von jeher bei Frisen und Engländern nicht gethan hat.

Schüne, Scheuren, Scheunen. Scheune ist die frisische Form, der frisische Ausdruck für Heu- und Kornhaus. Der Nordfrise sagt Skinne, der Engländer barn (von bar, Gerste, als Hauptkornart), der Holländer, nach Vorgang der Deutschen, schuer oder schuur, der Westfrise, nach holländischer Weise, schoerre. Die Scheuern, auch noch in Ostengland, in Franken u. s. w., sind etwas ursprünglich Frisisches. Der Däne kannte sie nicht und darum hat er auch kein Wort dafür.

Toch, Zug, nordfrisisch Taach, holländisch trek, dänisch Träk.

upvöden, erziehen, nordfrisisch aptji'n, holländisch opvoeden, opbrengen, optrekken, westfrisisch optjean und opvoeden (das letzte ist holländisch). Dieses voeden oder vöden ist das frisische fed-en, d. i. fett machen, füttern, und das englische to feed. Aus das dänische föde, d. i. gebären, nähren, ist dieselbe Form.

ergrippet, erhaschet, ergriffen, nordfrisisch grebben. Auf holländisch heißt erhaschen grijpen und auf Westfrisisch grijppjen, das englische to gripe, Partic. griped, ergriffen.

teelen, gebären, zeugen. He hefft uns geteelt (Jacobi 1, 18.), er hat uns gezeuget. Auch das holländische teelen und das westfriesische teeljen (alt-ostfriesisch tilen) heißt erzeugen, zeugen, hervorbringen. Vielleicht ist das englische to till, das britschottische to tele und teil und das ursprüngliche tilian, welche insgesammt das Feldbauen bezeichnen, dasselbe Wort.

duncker, dunkel, holländisch donker, nordfriesisch djonk, welche Form viel älter ist, westfriesisch tjuester, das ist das holländische duister und das deutsche düster, welches ich, wegen der Aehnlichkeit mit dem keltischen du, dubh, schwarz, kaum für ein ursprüngliches deutsches halten darf.

Töverye, Zauberei, holländisch toovery, westfriesisch thauwerye. Hexe heißt auf Nordfriesisch Tuberheks, und die Glosse tober in der Lex Salica kann nichts anderes als Zauber bedeuten.

Brede, Lengede, Düpe, Högede, Breite, Länge, Tiefe, Höhe, nordfriesisch Bredte, Lengte, Djipte, Höchte (ö lang), holländisch breedte, lengte, diepte, hoogte.

jenne, jener, das holländische geen in den genen, d. i. derjenige, und das westfriesische jin in dy jinge, d. i. derjenige, ferner das deutsche jen in jener, jenseit u. s. w., das englische yon in yon, beyond und yonder, und das holsteinisch-platte Wort gün in günt (jenseit, englisch yond). Das alte platte yentsydt heißt jenseit.

tho hope, zusammen, nordfriesisch tu hup (u lang) und tup (u lang) d. i. zusammen, holländisch te saemen.

temmen, zähmen, holländisch temmen, westfriesisch teamjen, englisch to tame. Das nordfriesische temmin, d. h. übers Herz bringen, und bitem leaten (der Ton auf tem), westfriesisch (corrumpirt) betien laaten, d. h. etwas seinen Gang gehen lassen, gehören, denk' ich, nicht hieher.

efft..edder, ob..oder, holländisch of..of, nordfriesisch wether ..of, of..of, englisch whether..of. Dieses plattdeutsche efft ist das englische if.

Sap, Saft, nordfriesisch Sap, holländisch sap, westfriesisch sap, englisch sap.

Bessem, Plur. Bessemen, Besen (falscher Plur. Besen, richtiger Besemen von dem richtigeren Besem), nordfriesisch Besem, holländisch bessem, englisch besom.

harde by, nahe bei, hart an, englisch hard by (in derselben Bedeutung).

nalen, nahen.

drüttich, dreißig (richtiger dreizig), im jetzigen holsteinischen Platt
dörtig, englisch thirty, nordfrisisch thörtag, holländisch dertig,
westfrisisch tritich. In Urkunden des vierzehnten Jahrhunderts wird dreizehn (nordfrisisch thrattain) druttein geschrieben.

Byspröke, Sprichwörter, das holländische Wort für Sprichwort ist spreuk. Auch das deutsche Spruch (Sprüche Salomonis) hat diese Bedeutung. Eine ähnliche Bildung ist Beispiel.

Leevendt, Leben, nordfrisisch Lewent, holländisch leven, westfrisisch libben, englisch life.

gy synt, ihr seid, nordfrisisch jam san, westfrisisch jiemme sint, englisch you are.

Schepeken, Schiffchen, Schifflein, nordfrisisch Skepte.

Loff, Lob, nordfrisisch Laaf, holländisch lof, westfrisisch lof.

Lyff, Leib, nordfrisisch Lif, holländisch lijf, westfrisisch lijve.

thor Rechtern unde thor Luchtern Handt, zur Rechten und zur Linken, nordfrisisch tu tha rochter an tu tha lachter Hun. Der Holländer braucht für link slinke und linker, z. B. linker-hand und de slinke hand, aan de slinke zijde, zur Linken u. s. w. Der Westfrise sagt für link lifter, lofter und luchter, der Engländer left.

Tweseke, Zwilling, holländisch tweeling, englisch twin (twinling, Zwillingslamm), nordfrisisch Twanlang.

oldt, alt, nordfrisisch oal, englisch old, holländisch oud (aus old geworden), breitschottisch auld (sprich ahld), westfrisisch aad (aus ald oder aald geworden).

Oldern, Aeltern oder Eltern, nordfrisisch Allern, holländisch ouders.

Older, Alter, nordfrisisch Ealer, holländisch ouderdom, westfrisisch jeld, englisch eld.

achtentich, achtzig, im heutigen Platt tachentig, holländisch tachentig, flämisch tachtig (alle drei Formen sind corrumpirt), englisch eighty.

ring, gering, nordfrisisch ring, welches auch schwach heißt, holländisch gering.

antwerden, antworten, nordfrisisch aantwurdin, englisch to answer, holländisch antwoorden, westfrisisch antwirdjen (Imperf. gewöhnlich das verstümmelte anderde).

weyen, wehen, nordfrisisch weien, westfrisisch und holländisch waeyen.

Herd (Plur. Herden), Hirt, nordfrisisch Hörd (ö kurz), englisch herd, shepherd, holländisch herder, westfrisisch herder.
tradt, trat, nordfrisisch tread, englisch trod von to tread, holländisch treden, westfrisisch tredden, nordfrisisch treden.
hüden, heute, jetziges Platt hüt (ü lang), kein nordfrisisches Wort, auch ursprünglich kein germanisches, holländisch heden. Das Wort ist vom römischen hodie entstammt.
Hert, Herz, nordfrisisch Hart, holländisch hart, westfrisisch hert, englisch heart.
hoge, hohe, höger, höher. Das nordfrisische huch (u lang) hat im Comparat. hugher, das englische high hat higher, das holländische hoog hat hooger, das westfrisische heag hat heager.
Krübbe, Krippe, nordfrisisch Krab, holländisch krib und kribbe, westfrisisch kribbe, englisch crib.
Düdesch, deutsch, piemontesisch-deutsch dutsch und dütsch, nordfrisisch thjiesk, holländisch duytsch, englisch dutch (das ist holländisch), westfrisisch duetsc.
segen, sahen, nordfrisisch sighen, englisch saw, westfrisisch seagen von sjean, holländisch zagen.
sek, krank, englisch sick, nordfrisisch sek (von Vieh) und süklin, d. i. kränkeln, holländisch ziek, westfrisisch sjeack, dänisch syg, deutsch siech.
einen Gichtseken, ein Gichtbrüchiger. Das nordfrisische Wort für Gicht ist Jicht, das westfrisische jichte, das holländische jicht, das englische gout. Das englische gouty und das jichtig heißt gichtbrüchig, gichtig.
dat endtlyke Beydent der Creatur (Röm. 8, 19.), das ängstliche Harren der Creatur. Beydent heißt das Warten auf etwas. Es ist das bide in dem englischen abide, welches das Verweilen, das geduldige Verharren bei etwas ausdrückt. Auch hat das Englische die Form bide, ausharren, wohnen, verbleiben. Das sehr verstümmelte dänische bie, welches warten, harren heißt, ist dasselbe Wort, und das von Albert Schott in seinem Werk „Die deutschen Colonien in Piemont" S. 275 angeführte piemontesisch-deutsche beiton, d. i. warten. Von ihm wird beiton auch als althochdeutsch bezeichnet. Ich kann dieses Wort nicht für ein ursprünglich deutsches oder westgermanisches halten, sondern bin aus Gründen überzeugt, daß skandinavische Stämme es nach Deutschland und England gebracht haben.

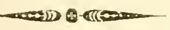
Der Frise kennt es nicht. Das sogenannte angelsäxische bidan, erwarten, ist ein angeldänisches Wort, und das möso-gothische beidan war dem skandinavischen Volksstamm, dem es angehörte, ureigenthümlich.

Ein eben so wunderliches Wort ist das endtlyke. Es ist das hochdeutsche endelich, welches rastlos und ohne Säumen bedeutet. Dieses Wort hat nichts mit Ende gemein, sondern ist ebenfalls von ostgermanischer und skandinavischer Entstehung. Die Wurzel ist in dem dänischen Aand, Aande, das ist Geist, Odem, und at aande, d. i. athmen. Der Odem oder Athmen heißt auf Breitschottisch aynd und end und athmen to aynd und eand.

wrecket juw sülvest nicht . . . de Wrake ys myne, rächet euch selbst nicht . . . die Rache ist mein. Rache heißt auf Nordfrisisch Wrak (a lang) und rächen wreghan (Imperf. wreagh), auf Westfrisisch Rache wrack und rächen wrecken (Imperf. wrak) und wraken, und auf Holländisch Rache vraek oder richtiger wraek und rächen vreken oder richtiger wreken. Die deutschen Wörter rächen und Rache sind verstümmelt in einem fremdartigen Munde, durch ein fremdartiges Sprachorgan, natürlich in der Südhälfte Deutschlands vorzugsweise, und zwar nach der großen Völkerwanderung, als sich die Westgermanen, mit ostgermanischen Stämmen vermischt, in dem jetzigen Deutschland fest angesiedelt hatten. Auch der Skandinavier kennt und liebt den ursprünglichen wr-Laut nicht. Das englische wreak heißt Rache und das englische to wreak rächen, wovon das alte Particip wroken lautet. Noch hat der Plattdeutsche diesen wr-Laut behalten.

Die vorstehende Forschung wird den Sprachfreunden hoffentlich willkommen sein und manchem einige tiefere Blicke in das Geheimniß unserer germanischen Mundarten eröffnen. Manche Aufschlüsse werden überraschend sein. Der Geist unserer gemeinsamen Muttersprache ist tiefgehend, es gibt hier noch viel zu forschen und zu lernen.

Dr. **K. J. Clement.**



Wichtigkeit des Studiums der flamändischen Sprache für den Philologen.

Wenn sich der Unterzeichnete schon im Jahre 1844 auf einer Versammlung rheinisch-westfälischer Schulmänner zu Duisburg erlaubte, das Studium der flamändischen Sprache und Literatur in seiner Wichtigkeit hervorzuheben: so darf er im Jahre 1849, wo eine wärmere Liebe für Alles, was deutsche Sprache redet, erglüht zu sein scheint, denselben Gegenstand noch einmal zur Beachtung empfehlen. Wenn noch immer in Belgien das Flamändische als Sprache der vom Staate ausgehenden Verhandlungen keine gehörige Berechtigung neben dem Französischen erlangen kann; wenn selbst in Oertern wie Gent und Ostende außer dem gewöhnlichen: „Hie verkoopt men drank; In d'oog int' Zeyl verkoopt men dranken“ meist nur französische Inschriften auf den Schildern, zumal vornehmer Kauf- und Gasthäuser zu lesen sind und neben einem: „gegarnierde kamer te hueren“ zehnmal: „Chambre garnie à louer“ gefunden wird: so ist es Pflicht des Deutschen, dem stamm- und sprachverwandten Elemente im befreundeten Nachbarstaate seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und durch wissenschaftliche Besprechung es in den ihm gebührenden Rang einzusetzen. Obgleich nun unsere Kenntniß des Flamändischen nicht so weit reicht, daß wir von allen Seiten die Eigenthümlichkeiten desselben beleuchten könnten, so sei es uns doch vergönnt, einige Punkte auszuzeichnen.

1) Schon in der Verwandlung der Buchstaben liefert uns das Flamändische Beiträge, die zwar andern Sprachen ganz analog, im Neuhochdeutschen aber nicht nachzuweisen sind. Wenn Burchard in seiner deutschen Sprachlehre (Münster 1836) S. 14, §. 11. lehrt, daß das l in neuern Sprachen häufig als Vokal erscheine, so führt er mit Recht die Beispiele an: talpa, franz. taupe, chevaux für chevals, sous für sols, fou für fol; lateinisch placere, ital.

piacere, flos ital. fiore, plus ital. piu, und für Gymnasien mögen diese Belege gut gewählt sein; für die Wissenschaft liegt näher Schouder für Schulter, Houder für Halter (Stadhouder); Sout (Solt = Salz) oder Zoud; Goud (Gold); Ouders (Aeltern); Oudste (Aelteste); Ouderdom; Verkoutheid (Erkältung); Autaer (Altar) u. s. w. In Bezug auf Vertauschung der flüssigen Konsonanten unter sich vergl. Martelaer mit Märterer, vergl. Marteling; Sterre mit Stern; Geuvel mit Geschwür u. s. w. Martelaer kommt schon im Renner Hugos von Trimberg vor (Wackernagels altdeutsches Lesebuch, Aufl. 2, S. 780, 9.); Sterre ist mittelhochdeutsch, Sterro althochdeutsch („die schoensten sterren" — Berthold bei Wackern. 671, 35.). Verre kommt schon neben verne im Mhd. vor; der Flamänder gebraucht verre und bildet davon verder, z. B. wy zullen u verdere kennis doen maken. [1])

2) Im Vlameschen sind uns Wörter erhalten, die bei uns aus der Schriftsprache oder aus der Umgangssprache verschwunden sind oder die im Neuhochdeutschen eine unrichtigere Form annehmen, oder die etwa im Plattdeutschen einzelner Gegenden nur noch fortleben. „Wesen" wird im Münsterlande noch hie und da als Infinitiv gebraucht; der Flamänder sagt: „Zy moest weinig bezorgd wesen." Das schöne Wort Minne, minnen wird nur noch selten von unsern Dichtern gebraucht, im Flamändischen lebt es wenigstens noch fort in beminnen, aenminning, tederminnend; little englisch, lüzel, lucel, luzel, luzzel mhd. kommt dort ebenfalls vor, z. B. een luttel tyds; das alte deiseme, desme, althd. deihsamo (franz. levain) heißt dort deesem; lood ist Blei, wie im Mhd. lôt vorzugsweise so heißt (vergl. „nach dem Lothe richten," und Spee in dem Gedichte auf Franz Xaver: „Ei doch, lasset ab von Scherzen, schrecket mich mit keiner Noth! Noch Soldat, noch Martisherzen fürchten immer Kraut und Loth); vreese Schrecken, wie freise? bezeeren (blesser) verwandt mit „unversehrt" und sêre mittelhd. Schmerz. Unser Leichnam, der aus licham, lichamo entstellt ist, heißt vlämisch lichaem und steht nicht für den Leib eines Verstorbenen (vergl. Frouleichnam); wereld (Welt) entspricht dem mhd. wezelt. In hoek, z. B. „in eenen hoek der kamer," wie in den Zusammensetzungen dryhoek (triangle), veelhoek (polygone)

---

[1]) Auch in der Himgaritischen Sprache geht die Silbe al, el häufig in o über, z. B. kôb für kelb (keleb) Hund. Eine Erweichung des al in o findet auch im Phönizischen und Amharischen Statt. S. Gesenius in der Haller Literaturzeitung 1841, Nr. 123, S. 372.

erkennen wir leicht das bei uns gebräuchliche Wort Hoek = Ecke rc.; zeever (bave), leeuwerik (Lerche, leriche, althd. lêracha, frk. hlêwaraha), heesch, fleemen (cajoler), gissen sind uns ebenfalls ganz bekannt. Das schöne Wort Meid hat durch ähnliche Willkühr die Bedeutung einer Dienerin (servante) annehmen müssen, wie im Deutschen das Wort Magd. Wie oft heißt die seligste Jungfrau bei den Minnesingern: „Muoter unde maget!" Das Verkleinerungswort meisje entspricht unserm Fräulein; mehr dichterisch ist wol maegdelyn. Merkwürdig ist auch, daß der in Westfalen wol gehörte Ausdruck: „Et is en Bloet" oder „en arm Bloet" im Flamändischen durch den Unterschied des Geschlechts näher bezeichnet wird. Man gebraucht bloed (Blut, sang) als Neutrum, aber man sagt: „Men noemt hem eenen bloed." Von dem Worte: Oheim, Ohaim, Oeheim hat sich das Vlämische die Form Oom bewahrt, die unserm Ohm entspricht.

3) Interessant ist es, eine Menge ablautender Verba in jener Sprache lebendig zu finden, die für uns schwach gebildet werden oder nicht zu finden sind. Beispielsweise führen wir an: bekyken, bekeek, bekeken; blyken (être evident), het bleek, gebleken; [1]) belgen zich (se fâcher); ik bolg, gebolgen; [2]) delven (piocher), dolf, gedolven; schenken (verser und faire cadeau), schonk, geschonken; zwelgen (avaler), zwolg, gezwolgen; [3]) zwerven (errer), zworf, gezworven; [4]) snuiten, snoot, gesnooten; fluiten, floot, gefloten; verhelen, verhool, verholen; gryzen (pleurer), grees, gegrezen; nypen, neep, genepen; [5]) klieven, kloef,

---

[1]) Bleken oder blechen = „ans Licht treten" schon bei Ulrich von Liechtenstein (Wackern. a. a. O. 642, 37.) und Reinmar von Zweter, geht schwach.

[2]) Schon Tatians Evangelienharmonie: „Tho Herodes gisah, nuanta her bitrogan uuas for then magin, balg sih harto;" und in den Ueberresten einer Weltchronik bei Wackern. 177, 27: „Duo balch sigis got desti mêr."

[3]) Swelhen, swelgen, swalk, swulgen — in dem „Weinschwelg" einigemal vorkommend, wird von Wackern. mit ἕλκειν in Verbindung gesetzt.

[4]) Swerben, swirbe, swarp, swurben.

[5]) In Westfalen „kniepen." Vergl. hlahtar (clango, κλάζω) und lachen; lafter im Annoliede 171 und Klafter; gnagen und nagen; Ring und Kring; νέφος, γνόφος, κνέφος, κνέφας; narus und gnarus, navus und gnavus, natus und gnatus. Auch das englische knife und die Aussprache desselben rc. rc.

gekloven;[1] koopen (acheter), kocht, gekocht;[2] werken, wrocht (werkte), gewrocht[3] (gewerkt). In anderer Weise ist interessant leggen, leide (legde), geleid (gelegd); vergl. seggen.

4) Eben so beachtenswerth ist die Bildung substantivischer und adjektivischer Stamm- und Sproßformen. Oft ist im Blämischen ein unreiner Stamm, wo sich bei uns ein reiner oder doch eine andere Bildung findet. Man vergl. eenen *afschrick* hebben; *drift* (Trieb, Verlangen): zonder *moeite* (sonder Mühe); de *warmte;* de *woede;* in eenen onbescheiden *lach* uitbersten; weinig *zorg* voeden; eenigen *uitleg* (Auslegung, Aufschluß) geven; *deugde* (Tugend); de *gewoonte* (Gewohnheit); de *diepte* der *droefheid* (die Tiefe der Betrübniß), waerin het *harte* der *vrouw* moet neder gestort wezen; zyne leden ter *rust* (Rast, Ruhe) uit te strekken; *onrust;* de *jongeling* was in geene *geeststemming* om die gewaerwordingen ongekrenkt te *gevoelen.* Eene *droevige gebeurtenis* was de *oorzaek* zyner *wederkomst;* en *opregt* mensch: die man hat zich met den dood lang *gewoon* gemaekt; met eenen diepen *zucht; liefde* 2c. 2c. Eine Menge Verkleinerungsendungen hat die Sprache z. B. auf je: reisje (kleine Reise), wolkje, boekje, mondje (Mündchen); jufferhondje; straetje; snuifje; tortelduifje; lesje; dansje; lachje; stukje, — mit eingefügtem t nach l, n, r, u, falls diese nicht verdoppelt werden, und nach e, ie, y, wie tafeltje, straeltje, hairtje (Härchen), zoontje (Söhnchen), eitje (kleines Ei), zeetje (kleiner See). Einsilbige und andere auf b, g, l, m, n, r, die den Konsonant im Plural und Diminutiv verdoppeln, nehmen vor dem t noch ein e an, wie boerinnetje; schelletje; bruggetje. Andere auf einen Vokal oder auf f, m, n, p, r, s, sch, w endende haben ken, wie aepken, kalfken, boomken, vrouwken, die das b, l, m, n, r, t verdoppeln, haben wol eken wie manneken, ribbeken, stemmeken; katteken; tonneken; balleken; Wörter auf g, k, ch schieben noch ein s vor das k, wie lachsken neben lachje;

---

[1]) Klieben, kloup, kluben kommt im Mhd. transitiv und intransitiv vor.

[2]) Der Uebergang des p in ch ist selten, z. B. gothisch aptar, niederdeutsch achter (hinten). Man vergl. auch *πότε* und *κότε*, *πῶς* und *κῶς*, *ποῖος* und *κοῖος*, *ὁπότερος* und *ὁκότερος*, *ὁπόσοι* und *ὁκόσοι;* ferner Klucht und Kluft, Klafter und Lachter, Neffe und Nichte, taufen und tauchen; im Blämischen lucht für Luft, krachtig für kräftig u. s. w.

[3]) Für worcht, geworcht. Vergl. *δαρτά* statt *δρατά*, *καρδία* und *κραδίη*, *ἔπραθον* von *πέρθω*, *ἔδρακον* von *δέρκω;* Kolbe und clava oder Klobe? und im Blämischen borst für Brust 2c. 2c.

oogsken; eiksken. Die auf d und t endenden Wörter haben eher je als ken, z. B. wichtje lieber als wichtken. Die Endung „lein" ist im Flämischen fast außer Gebrauch; Bildungen wie oogelge, magdelge sind selten; abgeschwächt in „le" ist sie in freule. Auch in der Zusammensetzung begegnen uns manche Formen, die zu lehrreichen Vergleichungen Veranlassung bieten, z. B. standfastigheid; geneesheer; koelbloed; deugniet (Taugenichts, vaurien); vaerwel.

5) Wir heben einige syntaktische Eigenheiten heraus. Was die Relativkonstruktion angeht, so haben wir in einer Abhandlung zum hiesigen Gymnasialprogramme 1841 gezeigt, daß die bessern deutschen, lateinischen und griechischen Schriftsteller in dreifacher Weise häufig davon abweichen und zwar, wenn das Relativ in einem andern Kasus, als der erste Satz fordert, in dem folgenden zu wiederholen ist, wenn der zweite Satz nur scheinbar ein Relativsatz ist und in einer andern Verbindung mit dem übergeordneten Satze stehen sollte, und endlich, wenn die Form des Relativs beide erforderliche Kasus enthält. Im ersten Falle ist oft ein Demonstrativ oder Possessiv statt des Relativs gesetzt, oft nicht. Zur **Ergänzung** unserer dort gegebenen Beispielsammlung und zur Erläuterung des eben Gesagten lassen wir einige deutsche und andere Beispiele folgen. a — *α*. Reimar der Alte singt (Minnesinger bei Fr. v. d. Hagen. Bd. I. S. 179, 11.): Ein wise man sol niht ze vil sin wip versuochen noch gezihen, dest min rat, von *der* er sich niht scheiden wil unt *si* der waren schulden ouch deheine hat; Friedrich von Husen (daselbst 217, 17.): Waz mak daz sin, *daz* din weret heizet minne und *ez* mir tuot so we z' aller stunde und *ez* mir nimt so vil miner sinne?; Herr von Rinkenberk (1, 339.): *der* uz dem himel zuo dir nider ein got kam unde on *in* sinem vater wider santost; Herr von Singenberk (das. S. 219, 11, 3.): vil salic man, *der* des niht klaget und *im* sin herze mak gesagen, waz im ze leide ist geschehen; Nithart (das. Bd. II. S. 110, 7.): *den* wir alle nennen unt *sin* gesank erkennen. *β*. Bruder Wernher (das. S. 234, 3.): von einem halme kumt ein viur, der niht sin zünden understat, *davon* ein hus enbrinnet gar und an die schiuren gat. b) J. E. Veiths homilet. Vorträge, Bd. II., Wien 1835. S. 90.: „So erreichte er endlich wohlbehalten die portugiesische Feste, von wannen er nach Lissabon gesandt und daselbst getauft wurde. c) Lessing, Nathan d. W., 1, 1: „Was geschieht und ich nicht ändern kann." Roth führt in Magers Revue 1845, März, noch

folgende Beispiele an: „Die absolute Geistesleere, die er in dem Umgange mit seiner Frau empfand, ließ ihn um so inniger den Werth einer sehr geistreichen Dame seines Wohnorts, die noch lebt und ich darum hier nicht nennen will (Schütz, Müllners Leben S. 213.); Sigmund ward Herr der Stadt Nikopolis, welche er schon drei Jahre früher erobert hatte, aber später von den Türken wieder besetzt worden war (Aschbach, Kaiser Sigmund 1, 96.). Andere deutsche Beispiele, so wie lateinische und griechische, habe ich a. a. O. zusammengestellt. Für die frühere Periode unserer Literatur fügen wir noch hinzu: *Swaz* ieman in der vinstrîm tuot odr in dem herzen wirt erdâht, daz wirt doch gar ze liehte brâht (Freydanks Bescheidenheit im Anfange, bei Wackern. 529, 8.); dô hiess er raite, *was* er gelobt het und an geschriben was (Wackern. 839, 24.). Kein Wunder, daß sich dieselbe Spracherscheinung auch im Vlämischen findet. So heißt es in der Bibelübersetzung, die im Jahre 1599 zu Antwerpen gedruckt ist — Pred. 7, 27: Ik heb eene vrouw gevonden, die bitterder is dan de dood, *dewelke* is een strik der jagers en eene nette is *haer* hert, *hare* handen zyn banden; Ps. 143, 11: Verlost my van de hand der vreemde kinderen, *derwelker* mond heeft ydelheid gesproken en *hunne* regter hand is eene regter hand der boosheyd; Offenb. 3, 7: Dit zegt den Heyligen en Waerachtigen, *die* Davids sleutel heeft, *die* opendoet en niemand sluyt, *die* sluyt en niemand doet open; P. F. van Kerckhoven in seinem Daniel (Antwerpen 1845, S. 14.): Hebt gy wel ooit, goedgunstige lezer, wanneer gy u in eenen snelwagen bevond, nagedacht, dat die aengezigten, welke daer meestal zoo sprakeloos voor u zitten, immer eene levende geschiedenis zyn, *waervan* geen enkele aen de andere gelykt en alle min of meer belang zouden verwekken?

Wir haben hier noch einer andern Relativkonstruktion zu gedenken. In dem Genter Volksblad Artevelde den Burger Demokraet, 1848 10. Sept., steht ein Volkslied mit dem Refrain: „Schept moed, schept moed, want alles gaet goed, *voor die* niet lyden moet gaet het zeer goed." Es fragt sich, wie solche Fügungen, deren es im Deutschen auch giebt, zu erklären seien, und wir haben im 2ten Heft des 2ten Bds. dieses Archivs die Erklärung durch Attraktion für zulässig erachtet (S. 345), da auch ohne Präposition das Relativ den Kasus des ausgelassenen Demonstrativ durch Attraktion annehme. Wir hatten ein Beispiel aus Muspilli (Wackernagels Lesebuch,

2. Aufl., S. 71, 24.) gewählt: „Wê demo in vinstrî scal sinô virinâ stuen, prinnan in pehhe.“ Es steht hier der Dativ des Relativs für den Nominativ. Damit aber niemand unsern Beweis durch Deutung beseitigen könne, das bezügliche Wort für das Demonstrativum erklärend, so führen wir an Reinmar von Zweter (bei Fr. v. d. Hagen, Minnesinger Bd. II., 179, 13.): Got, vater unser, da du bist in dem himelriche, gewaltig alles *des* dir ist,“ wo der Genitiv für den Nominativ steht. Die Attraktion ist überhaupt nichts Ungewöhnliches im Mittelhochdeutschen; wird ja auch ein Wort des Hauptsatzes wol vom Nebensatze angezogen, wie bei Reinmar dem Alten (Fr. v. d. Hagen a. a. O., S. 187, 19.): *Dem gote* dem ich da dienen sol, den enhelfent si mir nit so loben ganz wie das griechische: *ἑτέρῳ δ' οὕτω κακόν τι δώσομεν ζητεῖν* (Demosth. cor. p. 230, 16.) und wie das lateinische: Urbem quam statuo vestra est. Zur Sicherung des Beweises für die Attraktion des Relativs lassen wir noch einige Beispiele folgen, die wir dem mittelhochdeutschen Wörterbuch von Benecke-Müller entnehmen: a) Für den Nominativ [1]) steht der Genitiv, z. B. er betwanc vil *des* Gahmuretes was (Parcival 803, 23.); owê *des* dânâch geschiht (daselbst 541, 10.); daz er alles des verpflac *des* im ze schaden mohte komen (Iwein 199.). b) Für den Nominativ steht der Dativ. Benecke gibt dafür keinen Beleg; wir verweisen auf das Beispiel aus Muspilli. c) Für den Akkusativ steht der Genitiv. S. oben Reinmar; ferner Wackernagels Leseb. 271, 30: es war tûsend man gennoch *des* ich aeine an minem herzen truoch; das. 277, 15: der gnâdôn *der* got ubir dich tete; Parcival 156, 3: prîses *des* erwarp sîn hant. d) Für den Akkusativ steht der Dativ, z. B. Wackernagel 191, 17: an der gerte . . unde an den nuzzin *den* diu gerte gebar; das. 278, 13: von allên angistin unde der nôt *der* ich dir en geclagit hân. — Von Fällen, wo eine zum übergeordneten Satze gehörende Präposition mit dem Relativ verbunden scheint, giebt Benecke-Müller, so viel ich sehe, kein Beispiel. Wir haben a. a. O. uns auf ein Beispiel aus Heinrich von Morungen und aus Hans Sachs berufen. Das erste erklärt Benecke, so viel wir urtheilen können, mit unnöthiger Härte durch Auslassung des Relativs. Aber sowol in dem Beispiele aus Hans Sachs als in dem aus Morungen regiert die Präposition denselben Kasus, den auch das Verbum fordert, zu

[1]) Vergl. Thuc. 7, 67: *πολλαὶ (νῆες) ῥᾷστα 'ς τὸ βλάπτεσθαι ἀφ' ὧν ἡμῖν παρεσκεύασται*, Herod. *οὐδέν κω εἰδότες τῶν ἦν.*

welchem das Relativ gehört und in solchen Fällen scheint man [1]) den Namen der Attraktion nicht zulassen zu wollen. Wenn es X. mem. Socr. 2, 6, 34 heißt: *ἐμοὶ ἐγγίγνεται εὔνοια πρὸς οὓς ἂν ὑπολάβω εὐνοϊκῶς ἔχειν πρὸς ἐμέ*, so frage ich, ob der Accusativ *οὓς* von *πρός* regiert sei oder nicht. Nach meinem Erachten eben so, als im Satze *μετεπέμπετο ἄλλο στράτευμα πρὸς ᾧ πρόσθεν εἶχε* das *ᾧ* von der Präposition abhängt. Das ist aber eben Attraktion, wenn das Relativ von einem Worte des übergeordneten Satzes regiert wird; auf den Kasus kommt es dabei gar nicht an. Natürlich wird, da im Griechischen nur die Attraktion des Relativs eintreten kann, wenn dasselbe im Akkusativ steht, von seinem Verbum regiert, nur dann beim Akkusativ des Relativs von der Attraktion die Rede sein können, wenn eine Präposition aus dem übergeordneten Satze hinzugetreten ist, und in Sprachen, in welchen irgend ein Relativ keine Veränderung erleidet, wie im Französischen und Englischen, wird es sich in diesem Falle so leicht nicht entscheiden lassen, ob Attraktion anzunehmen sei. Wir haben selbst in dem mehr erwähnten Aufsatze uns nicht dafür ausgesprochen, daß man im Deutschen Attraktion annehmen müsse, sondern daß man es könne, und in dieser Behauptung beharren wir auch noch. Die Frage, ob „was“ bisweilen relativ gebraucht werden könne, ist wol bei den meisten Grammatikern so entschieden, daß sie bestimmte Fälle angeben, wo es in dieser Eigenschaft stehen

[1]) Dr. Schifflin, Archiv Bd. III., H. 2, S. 298. Wenn daselbst gefragt wird, welche Analogie Statt finde zwischen dem Satze: Nos tamen hoc confirmamus illo augurio quo diximus und einem Satze wie: „Ich verstehe nicht, von was du sprichst;“ so thut es uns leid, daß unser geehrter Gegner unsere Bemerkungen so flüchtig gelesen hat. Wir haben eben jenen lateinischen Satz gegen Krüger für einen, der keine Attraktion enthalte, erklärt. Auch in Bezug auf die Natur des Wortes „was“ sind wir nicht zu schmeichelhaft behandelt. Wir haben vor mehreren Jahren in den Supplementbänden zu Jahns N. Jahrbüchern nachgewiesen, daß es relativ gebraucht wird. Wird es aber relativ gebraucht, ob mit Recht oder mit Unrecht, kann uns hier gleich gelten, so können darauf auch die Regeln angewandt werden, die von der Attraktion des Relativs bestehen. Sonderbar nenne ich es, wenn behauptet wird, für die Antwort: „Mein Bruder ist gekommen“ müßte die gleich bestimmte Frage lauten: „Wessen Bruder ist gekommen?“ Wir glauben, eine solche Frage fasse bloß die genitivische Bestimmung zum Subjekt ins Auge, die hier durch ein Possessivum ausgedrückt ist. — Uebrigens sagt Schwab: An was gebrichts, J. Paul: von was die Rede ist, Lessing: zu was, Christ. Weise: von was u. s. w., wie wir am angezeigten Orte nachgewiesen haben.

müsse. In folgenden Beispielen: Diner muoter wart gekündet, daz sie unser muoter si *vür daz* Eva hat gesündet (Meißner bei Fr. v. d. Hagen a. a. O. Bd. III., 8. 5.); entslafen was der riche Got *dur daz* wir brachen sin gebot (das. S. 468 b); *an daz* man hin schutt (Ottokar von Horneck bei Kunisch S. 212); diu werlt ist unwît daz si niht ze wîne gât sô si deheinen gebresten hât und tranke dâ für allez leit, für angest und für arbeit, für alter unde für den tôt, für siechtuom und für alle nôt, für schaden und für schanden slac und *für swaz* der werlt gewerren mac" scheint daz zweimal Konjunktion zu sein, aber auch die andern Beispiele scheinen uns nicht für Attraktion zu sprechen, vielmehr ist die Präposition adverbial zu fassen. Zu den ersten beiden Beispielen vergleichen wir: bi daz er daz gebet nider lie (= dabei daß = als; genes. Fundpr. 34, 12.); vergl. das. 41, 26. und Wernhers Maria 29. 171; nibel. 2111, 1. In Betreff des Französischen sind wir von Sätzen ausgegangen, wie folgende aus Lactant. div. instit. 2, 10. p. 95. ed. Fritz: „Quae prophetarum vaticinio tradita in sacrario dei continebantur, ea de fabulis et obscura opinione collecta et depravata . . . nullo non addente aliquid *ad quod* audierat, carminibus suis comprehenderunt." Wir haben schon früher der adverbialen Fassung der Präposition den Vorzug gegeben, und einiges Gewicht legt es allerdings in die Wagschale, daß Wörter wie quiconque kein Demonstrativ vor sich dulden. — Regelmäßig ist im Blämischen die oft genannte Konstruktion beim Neutrum hetgen, aber nur scheinbar, indem dabei vielmehr der relativische Begriff fehlt, z. B. bei P. F. van Kerckhoven a. a. O. S. 128: „De moeder luisterde met aendacht op hetgen, de heer verhaelde; — er ware ligt een gansch boekdeel te schryven over hetgeen Daniel gevoelde." Eine andere, stärker als im Deutschen die Satzglieder verbindende syntaktische Eigenheit des Blämischen entnehme man folgenden Beispielen: „Wy denken onzen lezer niet al te ongunstig voortekomen met hem eene afschildering te geven van den snelwagen. — Zy hield zich onledig, de edele freule, met zich nu en dan . . . eens opteligten. — Die twee personen . . . vergenoegden zich, *met* nu en dan de zweetdruppels met de hand van de wangen en voorhoofd te vagen. — Om hem in het leven te houden, zoudt gy wel de almoes willen doen van hem jaerlyks eene somme gelds te bezorgen. — *Na* lang tegen zynen hoogmoed sen schaemte geworsteld te hebben, deed hy Katarina smeeken om hem eens te komen. — Zy verheugde zich met te zien . . .

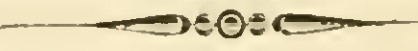
eenigen sleeten den tyd met een lustig kartje te spelen; na het verleden nagedacht te hebben, liet hy zynen geest in de toekomst verdwalen." Vielfach wird im Flamändischen das Wort gehen, kommen rc. mit dem Infinitiv gebraucht. So sagt man: Uw lyden gaet zoo niet een einde nemen, ten minsten merkelyk verligt worden. — Uw echtgenoot gaet dit huis verlaten. — Van dan af ging zy hem dagelyks vertroosten; — hy ging zich by Berchem voegen u. s. w. Wie heeft u het regt gegeven my in myn eigen huis te komen beschuldigen. Doch sind unsere Schriftsteller auch mit dieser Konstruktion nicht sparsam. So sagt Forster: er ging . . ablegen; er ging besuchen; Lenau (Gedichte, 3. Aufl. Stuttgart. S. 197): der Rose inniglicher Duft entschwand, es ging die frische Farbengluth erbleichen; Salis: wo ich Sonntags fischen ging rc. rc. Die 2te Person der Einzahl ist fast ganz aus der Sprache verschwunden, gy (ihr = vous) ersetzt zugleich den Singular. Die Mutter schreibt ihrem Sohne: Moet ik u zeggen, myn lief kind, dat ik u wensche terug te zien, dat uwe moeder zulks verlangt? Und man betet zu Gott: Heere straft my niet in uwe verbolgenheyd noch in uwe gramschap berispt my niet, want uwe schichten steken in my en gy hebt op my uwe hand vastgemaekt (domine, ne in furore tuo arguas me neque in ira tua corripias me, quoniam sagittae tuae infixae sunt mihi et confirmasti super me manum tuam). Schön ist: Wees welkom! Die Unterscheidung des de als Nominativ des Artikels und „den" als Akkusativ ist noch nicht durchgedrungen; das Genter Volksblad nennt sich: „Artevelde *den* Burger Demokraet;" die bessern Schriftsteller beobachten sie wol; früher sagte man: der hoed, van den hoed, aen den hoed, den hoed, van den hoed.

6) Leider hat die Sprache so viele Fremdwörter, die aber sicher allmälig beschränkt werden. Kleure, fortuin, pen etc. sind nicht so auffallend; ik was in t' fleur van mynen tyd würden bessere Schriftsteller vielleicht nicht sagen, vielmehr gebraucht man: in vollen bloei wezen. Häufig sind sie in der genannten Bibelübersetzung, z. B. Phil. 2, 14—16: En alle dingen doet zonder murmuratien en twyfelingen, opdat gy wezen mogt zonder klagte en simpele kinderen Gods, onberispelyk, in het midden der kwade en verkeerde natie, onder dewelke gy licht als lichten in de wereld, het woord des levers inhoudende tot myne glorie, in den dag christus, dat ik niet te vergeefs geloopen hebbe noch te vergeefs gearbeyd (omnia autem facite sine murmurationibus

et hositationibus, ut sitis sine querela et simplices filii dei, sine reprehensione, in medio rationis pravae et preversae, inter quos lucetis sicut luminaria in mundo verbum vitae continentes ad gloriam meam in die Christi, quia non in vacuum cucurri neque in vacuum laboravi). Discipelen, piscine, patientie, schripture, blasphemeeren, hy heeft geprofeteerd (prophetavit) etc. etc. findet sich.

7) Zuletzt berühren wir noch das vlämische *wie*. Wir wissen, daß unser „wer" gleich dem griechischen *τίς*, *τις* und dem lateinischen quis **sowol** Fragewort **als** unbestimmtes Fürwort, obendrein aber noch substantivisches Relativ ist. Wir haben eine genügende Sammlung von Belegstellen in einem Hefte der Supplementsbände zu Jahns rc. Jahrbüchern für die erste Bedeutung geliefert. Wir fügen für die dritte und zweite hinzu: „Wach und unvruot mag man mich, werlt, niht sniuwen an, *wan wer* in got sin liebe treit, alsam er der natur gebot, **des** ist solic sele und macht" und: „Kommt mir ein Franzose oder ein Engländer oder ein Däne oder sonst w e r in den Weg, so ist er ebenfalls geliefert (Berlin und Westafrika, ein Seeroman von H. Smidt. Bd. III. S. 224)." Für den letzten Fall vergl. Otfried bei Wackernagel, 93, 31: „So *wemo* ir," quad „geheizet ir sunta mo bilazet giwisso wizit ana wan, ist mina halbun sar gidan" vergl. daselbst 84, 14. Mit diesen letztern Beispielen stimmt: „Zoo wie zyne ziel liefheeft, die zal ze verliezen, en zoo wie zyne ziel haet in deze wereld, die zal ze tot het eeuwig lewen bewaren."

Dr. **Teipel.**



Westöstliche Uebersichten.

Zweites Stück.

Die neupersische Poesie. Der Dichter Sadi und sein Gulistan. Mit besonderer Berücksichtigung von K. H. Graf's Moslicheddin Sadi's Rosengarten. Leipzig 1846, und der Uebersetzung des Gulistan von Ad. Olearius.

„Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten.
Unter Lieben, Trinken, Singen
Soll dich Chises Quell verjüngen!"

Mit dieser Aufforderung, mit welcher einst Goethe aus dem verdrießlichen Drucke der napoleonischen Herrschaft und dem ihm nicht minder unbequemen Sturm der Befreiungskriege in die Behaglichkeit orientalischen Lebens und Dichtens sich flüchtete, laden wir nunmehr die geneigten Leser zu einem kurzen und minder unpatriotischen Spaziergange ein, nach Persien und den Blumengärten seiner Dichtung.

Der deutsche Leser, welcher uns im ersten Stücke dieser Uebersichten zu den Dichterhelden der arabischen Wüste gefolgt ist, wird sich jetzt von heimathlicheren Lüften berührt fühlen. Denn wenn „die bräunliche Araberin" wie Rückert in seinen den Gegensatz der arabischen und persischen Dichtung wunderschön darstellenden „neuen Liebschaften" sich ausdrückt, mit muthigem Blick und feurigem Sinn liebe- und rachedürstend, getragen von Rossesbrausen, durch die dunstigen Wüsten dahinstürmend, eine ernste Theilnahme fordert: so gefällt es doch auch, aus der Glut der Wüste, „wo Löwe lechzt und Schlange zischt," zu den Nachtigallen persischer Lustgärten zu flüchten. Denn wie unser eben genannter westöstlicher Dichter unübertrefflich sagt:

Die Perserin ist ein gesprächiges Kind,
Doch spricht sie nicht mit den Leuten,
Sie läßt sich am liebsten vom Frühlingswind
Die Räthsel der Blumen deuten.

In schönen Gärten zurückgezogen,
In süßen Träumen,
Unter schattigen Bäumen,
An durchsichtigen Wogen.

Wie die Welle, so ist ihr Sinn;
Des Himmels Wogen spiegeln sich drin,
Wie Quell und Aug' in einander spiegeln,
Darüber sinnt sie und möcht' es entsiegeln.

Sie schließet ihres Gartens Thor
Der Welt verworrenem Lärmen,
In Nachtigallen= und Rosenchor
Zu schwärmen und sich zu härmen.

Sie hüllt sich in ihre Düfte,
In ihrer Farben Gewimmel
Sie schwingt über's Leben hinweg und seine Grüfte
Sich geraden Flugs aus ihrem Garten zum Himmel. —

Um einen Führer zu suchen, der uns durch die mannigfach verschlungenen Irrgänge dieser ausgedehnten und bunten Räume sicher leite, steigen wir von der an der Südküste des Landes, am persischen Meerbusen gelegenen Hafenstadt Abuschähr, welche, früher ganz unbedeutend, nach Nadir Schah's verunglücktem Versuche, hier eine persische Flotte zu gründen, jetzt von den Engländern zum Hauptstapelplatz ihres persischen Handels gemacht worden ist, nach dem Innern empor. Auf den brennenden Sand der Meeresküste folgen bald, durch Hochthäler getrennt, Gebirgsketten, welche, in Terassenfolge rasch sich erhebend, quer über den Weg ziehen, und nur durch enge, sehr schwer zugängliche Gebirgspässe überschritten werden können. Der Boden an der Küste, wie in diesen Gebirgsgegenden, ist an sich nicht unfruchtbar, vielmehr zeigt, wenn Segen reichlich genug eintrat, oder wo es menschlichem Fleiße gelang, durch künstliche Mittel eine zweckmäßige Bewässerung herzustellen, höchst ergiebig; im Ganzen aber macht doch diese Gegend, bei dem herrschenden Regenmangel und der Schwierigkeit künstlicher Bewässerung, den Eindruck der Oede und Unfruchtbarkeit, auch von den Bergen selbst sind nur die nördlichen mit Wald bedeckt. Etwa 50 Stunden aber von der Meeresküste entfernt, und wenige Meilen, bevor die terassenförmig aufsteigenden

Gebirgszüge in das ganze Innere von Iran füllende unermeßliche Plateau übergehn, eröffnet sich dem aus einer der letzten jener Ketten hervortretenden Wanderer eine überraschende Aussicht. Vor den Blicken dehnt sich ein 5 Stunden breites und 10 Stunden langes Thal aus, und in seinem südöstlichen Winkel glänzen die schlanken Minarets, die stattlichen Kuppeln, und, mit zahlreichen schattigen Baumgärten umgeben, die Häuser von Schiras; den Hintergrund bilden die Berge, mit welchen das Iran-Plateau beginnt. Es ist nicht zu verwundern, wenn ein persischer Dichter singt:

„Was soll man Kairo, was Damask,
Was andere Städte preisen?
Nur Dörfer sind's, Schiras allein
Verdient 'ne Stadt zu heißen."

Auf der Gränze liegend zwischen dem rauhen Hochlande im Norden und dem dürren Südstriche, durch die nördlichen Berge vor Kälte geschützt und verhältnißmäßig reichlich mit Wasser versehen, zeigt die Umgebung von Schiras was Persiens Boden unter seinem blauen, heitern, selten umwölkten Himmel bei sonst günstigen Verhältnissen vermag. Abgesehen von unsern gewöhnlichen Obstsorten, die hier in vorzüglicher Güte und Schönheit vorkommen, wachsen hier Palmen, Orangen, Granaten, Pfirsische, Melonen; früher, als zur Blüthezeit des Reiches auch Schiras seine Blüthezeit feierte, zeichnete es sich namentlich durch seine, nun durch Vernachlässigung sehr verminderten Haine von wunderschönen, himmelhohen Cypressen aus; Wein und Rosen von Schiras aber sind noch heute sprüchwörtlich. Daß die Schönheit dieser Gegend früher anerkannt war, zeigen die 7 Meilen nordöstlich von Schiras in einem anderen Längethale der Vorberge des iranischen Plateaus gelegenen Trümmern von Persepolis, der Achämenidenresidenz, deren Inschriften zum Theil auf Darius (dârjanous), des Hysdaspes (Vistâçpa) Sohn, und auf Xerxes (Khsjârsâ), als die ursprünglichen Gründer, hinweisen, und welche nebst den 2 Stunden nördlicher gelegenen Ruinen von Nakschi-Rustam auch die Reste der Gräber von sieben achämenidischen Herrschern zeigen. Doch wir suchen nicht nach Königen, sondern nach Dichtern, und wenden uns zu dem freundlichen Schiras zurück; daß wir hier nicht vergeblich suchen werden, läßt uns schon die Auszeichnung hoffen, mit welcher die Stadt auf neueren Münzen noch als dâr-el-ilm, der Sitz der Wissenschaft und Kunst, bezeichnet wird.

Im Nordosten von der Stadt, etwas südlich von der nach Ispahan führenden Straße, führt der Weg durch schöne, fruchtbare

Felder zu einem mit einer Mauer umfaßten und vor 1½ Jahrhunderten, als Kämpfer den Ort besuchte, noch mit herrlichen Cypressen reich umgebenen großen Begräbnißplatze, den ein stattliches Gebäude schmückt, und ein kleiner Bach durchrieselt. Hier befindet sich, in gemeinschaftlicher Einfriedigung mit den Gräbern zweier Schüler und dem Grabe eines Fürsten, das Grab eines Dichters, des Chodscha Hafis, der in Schiras geboren und im Jahre 1339 auch hier gestorben ist. Nachdem er durch Hammer und Goethe bei uns heimisch geworden ist, und er in neuester Zeit noch durch Daumer's Umdichtung wahrhaft epochemachend in unsere moderne Lyrik eingegriffen hat, hätten wir ihn, versprochener Maßen, vor Allen zum Repräsentanten der persischen Poesie gewählt, wenn uns bis jetzt gelungen wäre, uns in Besitz eines persischen Textes seines Divans zu setzen; so müssen wir uns vorbehalten, im nächsten Stücke unser Wort rücksichtlich Hafisens und Dschami's, mit welchem letzteren wir in demselben Falle sind, zu lösen.

Wir müssen uns also einen andern Führer suchen und treffen, indem wir uns von Hafis Grabe etwas südlich wenden, auf ein durch Kherim Chan gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aus langem Verfalle wieder hergestelltes Mausoleum. Vor ihm liegt ein achteckiger, tief in die Erde gemauerter und auf seinem kühlen Grunde mit Sitzen versehener Brunnen, dessen krystallhelles Wasser von Fischen wimmelt, aber Niemand wagt sie zu fangen, denn sie stehen unter dem Schutze des Heiligen, dessen Leib das benachbarte Grab birgt. Von einem benachbarten Lustgarten aber schallet das Lied der Bulbul, der persischen Nachtigall, dankbar zum Grabe des Dichters herauf, der so oft sie gefeiert. Wer dieser sei, sagt der Titel des Werkes des Verstorbenen, welches der Wache haltende Derwisch dem besuchenden Fremden zeigt, er lautet: „Gulistan," d. i. „Rosengarten des Scheich Moslicheddin Sadi aus Schiras." Sadi starb, 102 Jahre alt, in seiner Vaterstadt Schiras ums Jahr 1260 und sein Gulistan ist das eigentliche Laienbrevier der Perser: in den Schulen ist er neben dem Koran die erste, wesentlichste und stete Lectüre, und Olearius fand bei seiner Reise nach Persien, wie er sagt, fast keinen, „der nur lesen und schreiben konnte, der nicht das Buch des Gulistan in Händen, ja die etwas gelehrt und fürnehm sein wollen, nicht mehrentheils im Kopfe hätten." Und besonders von Gulistan gilt, was Kämpfer in Bezug auf Hafisens und Sadi's Schriften erzählt: „Invenies ista in collegiis et scholis, in palatiis et casis, in

officinis et tabernis. Non satis admirabere, quanta cum animi delectatione otium vulgus in foris et officinis suis, quin in ipsis Cofeae popinis (quae nostris tabernis cerevisariis et vinariis respondeat) scripta haec lectitet, et ex iis ingenii nectar rapiat: dum considentium is, qui libro instructus est epiphonema attentis sociis praelegit, mox librum claudit, ut meditandi silentium indulgeat; tum lectionem iterat, interposita subinde ad meditandum mora, donec interveniat, quod lectionem interrumpat, vel dissolvat consessum." Indem wir an Sadi's Gulistan einige allgemeine Bemerkungen über das Wesen der persischen Poesie anschließen, so bevorworten wir mit einem andern Ausspruche von Goethe,

„Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen,"

zunächst eine kurze Characteristik des Landes, in welchem diese Poesie erwuchs. Der Name Persien, dem griechischen περσίς und dem persischen Farsistan entsprechend, bezeichnet eigentlich nur jenes etwa 6000 Q.-M. umfassende Land, welches östlich von Karmenien, nördlich von Medien, westlich von Susiana, südlich von dem persischen Meerbusen begränzt ist, und welches den Wohnsitz des im großen Perserreiche herrschenden Volkes der Perser bildete. Schon in Bezug auf dieses Land bemerkt Strabo: (XV, III, §. 1.): „die Persis ist dreifach ihrer Natur und der Temperatur der Luft nach; denn die Meeresküste ist heiß und windig und arm an Früchten, außer Palmen; die Gegend darüber ist eben, Alles hervorbringend und die trefflichste Nährerin der Heerden, reich an Flüssen und Seen; die dritte gegen Norden ist winterlich und bergig; in den äußersten Strichen wohnen die Kameelhirten." Noch viel mannigfaltiger erscheinen die klimatischen Verhältnisse des Landes, wenn man unter Persien die Gesammtheit der Länder versteht, welche die Perser beherrschten und bevor Afghanistan und Beludschistan sich unabhängig gemacht, im Osten vom Industhale, im Norden vom Oxusthale und dem kaspischen Meere, im Westen vom Bette des Tigris, im Süden vom persischen Meerbusen und dem indischen Ocean begränzt wurden, so daß, da die Nord- und Südgränze im rechten Winkel auf die östliche treffen, die Westgränze aber von Nordwest nach Südost sich hinzieht, die Südseite des Landes um ⅓ kürzer, als die nördliche, erscheint, und das Ganze die Gestalt eines etwa 80000 Q.-M. umfassenden Paralleltrapezes gewinnt. Den ganzen innern und bei weitem größten Theil dieses weiten Raumes füllt nun

ein Plateau, dessen mittlere Höhe über die Meeresfläche 4000' beträgt, über welche sich einzelne Züge 1000" der Demawend im Nordwest 7000' erhebt, unter welche aber kein Punkt 1000' herabsinkt. Rasch steigt man zu dieser Höhe im Osten vom Industhale, allmäliger im Norden vom Bette des Oxus, im Westen und Süden durch Längenthäler und terassenförmigen Queerketten empor. Bei dieser Beschaffenheit des Landes bleibt für große Flüsse kein Raum: die am Rande des Plateaus entspringenden stürzen rasch zu den begränzenden Flußthälern, oder zum Meere hinab, die im Innern entstehenden verlieren sich in Seen, oder in dem Sande der Wüste. Die Fruchtbarkeit des Landes muß um so mehr hierunter leiden, als, bei der fast beispiellosen Trockenheit der Witterung, der Himmel nur sehr selten durch Regen einigermaßen ersetzt, was die Erde aus ihren Quellen zu leisten versäumt hat. So nehmen denn einen großen Theil der Hochebenen unermeßliche Setzsteppen ein, (die von Naubeddan ist 80 M. lang und 45 M. breit, die von Kerman etwas schmäler, aber von gleicher Länge), die das Plateau durchziehenden Gebirgszüge sind kahl, nur die Berge der westlichen und südwestlichen Abdachung bewaldet; dagegen sind die Thäler des Hochlandes und selbst die des heißen Südstriches, wo für Bewässerung gesorgt werden konnte, äußerst fruchtbar. Ueberhaupt hat die große Ausdehnung und noch mehr die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes die größte Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse zur Folge. Das östliche Gränzthal zwischen dem Indus und dem Solimangebirge hat noch durchaus indischen Character, die südliche Meeresküste zeigt die nur von Dattelhainen unterbrochenen Sandwüsten Arabiens, die nordwestlichen Districte gleichen den wilden Gebirgsländern des südlichen Europas, der Norden bietet für Nomadenhorden unabsehbare Steppen dar. Im Ganzen übrigens trägt das Land eher einen europäischen Character, als den Indiens. Es sind hauptsächlich die europäischen Gewächse, die hier gedeihen, und nur die größere Schönheit und Ueppigkeit des Obstes, der Jasmin und die Oleanderarten, die freiwillig die Gärten schmücken, die blauen und scharlachrothen Anemonen, welche das Dickicht, die prachtvollen Tulpen, welche die Weideplätze zieren, die Mannigfaltigkeit des Wildes und Geflügels, erinnern an einen glücklicheren Himmel; und der Boden, der nicht von selbst, wie der indische, sondern nur Arbeitenden seine Schätze erschließt, läßt auch ein Volk erwarten, nicht träge, weichlich und feig, wie das indische, sondern rührig, ausdauernd, kräftig und muthig, und doch, bei der reichen

Mannigfaltigkeit seiner Umgebung, zugleich entfernt von der einseitigen Härte, Strenge und Abgeschlossenheit, zu welcher den benachbarten Araber die größere Einförmigkeit seines Vaterlandes heranbildet.

Und in der That zeigten sich so die Perser von Alters her; die Sculpturen von Persepolis, wenn ihnen auch der geistige Ausdruck griechischer Kunstwerke mangelt, zeigen doch durchweg schöne, edle Menschengestalten, die Griechen schon rühmten an den persischen Weibern das *κάλλος* und *μέγεθος*, und Ammianus spricht von der Persis, „ubi feminarum pulchritudo excellit." Noch jetzt sind die ächten Perser zwar nur in den nordwestlichen Gebirgsgegenden weiß und roth, wie europäische Schönheiten, während sonst die Haut olivenfarbig ist, um Schiras und südlich sogar ins Dunkelbraune übergeht; aber doch bei langem ovalen Gesichte, hohen Stirnen, schwarzen, feurigen Augen unter großen schön gebogenen Brauen, gebogener Nase, edler Haltung und gemessener Bewegung, kräftige und schöne Menschen. Und diese Gaben der Natur haben sie von jeher in zweckmäßiger Thätigkeit ausgebildet. Schon die alten Perser legten auf gymnastische Uebungen den höchsten Werth; neben ihnen war die Jagd Lieblingsbeschäftigung, hierin sich auszuzeichnen, galt für höchst ehrenvoll, überhaupt zeigt sich überall bei ihnen eine knabenhafte Rührigkeit und unermüdliche Thätigkeit, verbunden mit hoher Achtung vor angestrengtem, selbstthätigem Streben, und es ist characteristisch, daß Cyrus, der gefeierte Held der Volkssagen, erst aller Vortheile der königlichen Geburt verlustig gehen muß, um dann ohne äußere Begünstigung durch eigene Kraft zur wahren königlichen Größe sich emporzuringen. Unter dem ewig heitern Himmel bildete sich die heitere Religion des Lichtes und des reinen Feuers aus, und während der indische Pantheismus Selbstpeinigung fordert, damit das Individuum, sich selbst aufgebend und vernichtend Brahm werde, wendete der Persismus den Kampf gegen die finsteren Werke und Geschöpfe Ahrimans, und es war zugleich Erfüllung einer Religionspflicht, wenn der Perser in rastloser Thätigkeit den Boden durch zweckmäßige Bewässerung der Unfruchtbarkeit, durch regelmäßige Gartenanlagen der Verwilderung, durch Vertilgung schädlicher Thiere der Verwüstung entriß. Noch jetzt befinden sich in jeder persischen Stadt mehrere „Surchane's" d. h. „Krafthäuser," in welchen selbst die vornehmsten Perser des Morgens mit gymnastischen Uebungen sich beschäftigen, während der Nachmittag den wildesten Reiterkünsten gewidmet ist; und jene Uebungen stehen in solchem Ansehen, daß

ein Ringer, der nachweisen kann, daß nach öffentlicher Aufforderung in einer Hauptstadt sich keiner gefunden, der ihn hätte überwinden können, die Erlaubniß erhält, einen Löwen in Stein gehauen auf sein Grab legen zu lassen. Die Jagd auf Löwen, selbst Tiger, die von Indien zuweilen herüberstreifen, Leoparden, Hirsche, Rehe u. s. w., bildet fortwährend eine Lieblingsbeschäftigung. Die Sorgfalt in Bebauung und Pflege des Bodens hat zwar in neuerer Zeit sehr abgenommen; aber die Guebern, die Erben des altpersischen Glaubens haben auch in dieser Beziehung den Sinn ihrer Ahnen bewahrt, „und noch jetzt, erzählt Goethe, da die Guebern vertrieben, verstoßen, verachtet sind und nur allenfalls in Vorstädten in verrufenen Quartieren ihre Wohnung finden, vermacht ein Sterbender dieses Bekenntnisses irgend eine Summe, damit eine oder die andere Straße der Hauptstadt möge völlig gereinigt werden."

Daß ein so begabtes, rühriges Volk in einer an mannigfaltigen Eindrücken und Anregungen so reichen Umgebung, auch in poetischer Production sich werde reich gezeigt haben, läßt sich im Voraus erwarten, ebenso, daß die auf einem Boden, der so sehr dem europäischen gleicht, erwachsene Poesie, wie keine andere des Orients, an das europäische Herz anklingen werde. Beide Erwartungen erfüllt die persische Poesie bis auf einige, auf eigenthümlichen nationalen und historischen Verhältnissen beruhende Beschränkungen, die wir zunächst noch darlegen müssen.

Mit allen Nationen des Orients hat nämlich die persische gemein, daß weder epische noch dramatische Poesie bei ihr zu rechter Ausbildung gekommen ist. Es hängt dieses zusammen mit der dem ganzen Orient eigenthümlichen zu großen Herabsetzung des Individuellen unter das Allgemeine, woraus die Verkennung des Rechts der Persönlichkeit und der Mangel eines selbstständigen Interesses am menschlichen Leben und Treiben folgt. Was nun die Aufgabe der dramatischen Poesie betrifft, den Kampf freier, eigenthümlich entwickelter Individuen darzustellen, damit, indem sie einander endlich friedlich sich ergänzen, oder in ihrer Einseitigkeit sich an einander zerschlagen, das Recht und die Macht der höhern Einheit zur Anerkennung kommen: so ist es klar, daß der Orient für die dramatische Poesie der Boden nicht sein kann; es geht dies so weit, daß selbst für die moderne dramatische Behandlung orientalische Stoffe sich als durchaus spröde erwiesen haben und jederzeit durch ihren Mangel an individueller Lebendigkeit langweilen. Aehnliches gilt in Bezug auf die epische Poesie. Unter den

Persern waren zwar Erinnerungen an die frühere Heldenzeit lebendig und um ihre Erhaltung bemüht sich, wie einst Karl der Große unter den Deutschen, Jesdegird, der letzte der Sassaniden, indem er sie in Bastanameh zusammenfassen ließ, auf dessen Grunde nachher auf Veranlassung Mahmuds von Ghasna unter Firdusis Händen die alte Heldengeschichte zu den 60000 Versen des Königsbuches, oder Schachnameh, auseinander schließt; aber bei allen Schönheiten im Einzelnen bleiben diese Leistungen wegen des gänzlichen Mangels einer den ungeheuren Stoff bewältigenden Idee hinter unsern Anforderungen an ein Epos weit zurück. So blieb denn den Dichtern des Orients und Persiens insbesondere nur das Gebiet der lyrischen Poesie übrig, und auch diese mußte eine eigenthümliche Richtung nehmen.

Von der persischen Poesie aus der Zeit vor Alexander, als der Periode ungebrochener Kraft und unvermischter Reinheit des persischen Volkes, haben wir keine Reste übrig, man müßte denn Einiges aus dem Zendavesta dahin rechnen wollen, der übrigens seine jetzt uns vorliegende Gestalt ebenfalls erst einer spätern Zeit verdankt. Die auf die griechische Herrschaft folgende Arsacidenperiode hat uns eben so wenig poetische Erzeugnisse hinterlassen, die Zeit der Sassaniden nur den Namen Bastanameh als den Titel des von dem letzten Sassaniden veranstalteten iranischen Heldenbuchs. Wenn man daher ohne nähere Bestimmung von persischer Literatur und Poesie redet, so denkt man an jene Zeit, da, nachdem durch mehrere in den persischen Provinzen rasch auf einander folgende Herrscherfamilien die Macht des Chalifats von Bagdad gebrochen war, Persien wieder zur Selbstständigkeit gelangte und namentlich durch die Ghasneviden, gegenüber dem eingedrungenen Arabischen, der persischen Sprache Gunst und Pflege zugewendet ward. Die mit dieser Begünstigung beginnende Blüthe der neupersischen Literatur währt etwa von dem Jahre 1000 bis zum Jahre 1500 nach Christo. Vor dieser Zeit aber hatten auf die persische Nation bereits die bedeutendsten Wechselfälle eingewirkt: Die Griechen hatten das ungeheuere Reich zernichtet, und um ihre von Xerxes beleidigten Götter zu rächen, die Stätten und Denkmäler der persischen Religion zerstört und die ganze Eigenthümlichkeit des Volkes durch Einführung griechischer Sitte zu verdrängen gesucht. Dieses Bestreben behielten die parthischen Arsaciden bei, welche im Jahr 127 vor Christi Geburt von den Seleuciden sich vollständig losgerissen. Die Sassaniden suchten zwar seit 226 vor Christi Geburt die alte Religion, die nationalen Erinnerungen und damit nationales Be-

wußtsein und nationale Eigenthümlichkeit wieder herzustellen, aber der mit Fanatismus gepaarte Despotismus der im Jahre 636 hereinbrechenden Araber drängte bald dies Alles wieder völlig zurück. Von dem Einflusse dieser Verhältnisse konnte die Sprache nicht unberührt bleiben. Die Denkmäler von Persepolis zeigen uns das Altpersische in seiner reinsten Gestalt, als eine mit dem Indischen nahe verwandte und durch einen reichen grammatischen Organismus ausgezeichnete Sprache indogermanischen Stammes. Jüngerer Bildung, wenn gleich mit uralten, durch den liturgischen Gebrauch festgewordenen Formen untermischt, ist das Zend. Unter der griechischen Bildung der Seleuciden und Arsaciden fristete die Volkssprache nur ein kümmerliches Leben, und auch durch die edlen Wiederhersteller persischer Volksthümlichkeit aus der Sassaniden-dynastie wurde nicht die alte Sprache in ihrer Reinheit erneut, sondern das in den, dem semitischen Sprachgebiete benachbarten Westprovinzen gesprochene und daher mit semitischen Elementen reich versetzte Pehlvi trat an ihre Stelle. Als endlich die arabische Ueberschwemmung auch die persische Sprache überfluthet hatte, konnte den Herrschern, welche das Reinpersische dadurch zu retten suchten, daß sie es zum Deri, d. i. zur Hofsprache machten, doch nur gelingen, die fremden Elemente aus dem Wortschatze zu entfernen, wie denn dieser bei Firdusi noch ächt persisch ist; der lebendige grammatische Organismus aber hatte unter dem langen Drucke so gelitten, daß von seinem früheren Reichthume im Neupersischen nur wenige Spuren vorhanden sind, und an die Stelle innig verbindender grammatischer Structur äußerliches Aneinander-reihen treten muß. Bald brach denn in die persische Schriftstellerei auch der arabische Wortvorrath wieder herein, so daß in ihr arabische und persische Elemente auf ähnliche Weise gemischt sind, wie romanische und germanische Elemente im Englischen, welche Sprache sich auch in Bezug auf die Einfachheit der grammatischen Structur am ersten mit der persischen vergleichen läßt. Daß nun bei einem Volke und in einer Sprache, welche durch fremdartige Einflüsse so wesentlich bestimmt worden sind, eine volksthümliche Poesie im eigentlichen Sinne nicht leicht entstehen konnte, leuchtet ohne Weiteres ein. Wenn gleich wohl die in dieser Rücksicht so eben mit der persischen verglichene englische Sprache sich poetisch so ausgezeichnet kräftig erwiesen hat, so hat das seinen sehr natürlichen Grund: die englische Poesie erwuchs auf dem Boden der höchsten politischen Freiheit, die persische auf dem Boden der Despotie; der Despotismus eben ist es, der die persische Poesie nicht zu dem hat

werden lassen, was sie trotz der bisher dargestellten Hemmnisse hätte werden können. Der Despotismus gestattet keine freie Aeußerung des Gefühles, das die Brust schwellt, er läßt Anstoß fürchten, mahnt zur Selbstbeschränkung, macht überall vorsichtig und drängt durch Klugheitsrücksichten die frische Begeisterung zurück. Daher kommt es denn, daß bei den Persern vorzüglich die didactische Seite der Lyrik Ausbildung gefunden hat, und es ist höchst charakteristisch, daß Nuschirwan, einer der letzten Sassaniden, neben dem ebenfalls den berechnenden Verstand einseitig beschäftigenden Schachspiele die Fabeln Bidpai's mit großen Kosten aus Indien herbeigeschafft hat, und daß diese, unter dem Titel „Anvârî Soheili," „Lichter des Canopus," in's Persische übersetzt, fortwährend ein Lieblingsbuch der Perser bilden. Doch ist gewiß nicht, wie Goethe meint, die Einführung dieses Buches Ursache davon, daß selbst in der besten Epoche persischer Dichtkunst keine vollkommen-reine Naivität stattfinden konnte, sondern das Interesse an jener Fabelweisheit ist erst Folge der in dem Despotismus tiefer wurzelnden Unfähigkeit, zu dem freien Aufschwung unbefangener Lyrik sich zu erheben. Doch eine Weise gibt es, in welcher dem Gewaltigen die sonst unwillkommene Wahrheit beigebracht werden kann: ein lachender Despot wird nicht leicht verdammen, und so haben sich die Perser das „ridendo dicere verum" wohl gemerkt; mit Witz dürfen sie Alles sagen, läßt sich eine feine Schmeichelei und in Versicherung der eigenen Ergebenheit beimischen, um so besser. Einen ergötzlichen Beleg zu dem Gesagten gibt der Vorfall zwischen dem Eroberer Timur und seinem Zeltgenossen Chodscha, den Goethe in den Noten zum westöstlichen Divan p. 146 f. mittheilt. Wenn so der persische Despotismus Ursache wird, daß das Element des Witzes in der persischen Poesie zu sehr vorherrscht, so ist das weniger zu beklagen, als die aus demselben Grunde hervorgehenden Ausartungen der eine große Rolle spielenden panegyrischen Poesie, die zwar oft würdige Herrscher in würdiger Weise feiert, oft aber auch zum Dienste gemeiner Schmeichelei sich hergibt. Selbst unser Sadi überhäuft in der Vorrede zum Gulistan seinen Landesherrn mit solchen Ehrentiteln, daß der Commentator Sururi sich zu der Bemerkung veranlaßt sieht, daß dergleichen nur gestattet sei, wenn der Dichter damit Gott bitten wolle, daß er den Königen diese schönen Eigenschaften bescheeren möge, wolle er aber damit sagen, es verhalte sich wirklich so, so sei das gelogen und nicht erlaubt. Denselben Despotismus nun, den auf politischem Gebiete der Herrscher ausübt, übt auf religiösem der

Koran. Zwar darf der Perser, der als Schiit den an der Tradition der Sunn hängenden Altmuhammedanern entgegen tritt, schon eher eine skeptische Betrachtung sich erlauben, directer Widerspruch, oder offene Vernachlässigung aber wäre auch hier der größte Frevel. Da tritt denn wie überall, wo unter dem nicht abzuschüttelnden Joche eines bestimmten Systemes von Glaubenssätzen das Bedürfniß des Gemüthes sich aussprechen und geltend machen will, die Mystik hervor, bei den Muhammedanern in dem unter den Persern vorzugsweise verbreiteten Sufismus. Dem geschriebenen Gesetze wird nur der pädagogische Werth einer vorbereitenden äußern Zucht beigemessen, die aber dem tieferen Gemüthe nicht genügt. Dieses erhebt sich weit über sie hinaus zum Streben nach innigster Vereinigung mit dem göttlichen Urquell alles Seins. Im Ausdrucke für die innersten Regungen des tiefsten Gemüthslebens ist die mystische Poesie der Perser wahrhaft groß und unübertroffen. Die Worte des Systems werden beibehalten; aber etwas ganz Anderes darunter gedacht, und um die unaussprechlichen Seligkeiten des Versenkens in die Gottheit anschaulich zu machen, muß die ganze Sinnenwelt Bilder liefern, und so bildet sich durch diese Darstellung des Uebersinnlichen in sinnlichem Gewande nicht blos eine den Persern eigenthümliche, höchst sinnige Naturbetrachtung, sondern es findet durch diese mystische Hinterpforte mancher in den Augen der orthodoxen Gränzwächter sonst conterbande Artikel Eingang in die Werke der, großentheils dem Sufismus ergebenen, gefeiertsten persischen Dichter, vorzüglich der Preis der Liebe und des Weins, dessen Genuß sich übrigens der Perser ohnedies mit leichterem Herzen, als der Araber, gestattet. Die Dichtungen von Hafis, den man um die Tiefe seiner Mystik willen die mystische Zunge genannt, sind so voll von weltlichen Gedanken und sinnlichen Bildern, daß seine Gegner ihn eines ehrlichen Begräbnisses nicht für würdig hielten, um so mehr, da sie wissen wollten, er habe auch in seinem Wandel der den Buchstaben des Gesetzes verachtenden Freiheit der Kinder Gottes zur Ungebühr sich bedient. Ein auf's Gerathewohl aufgeschlagener Spruch aus seinem Divan, der noch jetzt, wie bei uns wohl die Bibel zu solchen Orakeln benutzt wird, entschied jedoch zu seinen Gunsten. Uebrigens scheinen noch heute über seinen Leichnam, wie einst über den des Moses, Engel und Teufel zu streiten; denn während der sel. de Sacy zu einer Ode des Hafis bemerkt: „Il faut savoir que dans le langage mystique de sofir, le vin et l'ivresse sont l'enblème de l'amour divin et de ravissemens extatiques,“ ist jüngst der Daumer'sche

Hafis als Evangelium des Materialismus angepriesen worden. Auch in der mystischen Poesie wird durch die Aufgabe, Uebersinnliches durch Sinnliches zu vergegenwärtigen, der Witz besonders in Anspruch genommen, und so wird unter allen diesen Verhältnissen nicht die individuelle Bewegtheit des Gemüthes, sondern Geist und Witz das eigentlich treibende und leitende Princip der persischen Poesie, woraus sich wiederum erklärt, wie ein Lyriker, gleich Rückert, von Anfang an mit solcher Liebe und solchem Erfolg, Goethe dagegen erst in seinen späteren Jahren der orientalischen Poesie sich zuwenden konnte, und warum eine Vergleichung Heine's mit den Lyrikern des Orients so nahe liegt. Diese Poesie des Witzes wird nun durch die außerordentliche Einfachheit der grammatischen Structur der neupersischen Sprache sehr unterstützt, indem dasselbe Wort durch verschiedene Stellung, oder verschiedene Construction einen ganz verschiedenen Sinn geben und Veranlassung zu witzigen Wortspielen und Zweideutigkeiten werden kann, die sich nicht selten, freilich auf Kosten eines wirklichen Gehaltes breit machen. Dazu kommt noch die Sitte der orientalischen Metrik, ganze Gedichte durch denselben Reim zusammen zu halten, eine Sitte, welche den Witz und die Empfindungsgabe eben so reizt, als sie den unbefangenen Ausdruck des Gefühles hindert. Schließlich sei nur noch bemerkt, daß eine Menschenklasse wie überall, so auch in Persien, vollkommene Freiheit der Aeußerung genießt, diejenigen nämlich, welche nichts zu verlieren haben, die zur freiwilligen Armuth entschlossenen Derwische, die, wo sie zugleich dem Sufismus ergeben sind, die geistliche Obrigkeit so wenig scheuen, als die weltliche. Sie scheuen sich nicht, den Königen die bittersten Wahrheiten in's Gesicht zu sagen, und da sie eigentlich die einzigen Menschen sind, die jenen, wie Diogenes dem Alexander, imponiren, so thun sie dies auch, inmitten des zitternden Hofstaates, meist ungestraft; ein Beweis, wie eine sich selbstständig fühlende Opposition oft eine Gunst sich zu erringen vermag, um die eine allzugefällige Unterwürfigkeit sich vergeblich bemüht.

Sadi nun, der uns zu diesen allgemeinen Bemerkungen die Belege und Beispiele liefern soll, nimmt unter den sieben Dichtern, welche nach dem einstimmigen Urtheile ihrer Landsleute als die fünfhundertjährige Glanzperiode der neupersischen Poesie auftreten, die fünfte Stelle ein; Firdusi († 1030), Enweri († 1152), Nisami († 1180), Dschelal-eddin-Rumi († 1162) gehen ihm voran, Hafis († 1388) und Dschami († 1494) folgen ihm. Sein Leben haben, abgesehen von zahlreichen, in seinen eigenen

Schriften zerstreuten Notizen, der zweihundert Jahre später lebende Dauletschah und Dschami, in seinen Lebensbeschreibungen berühmter Sufi's in der sagenhaften Weise orientalischer Geschichtschreibung dargestellt. Er ward nach Dauletschah 102 Jahre alt und starb im 691. Jahre der Hedschra, was mit dem 1292. Jahre unserer Zeitrechnung zusammentreffen würde. Wahrscheinlich aber sind in dieser Angabe irrthümlich etwa 30 Jahre zu viel angesetzt, indem die übrigen Bestimmungen der Biographen und des Dichters selbst nur dann bequem sich einreihen lassen, wenn man Sadi's Tod kurz nach dem Jahre 660 der Hedschra, oder 1260 unserer Zeitrechnung setzt. Diesemnach war er um 1160, unter der trefflichen Herrscherfamilie der Atabege, welche im Jahre 1168 als Statthalter von Farsistan vom großen Seldschuckenreiche sich losgerissen hatten, geboren, und zwar zu Schiras, der Hauptstadt der Fars und der Residenz der Atabege. Dreißig Jahre, erzählt Dauletschah, studirte er, dreißig Jahre lang durchwanderte er das ganze bewohnte Erdviertel, dreißig Jahre saß er auf dem Teppich der Andacht, mit frommen Betrachtungen und Uebungen beschäftigt. So sehen wir ihn schon in zarter Kindheit unter Aufsicht seines Vaters, der noch Dschama Abdallah hieß, in frommer Selbstverläugnung sich üben. „Ich erinnere mich, erzählt er selbst in seinem Gulistan (S. 67 der Graf'schen Uebersetzung), daß ich in der Zeit meiner Kindheit mich der Frömmigkeit befliß, die Nächte durchwachte und eifrig nur an Fasten und Kasteiungen dachte. Eine Nacht hatte ich in Gegenwart meines Vaters gewacht, und die ganze Nacht kein Auge zugemacht; ich hatte das heilige Buch in die Arme gefaßt, alle Andern aber lagen um uns her, vom Schlafe erfaßt. Da sprach ich zu meinem Vater: Von diesen vermag Keiner das Haupt aufzurichten, um ein Gebet zu verrichten; sie liegen in tiefem Schlaf, als wär' es ein Todesschlaf. Mein geliebter Sohn, antwortete mein Vater, du thätest besser, dich schlafen zu legen, als deine Zunge zu übler Nachrede zu regen:

Der Eingebildete sieht nur sich selber,
Der Eigenliebe Schleier deckt sein Auge.
Könnt' er durch Gottes Auge schau'n, er sähe,
Daß unter Allen Keiner wen'ger tauge."

Später finden wir ihn in Bagdad im Nisamieh, der von Nisamelmulk, dem berühmten Seldschuckenwesir, gegründeten Schule. Sein Lehrer Abulfaradsch Ibn Dschusi († 1201) verwies ihm, wie der Dichter selbst uns erzählt, (S. 74 f.), vergeblich die Liebe zur Musik, bis ihm ein Stümper, den er dafür zum Staunen der

Freunde reichlich belohnte, ein für alle Mal den Geschmack an der verführerischen Kunst verleidete. Unter dem Atabegen Saad Ben Sengi (1217 — 1226) war er als Dichter schon hoch berühmt, und auf Veranlassung seines Vaters, der bei Saad in Diensten stand, nahm unser Moslicheddin den Dichternamen Saadi zu Ehren jenes Fürsten an. Seine weiten Wanderungen führten ihn fünfzehnmal nach Mekka, und viele der in seinem Gulistan erwähnten Vorfälle spielen auf dem Wege dahin; außerdem finden wir ihn öfter in Damask, in Basra, in Kufa, am Nil, an Afrika's Küste, auf den Inseln des persischen Meerbusens, dann wieder im fernen Nordosten des großen Perserreiches, in Balk, Bamian, Kaschgar, ja in Vorderindien beim Götzenbilde von Sumenat. Als Einsiedler in der Wüste von Jerusalem gerieth er in Gefangenschaft der Franken und mußte in Tripolis Zwangsarbeit thun. Ein reicher Mann aus Haleb, der ihn früher schon als Dichter gekannt und geschätzt hatte, befreite ihn, brachte ihn aber dadurch, daß er ihn seiner Tochter zum Manne gab, aus dem Regen in die Traufe. Hören wir den Dichter selbst über diese Fatalität, und zwar diesmal nach der Uebersetzung von Olearius, deren alterthümliche Derbheit zu einem solchen Stoffe sich gerade gut eignet: „Dem guten Manne ging mein elender Zustand zu Herzen, löstete mich mit 10 Dukaten aus der Teutschen oder Christen Dienstbarkeit, und führete mich mit sich nach Aleppo, dieser hatte eine einige Tochter, die gab er mir zur Ehe mit 100 Dukaten Außsteuer. Meine Frau begunte mit der Zeit ein böses Kraut zu werden, war hartnäckigt, eigensinnig, und eines leichtfertigen, lasterhaftigen Maules, sie machte mir mein Leben recht sauer, wie man zu sagen pflegt:

Ein böses Weib das kann mit seiner Zung und Rachen
Dem frommen Mann sein Hauß zu einer Höllen machen.
Ein jeder hüte sich für ein solch böses Thier,
Wenn du solch höllisch Feuer bekehmst? da sei Gott für!

Bißweilen rückte sie mir meine Armuth auf, und warff mir höniseh für: Bistu nicht der Sclave, den mein Vater umb 10 Ducaten aus den Banden der Christen gekaufft, was bildestu dir ein? Ich antwortete: Ja freylich, umb 10 Ducaten hat er mich frei gemacht, aber hergegen umb 100 Ducaten dir wieder zu einem Sclaven verkaufft. Ich habe gehört, daß ein großer Herr einsmahls ein Schaaff aus des Wolffes Klauen und Rachen erlöset habe, und hat dasselbe auf den Abend mit dem Messer die Kehle abgeschnitten. Kann das Lamm nicht billig geseuffzet haben; du hast mich aus dem Rachen des Wolffes gerissen, und bist mir selbst ein Wolff

worden. Dein Vater hat mich auch einem Wolff entnommen, und dir als einem ärgern Wolff übergeben."

Zu längerer Abwesenheit vom Vaterlande war Sadi namentlich durch die Verwirrungen bewogen worden, welche dort durch den Einfall Dschengischans um die Zeit, da der Atabeg Abu-Bekr seinem Vater Saad folgte, einrissen. Abu-Bekr erreichte durch schnelle Unterwerfung, daß er von dem unwiderstehlichen Eroberer wenigstens als Vasall im Besitze seiner früheren Herrschaft wieder bestätigt wurde. Nachdem so die Ruhe im Lande wiederhergestellt war, kehrte auch Sadi zurück, und es beziehen sich auf diesen Wechsel folgende Verse aus der Einleitung zum Gulistan:

„Du fragst, warum so lang' in fremdem Land'
Ich von der Heimath Fessel mich entbunden?
Die Welt war damals kraus, wie Negerhaar,
Der Türken Ingrimm schlug ihr herbe Wunden.
Zwar Menschenkinder, doch nach Blut und Fraß
Und Raub nur lechzten sie, gleich wilden Hunden.
Ich kam zurück: in Frieden lag das Land,
Den Tigern war der Tigersinn verschwunden.
Drin waren sie gleich Engeln reich an Huld,
Wie Löwen draußen in des Kampfes Stunden.
So war die Welt, als ich zuerst sie sah,
Sie konnte nicht vor Noth und Angst gesunden;
So hat sie jetzt durch Sultan Abu-Bekr
Saad Sohn Sengi's Glück und Heil gefunden.

Hatte Sadi früher schon dem tiefern Weisheitsstreben der Sufi sich ergeben, so gab er sich jetzt, des unruhigen Lebens müde, gänzlich frommen Betrachtungen und Uebungen hin, und wurde von seinem Volke als ein wahrer Heiliger so sehr verehrt, daß er selbst ein Gegenstand der Legende und einem Verspaare von ihm die Ehre beigelegt wurde, ein Jahr lang statt des täglichen Preis- und Dankgebetes von allen Engeln gebetet worden zu sein. Diese Verse lauten:

„Wenn auf der Bäume Laub des Weisen Blick sich richtet,
Ist jedes Blatt ein Buch, das ihm von Gott berichtet."

Wie er noch im Grabe geehrt ward, haben wir oben bereits erwähnt. Den Zustand mystischer Versunkenheit in der Gottheit unbegreifliche Tiefen schildert er in der Einleitung zum Gulistan an seinem eignen Beispiele in folgender Weise (S. 3 f. bei Graf): „Ein Einsichtsvoller, damit meint der Dichter sich selbst, hatte den Kopf in die Kleiderfalten der Betrachtung gesteckt und war in das Meer der Beschauung versenkt; als er aus seiner Verzückung wieder zu sich kam, sagte einer seiner Freunde scherzhafter Weise: Was

bringst du uns für ein Ehrengeschenk aus jenem Garten, in dem du gewesen? Er antwortete: Ich hatte im Sinne, wenn ich zum Rosenstrauch käme, einen Kleidersaum voll zu nehmen zum Geschenk für meine Freunde; als ich aber dahin kam, berauschte mich der Duft der Rosen so sehr, daß der Kleidersaum meiner Hand entfiel.

Vom Schmetterling, o Nachtigall,
Kannst du, was Liebe sei, erfahren.
Im Tode sinkt er lautlos hin,
Wenn er des Brandes Schmerz erfahren.
Wer sich, daß er Ihn suche, rühmt,
Hat noch nicht Einmal Ihn erfahren.
Denn wem Einmal Erfahrung ward,
Nichts wird man mehr von dem erfahren."

Aus dieser frommen Betäubung raffte sich Sadi am Schlusse seines Lebens zur Abfassung zweier Dichtwerke empor, des Bostan, oder Baumgartens, den er im Jahre 1257, und des Gulistan, den er im Jahre 1258 verfaßte unter dem Schutze des edlen Atabegan Abu-Bekr, dem er auch seines Dichterruhmes größtes Theil als eigentlichstes Eigenthum zuschreibt. Obgleich als leuchtendste Zeugnisse von Sadi's poetischem Geist seine Ghaselen gelten, so sind doch jene beiden Werke, und namentlich der Gulistan, nicht allein bei Weitem am meisten verbreitet, und eigentliche Veranlassung der unsern Sadi so reichlich, wie keinem andern Dichter zugewendeten Liebe seines Volkes, sondern sie sind auch diejenigen, durch welche Sadi als unerreichtes Muster didactischer Poesie unter den Persern dasteht, während er als Epiker von Firdusi, als Panegyriker von Enweri, als Mystiker von Dschelaleddin Rumi, als Romantiker von Nisami, als Lyriker von Hafis übertroffen wird.

Die Veranlassung zur Abfassung des Gulistan stellt Sadi selbst in der Vorrede ungefähr auf folgende Weise dar: „Eine Nacht hatte ich bei mir selbst die vergangenen Tage überdacht, und das verlorne Leben hatte tiefen Kummer in mir hervorgebracht; ich durchbohrte mit dem Diamant des Augenwassers des Herzens harten Stein," und „nachdem ich diesen Gedanken nachgehängt, hielt ich für das Gerathenste, mich auf den Sitz der Einsamkeit niederzulassen, und meinen Kleidersaum aus der Gesellschaft unter mich zusammenzufassen, die leichtfertigen Sprüche aus meiner Schreibtafel auszuwischen und mich hinfort nicht in nutzlose Gespräche zu mischen." Ein alter Freund versucht anfangs vergebens, ihn aus diesem pythagoreischen Stillschweigen aufzurütteln, endlich aber siegt er doch. „Nothgedrungen, erzählt Sadi weiter, fing ich an, mich mit ihm im Gespräche zu letzen, und wir gingen uns im Freien

zu ergötzen. Es war in der Jahreszeit des Frühlings, wo der heftige Ungestüm des Frostes zu Ende gegangen und die glückliche Herrschaft der Rose angefangen. — —

In des Frühlingsmonats ersten Tagen
Nachtigallen auf den Zweigen sangen,
Thauesperlen auf den Rosen lagen,
Gleich den Thränen auf der Schönen Wangen.

So traf es sich, daß ich die Nacht mit meinem Freunde im Garten zubrachte, in lieblichen, luftigen Räumen mit entzückenden dicht verschlungnen Bäumen, gleich als wären Stückchen von Glasguß über den Boden hingegossen, und als wären die Wipfel vom Halsbande der Plejaden umflossen.

In dem Garten liebliche Gesänge,
In der Aue klarer Wasserstrahl,
Diese voll von vielgefärbten Tulpen,
Jener voll von Früchten ohne Zahl,
Einen Teppich breiteten die Winde
Schillernd in der schatt'gen Bäume Saal.

Am Morgen, als die Lust zurückzukehren über den Wunsch, da zu bleiben, den Sieg davon trug, sah ich, daß er meinen Kleidersaum voll Rosen und Basilien und Hyacinthen und Amaranthen zusammenpflückte, und sich zur Rückkehr in die Stadt anschickte. Auf den Bestand der Rosen des Gartens, sprach ich, kann man, wie du weißt, nicht vertrauen, und auf die Verheißungen des Rosengartens nicht bauen; du kennst aber den Ausspruch des Weisen: Wo wir keinen festen Grund finden, sollen wir unser Herz nicht binden. Was ist denn zu thun? fragte er. Ich antwortete: Zur Erlustigung der Beachtenden und zur Erheiterung der Betrachtenden kann ich ein **Buch** des Rosengartens verfassen, dessen Blätter der Wind des Spätjahrs nicht mit gewaltiger Hand zerreißt, und an dessen Frühlingslust der Wechsel der Zeit nicht durch den Flattersinn des Herbstes seine Unbeständigkeit beweist.

Wozu soll denn von Rosen für dich ein ganzer Strauß?
Aus meinem Rosengarten nimm dir ein Blatt heraus.
Nach fünf, sechs Tagen mußt du die Rosen welken sehn,
Die Schönheit meines Gartens wird immerfort bestehn.

Sobald ich diese Worte gesprochen, warf er die Rosen aus seinem Saume und erfaßte meinen Saum, indem er rief: „Der Edle hält, was er verspricht!" Ein oder zwei Abschnitte wurden in jenen Tagen auf das Papier hingeworfen . . . . Kurz, von den Rosen des Gartens waren noch nicht alle verschwunden, als das Buch des Rosengartens schon seine Vollendung gefunden.

Der Gulistan oder Rosengarten ist nur eine Sammlung von sinnreichen Anekdoten, deren Nutzanwendung in der Regel mit einer, manchmal auch mit mehreren kleinen Strophen angegeben wird, während die eigentliche Erzählung meist in die orientalische Reimprosa übergeht.

Die acht Abtheilungen, in welche, wie Sadi sagt, gleich dem Paradiese das Ganze gleichsam von selbst sich eintheilte, beruhen nicht auf einem strengen Eintheilungsprincip, sondern manche Geschichte könnte eben so gut, wie in der, in welcher sie jetzt erscheint, in einer andern Abtheilung ihre Stelle finden, und es gilt von den Ueberschriften der einzelnen Theile eben das a potiori fit denominatio.

Die erste Abtheilung handelt von den Königen und dem Hofleben. Während Sadi, der Sitte des Orients huldigend, in der Einleitung mit Ausdrücken einer uns anstößigen Unterthänigkeit seinen Fürsten gepriesen, offenbart er in diesem Abschnitte eine durchaus freie Ansicht und eine höchst ehrenhafte Gesinnung. Das auch sie treffende allgemeine Loos der Unsicherheit und Vergänglichkeit menschlicher Verhältnisse ist es, was er den Fürsten vorzugsweise an's Herz legt, indem er Allen die Worte empfiehlt, die auf Kee Khosru's Krone standen (p. 50 f.):

Wie viele Jahre und wie lange Lebensalter
Wird einst das Volk noch über unsre Gräber gehn!
So wie von Hand zu Hand das Reich zu uns gekommen,
So wird es auch in Andrer Hände gehn!

Und den Ausspruch auf der Kuppel von Feridun's Palaste (p. 18):

Nicht bei der Welt, o Bruder, kannst du Treue finden;
Nur an den Weltenschöpfer darf das Herz sich binden.
Es sei das Gut der Erde nicht Stütze dir und Stab:
Gleich dir beglückt' es Viele und stürzte sie in's Grab.
Wird eine reine Seele dereinst dem Tod zum Raube,
Gleichviel ob auf dem Throne sie starb, ob in dem Staube.

Dagegen hält er als warnendes Beispiel das grauenvolle Bild des Mahe und Ben Sebultegin vor, in dessen vermodertem Leichname noch 100 Jahre nach seinem Tode nur die Augen noch wild in den Augenhöhlen rollten, vor Neid über die Erben seines Reichthums und seiner Macht. Um dieser Vergänglichkeit irdischer Macht willen empfiehlt er deren weise Benutzung dem Herrscher: Mißtrauen gegen den äußeren Schein, Nachsicht, damit nicht für die Grausamkeit, mit welcher er ein zeitliches Leid verhängt, ewige Verdammniß ihn selbst treffe, Freigebigkeit, die dem Haushalter

der Gaben Gottes allein geziemt und mittels welcher sichere Freunde erworben werden. Den glatten Boden des Hofes zu betreten, warnt er, weil es selten ohne Nachtheil geschieht, seine Ueberzeugung sprach jener zum Derwisch gewordene Wesir aus: „Besser vom Amte verjagt, als von der Welt geplagt." Dagegen preis't er die ruhige Unabhängigkeit der selbstgenügsamen Derwische, in deren Gesellschaft, Gewand und Weise er selbst oft auftritt und unter andern einem ungerechten arabischen Könige in Damask die demüthigende Lehre gibt (p. 31):

Die Adamskinder sind ja alle Brüder,
Aus Einem Stoff, wie Eines Leibes Glieder.
Hat Krankheit nur ein einz'ges Glied erfaßt,
So bleibt den andern weder Ruh noch Rast.
Wenn Andrer Schmerz dich nicht im Herzen brennet,
Verdienst du nicht, daß man noch Mensch dich nennet.

Noch derber spricht sich die Freimüthigkeit der Derwische in einer andern Geschichte aus (p. 31, 1):

„Ein Derwisch, dessen Gebete bei Gott Erhörung fanden, kam einst nach Bagdad; Hedschadsch Sohn Jusuf's ließ ihn rufen und sprach zu ihm: Bete nur etwas Gutes für mich. Der Derwisch betete: O Gott, nimm seine Seele weg! Um Gottes willen, rief Hedschadsch, was ist das für ein Gebet? Es ist ein Gebet um Gutes für dich und alle Muselmänner, antwortete der Derwisch.

Tyrann, der sich vom Blute der Unterthanen nährt,
Wie lange glaubst denn du, daß dieses Treiben währt?
Was hilft es dir, daß du die Welt erwerbest?
Statt Menschen quälen ist es besser, daß du sterbest."

Aehnlich in der gleich auf diese folgenden Anekdote:

„Ein ungerechter König fragte einen frommen Mann: Welches unter den guten Werken ist für mich das vorzüglichste? Für dich, antwortete dieser, ist es der Mittagsschlaf, daß du indessen einen Augenblick wenigstens die Leute nicht plagest."

Die Erinnerung an einen orientalischen Diogenes (p. 52 f.) mag die Reihe schließen, der von dem Könige nichts weiter zu bitten weiß, als daß ihn dieser nicht weiter belästige.

Die zweite Abtheilung, von der Gesinnung der Derwische handelnd, liefert noch manches Beispiel einer solchen edlen Unabhängigkeit, womit einer z. B. einem König, der verachtend auf eine Schaar Derwische herabsieht, die bündige Lehre ertheilt (p. 85): „O König, wir sind in dieser Welt an Soldaten ärmer als du, aber an Lebensgenuß reicher, im Tode gleich und bei der Auferstehung besser." Der wahre Derwisch zeichnet sich aus durch

Verachtung des Urtheils der blöden Menge, und in diesem Sinne wird dem Dichter selbst, da er sich über Verläumdung beklagt, der Rath ertheilt: Beschäme den Verläumder durch deine Tugend. Dagegen hat er Sinn für alles Höhere, anders wie jener trockene Orthodoxe, der da er bei dem entzückenden Gesange eines Negerknaben kalt bleibt, sogar von seinem Kameel sich beschämen lassen muß, das voll seliger Empfindung den Boden stampft, den frostigen Reiter abwirft und in fröhlichen Capriolen in die Wüste hinauseilt, während der Reiter von Sadi die Lehre empfängt:

„Wo das Kameel sogar Lust und Vergnügen findet,
Da ist der Mensch ein Esel, wenn er nichts empfindet."

Im Herzen aber hat Sadi an der Masse der Derwische mehr zu tadeln, als zu loben. Früher, meint er (p. 79), waren die Sufi's eine Menschenklasse, in der Welt zerstreut, aber in Wirklichkeit gesammelt, jetzt sind es Leute, äußerlich gesammelt, aber innerlich zerstreut. Daher ist die Abkehr bei vielen nur Schein, wie bei jenem, der von einem Könige zu Gaste gebeten, dort nichts aß, aber sehr lang betete, zu Hause angekommen aber das Versäumte mit solchem Eifer nachholte, daß er das Beten darüber ganz vergaß; oder bei einem Andern, der im gleichen Falle, um recht bleich und bußfertig auszusehn, ein niederschlagendes Mittel nahm, im heiligen Eifer aber so stark, daß es ihm den Tod brachte. Wo der Sufismus auf keinem besseren Grunde ruht, da ist es kein Wunder, wenn ein Heiliger, welcher, wie jener aus Damask (p. 85), an den Hof gezogen wird, in der Umgebung dieser Herrlichkeiten nicht lange Stand hält; denn:

„Die rothen Rosen sah man, wie der Schönen Wangen,
Wie der Geliebten Locken Hyacinthen prangen,
Noch schauernd von dem Frühlingsfrost die jungen Sprossen,
Wie Kinder, die der Amme Milch noch nicht genossen.
Granaten unter Baumesblüthen
Wie Feuer an den Zweigen glühten."

Dazu kommt nun ein schönes Mädchen, um dem Heiligen mit dem Pfauenwedel Kühlung zuzufächeln, und um das Unglück voll zu machen, ein wunderschöner, freundlicher Schenke und kredenzt herrlichen Wein; und siehe da, nach kurzer Zeit besucht der König seinen Gottesmann und findet ihn in ganz veränderter Gestalt: er war weiß und roth, dick und fett geworden, und lag auf einem seidenen Ruhekissen ausgestreckt, und der Knabe von Perigestalt mit einem Fächer von Pfauenfedern stand zu seinem Haupt. Der König freute sich über das Wohlbefinden des Frommen, da er die Frommen und Gelehrten besonders hoch schätze; sein wohlerfahrner

Wesir aber gab ihm den sehr weisen Rath: „O König, den Gelehrten gib Gold, damit sie noch mehr lernen, den Frommen gib Geld, damit sie fromm bleiben." Uebrigens war das „plenus venter non studet libenter" auch Sadi's Grundsatz; daher meinte er (p. 77) in Bezug auf einen Frommen, der in einer Nacht zehn Pfund Speise verzehrte und bis zum Sonnenaufgang einen ganzen Koran durchbetete, „wenn er ein halbes Brod äße und schliefe, wäre es weit besser," und fügt hinzu:

„Leer von Speise muß der Magen sein,
Soll dir glänzen der Erkenntniß Licht.
Darum ist dein Geist an Weisheit leer,
Weil von Fette strotzt dein Angesicht."

Denjenigen aber, welche überhaupt, des höhern Geistes baar, nur mit dem Stocke des Derwisch und der Miene des Sufi sich brüsten, bemerkt er (p. 65):

„Sei rührig und zieh an beliebiges Gewand,
Die Krone auf das Haupt, das goldne Achselband.
Die Frömmigkeit besteht nicht in dem Lumpenkleide;
Bist du nur fromm und rein, so kleide dich in Seide.
Die Welt mit ihrer Lust und die Begierden fliehn,
Das ist das Frommsein, nicht das Weltkleid auszuziehn."

Die dritte Abtheilung: von dem Werthe der Genügsamkeit, führt eigentlich nur die Grundsätze der Derwische in Bezug auf den Besitz zeitlicher Güter weiter aus und sucht ihnen in weitern Kreisen Geltung zu verschaffen. Da räth einer dieser persischen Lyriker (p. 99):

„Sei zufrieden, daß du trocknes Brod und Lumpenkleider hast:
Besser ist des eignen Elends, als der fremden Wohlthat Last. — —
Besser ist es, Bettelkleider in des Elends Winkel flicken,
Als um Kleider Bettelbriefe reichen Herren überreichen.
O gewiß es ist nicht schlimmer, in der Hölle Strafe leiden,
Als mit eines Nachbars Füßen in das Paradies zu schleichen."

Ein Anderer entschließt sich auf Zureden eines Freundes, einen Mann um eine Beisteuer anzugehn. „Als er aber einen Mann mit niederhängenden Lippen und finsterm Gesichte dasitzen sah, so kehrte er um, ohne ein Wort zu sagen. Was machst du? rief der Andere. Er antwortete: Ich schenke ihm seine Gabe um seines Gesichtes willen.

O sage nicht dein Leid dem mürr'schen Mann,
Der durch sein böses Wesen schon dich kränkt.
Willst du den Kummer klagen, klag ihn dem,
Der durch sein Antlitz schon dir Hülfe schenkt."

Bei Gelegenheit dieser Abtheilung stellt der Dichter auch zwei Beispiele arabischer Mäßigkeit seinen für die Freuden der Tafel empfänglicheren Landsleuten zur Nachahmung auf (p. 100 f.). Das kürzeste davon mag hier noch eine Stelle finden: „In den Lebensnachrichten über Ardischir Babekan wird erzählt, daß er einst einen arabischen Arzt fragte, wie viel Speise man jeden Tag zu sich nehmen solle; dieser antwortete: Ein Gewicht von hundert Drachmen ist hinreichend. Wie kann denn dieses Bischen Kräfte geben? entgegnete Ardischir. Der Arzt antwortete: Dieses Maaß trägt dich, was darüber ist, das mußt du tragen.

Wir essen, daß wir leben und des Lebens nicht vergessen,
Doch du scheinst fast zu glauben, daß wir leben, um zu essen."

Die in der vierten Abtheilung empfohlenen Vortheile des Stillschweigens leuchten bei der Rücksicht auf den persischen Despotismus besonders ein; Sadi übrigens sucht sie durch seine Erzählungen vorzüglich schlechten Predigern, die mit ihrer abscheulichen Stimme die Hörer peinigen, zu demonstriren. Wenn man bei Sadi nicht selten Ereignisse und Gedanken findet, die auch bei uns geläufig sind, theils weil gleiche Verhältnisse Gleiches erzeugen, theils weil sie durch Olearius schon seit 200 Jahren bei uns heimisch geworden sind: so frappirt es doch, als Pointe einer Erzählung dieser Abtheilung einen Witz zu finden, den wir hier zu Lande bisher für gut hessen-darmstädtisches Gewicht gehalten. „Ein Dichter, erzählt Sadi (p. 131 f.), kam zu einem Räuberhauptmann und sagte ihm ein Lobgedicht her; dieser befahl, man solle ihm das Kleid vom Leibe reißen und ihn zum Dorf hinausjagen. Die Hunde verfolgten ihn; er wollte einen Stein aufheben, aber die Erde war fest gefroren und er vermochte es nicht, da rief er: Was sind das für verruchte Leute, welche die Hunde loslassen und die Steine anbinden?" Dieser Einfall von den angebundenen Steinen und den herumlaufenden Hunden, nach unsrer vaterländischen Tradition auf Offenbacher Miste gewachsen, ergötzte den persischen Räuberhauptmann so, daß er dem armen Poeten nicht nur dessen Kleid wiedergab, sondern ihm einen Pelzmantel und einige Geldstücke noch dazu schenkte. Daß hier Veranlassung wäre zu einer folgenreichen Prioritätsstreitigkeit, leuchtet ein.

Die folgende Abtheilung, von der Liebe und der Jugend, handelt nur in wenigen Erzählungen von Frauenliebe. Wie bei den Griechen die Zurücksetzung des weiblichen Geschlechtes das Bedürfniß eines innigeren Seelenverkehrs zwischen Männern erzeugt, so finden wir aus demselben Grunde auch von Sadi die Männer-

liebe gefeiert, und wenn auch bei den Persern so wenig, als bei den Griechen, gemeine Bedeutungen dieser Neigung fehlen, so war sie doch in ihrem Ursprunge dort, wie hier, rein und edel, und namentlich tritt sie bei Sadi in allen Ehren auf, als der durch das Wohlgefallen an körperlicher und geistiger Schönheit erweckte Enthusiasmus und der innigsten Freundschaft der Aeltern zu Jünglingen, oder der Jünglinge untereinander. So stellt sie das Schlußgedicht dieser Abtheilung dar:

„Ein Jüngling war von lauterm Sinn und Leben,
Der einem lautern Antlitz sich ergeben.
Einst fielen sie bei einer Meeresfahrt
In einen Strudel, den sie nicht gewahrt.
Ein Schiffer kam, um Jenes Hand zu fassen,
Eh' noch das theure Leben ihn verlassen;
Doch er rief mitten aus dem Wogenbrand:
Laß mich und fasse schnell des Freundes Hand!
Indeß er sprach, sah er die Welt zerrinnen;
Mit diesem Wort entschwanden seine Sinnen:
Die Liebe lerne nicht vom eiteln Mann,
Der in Gefahr den Freund vergessen kann. —
So werden stets die wahren Freunde handeln;
Von dem Erfahrnen lerne recht zu wandeln;
Denn Sadi weiß, wie's in der Liebe geht,
Wie man arabisch in Bagdad versteht.
Für den Geliebten soll dein Herz nur sorgen,
Sonst sei die ganze Welt dem Blick verborgen.
O kehrten Leila und Medschnun zurück,
Sie fänden hier beschrieben ihr Geschick."

Daß Sadi in diesem Stücke ein Erfahrener ist, beweis't folgende Geschichte (p. 148 f.): „Ich erinnere mich, daß ich in meinen Jugendjahren einst in einer Gasse im Vorübergehen ein liebliches Mondgesicht gesehen. Es war in den Tagen des Monats Temus, dessen heiße Nachtluft das Wasser im Munde trocknet und dessen glühender Tagwind das Mark in den Knochen kocht. In der Schwachheit meines Körpers hatte ich nicht die Kraft, die Glut der Mittagssonne zu ertragen, ich suchte daher eine Zuflucht im Schatten einer Mauer und spähte umher, ob jemand mich von der Qual der Hitze des Temus befreien und mein Feuer mit Wasser dämpfen würde. Plötzlich sah ich aus dem Dunkel des Vorhofs einen Glanz hervorstrahlen, eine Schönheit, deren Herrlichkeit die Zunge der Beredsamkeit nicht zu beschreiben vermag, gleich als ob in dunkler Nacht die Morgenröthe aufginge, oder als ob das Wasser des Lebens aus der Finsterniß hervorginge, in der Hand einen

Becher Schneewasser haltend, mit Zucker erfrischt und mit Arrak gemischt, ob sie es mit Rosenwasser gewürzt, oder ob einige Tropfen von den Rosen ihres Antlitzes hineingeträufelt waren, weiß ich nicht; kurz, ich nahm den Trank aus ihrer lieblichen Hand, ich verschlang ihn, und der Gedanke an mein vergangenes Leben verschwand.

„Des kühlen Wassers Schlürfen kann nicht stillen
Des Herzens Durst und tränk' ich aus das Meer."
O glücklich ist der und beseligt, dessen Auge
Auf solchem Antlitz ruhen kann an jedem Morgen!
Vom Weine trunken wacht er auf um Mitternacht,
Berauscht vom Schenken erst am Auferstehungsmorgen."

Noch sinniger erzählt Sadi seine Begegnung mit einem schönen Knaben in der Schule zu Kaschgar, eine Geschichte, die auch Göthe nach Olearius in seine Noten zum westöstlichen Divan aufgenommen hat (p. 149 f.). Uebrigens haben diese männlichen Schönheiten mit den weiblichen gemein, daß ihre Sprödigkeit mit ihrer Schönheit abnimmt, daher auf die Frage: „Was er von den Glattwangigen halte?" ein Kenner antwortet: „Es ist nichts Gutes an ihnen, so lange einer schön ist, thut er rauh, und wenn er rauh ist, thut er schön." Die deutsche Sittsamkeit des trefflichen Olearius wollte in der Uebersetzung des Gulistan auch nicht den Schatten einer Beziehung auf unreine Neigungen dulden; er sagt daher in der Vorrede: „Ich will auch dem günstigen Leser unangedeutet nicht sein lassen, daß ich an etlichen Orten, sonderlich im fünften Buche, da von der Liebe geredet wird, das Wort Peser, welches einen Knaben bedeutet, bißweilen ein Mägdigen, Bule, Persohn, oder Mensch verdolmetschet, damit es nicht etwa der Jugend, wenn sie es lesen werden, Ergerniß gebe." So hat er denn z. B. den Schenken mit dem Mondgesichte in obiger Erzählung in „ein trefflich schön Mensch" und einen der beiden im Wasser verunglückten Freunde in „ein schön und züchtig Mägdigen" verwandelt.

Auch im Gulistan berühren sich die Extreme, und nach dem Abschnitte von der Liebe und der Jugend handelt die sechste Abtheilung von der Schwäche und dem Alter. Hier wird denn namentlich auseinandergesetzt, wie greise Eltern mit undankbaren Kindern, alte Männer mit jungen Weibern ihre Noth haben, und als Quintessenz des kurzen Abschnittes von dem alten Sadi der Rath ertheilt, daß die Alten sich nicht zu einer forcirten Geckenhaftigkeit hinaufschrauben, sondern was sie nicht thun können, ruhig lassen können.

Der Hauptgedanke der folgenden Abtheilung, „über den Einfluß der Erziehung," ist in einem Spruche des letzten Abschnittes ausgesprochen: „Fähigkeit ohne Erziehung ist traurig, und Erziehung ohne Fähigkeit ist vergeblich." Daß nicht ex quoque ligno ein Mercurius wird, wird gleich durch die erste Geschichte (p. 170) belegt: „Ein Wesir hatte einen schwachköpfigen Sohn; er schickte ihn zu einem Gelehrten und ließ diesem sagen: Erziehe diesen, vielleicht wird er geschickt. Der Gelehrte unterrichtete ihn einige Zeit, aber es wirkte nichts; zuletzt schickte er Jemand zum Vater und ließ ihm sagen: Er ist nicht gescheid geworden, und mich hat er zum Narren gemacht.

Wenn die Seele von Natur empfänglich,
  Dann nur wirkt Erziehung auf sie ein.
Mag der Segur auch das Eisen reiben,
  Ist es schlecht, er macht's nicht gut und fein.
Wasche siebenfach den Hund im Meere,
  Naß wird er und drum nur wen'ger rein.
Führt man Jesu Esel auch nach Mekka,
  Kommt er wieder, wird's ein Esel sein."

Oder wie Olearius in seiner treuherzigen Weise das letzte Distichon übersetzt, als ein Gegenstück zu unserm Gänschen, das über den Rhein flog, um als Gigak wieder heimzukehren:

„Wenn man auch nach Mekka treibt
  Christus Esel, wird er nicht
Dadurch besser abgericht,
  Sondern stets ein Esel bleiben."

Die Vortheile strenger Zucht zeigt die Geschichte von einem harten Schulmeister, der, weil er „bald die Silberwange eines Schülers mit einer Ohrfeige traf, bald das Krystallbein des andern mit Schlägen folterte," einem sanfteren Nachfolger weichen mußte, nachher aber zurückgerufen wurde, um die unter diesem ganz zerfallene Zucht wiederherzustellen. Doch weiß Sadi auch, daß allzuscharf schartig macht, und erzählt als warnendes Exempel, wie ein Mann, der sein Augenübel einem Vieharzt anvertraut, blind curirt wurde, und nachher noch von dem Kadi den traurigen Bescheid erhielt, daß er, wäre er nicht ein Esel gewesen, zum Vieharzt nicht gegangen wäre. Einen Anhang zu diesem Abschnitte bildet der Streit Sadi's mit einem anmaßenden Menschen über Reichthum und Armuth, den der Kadi endlich dahin schlichtet, daß die Nächsten beim Throne Gottes seien die Reichen, die als Arme wandeln und die Armen, die als Reiche handeln.

Die letzte, achte Abtheilung, von dem guten Betragen im Umgange handelnd, besteht aus einzelnen Sentenzen, die nur selten von einer Erzählung unterbrochen werden, und in welchen die Orientalen ebensosehr eine besondere Stärke haben, als sie zu scharfer, systematisch zusammenhängender philosophischer Speculation unfähig sind. Ich hebe von diesen Weisheitssprüchen folgende heraus:

Ein Wissender, der keinen frommen Sinn hegt, ist ein Blinder, der eine Fackel trägt; „er führt und ist selbst nicht geführt." S. 196.

Drei Dinge haben keinen Bestand: Reichthum ohne Erwerb, Wissenschaft ohne gelehrten Streit, Regierung ohne Gerechtigkeitspflege. S. 197.

Ein Geheimniß, das du verborgen halten willst, darfst du keinem, auch nicht dem Vertrautesten mittheilen; denn keiner wird das Geheimniß treuer bewahren, als du selbst. S. 197.

Wenn du zwischen zwei Feinden bist, so sprich so, daß wenn sie Freunde werden, du dich nicht schämen müssest. S. 198.

Ein jeder findet sein Urtheil vortrefflich und sein Kind schön. S. 202.

Zehn Menschen essen aus einer Schüssel, aber zwei Hunde kommen mit einem Leichnam nicht aus; der Habsüchtige ist im Besitz einer Welt hungrig, der Genügsame wird von einem Brode satt. S. 203.

Die Weisen essen so spät, als möglich, die Frömmler essen sich halb satt, die heiligen Männer, um nur den letzten Athemzug zu erhalten, die Jünglinge bis man die Schüssel weg nimmt, die Greise bis sie in Schweiß gerathen, aber die Bettelmönche so lange bis kein Athem mehr in ihrem Leibe und kein Bissen mehr auf ihrem Tische bleibt. S. 208 f.

Der Verständige ist wie des Gewürzhändlers Tafel, stillschweigend seine Trefflichkeiten vor Augen stellend, der Unverständige ist, wie die Kriegstrommel, laut tönend, im Innern leer, mit eitlem Getöse lärmend. S. 210.

Den Bedürftigen frage in der Zeit der Hungersnoth nicht nach seinem Befinden, es sei denn, daß du auf seine Wunde Salbe streichst und ihm das nöthige Geld reichst. S. 212.

Ist auch das Ehrenkleid vom Sultan herrlich, so ist doch der eigene abgenutzte Rock herrlicher, und ist auch der Tisch des Großen köstlich, so sind doch die Brocken aus dem eigenen Ranzen köstlicher. S. 215.

Das erhabenste Geschöpf ist anerkanntermaßen der Mensch und das niedrigste der Wesen der Hund, und doch stimmen alle Weisen darin überein, daß ein dankbarer Hund besser ist, als ein undankbarer Mensch. S. 218 f.

Dem Fürsten guten Rath geben, steht nur dem frei, der weder für seinen Kopf fürchtet, noch auf Gold hofft. S. 222.

Anderen Leuten werden die Zähne durch Saures stumpf, dem Kadhi aber durch Süßes. S. 223.

Zweierlei Leute sterben mit Herzeleid: wer gehabt und nicht genossen, und wer gewußt und nicht gewirkt. S. 224. —

So hat der vielgewandte Greis, der Goethe's Wort: „Was ich nicht erlernt habe, das hab' ich erwandert," im vollsten Sinne auf sich anwenden durfte, mit seinem klaren, nüchternen, praktischen Sinne ein Buch geschaffen, welches nicht allein seinen Landsleuten das beliebteste Moralcompendium geworden ist, sondern auch uns vor allen Producten der morgenländischen Poesie durch verwandten Geist anspricht. In der That ist es auch im Abendlande heimisch geworden, eher andere persische Dichter nur dem Namen nach bekannt waren. Nachdem nämlich André dü Ryer schon im Jahre 1634 in französischer Sprache einen ungenügenden Auszug daraus gegeben, und dieser durch Joh. Friedr. Ochsenbach zu Tübingen ins Deutsche übersetzt worden war, verfaßte Olearius seine für jene Zeit ausgezeichnete Uebersetzung. Wir glauben den Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir über diesen trefflichen Mann einige nähere Notizen beibringen, um so mehr, da ihm unserer Meinung nach von den neueren Literarhistorikern nicht die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet worden ist; denn es hat ihn nicht blos Vilmar völlig mit Stillschweigen übergangen, sondern auch Gervinus (Nationallit. III. S. 234 f.) und selbst Barthold in seiner Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft (Berlin 1848, S. 210 ff.) haben ihn nur beiläufig erwähnt.

Adam Olearius um das Jahr 1600 zu Aschersleben geboren, studirte in Leipzig und docirte dann an derselben Hochschule in der philosophischen Facultät, bis ihn im Jahre 1633 der Einfall des „wüthenden Heeres" von Henrik Holk vertrieb, wie denn auch der jüngere P. Flemming damals Meissen verlassen mußte. Olearius fand an dem Hofe Friedrich III. von Holstein-Gottorp als Bibliothekar und Hofmathematikus bald eine Unterkunft und dann die willkommene Gelegenheit, das zerrissene Vaterland auf längere Zeit zu verlassen. Der genannte Herzog ging

nämlich mit abenteuerlichen Plänen einer Handelsverbindung mit dem Schah Safi von Persien um, und schickte in Folge davon zuerst im Herbste des Jahres 1633 eine Gesandtschaft an den Czar Michal Fedorowitsch nach Moskau, um bei diesem für eine spätere größere Gesandtschaft freien Durchzug zu erbitten, und als jene im April 1635 mit der Einwilligung des Großfürsten zurückgekehrt war, ging noch im October desselben Jahres eine in allem aus 162 Personen bestehende Gesandtschaft über Moskau nach Persien ab. An der Spitze stand beidemal Otto Brügmann aus Hamburg, der nach der Rückkehr wegen der während der Reise verübten Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten enthauptet wurde, Olearius war den Gesandten als Rath und Secretarius beigegeben, außerdem machte namentlich der Dichter Paul Flemming, damals bereits Magister der freien Künste und eifriger Jünger der Medicin, sammt seinem Freunde, dem Arzte Hartmann Gramann, die Reisen mit. Eine Menge von Flemming's Gedichten sind auf dieser langwierigen und beschwerlichen Reise verfaßt und sprechen bald, wie das schöne Lied: „In allen meinen Thaten" u. s. w., und das treffliche Sonett „An Sich" (S. 576 der Jenaer Ausgabe von 1660), die fromme Zuversicht des Dichters, bald aus gepreßter Brust, in welcher der Keim des Todes schon wohnte, die Sehnsucht nach der fernen Heimath aus, bald sind sie hervorgerufen durch Ereignisse im Leben der begleitenden Freunde, bald durch die Wunder der fremden Länder, die man durchzog; ein Gedicht an Gramann (S. 200 ff.) enthält eine vollständige Reisebeschreibung in nuce. Einer der, seltner vorkommenden, Reiseeindrücke von heiterer Art spiegelt sich schön in folgendem Sonette ab, gedichtet „auf den lustigen Flecken Stubar in Gilan, hinter den Laßbinischen Gebirgen, in welchem die Holsteinische Gesandtschaft den 23. Januar 1638 im Rückzuge aus Persien übernachtete:"

Du aller Trefflichkeit des ganzen Perser-Landes
 In diesem engen Raum zusammen brachte Zier,
 Groß, seltsam, herrlich, reich; ich neige mich vor dir,
Nimm diesen tiefen Gruß zum Zeichen eines Pfandes
Für deine Gottheit an, die eines gleichen Standes
 Hier nicht hat, und nicht weiß; und sei so günstig mir,
 Daß ich mich setzen mag an diesem Wasser hier,
Das Gold heißt und Gold führt im Schutze seines Strandes.
 Indem ich Persien nun sage gute Nacht,
Und auf mein Vaterland so schleunig bin bedacht,
So muß ich gleichwohl dir die kleine Zeit vergönnen,
 Und froh sein über dir. So bald der Tag erwacht,

So bleibest du zwar hier, ich mache mich von hinnen,
Doch werd' ich deinen Gruß mich ewiglich entsinnen.*)

Mehrere Gedichte von Flemming nun sind an unsern Olearius gerichtet (vgl. S. 79, 93, 588), und namentlich geht aus dem vor Astrachan im Jahre 1636 gedichteten (S. 93 ff.) hervor, wie letzterer von dem Dichter nicht blos als die rechte Hand der Gesandten, als der betrachtet wurde, auf dessen Schultern das ganze Unternehmen ruhte, sondern wie er auch Zeit behielt, sich für die Verse des jüngeren Freundes fortwährend zu interessiren, der ihm dafür mit dem innigsten Vertrauen, der wärmsten Dankbarkeit entgegenkommt und eben in diesem Gedichte auch jene rührend ehrliche Selbstschilderung gibt, welche Gervinus (a. a. O. S. 235) ausdrücklicher Mittheilung für werth erkannt hat. Olearius seinerseits hat nicht nur die Gedichte Flemming's an vielen Stellen in seine Reisebeschreibung aufgenommen, sondern auch nach dem frühen Tode des Dichters für die Sammlung der Gedichte des letztern gesorgt. Im August des Jahres 1637 erst kam die Gesandtschaft in Ispahan an, im Januar des folgenden Jahres wurde die Rückreise angetreten; aber im August des Jahres 1839 erst traf man in Gottorp wieder ein, begleitet von einem persischen und einem moscovitischen Gesandten. Acht Jahre nachher erschien zu Schleswig die Beschreibung dieser Reise, von Olearius verfaßt, stets vermehrte und verbesserte Auflagen folgten 1656, 1663, 1671, und in der That hat diese Reisebeschreibung durch ihre musterhafte

---

*) Wir können uns nicht enthalten, bei dieser Gelegenheit ein anderes Sonett des edlen Flemming in Erinnerung zu bringen, das zwar mit Persien nichts zu thun hat, wohl aber auf die gegenwärtigen deutschen Verhältnisse mannigfach anwendbar ist (S. 558):

Jetzt fällt man in's Confect, in unsre vollen Schaalen,
Wie man uns längst gedräut. Wo ist nun unser Muth?
Der außgestählte Sinn, das kriegerische Blut?
Es fällt kein Unger nicht von unserm eitlen pralen.
Kein Pusch, kein Schützen-Rock, kein buntes Fahnenmalen
Schreckt den Karbaken ab. Das Ansehn ist sehr gut,
Das Ansehn meyn' ich nur, das nichts zum schlagen thut,
Wir feigsten Krieger wir, die Föbus kann bestrahlen.
Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht ümm sich leiden kan,
Der großen Vatern Helm ist viel zu weit dem Sohne.
Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein, so ist's ümm uns gethan,
Uns Namens Deutsche nur. Ich sag's mir zum Hohne.

Zuverlässigkeit und Gründlichkeit bleibenden Werth, den man um so bereitwilliger anerkennen wird, wenn man bedenkt, wie wenig Neigung zu nüchterner, schlichter und ungeschmückter Darstellung der Wirklichkeit in jener Zeit vorhanden war; auch Goethe hat darum in den Noten zum westöstlichen Divan dem „trefflichen Manne voll Kraft und Würde ein wohlverdientes Lob gespendet.“

Auf dieser Reise nun hatte Olearius „in der in Meden gelegenen Stadt Schemachin“ von einem „Molla oder Pfaffen, Namens Mahebali,“ mit welchem er „in gute Kundschaft gerathen,“ ein Exemplar des Gulistan zum Geschenk erhalten, und daneben war er gebeten worden, „daß, wenn er der Sprache kundiger würde, und wieder in Deutschland käme, selbigen verdollmetschen, und unseren Landesleuten auch bekannt machen sollte, damit wir sehen könnten, daß sie auch gute Bücher in Persien hätten. Wie sie dann in Wahrheit, weil sie stattliche Ingenia, auch herrliche Bücher von allerhand Wissenschaften und Künsten haben.“ Der wackere Olearius gedachte der Bitte seines persischen Freundes, er begab sich nach seiner Rückkehr an die Uebersetzung, und merkwürdigerweise sah sich der holsteinische Bibliothekar bei seiner Arbeit von einem gebornen Perser unmittelbar unterstützt. Aus dem Gefolge jenes mit den holsteinischen Reisenden in deren Vaterland angekommenen persischen Gesandten waren nämlich wegen der harten Behandlung, die sie zu erfahren hatten, einige Perser in Holstein zurückgeblieben, unter ihnen der Oberaufseher des Gefolges, Hakwirdi, „ein Mann von 55 Jahren, und ein nach ihrer Art gelehrter und der arabischen Sprache wohlkundiger Mann,“ und sein Sohn Risa. Beide gingen zum Christenthum über: „der Vater hat im 61. Jahre seines Alters die deutsche Sprache ziemlich, des Lutheri Catechismum aber fertig auswendig gelernet und woll verstanden, welchen er auch neben seinem Sohn bey der Tauffe in höchst ansehnlicher Versammlung auf Gottorf . . . deutlich hersagen, und auff andere zum Christenthum gehörige Fragen woll antworten können.“ Hakwirdi erhielt nach der Taufe den Namen Friedrich Christian und starb im Jahre 1650, 66 Jahre alt, Risa wurde Hans Georg Fors genannt, und nachdem er in Dresden in die Büchsenmacher und Feuerwerkerkunst war unterrichtet worden, vom Herzoge von Holstein zum Zeugmeister gemacht. Hakwirdi nun wohnte 5 Jahre im Hause des Olearius und mit seiner Hülfe hat dieser den Gulistan „bisweilen bei müßigen Stunden in's Latein übersetzt.“ Diese lateinische Uebersetzung wurde nicht veröffentlicht. Im Jahre 1651 wurde nämlich Olearius unter dem Namen des

„Vielbemühten“ in die Fruchtbringende Gesellschaft, welcher damals „der Schmackhafte,“ Herzog Wilhelm zu Sachsen-Weimar, vorstand, aufgenommen, gleichzeitig mit “dem Giftigen,“ Hans Christof von Uechteritz, der als Kammerherr ebenfalls die persische Reise mitgemacht hatte. Georg Philipp Harsdörffer, „der Spielende“ und Stifter der „Pegnitz-Schäfer,“ begrüßt nach der künstelnden Weise damaliger Zeit das neue Mitglied als den „Officiosus“ in lateinischen Versen, jeder aus fünf Wörtern bestehend, deren Anfangsbuchstaben senkrecht herunter gelesen, fünfmal den Namen Olearius geben; gehaltvoller ist das ebenfalls auf den Gesellschaftsnamen unseres Reisenden anspielende Gedicht von Johann Riß, „dem Rüstigen“:

„Der selbst den Orient sampt andern zu besehen
Thät über Meer und Land so manchen schweren Lauff,
Woselbst ihm Tartan, Türk und Perser stießen auff,
Mein Olearius, wann wird er stille stehen?
Du ruhest zwar mein Freund dem Leibe nach von Reisen,
Doch nicht dein edler Geist: durch dich wird aller Welt
Der Morgenländer Thun und Wesen vorgestellt;
Wer sollte deine Müh' und großen Fleiß nicht preißen?
Du zogest weit und breit: Jetzt ziehen deine Schrifften
Durch manches Reich und Land: auf sie folgt Ehr' und Ruhm,
Die sind ja deiner Müh' und Arbeit Eigenthum. *)
So muß dir Fleiß und Kunst ein ewig's Denkmal stifften.“

Olearius Aufnahme in die Fruchtbingende Gesellschaft gab die Veranlassung, daß er den Gulistan deutsch erscheinen ließ; hören wir ihn selbst darüber: „Daß ich aber den Persianer in einem Teutschen Mantel herumführe, und in unserer Hochteutschen Muttersprache hören lasse, hat mich veranlasset das hohe Haupt

*) Das sehr interessante Stammbuch von Olearius existirt noch, es befand sich im Herbste 1845 noch in Händen des Hrn. Prof. Haßler zu Ulm und wurde von diesem damals zum Gegenstande eines Vortrags bei der Versammlung der Orientalisten in Darmstadt gemacht; der Jahresbericht der deutschen morgenländischen Gesellschaft sagt darüber: „Viele hochgestellte, berühmte und verdiente Zeitgenossen des wackern Mannes, — unter ihnen Perser, Araber, Türken und andere Asiaten, — haben sich mit Sinnsprüchen und Versen in dieses Gedenkbuch eingezeichnet und es zu einer wahren Freundschafts-Polyglotte, zu einer literarischen Reliquie der edelsten Art, ja wir können sagen zu einem geschichtlichen Kleinod des deutschen Volkes gemacht.“ Nach der in demselben Jahresberichte enthaltenen, etwas räthselhaften, brieflichen Erklärung Hrn. Haßlers findet sich das Büchlein jetzt auf einer zweiten Reise in den Orient, um verdoppelt zu werden. Gott geb' ihm glückliche Heimkehr!

der Fruchtbringenden Gesellschaft, der Schmackhaffte, welcher bey Auffnehmung meiner unwürdigen Person, als sie vernommen, daß ich dieß Werk unter Händen hätte, gnädig an mir geschrieben; daß ich woll thun würde, wenn ich dasselbe nicht in Lateinischer, sondern in unserer Teutschen Muttersprache, welche gleichsam unter dem Staub der Verachtung itzt wieder herfür gläntzet (wie selbige Worte lauten), beschreiben und den Persianer Teutsch reden lehren würde." Hätten wir über das Streben der Fruchtbringenden Gesellschaft kein anderes Zeugniß, als dieses, wir würden ihr, wie wenig wir auch erwarten können, daß sie allein von dem allen Menschen gemeinsamen Loose sich werde frei erhalten haben, mitzuleiden an den Schwächen einer zerrissenen, jammervollen Zeit, unsere Anerkennung nicht versagen dürfen, und wäre aus jenem Streben nichts weiter hervorgegangen, als Olearius' deutsche Uebersetzung des Gulistan, wir könnten in das harte Urtheil von Vilmar, daß jene Gesellschaft fast gar nichts genützt, nicht einstimmen. — Olearius folgte der Aufforderung „des Schmackhaften„ um so lieber, als Georg Gratz, ein Freund von Olearius, und ebenfalls ein Deutscher, bereits damit umging, den Gulistan in's Lateinische zu übersetzen, welche Uebersetzung verbunden mit der ersten Ausgabe des persischen Textes zu Amsterdam im J. 1651 erschien (*Mus-Ladini Sadi* Rosarium politicum, sive amoenum sortis humanae theatrum, de persico in latinum versum, necessariisque notis illustratum a *Georgio Gertio.* Amst. 1651. I. vol. fol.). So ließ denn Olearius, unter dem Titel „Persianisches Rosenthal," seine deutsche Uebersetzung des Gulistan 1654 zu Schleswig erscheinen, verbunden mit einer Uebersetzung von Lokman's Fabeln und von einigen arabischen Sentenzen. Schon 1660 erschien eine neue Auflage, von da an wurde die Uebersetzung den neuen Auflagen der Reisebeschreibung immer angehängt, und nachdem der Verfasser im Jahre 1671 gestorben war, verband die zu Hamburg 1696 erschienene vollständigste Ausgabe außer einigen andern orientalischen Reiseberichten auch eine nach dem Holländischen verfaßte Uebersetzung des Bostan von Sadi damit. Die Uebersetzung des Olearius trägt, auf tüchtige Kenntniß des Urtextes gebaut, in Bezug auf die Form wenig an sich von den Zeichen ihrer Zeit; soweit es des Verfassers Hauptzweck, „den Persianer Deutsch reden zu lehren," und zwar so, daß er sich vollkommen verständlich mache, nur irgend erlaubt, ist sie treu, und sich begnügend, das Schöne aus der Fremde auf den heimischen Boden

zu verpflanzen, verschmäht sie, in der Weise der damaligen Zeit es durch verschönernden Flitterstaat zu entstellen, dabei ist sie in einem reinen, schlichten, kräftigen Deutsch geschrieben, und, um aller dieser Beziehungen willen wahrhaft trefflich zu nennen, behauptet sie, indem einerseits die beigegebenen Sacherklärungen uns auf's Unmittelbarste in die lebendige Anschauung der persischen Verhältnisse versetzen, andererseits der Ton der Uebersetzung so sehr geeignet ist, „mit dem Fremden in unserm eignen Sinne uns bekannt zu machen," neben den in neuerer Zeit erschienenen wörtlicheren Uebersetzungen immer noch eine würdige Stellung und einen eigenthümlichen Werth. So hat die Nachwelt noch ihren Dank auszusprechen für des würdigen Mannes redliches Bemühen, über welches er am Schlusse seiner Vorrede also sich ausspricht: „Ich habe es mit unsern Landesleuten gut gemeynet, ihnen was ich aus der Ferne mit gebracht, gerne so gut ich gekunt, mittheilen, und in etwas erweisen wollen, daß, wie der von hochermelter Gesellschaft mir zugeeigneter Nahme und Beywort lautet, ich gewesen sei der Bemühete in der Frembde."

Mancher Gedanke Sadi's wanderte seitdem aus der vielgelesenen Uebersetzung „des Vielbemüheten" mittelbar oder unmittelbar in Sammlungen deutscher Epigramme über, und nachdem zu Paris im Jahre 1704 eine französische Uebersetzung des Gulistan von einem Anonymus herausgegeben war, war es wieder im Deutschen J. G. Schummel, der das Werk auf's Neue in das Publikum zu bringen suchte. „Scheich Sadi's persisches Rosenthal, nebst Lokman's Fabeln, von J. G. Schummel. Wittenberg 1775. 8." ist dem Ref. nicht bekannt geworden, dürfte aber nur eine Umarbeitung der Olearius'schen Uebersetzung enthalten. Im Jahre 1792 aber gab Herder in seinen „zerstreuten Blättern" in dem Aufsatze über „Spruch und Bild" einige sinnige Bemerkungen über Sadi, sein Leben und seine poetische Bedeutung, und unter dem Titel „Rosenthal" eine Sammlung von Sentenzen Sadi's nach Gertius' Ausgabe. Wir finden hier die Sprüche des persischen Dichters meist in Distichen, in der Weise der Epigramme der griechischen Anthologie wieder gegeben, oder, wie der deutsche Dichter sich ausdrückt, „einige dieser Blumen nach seiner Art gepflegt." „Sadi, sagt Herder in den einleitenden Worten schön, war mir in meinen jungen Jahren ein angenehmer Lehrer der Moral, dessen Einkleidungen oft die schönsten Sprüche der Bibel wie in einem neuen Gewande zeigen. Ich lade also auch zu ihm als zu einem Lehrer der Sitten unter die Rose der schönsten Ver-

traulichkeit ein, der Vertraulichkeit nämlich, die man mit seinem eignen Herzen pflegt;" vergl. Herder's Werke zur schönen Literatur und Kunst. Band 9.

Seitdem ist der Gulistan zu Calcutta (1806) und London (1808) von Gladwin persisch und englisch, in Paris (1828 und 1834) von Semelet persisch und französisch herausgegeben worden. Auf solche Vorarbeiten gestützt, hat denn Herr Graf seine auf gründlicher Kenntniß der persischen Sprache und Literatur ruhende, durch Treue und Schönheit gleich ausgezeichnete Uebersetzung verfaßt und durch Einleitung und treffliche Bemerkungen, die zugleich zahreiche Proben aus andern persischen Dichtern darbieten, erläutert. Wir glauben durch die mitgetheilten Stellen aus dieser Uebersetzung sie hinlänglich empfohlen, um weitere Bemerkungen zu ihrer Empfehlung und eine ausdrückliche Erneuerung der oben mitgetheilten Herder'schen Einladung sparen zu können.

So hat sich denn die Hoffnung erfüllt, welche der Dichter in der Vorrede seines Werkes aussprach:

„Nach Jahren noch wird dieses Wort bestehen,
Wenn auch von uns kein Stäubchen mehr besteht.
Darin soll sich ein Bild von uns erhalten:
Wohl seh' ich, wie das Leben schnell vergeht."

Für diesen Versuch aber, das Characterbild Sadi's und die persische Poesie überhaupt vor den geneigten Lesern des Archivs zu erneuern, machen wir uns die Schlußworte des Gulistan zu Nutze;

„Sollt' er nicht zu geneigten Ohren dringen —
Des Boten Pflicht ist, Botschaft nur zu bringen."

G. Bauer.

Englische Mundarten.

Während eines längern Aufenthalts in England und Schottland habe ich es mir angelegen sein lassen, die deutschen Mundarten Englands und Schottlands genauer kennen zu lernen und habe zu diesem Zwecke alles gesammelt, was ich an Schriftproben, Glossarien und ähnlichen Quellen über Mundarten auftreiben konnte. Durch die Gefälligkeit des Rev. Richard Garnelt vom britischen Museum ist meine Sammlung eine sehr reichhaltige geworden. Meine Absicht war, das ganze Material in einem ausführlichen Werke über die deutschen Mundarten Großbritanniens zu verarbeiten: da aber die Ausführung dieses Planes wahrscheinlich erst in mehreren Jahren möglich ist, indem ich zuvor noch den zweiten Band meiner wissenschaftlichen englischen Grammatik zu vollenden habe und vermöge meines Schulamtes nur wenig Zeit auf schriftstellerische Arbeiten verwenden kann, so glaube ich manchem Freunde der englischen Sprache einen Dienst zu erweisen, wenn ich einstweilen wenigstens Theile des gesammelten Materials, wenn auch noch ungeordnet und nicht gehörig gesichtet, der Oeffentlichkeit übergebe.

Ich werde daher von Zeit zu Zeit im Archive kurze Uebersichten über die Laut- und Formenlehre der einzelnen englischen Mundarten erscheinen lassen, denen ich Schriftproben, so viel mir zur Kenntniß der Eigenthümlichkeiten einer Mundart nothwendig scheinen, folgen lasse. Ich beginne mit dem Süden Englands und nehme zuerst:

Somerset.

Quellen: James Jennings, observations on some of the idalects of the West of England, particularly Somersetshire, with a glossary of words now in use there and poems and other

pieces exemplifying the dialect. L. 1825. 210 S. 12. (3 s. 6 d.) Eine sehr fleißig gearbeitete Schrift; dem Glossarium gehen allgemeine Bemerkungen über die Mundart von Somerset voran, die recht brauchbar, obgleich nicht vollständig genug sind. Die Gedichte und Gespräche haben hauptsächlich den Zweck, die Mundart zu erläutern und sind zu diesem Zwecke vortrefflich; aber auch sonst findet sich manches unter ihnen, das nicht ohne dichterischen Werth ist, z. B. Good bwye ta thee Cot (Lebewohl du Hütte), das nur etwas sehr an Breite leidet

James Orchard Halliwell, a collection of pieces in the dialect of Zummerzet. Lond. 1843. 16 S. 2 sh. (Nur 50 Exemplare gedruckt.) Enthält Stücke in der Somerset-Mundart aus den britischen Handschriften des britischen Museums und aus älteren Werken.

Als Wörterbuch dient außer Jennings auch noch *Holloway's general dictionary of provincialisms,* Lewes 1839, das überhaupt nur für die südlichen Mundarten einen, wenn auch da noch beschränkten Werth hat.

Lautlehre.

Vokale. Das *a* hat gewöhnlich die Aussprache des a in father, sogar in Wörtern wie all, ball u. s. w.; eine Rückkehr zur Einfachheit der Laute, die schon im Agf. aufgegeben war. Jemmings unterscheidet durch Schreibung zweierlei a, a und â, beide nur durch verschiedenes Zeitmaß unterschieden: ă vertritt selten andere Laute als das englische a, doch bisweilen E. ŏ: slap (stop), da (do), ta (to); â vertritt fast immer E. ay, bisweilen auch ey: mâ = may (S. und Vb.), dâ = day, awâ (away), zâ (say), thâ (they). In âter (after) entsteht die Länge aus dem Wegfall des f. — *e* hat den Ton des langen französischen e oder des englischen a in cane. o steht bisweilen für a, z. B. sholl (shall), hord (hard), dork (dark), aber nicht häufig. Bisweilen geht o auch in oo über: poorch (porch, porticus), goo (go).

Für langes engl. o steht dagegen fast durchgängig aw oder das Niederdeutsche å: rawze (rose), hawld (hold), tawld (told) zaw (so), naw (no), awld (old), cawld (cold), smawk (smoke) u. s. w. Dieses aw steht auch für engl. ow: graw (grow), belaw (below), vawk (folk).

Viele einsilbige Wörter sind in dieser Mundart zu zweisilbigen gedehnt, z. B. ayer (air), fay-er (fair), stayers (stairs), shower (sure), vi-er (fire), bee-as (beasts), thee-aze (this), booath (both).

Konsonanten. a) Flüssige. Auflösung und Abwerfung des l findet nicht Statt; folgendes d assimilirt sich bisweilen dem l: ball (bald), oller (older) oder fällt ab: veel (field), chile (child). In wordle (world ags. veorold) hat eine Versetzung stattgefunden.

m assimilirt sich folgendes b: timmer (timber), emmers (embers, heiße Asche), brimmele (bramble, Brombeere), climmer (climb, klammern), chamer (chamber).

n wirft öfter auslautendes d ab: wine (wind), aroun (around). behine (behind) und steht das g in der Endung ing, auch bei Hauptwörtern, z. B. lightnin. Merkwürdig und der Somerset-Mundart mit vielen englischen Mundarten gemeinsam ist das Vorstoßen eines n bei einigen mit einem Vokale beginnenden Wörtern: nant oder naunt = aunt, nuncle (uncle), nawl (owl), nif (if), noration (oration).

r leidet häufig Versetzungen mit mannigfachen Konsonanten: dirsh (thrush), birsh (brush), hirsh (rush), kirsmas, kirsen (christmas, christen), dird (thread), girt (great), pirty (pretty), hirn (run ags. irnan), hirches (riches).

Seiner Natur nach schon einem Vokale nahestehend, wird r auch leicht mit Vokalen vertauscht, namentlich mit a: vooaze (force), naatal (natural mit vorhergegangener Umstellung der Konsonanten). Auch fällt es ganz weg: vast (first), fovad (forward), novad (northward), eth (earth), hoss (horse), orchid (orchard). Umgekehrt steht aber r auch bisweilen uneigentlich an Stelle von Vokalen, z. B. ort (ought), nort (nought), art (eight), auslautend winder (window), yaller (yellow).

b) Lippenlaute. *v*. Anlautend durchgängig für f. *w* wird anlautend bisweilen zum Vokale aufgelöst: ool (will), ont (wont), umgekehrt aber wird es auch Vokalen häufig vorgeschoben, z. B. wither (other), wock (oak), dwont (don't), gwon (gone) und fast durchgängig wi für oi, z. B. spwile, bwile, pwint, pwison, swile, E. spoil, boil, point, poison, soil, ebenso cwine oder quine = coin. — *f* wird ausgestoßen in ater (after), oten (often); tritt ein für gh in thauf (though nhd. doch) wie E. laugh, rough u. s. w.

c) Zungenlaute. *d* für th anlautend gewöhnlich: dread oder dird (thread), drov (through), drash (thrash), drang (throng), drawt (throat) u. s. w. *th* hat fast überall den scharfen Laut da, wo es im Englischen weich lautet, gleichviel ob es an- oder auslautend steht; auch wird in der 3. Pers. Präs. noch deutlich *th* gehört, wo jetzt im Englischen s eingetreten ist. — *s* im Anlaute, bisweilen auch im In- und Auslaute, wird durch z vertreten.

Auch erleidet s in Verbindung mit p und k bisweilen Versetzungen, z. B. claps, haps, aps, crips, E. clasp, hasp, asp, crisp und ax = ask, axen = ashes.

d) Kehllaute. *y* findet sich bei vielen Vokalen vorgeschoben, wie in vielen andern Mundarten, z. B: yezy (easy), yapern (apron), yarker (acre), yal (ale), yarth (earth), yarm (arm). Umgekehrt fällt anlautendes y ab in eese (yes), eet (yet) u. a.

Formenlehre und Wortbildung.

Hauptwort. Die Mehrheit wird noch sehr häufig auf en gebildet: cheezen (cheeses), houzen (houses), peazen (peas), plazen (places), axen (ashes), sousen in pigs sousen, Schweineohren. — Ziemlich viele Hauptwörter mit der t- oder et-Ableitung: dimmet, Dämmerung; dringet, Gedränge; wevet, Gewebe, ags. veft; lent, Darlehn, ags. laen.

Eigenschaftswort. Little bildet im Superlativ littlest, nicht least. — Viele Eigenschaftswörter, die einen Stoff anzeigen, mit der Ableitung en wie im Deutschen: apsen (espen), birchen, elmen, holmen (aus holm oder holly, Steineiche), hornen, stonen, thornen, timmern.

Fürwort. *Ise* (I), daneben aber auch I und in Zusammensetzungen *ch*, z. B. cham, chell = I am, I shall; bisweilen auch die merkwürdige Form utchy. I vertritt auch den Akkusativ me. — *er* und *a* = he, *her* = she, *het* = it, *en* = him, thâ = they. — theäze = this, *thic* (das alte thilk = that, daneben auch thecky und ebenso mit y verstärkt them und themmy = those, theazam und theazammy = these. Noch mehr verstärkt werden diese Formen durch die Hinzufügung von here und there, z. B. theaze here, themmy there u. s. w.

Zeitwort. Der Infinitiv geht häufig auf y aus, nach Jennings aber nur, wenn to oder ein Hülfszeitwort vorhergeht: to sawy, I can't nursy. Vergl. altengl. lovie u. s. w.

Vielen Partizipien ist noch ein a vorgeschoben, das altenglische y, das angelsächsische ge, z. B. agone, apart, apaid, abrought, abought u. a. Das a in awakid, avraur (erfroren, E. frozen), gehört natürlich nicht hieher.

Einige Formen starker im Englischen untergegangener Zeitwörter finden sich auch hier; im Ganzen aber nur wenige: craup, Praet. von creep, E. crept, ags. creóp. Das Part. croppen kommt hier und auch in Yorkshire vor.

Alte Formen der schwachen Konjugation sind raught, von reach, E. reached, ags. rohte, und wahrscheinlich auch vaught.

E. fetched, von ags. feccan; *bote,* E. bought, hat nur andere Schreibung und Aussprache.

Viele starke Zeitwörter werden in Somerset schwach gebildet: to gee, E. give, Praet. Part. gid; zee, sehen, Praet. Part. zid; hirn, E. run, Praet. Part. hirnd; drow, E. throw, Praet. Part. drode.

Das Zeitwort to be hat im Praes. Ind. I be, thee beest oder bist, he is, we, you, thâ be oder zusammengezogen we'm, you'm, tha'm. Impf. I war, thee wart, he war, we, you, thâ war. mid und mought = might.

Namentlich viele Zusammenziehungen: cass'n = canst not, shatt'n = shall not, *gand* und *gander* = go yonder; gramfer und grammer = grandfather und grandmother; *tuther* = the other; to don (do on), doff (do off), dout (do out) u. s. w.

Good bwye ta thee Cot.

(Lebewohl du Hütte.)

Good bwye ta thee Cot! whaur tha dâs o my childhood
Glawd bright as tha zun in a mornin o mâ,
When tha dumbledores[1]) hummin craup out o tha cobwâll[2])
An shakin ther whings, thâ vleed[3]) fooath[4]) an awa.

Good bwye ta thee Cot! — on thy drashel[5]) a mâ-be[6])
I niver naw moor sholl my voot again set
Tha jessamy awver thy poorch zwestly bloomin
Whauriver I goo, I shall niver vorget

Tha rawzes, tha lillies that blaw in tha borders,
Tha gilawfers[7]) too, that I used to behawld,
Tha trees, wi tha honeyzucks ranglin[8]) all awver
I âlways sholl think o, nif I shood be awld.

Tha tutties[9]) that oten[10]) I pickd on a zundâ
And stickt in my gut[11]) — thâ war thawted[12]) za fine;
Aw how sholl I tell o'm — vor âll pirty maidens
When I passd em lookd back — ther smill[13]) rawze[14]) on tha wine.[15])

Good bwye ta thee Ash! which my father beforne me
A planted, wi pleasure tha dâ I war born
Zâ[16]), oolt[17]) thee drap a tear, when I cease to behawld thee
An wander awâ droo[18]) the wordle vorlorn.

---

[1]) humblebees. [2]) mudwall. [3]) flew. [4]) forth. [5]) threshold, ags. perscvold. [6]) it may be = perhaps. [7]) gillyflowers. [8]) twining, sich windend. [9]) nosegays, Sträuße. [10]) often. [11]) coat. [12]) dotted, gesprenkelt, gefärbt. [13]) smell. [14]) rose. [15]) wind. [16]) say. [17]) wilt. [18]) through.

Good bwye ta thee Tree! an thy cauld shade in zummer,
  Thy apples, aw who ool be lotted[1]) to shake?
When tha wine mangst thy boughs sifes[2]) at Nilemas[3]) in zorrow
  Zâ oolt thee sife vor me or one wild wish awake?

Good bwye ta ye Elves! who on whings made o leather
  Still roun my poorch whiver[4]) an whiver at night
Aw mâ naw[5]) hord-horted, unveelin disturber
  Destrây your snug nests an your plâ by moonlight.

Good bwye ta thee Bower! ta thy moss an thy ivy —
  Ta the flowers that aroun thee âll blossomin graw.
When I'm gwon, oolt thee grieve? bit[6]) tis foolish to ax it —
  What is ther thats shower[7]) in this wordle belaw?

Good bwye ta thee Cot! whaur my mother za though vul
  As zumtimes she war droo er[8]) care vor us âll
Er lessins wi kindness wi tenderness gid us
  An ax'd us, war she dead, what ood us bevâll.

Good bwye ta thee Cot! whaur tha nightingale's music
  In tha midnight o Ma-time, rawze loud on tha ear
Whaur tha colley[9]) awâkd wi tha zun an azingin
  Awent wi tha dirsh[10]) in a voice vull an clear.

Good bwye ta thee Cot! I must goo ta tha City
  Whaur I'm tauld, that the smawk makes it dork at noondâ.
But nif it is true, I'm afeard[11]) that I âlways
  An iver sholl thenk on tha Cot thatchd wi strâ.

Good bwye ta thee Cot! ther is One that râins[12]) awver
  An watches the wordle wi wisdom divine
Thau why shood I manq[13]) wi the many my mâ-bes,
  Bin[14]) theres readship[15]) in Him an to Him I resign.

Good bwye ta thee Cot! shood I niver behawld thee
  Again, still I thank thee vor âll that is past!
Thy friendly ruf shulterd — which mother wâtchd awver
  An haw'd vor my comfort vrom vust unto last.

Good bwye ta thee Cot! vor the time mâ be longful
  Beforn I on thy drashel again zet my eye
Thy tutties ool blossom an daver[16]) an blossom
  Again an again — zaw good bwye an good bwye.

Jennings.

---

[1]) destined. [2]) sighs. [3]) Michaelmas. [4]) hover. [5]) no. [6]) but. [7]) sure. [8]) her. [9]) blackbird. [10]) thrash. [11]) afraid. [12]) reigns. [13]) mengen, mischen. [14]) because (being?). [15]) Rathschaft, Weisheit. [16]) verwelken, fade.

Teddy[1]) Band to hiss Hanson.

Mâm — I da thenk you'll smile at theeazam here veo[2]) lains[3]) that I write ta you bin I be naw scholard; vor tother coud'n avoord ta put I[4]) ta school. Bit nif you'll vorgee me vor my bauldniss, a mâ be, I mid not be afeard ta zâ zummet[5]) ta you that you mâm yourzel mid like ta hire.[6]) Bit how be I ta knaw that? I knaw that you be a good-horted Lady, an da[7]) like ta zee poor vawk well-at-eased an happy. You axt I tother dâ ta zing a zong; now I dwont much like zum o thâ zongs, that I hired this night at Squire Reeveses, when we made an end o hâ-corrin;[8]) vor, zim ta I,[9]) there war naw moril ta em. I like zongs wi a moril ta em. Tha nawtes[10]) ta be shower, war zât[11]) anow, bit vor âll that I war lookin vor tha moril, mâm. Zo when I cumd whim,[12]) I tawld our Pall,[13]) that you axt I ta zing; an I war zorry âterward that I did'n, bin you be âlways zo desperd good ta poor vawk. Bit I thawt a mâ be, you mid be angry wi my country lidden.[14]) Why Teddy, zed Pall, dwont ye zend hiss Hanson thic song which you made yerzel? I thenk ther is a moral in thic. An zo, mâm, nif you pleaze, I a zent tha zong. I haup you'll vorgee me Mâm, your humble sarvant Teddy Band.

Jennings.

Farmer Bennet and Jan Lide.

F. B. Jan! why dwont ye right my shoes?

J. L. Bin maester tis zaw cawld; I cant work wi tha tacker at âll; I ve abrawk[15]) it ten times I'm shower ta dâ-da vreaze za hord. Why Hesser hanged out a kittle-smock[16]) to drowy, an in dree minits a war avraur[17]) as stiff as a pawker; an I cant avoord[18]) ta keep a good vier — I wish I cood — I'd zoon right your shoes an withers[19]) too — I'd zoon yarn[20]) zum money, I warnt[21]) ye. Cant ye vine zum work vor me, maester, theäze hord times. I'll do any thing ta sar[22]) a penny — I can drash, I can cleave brans,[23]) I can make spars,[24]) I can thatchy, I can shear ditch,[25]) an I can gripy[26]) too, bit da vreaze za hord. I can wimmy,[27]) I can messy or milky[28]) nif ther be need o't I oodn mine dreavin plough or any thing.

F. B. Ive a got nothin vor ye ta do, Jan, . . bit Mr. Boord zet ta I jist naw, that thâ war gwain ta wimmy an that thâ wanteed zumbody ta help em.

---

[1]) Edward. [2]) few. [3]) lines. [4]) me. [5]) somewhat. [6]) hear. [7]) do. [8]) hay-carrying. [9]) it seemed to me. [10]) notes. [11]) soft. [12]) home. [13]) Polly = Mary. [14]) song. [15]) broken. [16]) smockfrock, vergl. Nhd. Kittel. [17]) frozen. [18]) afford. [19]) others. [20]) earn. [21]) warrant. [22]) serve = earn. [23]) brands, Brennholz. [24]) pointed sticks used by thatchers to secure the straw on the roof. [25]) Graben ziehen. [26]) gripe, Abzugsgräben im Felde; to gripe, Abzugsgräben machen. [27]) winnow. [28]) Vieh füttern.

J. L. I'm glad o't. I'll hirn awver an zee where [1]) I cant help em; bit I hant athin tha drashel [2]) o Maester Boords door vor a longful time, bin I thawt that Missis didn use Hesser well; bit I dwont bear malice an zaw I'll goo.

F. B. What did Missis B. zâ or do ta Hosses, than?

J. L. Why Hesser a mâ be war zummet ta blame too; vor she war one o'm, dye zee, that rawd Skimmerton thic mâ gaone; that frunted [3]) zum o tha gennelvawk Thâ zed 'twar time to a done wi jitch [4]) litter [5]) or jitch stuff or I dwon knaw what thâ câlld it, bit thê war afrunted wi Hesser about it; an I zed, nif thâ war afrunted wi Hesser thâ mid be afrunted wi I. This zed Missis back an Hesser hant abin dehoovin there thunz. Bit tis niver the near [6]) ta bear malice; an zaw I'll goo awyer an zee which wâ tha wine da blow.

Jennings.

Soliloquy of Ben Bond the idleton. [7])

(Zur Erläuterung nur wenige Worte. Das Landvolk in Somerset hat einen Schützer der Müßiggänger, Laurentius. Ein träger Knecht, der die Schafe hüten soll, liegt an einem sonnigen Hügel und unterhandelt mit Laurentius, daß er ihn aufstehen lassen solle. Unterdessen gerathen seine Schafe auf fremdes Gebiet; der Herr belauscht sein Selbstgespräch und bringt ihn mit dem Prügel zum Aufstehen.)

Lawrence! Why doosn let I up? oot let I up? – Naw I be a sleepid, I cant let thee up eel. [8]) — Now Lawrence do let I up; these bimeby [9]) Maester 'll oome an âll beat I athin a ninch [10]) o my life, do let I up. — Naw I want Lawrence I beg o ee [11]) do ee let I up. Dye zee, tha sheep be all a breakin droo the vive-an-twenty yacres an farmer staggit 'll goo to lâ wi'n [12]) an I shall be killd Lawrence. — Naw I wunt 'tis zaw whit, [13]) bezides I hant ahad my nap out. — Lawrence I da zâ thee bist a bad un, ool thee hire what I da zâ; come now and let I scoose wi. [14]) Lord a massy upon me, Lawrence, whys'n thee let I up? — Caz [15]) I want. What muss'n I ha an hour, like aither vawk, ta ate my bird [16]) an cheese? I do zâ I want an zaw tis niver the near to keep on. Maester tawld I nif I war a good bway [17]) a'd gee I iz awld waskil [18]) and I'm shower, nif a da come an vine I here, and tha sheep a brawk into the vive-an-twenty yacres, a'll vling't awa oust. Lawrence dóce let me up — vol'ee, do'ee. [19]) Naw, I cant let thee goo eel. [20]) Maester

[1]) whether. [2]) threshold, in seiner eigentl. Bedeutung „Tenne.“ Die Tenne war vor der Thür, man mußte also über die Tenne gehen, um in's Haus zu gelangen; daher hat threshold die Bedeutung „Schwelle“ erlangt. [3]) affronted. [4]) such. [5]) eig. dungstraw, ein Schimpfwort, wie unser „Waare,“ „Zeug“ (stoff) u. a. [6]) to no purpose. [7]) Idler. [8]) well. [9]) by and by. [10]) within an inch — almost out of —. [11]) of thee. [12]) lay with them = to lay his hands upon them? [13]) Kleinigkeit. [14]) exchange my position with thee. [15]) Because. [16]) bread. [17]) boy. [18]) waistcoat? [19]) will you, do you. [20]) well.

'll be shower to come and catch me, Lawrence, doose thee hire? I da zâ ool let me up? I zeed farmer Haggil zoon ater I upt[1]) an a zed nif a voun[2]) one o my sheep in tha vive-an-twenty yacres, a'd drash t za long as a cood ston over me an wi a groun ash too. There zum o'm be o gwon[3]) droo tha vive-an-twenty yacres into tha drawe.[4]) Tha'll be pound,[5]) Lawrence, I'll gee thee a peny nif ool let me up. — Naw I wunt. — This notsheep[6]) ha got the scab. Dame tawld I ta mine tha scab water. I vorgot it. Maester war desperd[7]) cross an I war glad ta git out o tha length o his tongue; I da hate such cross vawk. Lawrence what ool nivet let I up? There zum o tha sheep be a gwon into Leek-beds an zum o'em be in Hounlake, dree or vour o'em be gwon za vur[8]) as Slow-wa, the ditches be menny o'em za dry tis all now rangel[9]) common. There I'll gee thee dree hapence ta let I goo, Lawrence. — Why thee hass'n bin here an hour and vor what shood I let thee goo; I da zâ lie still. — Lawrence why doosn let I up? there zim ta I'l,[10]) I da hire this pirty maid; Fanny o Drimmer hill, a chidin vin[11]) I be a lying here whil tha sheep be gwain droo thee shord or tuther shord,[12]) zum o'm a mâbe be a drownd. Lawrence doose thee think I can bear tha betwitten[13]) o'this pirty maid? She tha primrawze o'primrawze hill, tha lily o'tha level, tha gawl[14]) cup o'tha mead, tha zweetest honey-zuckle in tha garden, tha yarly[15]) vilet, tha rawze o rawzes, tha pirty[16]) poley-an-tice, whun I zeed er last, she said: „Ben do'ee mine[17]) tha sheep an tha yows[18]) an lams an than zumbody ool mine you.“ Wi that she gid me a beautiful spreg o' jessamy jist apickt from the poorch. Tha smile war za zweet; Lawrence, I mus goo, I ool goo, you must let I up, I'ont stay here na longer, Maester 'll be shower to come an drash me. Thic auld cross fella wi iz awld waskel. There Lawrence I'll gee thee thuther penny, an that's ivry vard'n[19]) I a got, oot let I goo? — Naw, I mus ha a penny moor. — — Lawrence, do let I up. Creeplin[20]) Philipp 'll be shower ta catch me. Thic Cocky gee, I dont like 'en at all, ás za rough an za zour. An Wile Popham too, betwite me about the maid, a called er a rath[21]) ripe lady Buddick, I dont mislike the name at all thawf[22]) I dont care vorn a straw nor a read nor tha thithe[23]) of a pin: Wat da tha call he? Why tha upright man, castle da, ston upright an'll wrassly[24]) too. I don't like such plais nor singlestick nuther, nor squalin[25]) menny games that Will Popham da volley, I'd rather zit in the poorch wi that gissamy ranglin roun it and hire Fanny zing — oot

---

1) I came up. 2) if he found. 3) gone. 4) Trift. 5) pound, schlagen. 6) notsheep, Schafe ohne Hörner. 7) desperately. 8) far. 9) (?). 10) It seems to me. 11) when. 12) shord oder shard, Loch in der Hecke, the one or the other gap in the hedge, vergl. Mhd. Scharte. 13) = betwitting, das Schelten. 14) gold. 15) early. 16) pretty. 17) mind. 18) ewes. 19) farthing. 20) the lame. 21) rath = early, soon. 22) though. 23) tithe = tenth part? 24) wrestle. 25) squailing, cocksquailing, in Sussex scailing, ein Spiel, in welchem mit einem Stocke nach einem Hahnen geworfen wird.

let I up, Lawrence? — Naw I tell thee, I'ont athout a penny moor. Rawsey Pink too an Nanny Drabby axed I about Fanny, what bisniss had tha ta up wit. I dont like non o'em; girnin Jan too shawd iz teeth, an put in his verd[1]) — I wish theze vawk vod[2]) mine thur awn consarns an let I an Fanny aloane. Lawrence doose thee mean to let I goo? — Eese,[3]) nif thee'l gee me tuther penny. — Why I hant got a vardn moor, oot let me up. — Not athout tha penny. — Now Lawrence, doo'ee[4]) ven I hant no moor money, I a bin here moor than a hour, when the yows an tha lams an all tha tothering sheep be how I dont know. Creeplin Phelip ool gee me a lirropin[5]) shower anon. There I do thenk I heard zummet or zumbody on the wall.

Here danen thee, I'll gee thee tuther penny, said Farmer Titball, leaping down the bank with a stout shiver of a crab tree in his hand. The vequel may be easily imagined.

---

[1]) word [2]) would. [3]) yes. [4]) do, there's a dear, thu's doch. [5]) beating.

E. Fiedler.

Studien zu Goethe's Werken.

4. Die Xenien und der Xeniensturm.

(Schluß.)

Nro. 122. Heydenreich hatte außer einem Bande Gedichte unter andren „Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion" herausgegeben. Von 1796—1799 erschien sein „philosophisches Taschenbuch für denkende Gottesverehrer". Wäre bei Nr. 123. etwa an eine andere Schrift desselben Heydenreich, „Originalideen für die interessantesten Gegenstände der Philosophie" (1793—1795) zu denken?

Nr. 128. Einige beziehen das Xenion auf Baggesen's Epigramm, das, wie Schiller sagt, einem begossenen Hunde sehr ähnlich sieht, wobei wir bemerken, daß sich in Baggesen's Werken ein sehr anerkennendes, Schiller preisendes Gedicht auf dessen Musenalmanach auf 1796 findet, in welchem Goethe und seine Epigramme gar nicht erwähnt werden. Vergl. Baggesen's poetische Werke in deutscher Sprache. II, 261 f. Aber die Epigramme, die hier redend eingeführt werden, können nicht die venediger Epigramme sein, sondern die Xenien selbst, und Leviathan ist Manso, der, wie Nr. 89, als Fisch bezeichnet wird. Andere denken an Nicolai.

Nro. 131. Unmöglich können bei einer der neuesten Episteln die Verse des bereits 1791 verstorbenen Schubart gemeint sein. Eher könnte man an die „Briefe zweier Landpfarrer über die Messiade" (1794) oder an Grohmann's „ästhetische Beurtheilung des klopstockischen Messias" (1795) denken, welcher Zusätze in Briefen angehängt sind. Aber ohne Zweifel ist eine eben erschienene poetische Epistel (von L. H. von Nicolay?) gemeint, in welcher Klopstock's gedacht wurde.

Nro. 135. Gegen Fernow trat später der Maler Müller in einem Briefe in den Horen auf, worüber Fernow am 29. Sept.

1797 schreibt: „Ich weiß, was Goethe, Wieland und Herder über seinen Brief geurtheilt haben, und bin deshalb um so ruhiger.“ Aber vergl. Goethe's Brief an Meyer vom 6. Juni 1797. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe III, 23 ff. 27 f. 30 f.

Nro. 161—163. Werner hatte die Entstehung des Basaltes aus dem Nassen gelehrt und diese im „bergmännischen Journal“ 1788 Dezemberheft nachgewiesen. Dagegen vertheidigte A. F. von Veltheim mit Hamilton den vulkanistischen Ursprung des Basaltes. Der Gegenstand bildete einige Jahre lang einen eifrig behandelten Streitpunkt und veranlaßte eine Preisfrage. Die Schrift von Widenmann, welche die neptunistische Lehre vertheidigte, trug den Preis davon, wogegen die von Voigt, der sich für den Vulkanismus erklärte, das Accessit erhielt. Besonders durch Reuß (Orographie des nordwestlichen Mittelgebirges in Böhmen, 1790), G. Forster (Ansichten vom Niederrhein, 1790) und seinen Reisegefährten, Alexander von Humboldt (Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rheine, 1790) neigte sich die Entscheidung einige Zeit zur neptunistischen Erklärung, bis später Werner's eigene Schüler, welche die Gebirgsbildungen anderer Länder kennen gelernt hatten, zum Vulkanismus übertraten. Auch von Racknitz war im Jahre 1790 mit einem „Schreiben an einen Freund über den Basalt“ aufgetreten. Vgl. B. 6, 134 f. 40, 129.

Nro. 183. Der treue Spiegel.

Reiner Bach, du entstellst nicht den Kiesel, du bringst ihn dem Auge
Näher; so seh' ich die Welt, ..., wenn du sie beschreibst.

Zu diesem von Charlotte Schiller Goethe zugeschriebenen Xenion bemerkt Jenisch wohl ironisch: „Goethe im Meister“. Höchst seltsam will Boas das Distichon auf Wieland's goldenen Spiegel beziehen, wogegen gradezu alles, auch die Ueberschrift spricht, welche Boas verführt hat. Ohne Zweifel ist Herder gemeint, der nicht ganz leer ausgehn konnte; denn Nro. 50. geht gewiß nicht auf diesen, der damals mit Schiller und Goethe auf sehr freundschaftlichem Fuße lebte. Man denke an seine Ideen und die Beiträge zur Terpsichore, zu dem Musenalmanach und den Horen.

Nro. 216. Reichardt war Director des königlichen Orchesters zu Berlin gewesen, wo er die ehrenvollste Anerkennung des Hofes genoß; aber seine „vertrauten Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Frankreich im Jahre 1792“ zogen ihm den Verdacht revolutionärer Gesinnungen zu, und er erhielt, da auch andere Mißverständnisse ihm das Wohlwollen des Hofes entzogen hatten, seinen Abschied. Vergl. Goethe B. 32, 42 f. Später trat zwischen Goethe

und Reichardt in Folge eines herzlichen Briefes des letztern wieder ein freundschaftliches Verhältniß ein. Vgl. Döring Goethe's Briefe Nro. 459 (aus den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1832. S. 615 f.). Goethe B. 27, 116. Nro. 208 — 229 gehen, wie Boas bemerkt, mit Ausnahme von 218, welches Xenion Nr. 219 einleitet, sämmtlich auf Reichardt.

Nro. 231. Ueber Cramer, der, wie Reichardt, seiner überfreien Gesinnung wegen entlassen wurde, vergl. Prutz „der Göttinger Dichterbund" S. 360 f. Schon 1794, nicht erst 1796, wie Hoffmeister behauptet, verlor er seine Professur.

Nro. 257. An Meyer schreibt Goethe am 17. Juli 1794: „Danken Sie Gott, daß Sie dem Raphael und anderen guten Geistern, welche Gott den Herrn aus reiner Brust loben, gegenübersitzen, und das Spuken des garstigen Gespenstes, das man Genius der Zeit nennt, wie ich hoffe, nicht verspüren." Das Xenion, wie manche andere der Journalschau, ist wohl von Goethe.

Nro. 258. Ueber Ewald vergl. meine Bemerkungen in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1847 S. 7. f. Pierer's Universallexikon 10, 172. Ungeachtet des derben Ausfalls, über den er bitter klagte (das Epigramm ist ohne Zweifel von Schiller), behielt Ewald doch eine große Hinneigung zu Goethe, und freute sich des Ruhmes, in welchem sein Jugendfreund strahlte.

Nro. 262. Goethe schreibt an Schiller am 30. Januar 1796: „Ich lege das neueste Modejournal bei wegen der Abhandlung S. 18 über die Xenien. Der Verfasser denkt wohl nicht, daß auch ihm eins für das nächste Jahr zubereitet werde. Wie arm und ungeschickt doch im Grund diese Menschen sind! Nur zwei solcher Gedichte, und noch dazu so schlecht übersetzt, zur Probe zu geben! Es ist aber, als wenn alles Geistreiche diesen feuerfarbenen Einband flöhe".

Nro. 278. Dem Zudringlichen.

Ein vor alle Mal willst du ein ewiges Leben mir schaffen?
Mach im Zeitlichen doch mir nicht die Weile so lang.

Schon Jenisch bezieht dies Xenion richtig, obgleich er selbst es ironisch zu thun scheint, auf Fr. Schlegel als Lobredner Goethe's. Fr. Schlegel hatte nicht bloß in Reichardt's „Deutschland" eine überschwengliche Charakteristik Goethe's geliefert, sondern pries ihn auch sonst bei jeder Gelegenheit. So rühmte er in der Abhandlung „über das Studium der griechischen Poesie" (1793—1795), Goethe's Poesie sei die Morgenröthe ächter Kunst und reiner Schönheit, er

eröffne die Aussicht auf eine ganz neue Bildungsstufe der Poesie. Vgl. Fr. Schlegel's Werke V, 80 f. 83. Auf ihn gehen auch Nr. 320—331. Körner schreibt an Schiller am 29. September 1796: „Daß du auch Friedrich Schlegel gezüchtigt hast, kann ihm nicht schaden; nur gib ihn nicht ganz auf. In seinen Fehlern ist doch Vermögen, wenn auch zur Zeit noch die Richtung fehlt. An Kopf fehlt es ihm nicht, und da verzeihe ich selbst Unbescheidenheit; Klarheit, Ordnung und Geschmack kann er vielleicht noch erwerben." Es könnte unser Xenion leicht von Goethe selbst sein, dem das absichtliche Andrängen Fr. Schlegel's zuwider sein mußte. Läge die Beziehung auf Fr. Schlegel nicht so nahe, so könnte man an Jenisch denken, von welchem Schiller am 25. November 1795 schreibt: „Der närrische Mensch, der Jenisch in Berlin, der sich in alles mischen muß, hat auch die Rezensionen der Horen gelesen, und in dem ersten Feuer einen Aufsatz über mich und meinen schriftstellerischen Charakter geschrieben, der eine Apologie gegen jene Ankläger vorstellen soll. Ein Freund hat ihn zum Glück von Gentz, in dessen Monatsschrift derselbe bestimmt war, im Manuskript erhalten und den Abdruck noch hintertrieben. Doch bin ich nicht davor sicher, daß er ihn nicht anderswo drucken läßt."

Nro. 320—323. Fr. Schlegel sagt unter andern in der oben genannten Abhandlung (Werke V, 142 f.): „Die griechische Poesie im ganzen ist ein Vorbild und Kanon der Poesie in ihrer natürlichen Entwickelung geworden und gewesen, und auch jedes einzelne Erzeugniß derselben ist das vollkommenste in seiner Art. — In ihr ist der ganze Kreislauf der organischen Entwickelung der Kunst abgeschlossen und vollendet, und das höchste Zeitalter der Kunst, wo das Vermögen des Schönen sich am freiesten und vollständigsten äußern konnte, enthält den höchsten Grad der poetischen Kraftentwickelung. — In dieser Weise ist die hellenische Poesie eine ewige Naturgeschichte des Schönen und der Kunst. Sie enthält eigentlich die reinen und einfachen Elemente, in welche man die chaotisch gemischten Erzeugnisse der modernen Dichtkunst erst auflösen muß, um ihr labyrinthisches Gewirre völlig zu enträthseln. Hier sind alle Verhältnisse so ächt, ursprünglich und nothwendig bestimmt, daß der Charakter auch jedes einzelnen griechischen Dichters gleichsam eine reine und einfache künstlerische Elementaranschauung darbietet. So könnte man zum Beispiel Goethe's Stil in den Werken der höhern Poesie nicht bestimmter, anschaulicher und kürzer erklären, als wenn man sagt, er sei aus dem Stil des Homerus, des

Euripides und des Aristophanes gemischt.“ Das „hitzige Fieber der Gräkomanie“ und der Vorwurf der Uebertreibung und Einseitigkeit finden hierin ihre beste Erklärung.

Nro. 324 — 329. Die Erklärer, welche diese Xenien auf Manso's Abhandlung (Boas macht daraus gar ein Werk) „über einige Verschiedenheiten in dem griechischen und deutschen Trauerspiele“ (in den „Nachträgen zu Sulzer“ II, 229 ff. 1793) beziehen, können jene Abhandlung unmöglich gelesen haben, in welcher durchaus nichts an unsere Xenien erinnert. Sie gehen sämmtlich auf Fr. Schlegel's oben angeführte Abhandlung. Jenisch bemerkte zu Nro. 325. in seiner witzig sein sollenden Weise: „Friedr. Schlegel in seinem Buche, die Griechen und Römer. Das Buch ist aber später erschienen, als die Xenien? — Thut nichts!“

Nro. 324. Neueste Behauptung.

Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen;
Denn sie verstehen es bloß charakteristisch zu sein.

Fr. Schlegel (a. a. O. S. 32.): „Charakterlosigkeit scheint mithin der einzige Charakter der neuen Poesie, Verwirrung das Gemeinsame in der Masse ihrer Hervorbringungen und Bestrebungen, Gesetzlosigkeit der Geist ihrer Entwickelungsgeschichte.“ (S. 56.) „Nichts kann die Künstlichkeit der modernen Dichtkunst und ihrer ganzen Entwickelung besser erläutern und bestätigen, als das große Uebergewicht des eigenthümlich Charakteristischen und dann des philosophischen Geistes in dem ganzen Umkreis ihrer Hervorbringungen.“ Die alte Poesie hat nach Schlegel nur das Schöne, die moderne das Charakteristische zum Zwecke. Die Verbindung der beiden Behauptungen über das Charakterlose und das Charakteristische der modernen Poesie ist eine witzige Verspottung Schlegel's.

Nro. 325. Griechische und moderne Tragödie.

Unsre Tragödie spricht zum Verstand, drum zerreißt sie das Herz so;
Jene setzt in Affekt, darum beruhigt sie so.

Nach Schlegel beherrscht der Verstand die ganze moderne Kunstbildung (S. 52.); die trefflichsten Gedichte der neueren vereinigen nicht selten das Gemüth nur, um es schmerzlicher wieder zu zerreißen (S. 25). Nro. 326. 327. gehen auf die Aeußerung Schlegel's, daß das endliche Resultat der griechischen Tragödie als der Vollendung und des Gipfels der schönen Kunst überhaupt, „die höchste Harmonie im allgewaltigsten, aber dennoch schönen Schmerz“ sei, während das der neuern „die höchste Disharmonie der zerrütteten Natur im dissonirenden Weltall, dessen tragische Verworrenheit sie im getreuen Bilde schrecklich abspiegele“ (S. 63).

Nro. 327. Aufgelöstes Räthsel.

Endlich ist es heraus, warum uns Hamlet so anzieht;
Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt.

Schlegel (S. 65): „Es gibt vielleicht keine vollkommnere Darstellung der unauflöslichen Disharmonie des menschlichen Gemüths, welche der eigentliche Gegenstand der philosophischen Tragödie ist, als ein so grenzenloses Mißverhältniß der denkenden und der thätigen Kraft, wie in Hamlet's Charakter. Der Totaleindruck dieser Tragödie ist die höchste intellektuelle Verzweifelung inmitten einer durchaus zerrütteten Welt." In einer Note werden Goethe's Aeußerungen über Hamlet im Wilhelm Meister als äußerst treffend bezeichnet: nur die Idee des Ganzen habe er nicht berührt, „die Idee von dieser eigenthümlichen tragischen Weltauffassung, welche auf dem alle Tiefen der Seele durchschneidenden skeptischen Gefühl über die ewig unauflösliche Dissonanz des in seinen innersten Folgen zerrütteten Menschenlebens beruht". Das Xenion könnte von Goethe sein.

Nro. 347. Das bittere Xenion auf Forster ist ohne Zweifel von Schiller, da Goethe einer solchen grausamen Verspottung eines edeln Freundes nicht fähig war. An Sömmering schrieb Goethe am 17. Februar 1794: „So hat der arme Forster denn doch auch seine Irrthümer mit dem Leben büßen müssen, wenn er schon einem gewaltsamen Tode entging. Ich habe ihn herzlich bedauert."

Bei Nro. 366—370, wie bei Nro. 264 liegt eine irrige Vorstellung von der Ansicht Wolf's über die Ilias zu Grunde; denn Wolf nahm nur drei oder vier Dichter der Ilias an und glaubte, daß diese Dichter sich absichtlich fortgesetzt hätten. Vergl. Körte a. a O. I, 307. Heyne's Ansicht, die er freilich schon vor dem Erscheinen von Wolf's Prolegomenen, wenn auch nicht klar gefaßt, doch flüchtig sich gebildet hatte (Zoega's Briefwechsel II, 62), stimmte mit der von Wolf wesentlich überein. Schiller wollte Wolf wegen seines Ausfalles gegen Herder's Aufsatz in den Horen nicht ungeneckt lassen.

Nro. 391. Pure Manier. Vielleicht Anspielung auf Fr. Schlegel, der bemerkt, Shakespeare's Darstellung sei durchgängig in einer bestimmten Manier aufgefaßt, wie denn charakteristische Kunst und Manier unzertrennliche Gefährten seien (S. 69 f.).

Goethe fühlte sich erleichtert und wohlgemuth, als die Xenien in die Welt geschleudert waren; er freute sich, daß endlich einmal diese sehr lebhafte Kriegserklärung gegen das matte und schwache Volk und den christlich-moralisch-ästhetischen Jammer geschehen und

so gewürzt sei, daß sie wenigstens jedermann lesen werde. „Denn da die Gesellen mit ihrer Druckserei, Schmeichelei und heiligen Kunstgriffen aller Art immer theils im stillen fortfahren, theils auch sich gelegentlich mit vornehmem Christenblick öffentlich sehn lassen," schreibt er an Meyer am 30. Oktober 1796, „so bleibt nichts übrig, als ihnen hartnäckig und lebhaft zu zeigen, daß man in der Opposition verharren werde." Da sie doch durch ihre Freimüthigkeit sich Feinde und Widersacher genug zuziehen mußten, so war es ihm sehr lieb, daß sie auf einmal dem Faß den Boden ausgestoßen und den Phantasten und Heuchlern theils namentlich, theils mit leichter und schwerer Deutung zu Leibe gegangen (Brief an Meyer vom 19. Januar 1797). Dagegen fand sich Schiller innerlich verstimmt und unheimlich, wie sehr er sich auch über den ungemein raschen Absatz, [1]) welcher bald eine zweite Auflage nöthig machte, freuen mußte. Von den Freunden kamen den Xeniendichtern freudige Anerkennungen zu. Körner schrieb am 5. October: „Eine gewisse vis comica, wovon es im Deutschen so wenig Beispiele gibt, herrscht bei weitem in dem größten Theile (der Xenien) und macht sie zu einem bedeutenden Kunstwerk für jeden, der für das Komische Sinn hat, er mag sich nun für litterarische Streitigkeiten interessiren oder nicht. Freilich ist der Sinn für's Komische selten in unseren Tagen, und mancher möchte seine Stumpfheit gern für Gutherzigkeit verkaufen; manchem fehlt es auch an Unbefangenheit, weil er irgend einen werthen Bekannten gegeißelt findet. Darum wundere dich nicht, wenn diese Produkte auch von dem nicht interessirten Theil des Publikums anders aufgenommen werden, als sie sollten." Nur wenige Xenien, meinte er, behaupteten ihren Werth nicht; vielleicht sei in ihnen manchmal noch zu viel Ernst (Brief vom 11. Oktober). Schiller freute sich dieser Anerkennung, die bei der Unbedeutenheit und Flachheit des gewöhnlichen Urtheils ein sehr erfreulicher Laut sei; [2]) für das Komische in seinem Almanach sei in der Lesewelt zu wenig Humor und für das Ernsthafte zu wenig Tiefe, weshalb derselbe von der einen Seite an der Schwerfälligkeit, von der andern an der Flachheit einen unüberwindlichen Feind zu erwarten habe; er bekümmere sich aber nicht mehr darum, da er das Publikum in Rücksicht auf sich aufgegeben habe. [3]) Wilhelm von Humboldt ward von den Xenien

[1]) Vergl. Schiller's Briefe an Goethe vom 10., 12., 16. und 31. Oktober, an Körner vom 17. Februar.

[2]) Brief an Goethe vom 18. Oktober.

[3]) Brief an Körner vom 28. Oktober.

ganz überrascht und sein Bruder Alexander war darüber entzückt.[1]) In Halle war Wolf und besonders Eberhard mit den Xenien sehr zufrieden, selbst Klein, ein Verwandter Nicolai's.[2]) Gewaltiges Aufsehen machte der Almanach in Berlin und Leipzig. „Nicolai nennt ihn den Furien-Almanach," schreibt Schiller an Goethe (am 28. Oktober). „Zöllner und Biester sollen ganz entzückt darüber sein. (Sie sehen, daß es uns mit Biestern gelungen ist.)[3]) Dieser findet die Xenien noch viel zu mäßig geschrieben. Ein anderer meinte, es wäre jetzt eine Landplage mehr in der Welt, weil man sich jedes Jahr vor dem Almanach zu fürchten habe. Meyer, der Poet, meinte, wir hätten einander in den Xenien selbst heruntergerissen, und ich habe das Distichon „Wohlfeile Achtung" (Nro. 92) auf Sie gemacht." Viel größer, als die Zahl der Zufriedenen, war die der Mißstimmten und Erbitterten. Zwar war Goethe mit der Aufnahme des weimarschen Publikums ziemlich zufrieden, wo die Xenien die Tabulas votivas und dem ganzen sonstigen Almanach verkauften,[4]) aber Herder und Wieland grollten. Herder, der über den Wilhelm Meister Goethe die kränkendsten Dinge gesagt hatte,[5]) und, wie Böttiger berichtet, bei einer gegewissen Gelegenheit äußerte, die Horen müßten sich künftig mit **u** schreiben,[6]) bemerkte in seiner Verstimmung, die Xenien seien mager; er hasse die ganze verdammte Gattung und wünschte, daß sie die letzten in deutscher Sprache sein möchten.[7]) Wieland und Frau Herder waren besonders über den Angriff auf Gleim erbittert.[8]) Wieland äußerte, wie Woltmann erzählte, er bedaure nur, daß . . . (Voß?) darin gelobt sei, weil so viele andere ehrliche Leute

---

[1]) Schiller's Brief an Goethe vom 13. November. „Das ist doch wieder eine neue Natur," schreibt Schiller, „die sich diesen Stoff assimiliren kann."

[2]) Schiller's Brief an Goethe vom 2. November.

[3]) Biester's „berlinische Monatsschrift" hatte man nicht angegriffen, wohl aber die „neue deutsche Monatsschrift" von Gentz.

[4]) Brief Goethe's an Schiller vom 26. Oktober. Früher (am 15. Oktober) hatte er geschrieben: „Im ganzen finde ich nur einerlei Wirkung; jedermann findet sich vom Phänomen frappirt und jedermann findet sich zusammen, um mit anscheinendster Liberalität und mehr oder weniger erzwungenem Behagen darüber zu sprechen. Und geben Sie einmal acht, ob dies nicht meist der Fall sein wird."

[5]) Vgl. Schiller's Briefwechsel mit Körner IV, 28.

[6]) Vgl. Böttiger's Leben S. 51.

[7]) Nach Böttiger's Leben S. 137.

[8]) Vgl. ebendaselbst S. 133.

mißhandelt wären." [1]) Auch Voß, der überall in den Xenien mit Auszeichnung und Lob erwähnt und fast über Gebühr erhoben worden war, fühlte sich verletzt. „Der Xenienalmanach," erzählt Ernestine Voß, [2]) „machte einen sehr üblen Eindruck auf Voß, den er lange nicht verschmerzte, so viel anziehendes für ihn sie auch enthalten mochten; nur fühlte er, Witz und Laune dürften nicht angewandt werden anderen wehzuthun oder gar zu schaden; es sei unrecht, Gleim, der einen Halladat gedichtet, Kriegslieder gesungen, die eine Zeit lang im Munde aller gewesen, und Fabeln geliefert, die zum Theil schwer zu übertreffen seien, so an sein Alter zu erinnern, weil seine Lieder nicht mehr den für ächt gehaltenen Ton anstimmten, obgleich selbst diese Lieder auf einen großen Theil der Leser zum Guten wirkten. Die erste lärmende Wirkung dieser Menschenausstellung war ihm sehr unangenehm." [3]) An Wolf schreibt Voß am 3. November 1796 [4]): „Der schillersche Musenalmanach treibt es doch etwas zu arg. Gegen die überstrenge Gerechtigkeit sticht die Parteilichkeit für die Nachbarn ab; und die Personen hätten nicht berührt werden sollen: der alte Gleim, der Schulmeister Manso." In Gotha war der Herzog wegen des Angriffs auf Schlichtegroll, den er sehr hoch hielt, über die Xenien sehr ungehalten. „Daß man nicht überall mit uns zufrieden sein sollte," antwortet Goethe auf diese Nachricht von Schiller (am 26. Oktober), „war ja die Absicht, und daß man in Gotha ungehalten ist, ist recht gut; man hat dort mit der größten Gemüthsruhe zugesehen, wenn man mir und meinen Freunden höchst unartig begegnete, und da das litterarische Faustrecht noch nicht abgeschafft ist, so bedienen wir uns der reinen Befugniß uns selbst Recht zu verschaffen. — Ich erwarte nur, daß mir jemand was merken läßt, da ich mich denn so lustig und artig, als möglich expektoriren werde."

---

[1]) Brief Schiller's an Goethe vom 28. Oktober.

[2]) Briefe von J. H. Voß III, 49.

[3]) Vgl. den Brief von Voß an Gleim ebendaselbst II, 334.

[4]) Ebendaselbst II, 240. Am 27. März 1797 schreibt Voß an Nicolai (ebendaselbst IV, 139), er werde von Weimar und Jena zurückgehalten, „wo nach der Erscheinung der Xenien wohl noch weniger Freude und Herzlichkeit wohnt, als ich vor drei Jahren fand". Vgl. Schiller's Briefe an Goethe vom 5. und 10. Mai 1797. Der Aeußerung, daß Voß im Jahre 1794 wenig Herzlichkeit und Freude gefunden, widerspricht seine eigene Erzählung ebendaselbst II, 385 ff. Gegen Schiller scheint Voß sich über den Almanach freundlich geäußert zu haben. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nro. 248. 249.

In Kopenhagen war man auf die Xenien ganz grimmig, wie Schiller durch die Gräfin von Schimmelmann vernommen hatte. Diese selbst habe zwar, äußerte er gegen Goethe, eine liberalere Sentimentalität und wäre, wenn sie nur könnte, gern gegen sie gerecht. Daran aber dürften sie überhaupt gar nicht denken, daß man dieses Produkt seiner Natur nach würdige; die es am besten mit ihnen meinten, brächten es nur zur Toleranz. Am unangenehmsten war es Schiller, daß ihm bei allen Urtheilen dieser Art immer nur die miserable Rolle des Verführten zu Theil wurde. [1]) Mit heiterstem Humor erwiderte Goethe darauf, er hoffe, daß die Kopenhagener und alle gebildete Anwohner der Ostsee aus den Xenien ein neues Argument für die wirkliche und unwiderlegliche Existenz des Teufels nehmen würden, wodurch ihnen denn doch ein sehr wesentlicher Dienst geleistet würde, obgleich es freilich von der andern Seite sehr schmerzlich sei, daß ihnen die unschätzbare Freiheit leer und abgeschmackt zu sein auf eine so unfreundliche Art verkümmert werde.

Der erste gedruckte Angriff, der den Xeniendichtern zukam, erfolgte in Becker's Reichsanzeiger; er bestand aus einem Distichon, in welchem der Pentameter dem Hexameter vorhergeht, und schalt die Xenien hämisch. Wenn alle Angriffe dem gleich seien, meinte Schiller, so hätten sie freilich nichts dabei zu thun. [2]) Gleich darauf schreibt Goethe: „Gotha ist auch in großer Bewegung über unsere Verwegenheit. Hierbei ein Blättchen Distichen von —, der die Sache noch artig genug nimmt," worauf Schiller erwidert: „Die — Epigramme sind zwar noch ganz liberal ausgefallen, aber ich gestehe doch, daß mir diese Art unsere Sache zu nehmen gerade die allerfatalste ist. Es blickt nichts daraus hervor, als eine Schonung der Leerheit und Flachheit, und ich weiß nichts impertinenteres, als von einer Seite dem Erbärmlichen nachzulaufen, und dann, wenn jemand demselben zu Leibe geht, zu thun, als ob man es bloß geduldet hätte; erst es dem Guten entgegenzusetzen und dann sich zu stellen, als ob es grausam wäre, es mit demselben vergleichen zu wollen. Der Pentameter:

Unser Wasser erfrischt 2c. 2c.

ist merkwürdig und ganz erstaunlich expressiv für diese ganze Klasse." Irren wir nicht, so sind hier Distichen von Gotter gemeint, die uns freilich sonst nicht bekannt sind. Noch vor dem Erscheinen des

---

1) Brief vom 18. November 1796.

2) Brief an Goethe vom 28. Oktober.

Almanachs hatte eine Freundin Gotter's an diesen die auf Manso gedichteten Xenien geschickt, wovon dieser sehr erschreckt wurde.[1]) Der von Schiller angeführte Pentameteranfang „Unser Wasser erfrischt" scheint auf eine Vertheidigung Manso's gegen Nro. 89 und 129 hinzudeuten. Gotter war Freund von Manso, Jacobs und Schlichtegroll. Jene Distichen erschienen wohl in der „gothaer gelehrten Zeitung".

Am 13. November sandte Schiller an Goethe außer einem die Xenien betreffenden Briefe des Koadjutors Dalberg, woraus er sehn werde, daß man viel sündigen könne, wenn man sich nur erst in einen recht moralischen Ruf gesetzt habe, „ein Blättchen Hexameter (!)," welche in Breslau von einem Champion des Herrn Manso gegen einen von ihnen gemacht worden, wobei er bemerkt, es sei doch sonderbar, daß ihre bisherigen Angreifer im Sylbenmaße schon verunglückten. Goethe erwidert darauf: „Bei dem einen ist es wirklich merkwürdig, daß unsere Gegner bis jetzt das Element nicht finden können, worin wir uns bewegen; bei dem andern zeigt sich eine gewisse höhere Vorstellung, die denn auch ganz gut ist; sähe man nicht die Neigung zu dem erquicklichen Wasser (vgl. Schiller's oben mitgetheilte Aeußerung) auch hier so klar mit durch." Er selbst theilte Schiller eine Anzeige des Almanachs aus der oberdeutschen Litteraturzeitung mit, deren leichte, oberflächliche, aber wohlmeinende Behandlung des Ganzen nicht unerwünscht sei. Im ganzen, meinte er, hätten sie mit dem Almanach den gehörigen Effekt gethan; einzelne Aeußerungen könnten dem Autor selten wohlthun. „Man steht denn doch am Ziel, es mag nahe oder fern gesteckt sein, wenn einen der Leser gewahr wird. Nun kommen sie, gehen, rennen und trippeln auch wohl herbei; andere bleiben unterwegs stehn, andere kehren gar um, andere winken und verlangen, man solle wieder zu ihnen zurückkehren, in's platte Land, aus dem man sich mit so vieler Mühe herausgearbeitet. So muß man die allgemeine Aufmerksamkeit für das Resultat nehmen und sich ganz im stillen mit denjenigen freuen, die uns Neigung und Einsicht endlich am reinsten nähert." Indessen trieb er seinen Freund zur Ausführung des Wallenstein, da sie nach dem tollen Wagstück mit den Xenien sich bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und ihre poetische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln müßten.

[1]) Schiller's Brief an Goethe vom 11. Oktober. In einem Briefe vom 17. August 1797 sagt Schiller, Gotter habe vor seinem Tode das Genie- und und Xenienwesen so bitter beklagt.

Einer der derbsten und gröbsten Angriffe auf die Xeniendichter erfolgte bald darauf in der kleinen, meist gegen Goethe gerichteten Schrift „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen" von Manso und Dyk. Die 84 Epigramme dieser Antixenien drehen sich um die gröbsten Anzüglichkeiten und gemeinsten Persönlichkeiten, zeichnen sich dagegen in der äußern Form zu ihrem Vortheile aus; sie erklären selbst, daß ihre Absicht sei wieder zu schimpfen, daß sie nur wahre Sottisen geben, ohne welche es aber in dem Krieg nicht abgehe. Neben dem vielen Schmutze finden sich einzelne nicht unwitzige Epigramme, wie folgende auf Schiller's in der Ueberschrift genannte Gedichte.

Das Reich der Schatten.

Nun, was denkt ihr vom Reiche der Schatten? Es schattet und schattet,
Daß man vor Schatten umher nichts von den Schatten erkennt.

Würde der Frauen.

Laß doch die Frauen in Ruh mit ihrer Würde und sorge
Für die deine, mein Freund. Ihre bewachen sie schon.

Auf Goethe geht folgendes Xenion:

Konsequenz.

Daß der geheime Rath so öffentlich schimpfet, das nimmt euch
Wunder? Er hat ja als Rath nie was Geheimes gethan.

Goethe sandte diese Schrift am 5. Dezember an Schiller, mit der Bemerkung: „Ob ich gleich vermuthe, daß der böse Wille unserer Gäste auch Exemplare nach Jena geschafft haben wird, so schick' ich doch hier das meinige. Es ist lustig zu sehn, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer Ernst um sich und die Sache ist." [1]) Einen empfindlichern Eindruck scheint dieses Gegengeschenk auf Schiller gemacht zu haben, der am folgenden Tage antwortet: „Das schmutzige Produkt gegen uns, dessen Verfasser

[1]) Wieland schreibt an Göschen, der ihm ein Exemplar der saubern Gegengeschenke gesandt hatte: „Sie sind zum Theil grob und schmutzig genug. Ich für meine Person habe so wenig Freude daran, wenn Männer, wie Goethe und Schiller, der Welt eine solche Farze geben, und durch einen Muthwillen, der in ihren Jahren kaum verzeihlich ist, sich selbst eine so pöbelhafte Behandlung zuziehen, daß ich darüber eher weinen, als lachen möchte." Garve äußerte, der Unwille, nicht die Muse, habe seinem Freunde Manso diese Distichen eingegeben; sie seien zuweilen persönlich beleidigend und ohne Zweifel nicht alle von ihm selbst.

M. Dyk in Leipzig sein soll, ist mir schon vor einigen Tagen in die Hand gekommen; ich hoffte, es sollte Ihnen unbekannt bleiben. Die Empfindlichkeit gewisser Leute kann freilich keinen noblern Ausbruch nehmen, aber es ist doch bloß in Deutschland möglich, daß böser Wille und Roheit darauf rechnen dürfen, durch eine solche Behandlung geachteter Namen nicht alle Leser zu verscherzen. Man sollte doch da, wo keine Scham ist, auf eine Furcht rechnen können, die diese Sünder im Zaume hielte; aber die Polizei ist so schlecht bestellt, wie der Geschmack. Das Unangenehme an der Sache ist dieses, daß die wohlweisen Herren Moderatisten, so wenig sie auch ein solches Produkt in Schutz nehmen können, doch triumphiren und sagen werden, daß unser Angriff darauf geführt habe und daß das Skandal durch uns gegeben sei. Sonst sind übrigens diese Distichen die glänzendste Rechtfertigung der unsern, und wer jetzt noch nicht merkt, daß die Xenien ein poetisches Produkt sind, dem ist nicht zu helfen. Reinlicher konnte die Grobheit und die Beleidigung von dem Geist und Humor nicht abdestillirt werden, als hier geschehen ist, und die ganze Dykische Partei sieht sich nun in dem Nachtheil, daß sie gerade in dem einzigen, was sie uns allenfalls hätte vorwerfen können, unendlich weiter gegangen ist. Ich bin doch begierig, ob sich nicht von selbst auch einige Stimmen für die Xenien erheben werden; denn wir können freilich auf so etwas nichts erwidern.“ [1]) Goethe sucht Schiller's Mißstimmung, der sich sogar zur Klage über die schlechte Polizei verleiten ließ, möglichst zu beruhigen. „Den Dykschen Ausfall,“ schreibt er, „habe ich, da ich die Deutschen so lange kenne, nicht besonders gefunden; wir haben dergleichen noch mehr zu erwarten. Der Deutsche sieht nur Stoff, und glaubt, wenn er gegen ein Gedicht Stoff zurückgäbe, so hätte er sich gleichgestellt; über das Sylbenmaß hinaus erstreckt sich ihr Begriff von Form nicht. Wenn ich aber aufrichtig sein soll, so ist das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles,

---

[1]) Was in Böttiger's „litterarischen Zuständen“ berichtet wird, Schiller habe damals geäußert, er hätte das respice finem besser bedenken und den Anhang zum Almanach nicht dulden sollen, ist ohne Zweifel eben so unwahr, als was daselbst über die Entstehung der Xenien Schiller gesagt haben soll.

was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Unthätigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen einen leidlichen Ruf zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sitzt der Advokat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde. Ich hoffe, daß die Xenien auf eine ganze Weile wirken und den bösen Geist gegen uns in Thätigkeit erhalten sollen; wir wollen indessen unsere positiven Arbeiten fortsetzen und ihm die Qual der Negation überlassen. Nicht eher, als bis sie wieder ganz ruhig sind und sicher zu sein glauben, müssen wir, wenn der Humor frisch bleibt, sie noch einmal recht aus dem Fundament ärgern." Als Goethe am Ende des Jahres mit dem Herzoge in Leipzig war, besuchte er mit diesem einen großen Ball, „wo die Herren Dyk und Compagnie und wer sich sonst durch die Xenien verletzt oder erschreckt hielt, sie mit Apprehension als das böse Princip betrachteten". [1])

Eine dem dritten Stücke des gelehrten Artikels der „neuen hamburger Zeitung" von 1797 beigefügte Rezension der Xenien in Distichen war Schiller schon am 9. Dezember von Hamburg aus zugekommen. [2]) „Die Verfahrungsart in dieser Repartie wäre nicht unklug ausgedacht," meinte Schiller, „wenn sie nicht so ungeschickt wäre ausgeführt worden. Ob vielleicht Reichardt — oder Baggesen? — dahinter steckt? Goethe erwidert: „Man hat mir wissen lassen, daß nächstens etwas für den Almanach erscheinen werde; in welcher Form und in welchem Gehalt, ist mir unbekannt. Ueberhaupt, merke ich, wird es schon Buchhändlerspekulation, pro oder contra etwas drucken zu lassen. Das wird eine schöne Sammlung geben! Von dem edeln Hamburger, dessen Exercitium ich hier zurückschicke, wird es künftig heißen:

Auch erscheint ein Herr F* rhetorisch, grimmig, ironisch;
Seltsam gebärdet er sich, plattdeutsch im Zeitungsformat."

Man sieht, Goethe beabsichtigte damals, am Ende alle Entgegnungen der Xenien mit neuen Distichen zu erwidern, wie er

---

[1]) Goethe's Werke B. 27, 61.

[2]) Sie ward in der „neuen allgemeinen deutschen Bibliothek" von 1797 Nro. 1 abgedruckt und erschien einzeln mehrfach. Ist dieses dieselbe witzige Recension, als deren Verfasser Böttiger (Böttiger's Leben S. 133) Trapp in Wolfenbüttel nennt? Wahrscheinlich nicht.

bereits oben bemerkte, man müsse die Gegner, wenn sie sich ganz sicher fühlten, noch einmal aus dem Fundament ärgern.

Am 12. Dezember schreibt Schiller an Goethe: „Hier etwas von dem Neuesten über die Xenien. [1]) Ich werde, wenn der Streit vorbei ist, Cotta vermögen, alles, was gegen die Xenien geschrieben worden, auf Zeitungspapier gesammelt drucken zu lassen, daß es in der Geschichte des deutschen Geschmacks kann ad acta gelegt werden." Aber durch Reichardt's Angriff, der in seiner Zeitschrift „Deutschland" im zehnten Hefte 1796 (S. 103—106) eine „Erklärung des Herausgebers an das Publikum über die Xenien im schiller'schen Musenalmanach 1797" gegeben hatte, fühlte sich Schiller tief verletzt. Am 14. November hatte dieser Goethe die Nachricht mitgetheilt, Reichardt werde in vierzehn Tagen nach Jena kommen, um Fr. Schlegel mit nach Giebichenstein zu nehmen, was doch recht heiße vom Teufel geholt werden. Bei den Xenien solle Reichardt, wie Humboldt erzähle, sich sehr sentimentalisch benehmen, und weil Schlegel ihm versichert habe, Goethe hätte keinen Antheil an den auf ihn gehenden, so solle er sehr getröstet sein, so daß Goethe vor seinem Besuche nicht sicher wäre. Er glaube bei Goethe noch immer was zu gelten; auch habe er Goethe's Stücke im Almanach gegen Humboldt sehr gelobt. Goethe habe also seine Absicht mit ihm vor der Hand noch nicht erreicht, wie es scheine; er sei und bleibe vor der Welt sein Freund, wenigstens in seinen Augen, und werde sich wahrscheinlich jetzt mehr, als je, dafür auszugeben suchen. Nach Reichardt's „Erklärung" in seiner Zeitschrift „Deutschland" schrieb Schiller: „Reichardt hat sich nun geregt, und gerade so, wie ich erwartet hatte; er will es bloß mit mir zu thun haben und Sie zwingen, sein Freund zu scheinen. Da er sich auf dieses Trennungssystem ganz verläßt, so scheint's mir nöthig, ihn gerade durch die unzertrennlichste Vereinigung zu Boden zu schlagen. Ignoriren darf ich einen so insolenten Angriff nicht, wie Sie selber sehn werden; die Replique muß schnell und entscheidend sein. Ich sende Ihnen hier das Konzept, ob es Ihnen so recht ist. Sowohl Ihre Abreise (nach Leipzig), als die Nothwendigkeit bald mit der Gegenantwort aufzutreten macht die Resolution dringend; daher bitte ich Sie um recht baldige Antwort. Wollen Sie selbst noch etwas thun, so wird es mir desto lieber sein und ihm desto sicherer den

[1]) Welche Schrift oder Beurtheilung der Xenien gemeint sei, wüßten wir nicht mit Sicherheit zu bestimmen; wahrscheinlich die unten näher bezeichneten Verlocken.

Mund stopfen." Goethe beruhigte Schiller, indem er selbst eine Abfertigung zu liefern versprach. In Leipzig hatte Goethe, wie er von dort an Schiller schreibt, Gelegenheit über die Wirkung der belletristischen, positiven und polemischen Schriften manche gute Bemerkung zu machen, und er hoffte, daß das versprochene Gegenmanifest nicht um desto schlimmer werden würde. Schiller hatte unterdessen die reichardtische Sache sich aus dem Sinne geschlagen und sich darin mit Freuden in Goethe's Rath ergeben; sie habe ihn in einer zu engen Zimmerluft überfallen und alles, was zu ihm komme, müsse noch dazu beitragen ihm diese Widrigkeiten lastender zu machen. Kurz darauf erinnert er Goethe, er möge „Freund Reichardt's Abfertigung" nicht ganz vergessen, worauf dieser sofort (am 18. Januar) erwidert: „Der versprochene Aufsatz ist so reif, daß ich ihn in einer Stunde diktiren könnte; ich muß aber vorher mit Ihnen noch über die Sache sprechen, und ich werde um so mehr eilen, bald wieder bei Ihnen zu sein." Nichts desto weniger blieb die Sache ruhen, da es bei genauerer Betrachtung den Freunden scheinen mochte, daß es ihrer am würdigsten sei gegen alle Angriffe Stillschweigen zu beobachten.

Bald darauf erfolgten neue Angriffe im „Archiv des Geschmacks" und im „Genius der Zeit", wo Vulpius als Dichter der Xenien bezeichnet ward. Auch Campe sah sich zu einer Erwiderung veranlaßt; er gab nemlich im siebenten Stücke der „Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden" (vergl. Xenien Nro. 141. 151. 179) nicht allein einen Aufsatz „Bemühungen Goethe's, unsere Sprache reinigen und bereichern zu helfen" (S. 168 — 178), sondern auch „Doppelverse (Distichen), ein Gegengeschenk für die Verfasser der Xenien" (S. 179 — 182). „Es geht eigentlich nur Sie an," schreibt Schiller an Goethe (III, 16); „und er hat sich auch höflich benommen, aber den Pedanten und die Waschfrau (vergl. Xenien Nro. 87. 152) nur auf's neue bestätigt." Claudius ließ sich auf eine plumpe Weise gegen die Xeniendichter meist in Knittelversen aus und schalt auf die Leute, die alles drucken lassen. Zur Probe theilen wir vier Epigramme mit, von denen die zwei ersten aus einem „litterarischen Thierkreis" genommen sind.

Der Widder.

Ich Widder, der sentimentale,
Esse mein Futter an der Saale.
Ich mache so Drama, wie Gedicht,
Und meine Hörner gehören mir nicht.

Der Stier.

Ich, der reale Stier an der Ilm,
Bin viel ein ärgerer Schelm.
Meine Hörner und Knochen sind voll
Und ich befinde mich recht wohl.

Der Wilhelm.

Wie er so leidig spielt mit Namen!
Nennt seinen Liebling Nickel
Und seine Nickel Damen.

Der berühmte Almanach.

Fallen ist der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schiller,
Wie der Meister; doch stürzt dieser gefährlicher hin.[1])

Die „kläglichen Verse des wandsbecker Boten," wie sie Schiller nennt, erschienen zugleich mit einem andern Aufsatze unter dem Titel: „Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung, nebst einigen anderen Kleinigkeiten. Von dem wandsbecker Boten."[2]) Wieland, der bereits im Januarhefte des Merkur angekündigt hatte, er werde nächstens sein Urtheil über Schiller's Musenalmanach abgeben, erfüllte sein Versprechen in einem Dialoge des Februarheftes, wovon Schiller meinte, es fehle nichts, als daß er im Reichsanzeiger stünde. Daß Wieland in der heilsamen Mittelstraße geblieben sein werde, äußerte Goethe, lasse sich vermuthen.[3]) Wieland war es ärgerlich, „ein so liebliches Götterkind des Genius und der Kunst, wie Goethe's Idylle Alexis und Dora, von der er Horazens decies repetita placebit schon an sich erfahren habe, und so auserlesen schöne Stücke, wie Schiller's Klage der Ceres, das vollendetste Muster von Harmonie, das er kenne, oder, wie das novem Musis caelatum opus Pompeji und Herkulanum mit einer solchen rhyparographischen Rhapsodie, wie die Xenien, in einem und demselben Bande zu sehn". Am meisten schmerzte es ihn, daß die Xenien der Achtung, in welcher die Gelehrten bisher bei den Großen gestanden, bedeutenden Abbruch thun müßten. „Daß viele dieser Xenien ächten Witz und feines, wiewohl scharfes

---

[1]) Vgl. Goethe's „Jahreszeiten" Nro. 102 (B. 1, 315).

[2]) Dagegen erschienen „Urian's Nachricht nebst Antwort" (Germanien 1797), ein Aufsatz „Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung, verloren aus dem Schnappsack des hinkenden Boten, nebst Antiurian's ächter Depesche über diese wichtige Materie. Nicht aus les erreurs," in den „Blättern aus dem Archiv der Toleranz und Intoleranz," 1. Lieferung, und eine andere Erwiderung im Märzhefte des „Archivs der Zeit".

[3]) Briefwechsel II, 7. 32. 34.

Salz in sich haben, wird wohl niemand leugnen wollen: aber eben so wenig ist zu leugnen, daß die falschwitzelnden, platten, schiefen, leichtfertigen, unartigen, pöbelhaftgroben und boshaften zusammengenommen die große Majorität ausmachen; und daß auch nur eines von diesen letzteren einen Mann von Verstand, Lebensart und achtungswürdigem Charakter, geschweige denn einen Mann von Ansehen und Namen, dem die öffentliche Meinung nichts weniger als gleichgültig sein kann, zum Urheber haben könne, credat Iudaeus Apella." In seiner gutmüthig persiflirenden Weise stellt er eine Vermuthung über die Entstehung der Xenien auf. Die beiden Freunde habe in einer genialischen Stunde der Einfall angewandelt, die bekanntesten Bewohner unseres Parnasses und seiner Hügel, Thäler und Sümpfe vor ein scherzhaft kritisches Tribunal zu fordern, und sie hätten sich sogleich an die Ausführung gemacht, ohne daran zu denken, etwas von diesen Bocksprüngen des muthwilligen Geistes Capriccio vor das Publikum zu bringen. Längere Zeit nachher habe Schiller, da der Vorrath von Beiträgen zur Füllung der Bogenzahl des Almanachs nicht hingereicht habe, sich dieser Spottverse erinnert und den Entschluß gefaßt, dieselben am Schlusse des Almanachs mitzutheilen. Bei der drängenden Eile habe er das Geschäft des Abschreibens und Ordnens unglücklicherweise einem jungen, lebhaften, von Witz und Muthwillen strotzenden, für die beiden Dichter enthusiastisch eingenommenen Kunstjünger übergeben, welcher der Versuchung nicht habe widerstehn können, in aller Stille eine gute Anzahl derber, handfester Distichen von seiner eigenen Fabrik hinzuzuthun, wodurch denn jener häßliche Spuk in der Litteratur angerichtet worden sei.

Nicht geistvoller, sondern noch viel platter, elender und frostiger trat der nüchterne, von allen guten Geistern genialen Witzes und tiefern Gefühls verlassene Nicolai in seinem mehr als ein halbes Alphabet umfassenden „Anhang zu Friedrich Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797 von Friedrich Nicolai" (mit dem Motto: Duplex libelli dos est: quod risum movet Et quod prudenti vitam consilio monet) gegen die Xeniendichter auf, welche die reichste Fülle bittersten Spottes über diesen eingebildeten Lehrmeister Deutschlands ausgegossen hatten. Nicolai beginnt mit Schiller und will den Beweis liefern, daß dieser wirklich an jener Dunkelheit und Unklarheit der Begriffe leide, die er ihm zum Vorwurfe gemacht. Dies geschieht aber auf die platteste und flacheste Weise, die sich besonders in einer geistlosen, an Mißverständnissen reichen Kritik von Schiller's Fabel „der Fuchs und der

Kranich" gefällt. Aber auch gegen Goethe schießt er seine Pfeile ab. Er wirft diesem den Unfug vor, welchen er bei seinem ersten Auftreten erregt habe. „Herr Goethe scheint gleich bei seinem ersten Auftreten in die deutsche Literatur der Meinung gewesen zu sein, Er dürfe sich alles erlauben. Weil er Leute, wie Schmidt in Gießen und den unglücklichen Lenz, ungestraft zum Besten haben konnte, glaubte er jeden nach Gefallen vor'm deutschen Publikum handhaben zu können, wie Schmidten von Gießen. Er war unverschämt genug, Herrn Wieland mit launischer Verachtung antasten zu wollen." Lessing, erzählt er weiter, sei durch diese Verspottung Wieland's so verletzt worden, daß er im Begriffe gestanden habe, „wertherische Briefe" zu schreiben, und Goethe würde jetzt als ein Gegenstück zu Kloß in Lessing's Werken erscheinen (o Nicolai!), hätte er (Nicolai) seinen Freund Lessing nicht davon abgehalten. Goethe glaube aber nicht nur das größte Genie, sondern dünke sich auch ein vornehmer Herr zu sein, was der anekdotenreiche Nicolai durch die Anekdote von Bürger's Besuch bei Goethe belegen will, die er ganz einseitig (vgl. Briefe an Schütz II, 40) von Bürger selbst vernommen. Aber Bürger's barsches Auftreten, der dem Dichter mit den Worten: „Sind Sie Goethe? Ich bin Bürger" mit studentenmäßiger Fidelität entgegentrat, hatte diesen, der eben unangenehm gestört worden war und keineswegs in so genauer Verbindung mit Bürger stand, um so mehr abgestoßen, je mehr ihre ganze Denk- und Anschauungsweise verschieden war. Nicolai wirft Schiller und Goethe Dunkelheit, Gernwitz, Unedelmuth und Dünkel vor. Daß Goethe und Schiller, der aber weit hinter Goethe zurückstehe und dem die Sprache hin und wieder noch immer ein wenig im Wege sei, ächte Werke des Genius geliefert, leugnet er nicht, aber ihre Eitelkeit, welche sie das Publikum verachten lehre und sie treibe, alles, was sie nur geschrieben, ohne Wahl drucken zu lassen, habe sie heruntergebracht, so daß ihre Poesie und Prosa häufig weniger, als mittelmäßig sei. „Der Großkophta stöhnt auf seinem Lotterbette, engbrüstig und von Wasser aufgeschwollen; Reinike Fuchs auf sechs Füßen schleicht noch kaum und läßt den Schwanz hängen; die ästhetische Erziehung hat keine Waden und schwindet ohne alle Kraft dahin. Die Horen, in denen noch so viel herrliche, gesunde Lebenskraft steckt, möchten gern ganz rekonvaleszieren, aber es geht langsam; der ewige Benvenuto Cellini kann mit aller Naivetät seiner Handlungen die langweilige Niäserie seiner Erzählung nicht ersetzen; der Ritter von Tourville ist auch ein ziemlich langweiliger Ritter; und hin und wieder kommt's zu einem Rezidive

von unverdaulicher kritischer Philosophie". Der Musenalmanach auf 1797 stehe schon gegen den vorigjährigen gewaltig zurück; seitenlang sei es hier öde und leer. „Das Vorzüglichste möchten noch die kleinen Gedichte sein, einige vortreffliche Gnomen und Distichen, selbst unter den Xenien einige leicht, in trefflicher Neckerei. — Das beste Gedicht von Goethe, Alexis und Dora, und Schiller's bestes, Klage der Ceres, ist gar nicht besser, als der Pygmalion Schlegel's, eines Jünglings von herrlicher Anlage, und als ein paar Gedichte, D. und W. unterzeichnet, vermuthlich auch von guten jungen Köpfen; hingegen mehrere Gedichte, Goethe und Schiller unterschrieben, sind diesen weit nachzusetzen, welches für Meister eben nicht rühmlich ist." Nicolai wagt es sogar seine Urtheilsfähigkeit durch die Behauptung bloßzustellen, Bürger stehe als Dichter mit Goethe gewiß in ebenderselben Klasse; viele vortreffliche deutsche Dichter gebe es, behauptet er, die sich wahrlich wohl mit Goethe messen könnten. Seine Erwiderung auf die Xenien, bemerkt Nicolai, sei keineswegs durch den Wunsch veranlaßt, die Schmähungen der Xeniendichter gegen seine Person zu erwidern oder zu widerlegen, sondern er habe bei ihr das Interesse der deutschen Litteratur im Auge, indem er die Jünglinge vor philosophischer Verschrobenheit und poetischem Dünkel, wie sie an der Tagesordnung seien, warnen wolle. Zu den Leuten, deren Schriften man den Geistesschwindel anmerke, zählt er Heydenreich, Fichte, Niethammer, Snell, Lavater, Jung Stilling, Eckartshausen, Haschka, Hofmann, Hochstäter. Auch er bedauert die üble Meinung, in welche die Gelehrten durch die Xenien bei den Großen und Vornehmen kommen würden. Häufig nimmt Nicolai Anläufe zu Witz und Persiflage, womit es ihm meist jämmerlich mißglückt; ja er hat sich auch zu folgendem bettelhaften Xenion verstiegen, welches er „für nous et nos amis" anfügt:

> Ich danke Gott mit Saitenspiel,
> Daß ich nicht Schiller (Goethe) worden;
> Ich wär' geschmeichelt worden viel
> Und wäre bald verdorben.

Es ist bezeichnend für die Erbärmlichkeit der damaligen Kritik, daß das langweilige fade Geschwätz des berliner Buchhändlers beifällige Aufnahme finden konnte.

Auch Gleim, der nie müde, wollte das Wort der Xenien, daß ihm leider die spannende Kraft und die Schnelle mangle, die einst des Grenadiers herrliche Saiten gespannt habe, nicht unerwidert lassen; er gab unter dem Titel „Kraft und Schnelle des alten

Peleus" im Jahre 1797 (Gleim's Werke IV, 305 — 336) eine Anzahl matter Verse heraus, durch welche der Ausspruch der Xenien sich auf's neue völlig bewahrheitete. Vgl. Körte Gleim's Leben S. 301 f. Wir wählen zur Probe folgende aus:

Ha, welch ein weiter Weg von Iphigenien
Zu diesen Xenien.

Jungfräulichkeit, man sieht's an ihrem Sinnengedicht,
Ist eben ihre Sache nicht.

An seinem Schreibepulte stand
Die Muse seiner Lieder,
Und als sie Xenien von ihm geschrieben fand,
Schlug sie die Augen nieder,
Und sprach, die Leier in der Hand:
Ich komm' ihm nun so bald nicht wieder.

Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon,
Als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon
Gerufen ward auf ihm, noch die Gerufnen hörten,
Noch Faunen nicht auf ihm der Musen Tänze störten
Mit ihrem Wolfsgeheul und Tigerungestüm,
Apollo Gott noch war, nicht Priapus auf ihm,
Als alle Sänger noch einander ihre Lieder
Vorsangen, alle noch, wie Brüder,
Sich liebten! Haß und Neid war nicht auf ihm zu sehn.
Auf unserm Helikon, wie war's einmal so schön.

Freilich wußte Voß nicht, wie er Gleim's matte Verse genug erheben sollte, aber dafür ward ihm auch das vollste Lob des alternden Grenadiers zu Theil! „Wie jugendlich er daherschreitet, der alte Peleus", schreibt Voß an Gleim am 9. April 1797 (II, 334 f.) „in nicht zitternder Hand die gewaltige Esche des Pelion's bewegend und fehllos sie schwingend, würdig noch jetzt der umarmenden Thetis! — Noch niemals (!) ist das höhnende Wort Kraft und Schnelle nachdrücklicher erwidert worden und mit edlerer Stille und fast spielender Leichtigkeit, in den mannigfaltigsten Wendungen des Lanzentanzes!" Bei solchen Lobeserhebungen der Freunde war es nicht zu verwundern, daß Gleim bis zu seinem Tode nicht aufhören konnte mit seinen Gedichten die Leser zu behelligen, wodurch er Goethe noch im Jahre 1802 zu dem Xenion über das neunte Stück des Merkur reizte:

In Teufels Namen,
Was sind denn eure Namen!
Im deutschen Merkur
Ist keine Spur

Vom Vater Wieland,
Der steht auf dem blauen Einband;
Und hinter dem verfluchtesten Reim
Der Name Gleim.

Auf eigenthümliche Weise rächte sich Jenisch an den Xenien, die er mit witzig sein sollenden Erklärungen, welche meist die Xenien auf Goethe und Schiller selbst anzuwenden suchen, herausgab unter dem Titel: „Litterarische Spießruthen oder die hochadligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii et Ramleri. *Ζευς ενδον.* Hetärengespräche Lucians. Weimar, Jena und Leipzig im eisernen Zeitalter der Humanität." Den Titel erklärt die Note zu Nro. 242:

Unsrer liegen noch tausend im Hinterhalt, daß ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt —:

„Also litterarische Spießruthen! Hier wird rücklings angerückt; das nenne ich Etymologie". Auch Nicolai verstand dieses Distichon nicht. Zu Nro. 204 nennt sich der witzelnde Verfasser „August Fuchsler, attischer Salzinspektor am Helikon", dem sein Vetter alles ausgeschwatzt habe.

Von Christian Fürchtegott Fulda, Lehrer am Pädagogium in Halle, erschien als Gegenschrift gegen die Xenien, meist gegen Goethe als Hauptverfasser: „Trogalien zur Verdauung der Xenien. — — Vescere sodes. Hor. Kochstädt, zu finden in der Speisekammer 1797," mit einem satirischen, das Anrücken der Xenien darstellenden Kupfer, wo Schiller mit der Narrenmütze und einer Fahne, auf welcher man die Worte „Schiller und Comp." liest, einer Schar von Krüppeln und Zwergen vorangeht. Das Ganze zerfällt in folgende Abschnitte: Aufmarsch. Zum Imbiß. Der Musenalmanach. Gespräch nach der Michaelismesse. Gespräch am ästhetischen Thore. Die Xenien. Thüringischer Zodiakus. Göttergespräch. Mysterien. Confessions. Vielen. Zweien. Späte Reue. Abmarsch. Die meisten dieser 237 Distichen sind Parodien auf die Xenien selbst; unter einer großen Anzahl von faden Xenien gibt es einzelne nicht unwitzige; an Roheit, Plumpheit und Gemeinheit fehlt es am wenigsten. Manche Xenien gehen auf das Verhältniß Goethe's zu Christiane Vulpius, die ihn zu den Xenien verleitet habe.

Widder.

O der Füchsin! die hat mich so zu Grunde gerichtet,
Daß den Widder man jetzt nur an den Hörnern noch kennt.

Jungfrau.

Jungfrau war ich vordem; jetzt bin ich seine M—e;
Doch die gütige Welt nennt mich noch immer Mamsell.

Dieselbe.
Aber nehmt euch in Acht! Ich bin vom Geschlechte der Füchse,
Und nach Fuchses Manier immer dem Hofe gar nah.

Natur und Kunst.
(G** an seine Kinder.)
Weg mit der Kunst im Lieben! Ich folge darin der Natur bloß,
Meine Kinder; ihr seid drum auch natürliche nur.

Eins ist Noth.
Bücket euch, wie sich's geziemt vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar,
Habet ihr etwa was bei dem Minister zu thun.

Besagter Minister zu besagter Jungfrau,
bei der Abreise in das Land, wo die Citronen blühen.
Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge — sie sagen
Immer: „Vergiß mein nicht, Goethe, vergiß nur nicht mein"!

Auch Schiller's Sittlichkeit wird nicht verschont, selbst der Herzog von Weimar als unfähig zur Regierung und Goethe unterthänig dargestellt. Von sonstigen Xenien wählen wir nur wenige aus.

Vermuthung.
„W—g ist zu F. a. M. geboren". Ich glaub' es;
Aber jenseit des Stroms scheint er erzogen zu sein.

Elegien in den Horen.
Lange harren wir schon auf unsern deutschen Tibullus;
Endlich haben wir ihn — aber im Narrenhabit.

Aufforderung.
(Cotta an S**.)
Deutschland fragt nach Gedichten nicht viel, mein lieber Herr Hofrath!
Wenn Ihr Almanach doch hübsche Pasquillchen enthielt!

Die neumodigen Distichen.
In Weimar und in Jena macht man Hexameter, wie der:
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter. [1])

Stier.
Jeden stoß ich mit Macht, und wär's auch ein redlicher Bürger. [2])
Wozu wär' ich auch sonst also mit Hörnern begabt?

Fast nur dem Namen nach kennen wir die Schrift vom Kriegsrath A. Fr. Cranz: „Die Ochsiade oder freundschaftliche Unterhaltungen der Herren Schiller und Goethe mit ihren Herren Kollegen". Die Ochsiade soll in gedehnter, schlechter Prosa geschrieben sein,

---

[1]) Obgleich der Verfasser häufig die schlechten Verse der Xenien schilt, so fehlt es doch auch bei ihm nicht an holpernden und harten Versen.

[2]) Anspielung auf Schiller's Beurtheilung von Bürger's Gedichten.

aus dem Hundertsten in's Tausendste gehn, einen drolligen Einfall immer zu Tode jagen, nebenbei manches über die Gegenschriften der Xenien mittheilen. Vgl. die „neue allgemeine deutsche Bibliothek" XXXIV, 152. Sechszehn Jahre früher hatte der Verfasser eine Bockiade geschrieben.

Es bleibt uns nun noch eine Anzahl von Schriften über die Xenien übrig, deren Verfasser unbekannt sind.

1) Aeakus oder Fragmente aus den Gerichtsakten der Hölle über die Xenien. Zum Besten eines Feldlazareths für Gelehrte herausgegeben von J. A. Rebenstock. Deutschland 1797. In dieser, nicht ohne Witz geschriebenen, „dem Beförderer alles Guten, Schönen, Erhabenen, Herrn J. G. Cotta, berühmten Buchhändler in Tübingen, ehrfurchtsvoll zu Füßen gelegten" Schrift verklagen die in den Xenien Angegriffenen, die sich sämmtlich zu Tode geärgert haben, die beiden Xeniendichter, die sich zu Tode gelacht haben, vor dem Tribunale des Aeakus, der sie freispricht, bis zuletzt, als die Xenien und das Xenienwesen in der Unterwelt vergessen sind, so daß nur hier und da noch ein Dichter in seinen eigenen Bart brummt, eine Klagschrift eines Theaterdichters von der Oberwelt einläuft, in welcher der Verunglimpfung und Verläumdung des deutschen Theaters und des Hochverrathes wegen, daß die Griechen als einzige Muster aufgestellt würden, strenge Bestrafung der Xeniendichter gefordert wird. Aeakus droht diesen die härteste Strafe, wenn die Klagen als wahr befunden werden sollten, läßt ihnen aber zur Vertheidigung zwei Tage Zeit, nach deren Ablauf sie in einer in Distichen abgefaßten Bittschrift ihre bitterste Reue darüber aussprechen, „daß sie die Dichter geschmäht und die Autoren in Prosa", der griechischen Tragödie ganz entsagen und die neuen Menschennaturen, „recht nach alltäglichem Schlag, daß man sich selber nur sieht," willkommen heißen.

Seid uns willkommen, ihr Fähndriche, Lieutenants und ihr Räthe,
Pfarrer und Jäger, ihr Gecken und Pinsel und Narrn!
Unsere Stimme soll ferner zu eurem Preis nur erschallen,
Und es schrumpfe hinfort in euch zusammen der Geist.

Die Ironie ist hier so glücklich, daß sie nicht von allen erkannt wurde. Das Ganze besteht aus eilf Fragmenten, von denen das letzte in der eben angegebenen Weise das Theaterwesen behandelt; in den übrigen Fragmenten wird über die Streitsucht der Gelehrten und Dichter (auf Veranlassung des Streites zwischen Jenisch und Reinhardt. Xenien Nro. 295), über die Entweihung des Anden=

kens verstorbener Gelehrten durch Aufdeckung ihrer Schwächen (mit Bezug auf Lessing. Xenien Nro. 356), über die pedantischen Bestrebungen der „Gesellschaft von Sprachfreunden", über die Gräkomanie, über Politik, über die Geschwindschreiberei, den Mißbrauch der Kritik, die theoretischen und praktischen Wissenschaften meist mit Einsicht und gutem Humor gehandelt. Uebrigens gestehen die Xeniendichter, daß die Veranlassung zu den Xenien ein bloßer Einfall gewesen, den der Champagnergeist in ihnen erzeugt habe, die Absicht derselben sei das blanke Geld Cotta's; sie betheuren aber zugleich dem Aeakus, es würde ihm selbst, wenn er die deutschen gelehrten Zeitungen und nur Titel, Inhalt und Sprache einiger der beliebtesten deutschen Schriften gelesen habe, sehr schwer fallen keine Xenien zu schreiben. Der Verfasser datirt seine Fragmente vom Throne des Plutus aus, da er selbst vor einiger Zeit durch den meuchelmörderischen Dolchstich einer Rezension um's Leben gekommen. [1])

2) Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stachelrosen den Herren Goethe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen zum Verstande der Xenien. 1797. Gedruckt auf schwere Kosten des Verfassers. Der Verfasser, der in Halberstadt gelebt haben soll (die Schrift erschien im März), gibt auf der rechten Seite immer ein Xenion des Almanachs, dem er sein eigenes parodirendes links gegenüberstellt; häufig wiederholt er links geradezu das Xenion des Almanachs, was er durch die Bemerkung erklärt: „Rechts und links macht auch einen Unterschied." Zur Probe wählen wir folgende:

Der metaphysische Ovid. Vgl. Nro. 38.

Hättest du, guter Ovid, doch metaphysisch, wie Schiller,
Stets gedichtet; du wärst nimmer vertrieben aus Rom.

Das Neueste der deutschen Dichtkunst. Vgl. Nro. 135.

Raum und Zeit hat man dicht'risch gemalt; es steht zu erwarten,
Daß man die kant'sche Kritik noch in Herametern singt.

Aglaja und Philine. Vgl. Nro. 255.

Auf dem Umschlag zeigt euch Aglaja den göttlichen H—;
Aber Philine zeigt, Leser, euch fast noch was mehr.

---

[1]) Boas, der (Nachträge zu Goethe's sämmtlichen Werken I, 53 f.) diese Schrift zu den Vertheidigungsschriften zählt, in denen es noch viel matter aussehe, als in den Gegenschriften, scheint das Buch nicht gelesen zu haben.

Die unzufriedenen Kritiker. Vgl. Nro. 47.
Arme Kritiker! Ach, was müßt ihr alles nicht hören,
Weil ihr zwei Sterblichen sagt, daß sie Sterbliche sind.

Der Verfasser bemerkt, daß, wenn er sich Ungerechtigkeiten gegen die Xeniendichter habe zu Schulden kommen lassen, dieses das beste Mittel sei, ihnen ihre eigenen Ungerechtigkeiten lebendig vorzustellen; [1]) auch möge er, als in der Verskunst sehr unerfahren, und noch praktisch-ungeübter, als theoretisch-unerfahren, manches bloß — ja wohl bloß und einzig — des Sylbenmaßes wegen gesetzt und gesagt haben. Die meisten Distichen sind fade und holpernd. Zuweilen wenden sich die Parodien auch gegen andere Schriftsteller, als die Xeniendichter.

3) Berlocken an den Schillerschen Musenalmanach auf das Jahr 1797. Jena und Weimar. Der Verfasser gibt sich als Philolog und dankbarer Schüler Heyne's zu erkennen. Von den 97 Distichen gehen nur folgende, zum Theil anerkennende auf die Xeniendichter:

Verfasser der Xenien.
Rathet, wer ist's, der die Xenien schrieb? — Es schrieb sie ein Hofmann
Und ein Dichter; doch hat auch ein Baron daran Theil.

Woher weißt du das?
Suchst du Feinheit in ihnen, du findest sie, findest auch Scharfsinn
Und Erfindung und Witz, aber auch Grobheit genug.

Erster Patron. (Schiller)
Nirgends seh' ich dich lieber, als von Thalien begleitet;
In der Horen Gefolg scheinst du mir etwas Pedant.

Derselbe.
Manches verkauft sein Name, doch die ästhetischen Briefe
Auf der Dreigöttinnenpost gehen wohl meistens retour.

Die Horen.
Göttinnen ewiger Jugend war't ihr den Griechen, uns Deutschen
Werdet ihr — ach, wie bald! — runzlichte Spukdirnen sein.

Deutscher Originalgeist.
Schnell mit Horeneile bist du den Horen entflogen;
Britten und Griechen leihn zur Unterhaltung sich schon.

Adieu.
Deinen Genius schütze die deutsche Sprache, und wieder
Sei auch von deinem Geist unsere Sprache geschützt.

---

[1]) Dagegen heißt es in der Buchhändleranzeige, der Verfasser sei dem Grundsatze des Epaminondas, nicht einmal im Scherze eine Unwahrheit zu sagen, bis zu Ende getreu geblieben.

Der zweite Patron. (Goethe)

Seinen Genius zeigt uns G. in jeglicher Stellung;
Bald siehst du, Publikum, ihn, wie er zum Baden sich schickt.

Wilhelm Meister.

Goethe's Werk ist er, so dacht' ich, und las ihn mit Andacht,
Da floh der Meister davon, kaum daß der Lehrling mir blieb.

Shakespeare's Geist.

Shakespeare's Geist! dich hetzten in Deutschland und Engelland viele,
Aber mit glücklicher Hand faßte nur Goethe dich auf.

Die Xenienangriffe auf Manso werden gebilligt, dagegen Wolf und Voß als undankbare Schüler Heyne's, letzterer auch als Dichter, getadelt. Jacobs, Schlegel, Fichte, Falk, Wilhelm von Humboldt, Sophie Mereau, die Nationalzeitung u. a. werden, selten mit Witz, vorgeführt. Manso's Gegenschrift gegen die Xenien wird mit dem Distichon abgefertigt:

Nehmet zurück, was ihr Schillern gabt und Goethen. Geschenke
Von so bettliger Hand nehmen die Reichen nicht an.

4) Dornenstücke. Nebst einem memento mori für die Verfasser der Xenien. Mannheim 1797. In den Dornenstücken selbst, welche die Thorheiten, Schwächen und Irrthümer der Zeitgenossen mehr oder weniger glücklich treffen, kommen nur einzelne Anspielungen auf die Xenien, Goethe und Schiller vor, denen das memento mori gewidmet ist, eine Sammlung von Epigrammen und Fabeln in reimlosen oder gereimten Jamben (mit Ausnahme eines Epigramms in Distichen). Der Ton ist im ganzen gemäßigt. Wir geben zu Probe:

Die erhörte Bitte.

Zum Göttervater fleht einst ein Poet:
Du aller Schützer und der unsrige
Besonders, hilf! ich bin sehr im Gedräng!
Mich neckt der Aristarchen kühner Troß —
Und viele Hunde sind des Hasen Tod.
Drum, Vater Zeus, gib, ich beschwöre dich,
Gib mir die Eigenschaft des Stinkethiers,
Damit, wenn meine Feinde sich mir nahn,
Der infernalische Gestank sie zwinge
Mit zugehaltnen Nasen zu entfliehn.
„Es sei!" erwidert lachend Jupiter;
„Wenn dich die Kritik wieder neckt, so fahr'
Ein Qualm von Epigrammen von dir aus;
Und halten dann die Herren dennoch Stand: —
So — ist's mir leid; ich kann nichts weiter thun."

5) Mückenalmanach für das Jahr 1797. Peſt. Mit dem Motto aus Martial (III. 99): Irasci nostro non debes, cerdo, libello. Ars tua, non vita est carmine laesa meo. Innocuos permitte sales: cur ludere nobis Non liceat, licuit si iugulare tibi? auf der Rückſeite die Worte des von den Xeniendichtern ſelbſt als Motto gebrauchten martialiſchen Epigramms: Triste supercilium — Clamant ecce mei. Io Saturnalia, versus: Et licet et sub te praeside, Nerva, licet. Der zweite Titel lautet: Leben, Thaten, Meinungen, Schickſale und letztes Ende der Xenien im Jahre 1797. Arma virumque cano! Peſt. Auf dem Umſchlage ſieht man vorn den Apollo im Lande der Hyperboreer, wie er ſich beim Opferſchmauſe des muthigen Spiels und des fröhlichen Geſchreies zweier Eſel freut, auf der hintern Seite vier Satyren, die eine Perrücke zerzauſen und unterhalb ein Schwein mit einem Dichterkranz im Maule und einen Bock mit einem Diplome am Halſe. Zwei Faunen treten am Anfange, nach einer Aufforderung an die Faunen und Satyren, viel Lärm zu machen, zum Wettſtreit auf, Lykobas (Wolfgang — Goethe) und Artiopus (Gradfuß). Lykobas ſetzt ſein Fell, Artiopus ſeine Bocksfüße ein. Darauf erſcheinen die in Mücken verwandelten Xenien und ſpäter die abgeſchiedenen Xenien, und es beginnt nun der Wettgeſang, wobei die Xenien den Chor bilden; doch iſt ſchwer zu ſagen, wie der Verfaſſer ſich eigentlich dieſen Wechſelgeſang zwiſchen Lykobas und Artiopus vorgeſtellt hat. Endlich, nachdem der Wettgeſang über 150 Seiten lang gewährt hat, erſcheint Apollo, der vom hyperboreiſchen Feſte den nordiſchen Braga mit ſich führt. Artiopus wirft die Verkleidung des Satyrs ab; die Xenien verbrennen im Glanze des Apoll und Lykobas flieht betrübt über den Tod ſeiner Kinder in den Wald. Das Ganze beſchließt ein Geſpräch zwiſchen Apoll und Braga, eine Parodie des Geſpräches mit Shakeſpeare, welches wir als das Beſte des ganzen Machwerks mittheilen:

B. Haben der Liebe ſie nicht, der reinen, im eigenen Herzen,
  Tönt ihr Geſang nur, wie Erz, klinget, wie Schellen, ihr Lied.

A. O die Liebe, die bilden die Dichter gar zierlich und lieblich,
  Splitternackend, daß man ganz ohne Hemde ſie ſieht.

B. Wie? So fühlen ſie wirklich die reineſte Liebe des Herzens,
  Welche uns Göttern allein ſonſt zu umarmen vergönnt?

A. Nicht doch; das iſt empfindſam Gewäſch. Kaum einmal im Jahre
  Singt in dem Almanach noch einer von himmliſcher Lieb'.

B. Auch gut. Philoſophie hat ihre Gefühle geſtärket,
  Und der geläuterte Sinn ſucht in der Liebe nur Scherz.

A. Ja, ein zierlicher lustiger Spaß, nichts geht ihnen drüber;
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.
B. Also fühlt man bei ihnen die freudige Wonne des Herzens,
Süße Trauer der Seel', wie sie mein Klopstock einst sang?
A. Keines von beiden! Sie kann nur das Sinnlichberührende rühren
Und was recht offenbar, schmutzig und ekelhaft ist.
B. Was? Sie singen nicht Klagen der Colma, nicht Freuden der Löbna?
Keine Vinvela? und auch eure Andromache nicht?
A. Nein! zur Zeit nur von den Philinen, Faustinen und Kupplern,
Von den Lacerten und was ihre Spelunke nun sei.
B. Aber, ich bitt dich, Apoll, was kann denn dieser Misère
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?
A. Was? Sie bringen den Dichter zu Bette, vertreiben die Zeit ihm;
Sie sind geschäftig, nicht er, und das beklatschet das Volk.
B. Woher nehmen sie aber die große erhabene Tugend,
Welche die Liebe erhebt, wenn sie zermalmet das Herz?
A. Diese kömmt nicht in Handel; denn sie behandeln die Liebe:
Ist geschlossen der Kauf, hebet die Liebe sich an.
B. Aber die bannte deutsche Sitte ja sonst aus dem Hause;
Nun führt der Dichter sie ein? Da wohnt die Freiheit nicht mehr.
A. Nimm's nicht übel, mein Braga! Die Umstände ändern die Sache;
Wen noch die Sitte beschwert, den spricht der Dichter nun frei.
A. Also diese Liebe, die niedrige, trifft man in ihren
Dichtern, die hohe nur nicht, nicht die unendliche an?
B. Der Poet ist der Wirth und seine Gedichte die Zeche;
Wenn sich die Tugend erbricht, steiget das Laster in's Bett.

Wilhelm Meister, die Unterhaltungen und die venediger Epigramme bieten dem Verfasser des Mückenalmanachs den reichsten, bis zum Ueberdruße erschöpften Stoff zu seinen plumpen Späßen. An einem Thierkreise, Arbeiten des Herkules, Schnee- und Flußepigrammen und einem Puppenspiele fehlt es nicht. Auf den Klub in Goethe's Hause werden mehrere Xenien losgelassen. Goethe wird getadelt, daß er die Ideen Recht, Wahrheit und Vaterlandsliebe verleugne. Der Dichter läßt ihn selbst klagen:

Ingenio perii miser ipse meo.
Goldene Zeiten! Als ich vom Schleier der Dichtung getragen
Geistern und Welten gebot, göttlich das Göttliche sang.

Auch seine äußere Stellung wird nicht verschont, wie es S. 63 heißt:

Nein, es ist doch zu arg. Da läuft auch selbst noch der Meister
Von den Brettern und ach! pritscht als Minister das Land.

Art läßt niemals von Art! Es pritscht der Bajazzo die Leut'; es
Pritscht der Dichter den Vers, pritscht der Minister das Land.

Schiller wird in der ganzen Masse von 600 Epigrammen kaum berührt; nur ein paarmal wird der Horen gedacht. Von den Verfassern der Xenien heißt es:

> Zween sind's; einer ist Doktor, ein Laborateur ist der andre;
> Einer macht das Rezept, einer das Medikament.
>
> Stille kneteten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
> Brannten die Fäuste uns an; schenket ein Pflaster uns jetzt!

Die Stimme eines Kosmopoliten wünscht:

> Möchte doch Schiller uns bald mit Geniuswerken beglücken,
> Daß wir vergäßen, was uns jetzo der Almanach gibt,

wogegen sich gegen Goethe überall die böswilligste Gemeinheit des Verfassers, der ein Philologe zu sein scheint, zu erkennen gibt. Nicht selten werden ganze Xenien des Musenalmanachs, ja zuweilen mehrere hintereinander aufgenommen.

6) An die Xeniophoren ein kleines Meßpräsent. 16 Seiten. Ein unbekannter Verfasser tritt hier für die Ehre seines heimischen Flusses, der Weser, auf, von der die Xenien behauptet hatten, von ihr sei gar nichts zu sagen, da sie auch zum kleinsten Epigramme der Muse keinen Stoff biete. Auch dieser Bogen ist in Distichen und zwar in mäßigem Tone und mit geringem Aufwand von Witz geschrieben.

7) Ein paar Worte zur Ehrenrettung unserer deutschen Martiale. 32 Seiten. Da die Schrift selbst mir nicht zu Gesicht gekommen, muß ich mich auf die Mittheilung folgender Beurtheilung der „neuen allgemeinen deutschen Bibliothek" (XXXIV, 152 f.) beschränken: „Zwei oder drei Augenblicke lang glaubt man wirklich den Apologisten der Xenienschreiber zu hören. — Gleich auf der andern Seite kommt er mit Uebertreibungen zu Markte, die für Persiflage viel zu stark sind und um nichts genießbarer werden, wenn er die Noth der im Almanach beleidigten Autoren in eine solche Karikatur stellt. Auch dadurch gewinnt sein Spott nur wenig Anziehendes, daß er in das Privatleben der beiden Xenienschreiber noch tiefere Blicke sich erlaubt, als seine Vorgänger gethan hatten. Welcher Mann von Geschmack und nur einigem Zartgefühl verlangt so etwas zu wissen? Als ob die Xenien selbst nicht schon ein Spiegel wären, wo man mehr zu sehn bekommt, als man zu sehn Lust hat! Mit einem Wort: für Persiflage kann vorliegender, auch in zu kostbare Phrasen geschraubter Aufsatz nicht gelten; unter was für Rubrik aber solcher zu bringen, überläßt man seinem etwanigen Leser." Der Vollständigkeit wegen führen wir noch an, daß Böttiger (vgl. Böttiger's Leben S. 52)

eines handschriftlich aufgefundenen Xenion's von unbekanntem Verfasser gedenkt:

> Schiller, der reuige, spricht:
> „Freund, wir gewönnen unendlich,
> Wären die Horen verständlich
> Und die Xenien nicht."

Fr. Horn, der sich der Xenienzeit noch sehr wohl erinnert, berichtet [1]) uns, vom November 1796 bis etwa Ostern 1797, habe das Interesse für die Xenien auf eine Weise geherrscht, die alles andere Litterarische überwältigt und verschlungen habe. Schiller schreibt am 16. Mai: „Das Geschwätz über die Xenien dauert noch immer fort; ich finde immer noch einen neuen Büchertitel, worin ein Aufsatz oder so etwas gegen die Xenien angekündigt wird. Neulich fand ich in einem Journal „Annalen der leidenden Menschheit" einen Aufsatz gegen die Xenien." So erschienen auch ausführliche Beurtheilungen der Xenienlitteratur im „allgemeinen litterarischen Anzeiger" Nro. 54—60 (vom 6.—20. Mai 1797) und in der „neuen allgemeinen deutschen Bibliothek" B. XXXIV, 145—155 (vom August 1797). Wie leidenschaftlich auch die Angriffe waren, so beruhigte sich doch die Stimmung bald, und zwar um so eher, je plumper und roher die Gegner sich geberdeten, die gerade dadurch bewährten, wie sehr die Xenien von bloßer leidenschaftlicher Neidsucht, die sich zu gemeinem Herunterreißen erniedrigt, entfernt seien, wie die Xeniendichter von einem viel höhern Standpunkte aus auf das Treiben in der Litteratur und Kunst herabgeschaut und nur Leerheit, Flachheit, anmaßliche Halbheit und unbesonnenes, reiner, lebendiger Ausbildung widerstrebendes Gebären gezüchtigt, mochten sie auch hier und da zu scharfe Pfeile abgeschossen, zuweilen neben das Ziel getroffen haben. Vor allem wirkte es sehr günstig, daß die beiden Dichter sich nicht aus ihrer Ruhe bringen und sich durch die mannigfachen, meist rohen Ausfälle nicht beirren ließen, sondern im Bewußtsein ihrer Würde und des guten Zweckes sich in Sillschweigen hüllten. Besonders gespannt war man darauf, ob nicht im neuen Musenalmanach eine weitere Ladung Xenien erfolgen werde. [2]) Schiller hielt mit Absicht alles Polemische fern und legte deshalb auch „Oberon's

[1]) Dichtercharaktere S. 57.

[2]) Zelter, der dies geleugnet hatte, gewann damit zu Berlin eine Wette. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe III, 330. 335.

goldene Hochzeit" zurück, was Goethe selbst billigte.[1]) Er erlebte denn auch die Freude, daß der neue Almanach so reißend abging, daß eine zweite Auflage nöthig schien. „Wir könnten", schreibt er am 22. Dezember, „in der That keinen glänzendern Triumph über die Neider davon tragen, die das Glück des vorigjährigen Almanachs bloß den Anzüglichkeiten in den Xenien zugeschrieben haben. Es erweckte mir auch etwas mehr Vertrauen zum deutschen Publikum, wenn wir sein Interesse, auch ohne Vermittelung irgend einer gemeinen Passion, durch die Gewalt der Poesie zu fesseln gewußt hätten." Auch schien es Schiller eine gewisse Satisfaktion, daß Elisa von der Recke ihm ein Schauspiel mit vollster Befugniß zu streichen und zu ändern zugeschickt und eine so moralische Person sich einem solchen Ketzer und Freigeiste auch nach dem Xenienunfuge auf Gnade und Ungnade ergeben habe.[2]) Die Xenien hatten die böse Luft gereinigt und die Richtung, welche die beiden größten deutschen Dichter, auf die Gefahr hin mit dem Publikum zu brechen, in starker und fester Vereinigung einzuschlagen entschlossen seien, vernehmlich und eindringlich gezeigt; und was sie auf diesem Wege zu erreichen vermochten, sollten bald die in edelstem Wettstreite entstandenen Balladen, Hermann und Wallenstein auf das glänzendste erproben. Wohl keine Litteratur dürfte eine den Xenien ähnliche Erscheinung aufzuweisen haben, welche so mächtig in alle Kreise der Litteratur und Kunst eingedrungen wäre und alle Parteien aus ihrer sorglosen, selbstgefälligen Ruhe so schrecklich aufgeschüttelt hätte. Hillebrand hat an die „Ueberschriften" erinnert, mit denen Christian Wernike gerade hundert Jahre vor den Xenien gegen die verkehrten Richtungen der Zeit auftrat; nach Böttiger wäre Bahrdt's Ketzeralmanach das Vorbild der Xenien gewesen;[3]) aber wie viel tiefer und schneidender griffen die Xeniendichter in das verdorbene Wesen der Halbheit, der Mittelmäßigkeit und des Dünkels ein, und wie viel wirksamer mußte der Angriff von einer solchen Seite sich bewähren, von den gepriesensten Dichtern der Nation, von denen der eine auch in einer hohen äußern Stellung sich befand, die ihn nicht abhielt im offenen Kampfe gegen die Verkehrtheiten und Erbärmlichkeiten in der Litteratur und Kunst

---

[1]) Vgl. den angeführten Briefwechsel III, 286. 370.

[2]) Ebendaselbst III, 367.

[3]) Man könnte auch an die 1772 erschienenen „Devisen auf deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler. Aus deutschen Dichtern gezogen", erinnern, die aber zahmerer Natur und von geringerer Bedeutung waren.

aufzutreten, mochten sie auch immer ihre Bettelhaftigkeit unter einem aus dem Beifalle der Armen an Geist gewobenen Ordenskleide verborgen halten!

Der vorstehende Aufsatz war bereits zu Ende geführt, als ich veranlaßt ward von neuem einen Blick auf die in der Quartausgabe Goethe's enthaltenen, in der Taschenausgabe von 40 Bänden weggelassenen Gedichte zu werfen, aus denen ich einen weitern Grund gegen die Glaubwürdigkeit der Bezeichnung der Xenien von Charlotte Schiller, auf welche Hoffmeister so fest baut, entnehmen zu können glaube. Dort finden sich unter anderen unter der Ueberschrift Distichen folgende Epigramme, ohne Zweifel aus Goethe's eigenem Nachlasse und wohl von seiner Hand geschrieben:

1. Saiten rühret Apoll, doch er spannt auch den tödtenden Bogen:
   Wie er die Hirten entzückt, streckt er den Python in Staub.[1])
2. Spaltet immer das Licht u. s. w. (Votivtafeln 31)
3. Neu ist der Einfall doch nicht; man hat ja selber den höchsten
   Einzigsten reinsten Begriff Gottes in Theile getheilt.
4. Prächtig habt ihr gebaut u. s. w. (Votivtafeln 38)
5. Was heißt schonender Tadel? Der deinen Fehler verkleinert?
   Zudeckt? Nein, der dich selbst über den Fehler erhebt.

Wir haben hier ohne Zweifel die älteste Gestalt des Epigramms der Votivtafeln 82:

Delikatesse im Tadel.
Was heißt zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verschonet?
Nein, der deinen Begriff von dem Vollkommenen stärkt.

Die Aenderung mag von Schiller sein, aber das Epigramm selbst muß von Goethe sein, obgleich Charlotte Schiller es mit Sch. bezeichnet.

6. Bald ist die Menge gesättigt von dem demokratischen Futter,
   Und ich wette, du steckst irgend ein anderes auf.
7. 8. Die beiden Epigramme im „Herbst“ Nr. 69. 70. (B. 1, 312)
9. Xenion Nro. 150.

Auch hier befindet sich Charlotte Schiller, die das Epigramm Schiller zuschreibt, im Irrthum.

Auf diese Distichen folgen in der Quartausgabe unter der Ueberschrift: „Zu den Xenien. 1797“ folgende Xenien, ohne Zweifel ebenfalls aus Goethe's Nachlaß und ihm sicher angehörend:

---

[1]) Man erinnert sich hierbei der bekannten Verse Goethe's (B. 2, 25):
Nicht die Leier nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.
Man vgl. auch „Wanderers Sturmlied“.

1. Eines wird mich verdrießen für meine lieben Gedichtchen:
Wenn sie die wiener Censur durch ihr Verbot nicht bekränzt.
2–7. Die Epigramme im „Herbst“ 46 – 51. Vgl. Chaos I Nro. 27.

Den Schluß bilden die beiden übersetzten Hexameter:
Nicht am Morgen allein, noch am Mittag einzig beglückt sie;
Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne.

Vgl. Eckermann's Gespräche I, 142.

Da ich sobald nicht auf eine genauere Vergleichung der beiden Ausgaben Goethe's zurückkommen werde, so will ich bei dieser Gelegenheit kurz die übrigen in der Quartausgabe befindlichen, in der Taschenausgabe ausgefallenen Gedichte bezeichnen.

1) Töne, Lied, aus weiter Ferne u. s. w., zuerst gedruckt in „Kunst und Alterthum“ II, 6.

2) Hans Liederlich, im Volkstone gedichtet.

3) Die Burg von Otranto.

Sind die Zimmer sämmtlich besetzt der Burg von Otranto,
Kommt, voll innigen Grimmes, der erste Riesenbesitzer
Stückweis an und verdrängt die neuen falschen Bewohner.
Wehe, den Fliehenden, wehe den Bleibenden! Also geschieht es.

Die Verse beziehen sich auf den 1765 erschienenen grausenhaften Roman von Horatio Walpole, The castle of Otranto. Goethe ward mit diesem Romane im Jahre 1798 durch A. W. Schlegel bekannt, an welchen er am 15. Dezember des genannten Jahres schreibt: „Heute komme ich schon wieder, um Sie um das Schloß von Otranto zu ersuchen. Einige Frauenzimmer, die es noch nicht gelesen haben, möchte ich gern in diese Wunder einführen. Weiter in einem Briefe vom 28. Dezember: „Ew. Wohlgeboren sende die Burg von Otranto in einer neuen Hülle zurück. Wenn auch diese gleich der vorigen wird abgelesen sein, so möchte wohl vom Buche selbst nicht viel übrig bleiben.“ Am 26. März 1799 schreibt er: „Wollten Sie die Güte haben mir die Bände des Walpole durch Ueberbringern zu schicken, so wollte ich solche gelegentlich nach Weimar senden, um die übrigen (von der Bibliothek) dagegen zu erhalten“. Einen Auszug aus Walpole's Schriften lieferte Schlegel im Jahre 1800 unter dem Titel: „Historische, litterarische und unterhaltende Schriften von Horatio Walpole“. „Die Uebersetzung der walpolischen Schriften“, meldet Goethe am 2. April 1800, „ist mir sehr willkommen. Die großen Quartbände des Originals schreckten mich ab, und eine Auswahl, wie sie Ihre Vorrede einleitet, ist freilich einladender.“ In demselben Jahre faßte Goethe mit Schiller den Gedanken Walpole's schreckliches Trauerspiel The mysterious mother zur Aufführung zu bringen,

was aber bei näherer Betrachtung unterblieb. Vergl. Goethe's Werke B. 27, 74.

4) Die Zerstörung Magdeburg's. Riemer berichtet (Mittheilungen II, 438): „In Goethe's litterarischem Nachlaß fand sich ein unvollendetes Gedicht: Die Zerstörung Magdeburgs, zwar nicht von seiner Hand geschrieben, aber mit Bleistift hin und wieder die Lücken ausgefüllt. Es bleibt ungewiß, sowohl ob es ganz von ihm herrühre, als ob es das sei, welches für das wallensteinische Lager bestimmt war." Den Anfang von Wallenstein's Lager sollte ein Lied von Magdeburg bilden, das Goethe übernommen hatte. „Das Anfangslied bring' ich auch nicht zu Stande", schreibt er an Schiller am 5. Oktober, „habe aber etwas Schicklicheres dafür zu substituiren". Schiller erwidert: „Finde ich Stimmung und Zeit, so will ich das Liedlein von Magdeburg noch machen, und nach einer alten Melodie, daß dadurch kein Aufenthalt geschieht. Uebrigens bin ich getröstet, wenn es an Zeit dazu fehlt, daß Sie etwas anders substituiren können." Goethe substituirte das von Boas und Hoffmeister mitgetheilte, von Schiller mit ein paar Versen vermehrte Soldatenlied. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe IV, 325. 334 ff. Daß das in der Quartausgabe mitgetheilte Lied „Die Zerstörung Magdeburg's" wirklich das zu Wallenstein's Lager bestimmte sei, kann kaum bezweifelt werden.

5) Die zuerst 1827 gedruckten Verse:

Die Nachtigall sie war entfernt,
Der Frühling weckt sie wieder;
Was Neues hat sie nicht gelernt,
Singt liebe, alte Lieder,

unter der Aufschrift Ländliches verbunden mit den Versen: „Gar manches ist geschehn" u. s. w. (B. 2, 189) und „Erinnr' ich mich" u. s. w. (B. 2, 244).

6) Mein Beichtiger, mein Beichtiger, zuerst 1833 gedruckt, ohne Zweifel von Goethe bloß übersetzt.

7) Blick um Blick, zuerst 1833 gedruckt.

8) Genug, zuerst 1827 gedruckt.

9) Paulo post futuri (1784).

10) Die Verse „Zu Regenschauer und Hagelschlag" u. s. w., zuerst 1827 gedruckt.

11) Den Männern zu zeigen, zuerst erschienen in der Iris IV, 160. Die Quartausgabe will dieses in die Jahre 1767—1769 setzen, welche Bestimmung ich sehr bezweifeln möchte.

12) Im „west=östlichen Divan“ sind in der Taschenausgabe nicht bloß B. 4, 43 zwei Zeilen ausgefallen, sondern vier ganze Gedichte, nämlich S. 46 nach den Worten: „Es bleibt Idee und Liebe“ das Gedicht vom 25. Juli 1814 „Sollt einmal durch Erfurt fahren“, S. 48. vor „Firdusi spricht“ „Gar viele Länder hab ich bereist“, S. 114 nach „Und Sorgenbrecher sind die Reben“ die sechs Verse „Wein, er kann“ — „Wein ich preise“, endlich S. 140 vor dem „Einlaß“ das Lied vom 10. März 1815 „Ferner sind allhier zu finden“. Wann werden wir endlich einmal eine zuverlässige und möglichst vollständige Ausgabe von Goethe's Werken erhalten? Möchte Goethe's Jubeljahr wenigstens den Entschluß reifen, eine solche in der Weise der lachmannischen von Lessing's Schriften zu veranstalten! Bei einer solchen Ausgabe wären auch so seltsame Wiederholungen zu vermeiden, wie sich in den bisherigen finden. So müssen die Sprüche B. 3, 36 — 44 ganz ausfallen, da Goethe sie vollständig und in derselben Ordnung in das „Buch der Sprüche“ des westöstlichen Divan's aufgenommen hat (B. 4, 62—69). Eben so wäre die fünfte Abtheilung der „Maximen und Reflexionen“ wegzulassen (B. 3, 210—217), da sie sämmtlich mit Ausnahme der zwei letzten an zwei Stellen der Wahlverwandtschaften unter der Aufschrift „Aus Ottiliens Tagebuche“ stehen (B. 15, 180—182. 195—198). Daß einzelne in den Romanen und dramatischen Stücken enthaltene Lieder unter die Gedichte aufgenommen sind, kann man nur billigen. Die Xenien sollten der frühern Verabredung beider Dichter gemäß vollständig in Schiller's und Goethe's Werken stehn. [1])

Cöln. **H. Düntzer.**

---

[1]) Da ich vom ersten Theile dieses Aufsatzes in Heft IX keine Korrektur habe nehmen können, so haben sich mehrere, zum Theil sinnentstellende Druckfehler eingeschlichen. Man lese S. 176 Z. 17 Betrachtung statt Befruchtung, Z. 18 am Ende statt das Ende, Z. 21 wußte Humboldt nicht, S. 178 Z. 4 1796 statt 1790, S. 180 Note Z. 5 die statt seine, S. 183 Z. 5 18. März, Z. 14 an dem statt an den, Z. 25 drei Tage statt drei Jahre, S. 184 Z. 9 v. u. nicht statt mit, l. Z. an statt auf, S. 191 Z. 2 v. u. heben statt haben, S. 192 Note l. Z. könnte, S. 196 Z. 11 XIV statt VIX, Z. 13 Phantasiestückes, S. 197 Z. 1 abgeneigt statt geneigt, S. 198 Z. 4 psychologische statt philologische, Z. 9 Inopes statt Inopez, Z. 20 nur statt uns, Z. 30 am 26. Juli.

Ich benutze diese Gelegenheit zu einigen nachträglichen Bemerkungen zu diesem vor einem halben Jahre niedergeschriebenen Aufsatze. Schütz hat in seinem bekannten Buche „Goethe's Philosophie“ B. III, 205—305 die meisten

Xenien mit erklärenden, zum Theil spöttischen Bemerkungen abdrucken lassen, von denen ich nur bemerke, daß er Nro. 76 richtig auf Wieland's Merkur, Nro. 122. 123 auf Fr. Stolberg (?), Nro. 131 auf von Nicolay, Nro. 154 auf Böttiger (?), Nro. 236 auf Büsch und Ebeling in Hamburg (?), Nro. 275 auf Bernhardi (?), Nro. 278 und 324—326 auf Fr. Schlegel, Nro. 302—308, 323, 327—330 auf die Gebrüder Schlegel, Nro. 316 auf Feßler (?), Nro. 355 auf Lessing und Nicolai (?) bezieht. Zu Nro. 128 bemerken wir, daß Goethe auch in den Briefen an Frau von Stein I, 275 des Leviathan Erwähnung thut: „Doch sind wir schon durch so vieles Große durchgegangen, daß wir wie Leviathan sind, die den Strom trinken und sein nicht achten". Wir verweisen auf die Schilderung Leviathan's im Hiob K. 41. — Zu Nro. 131. Sollte vielleicht Nicolay's Brief an Voß in Becker's „Erholungen" 1796 B. 4. S. 147 ff. gemeint sein, den ich nicht habe vergleichen können.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Grammatik der englischen Sprache mit Berücksichtigung der neuern Forschungen auf dem Gebiete der allgemeinen Grammatik, bearbeitet von Dr. Jakob Heussi. Berlin 1846, Duncker und Humblot. XII in 595 S. gr. 8.

Die Erscheinung dieses höchst scharfsinnig und geistreich angelegten und durchgeführten, durch die anziehendste Originalität der Behandlung sowohl als eine große Fülle trefflich bearbeiteten Lehrstoffs ausgezeichnete Werk eines tief und klar denkenden Sprachgelehrten läßt sich in seiner die größte Aufmerksamkeit verdienenden, aber freilich für die Schulpraxis selbst manchen Bedenklichkeiten und Ausstellungen Raum gebenden Eigenthümlichkeit wohl nur aus der bei seinem Verfasser vorwaltenden Tendenz, dem Unterrichte in den modernen Sprachen in den öffentlichen Bildungsanstalten dieselbe Berechtigung und einen eben so weit reichenden Umfang zu vindiciren, wie dem Studium der antiken Philologie, erklären, welches Streben von ihm nachher auch durch bekannte Streitschriften an den Tag gelegt worden ist. Aus solchem Prinzip mußte denn als nothwendige Folge ein Versuch hervorgehen, auch die Englische Sprachlehre nach derselben Methode zu construiren, die zuerst von Becker für die Deutsche Grammatik angewandt und nachher von den Bearbeitern der Lateinischen und Griechischen Grammatik zur wissenschaftlichern Begründung des in letztern beiden zu Entwickelnden mannigfaltig benutzt worden ist. Der Verfasser dieses Werkes ist noch einen Schritt weiter gegangen, und tritt hier mit einer totalen Umformung des ganzen grammatischen Lehrgebäudes auf, indem er Alles, was in den Bereich der Englischen Sprachlehre fällt, unter den Gesammtbegriff des Satzes mit allen seinen Modificationen vertheilt. Er geht also gerade den allem sonst üblichen Verfahren entgegengesetzten Weg, von der höchsten Abstraction zu dem concreten Detail herunterzusteigen, anstatt das Concrete zuerst hinzustellen, und das Abstracte daraus herzuleiten. Die Ideen gehen vorauf, und ihre Verkörperung im Einzelnen folgt nach. Ob eine solche Verfahrungsweise praktisch zweckmäßig, und besonders zur Erweckung des Interesses in dem jugendlichen, stets auf unmittelbare Anschauung gerichteten Gemüthe geeignet, ob dabei auch die Gefahr, die Lust und Liebe zur Bewältigung des Lehrstoffes im Keime zu tödten, und durch übergroße Anstrengung des rein formellen Nachdenkens die Geisteskraft selbst zu ermatten, gehörig

vermieden sei, darüber Betrachtungen anzustellen, möchte nicht dieses Ortes sein. Indessen scheint wohl so viel behauptet werden zu können, daß eine solche Behandlung des von dem Schüler zu erarbeitenden Wissens offenbar mehr Zeit erfordert, als wenn die einzelnen Redetheile zuerst als ein fertig gegebenes Aggregat aufgeführt und in ihren möglichen Veränderungen dargestellt werden, und nachher ihre systematische Verbindung zur vollkommnen Gestaltung des vom Verstande zu schaffenden Gedankenausdrucks auseinandergesetzt wird. Handelt es sich um kräftige Entwicklung selbständiger Geistesthätigkeit, um Uebung im klaren Urtheile und um Erweckung eines in allen Dingen das Rechte treffenden Scharfsinns, so versteht es sich von selbst, daß ein auf ein solches Ziel berechneter Unterricht, wenn er auch mehr Zeit wegnimmt, keinesweges als Verlust, sondern als größter Gewinn für die propädeutische Bildung des Schülers zu betrachten ist. In Gymnasien aber wird ja schon der Unterricht in den classischen Sprachen auf solche Weise basirt, und hier sind auch der dafür bestimmten Stunden so viele, daß diese breitere Grundlegung Platz genug hat; auch dauert da der Cursus lange genug, um außer der Theorie noch Praxis genug mitnehmen, und die Lernenden in den innern Gehalt der betreffenden Literaturen einführen zu können, während dagegen auf dem nothwendig enger begränzten Gebiete des modernen Sprachunterrichts, um auch den realen Gewinn bei der noch dazu viel umfassendern Literatur der neuern Sprachen erschwingen zu können, ohne Zweifel eine rascher zum Ziele führende Methode inne zu halten ist. Blicken wir dagegen auf die Realschulen, so tritt wiederum die kürzere Zeit, welche ohnehin die zu bürgerlichen Geschäften bestimmten Schüler daselbst zuzubringen haben, hindernd in den Weg, und man sollte denken, daß hier die in den untern Classen mit Fug und Recht einzuübende allgemeine Sprachdenklehre vollkommen ausreichen müßte, um in das moderne Sprachstudium ein gehöriges rationelles Licht zu bringen, so daß also für den Realschüler, dem ohnehin in den in größerm Umfange von ihm zu betreibenden mathematischen Disciplinen genug geistige Gymnastik geboten wird, alle zu subtile und philosophische Darstellungsweise des modernen Sprachstoffes als ein Parergon erscheint, welches mit seiner, nicht formell auf das praktische Leben vorbereitenden, sondern gleich materiell in dasselbe eingreifenden Bildung gar Nichts zu thun hat. Wie wird es, um nur Eins anzuführen, dem Realschüler irgend möglich sein, die unabsehbare Menge von Satzbezeichnungen und andern Kunstausdrücken, die in den nach Beckerscher Theorie aufgestellten Regeln vorkommen, entweder im Gedächtnisse zu behalten, oder ihren Sinn aus den großentheils lateinischen Wörtern, von welchen sie entlehnt sind, zu errathen? ein Stück Arbeit, woran ja selbst mancher Primaner einer Gelehrtenschule vollauf zu thun hat. Dabei ist das Schlimmste, daß die Unterschiede öfter so fein sind, daß der Grund der abweichenden Terminologie keinesweges in die Augen springt, und kein Schüler z. B. wird begreifen können, warum der Satz, they did not know which way they should take ein Objectivsatz, und the man whom I seek, is not here, ein Subjectivsatz heißt. Und wie willkührlich sind nicht mitunter die Benennungen der Sätze erfunden. I knew very well that he is not obedient, soll ein Begriffssatz sein, und my father was one of those, whom they call gentlemen farmers, ein Merkmalssatz. Ist nun aber in letzterem Satze das Merkmal eines gentleman farmer nicht auch ein Begriff, und in ersterem der Begriff des Gehorsams nicht auch ein

Merkmal? Wie konnte man von so unlogischen Unterscheidungsmomenten aus- gehen, und welchem Schüler war es zuzutrauen, sich in solcher Konfusion der Terminologie nicht mit zu verwirren? Die ganze Mathematik in allen ihren Axiomen, Lehrsätzen, Rechnungsvehikeln und Problemen hat nicht so viele terminos technicos, als diese neue Sprachisagogik, und jene ist doch eine Wissenschaft, die der Geist als Selbstzweck umfaßt, während alles sprachliche Wissen doch vernünftiger Weise nur als Mittel zum Zwecke, als Schlüssel zu den Schatzkammern der Wissenschaft betrachtet werden, und eben deswegen nicht so ungebührlich verkünstelt und erschwert werden sollte. Uebel genug, daß wir in manchen Partien der Grammatik, namentlich der Englischen, um bestimmte Regeln zu liefern, eine Menge von Namen-Definitionen nicht entbehren können, die sich trotz ihrer schärfern Abgränzungen doch leicht im Bewußtsein des Lernenden ineinander verlieren, was diesen um so weniger zu verübeln ist, da es selbst ausgezeichneten Grammatikern passiren kann, wie z. B. gerade unser Verfasser wirklich good, evil u. s. w. unter die Stoffnamen gerechnet hat, obgleich zwischen copper, silver, deal u. s. w. und jenen Abstracten ein himmelweiter Unterschied ist. Abgesehen von der großen Schwierigkeit, die gegebenen mit an sich zum Theile dunkler und vager Composition durchflochtenen grammatischen Vorschriften auf ersten Blick nur zu verstehen, ist es eine sehr mühsame und oft gewiß vergebliche Arbeit für den Lehrbedürftigen, irgend einen speciellen Fall über den Gebrauch dieses oder jenes Redetheils vermittelst gehöriger Subsumtion unter die hoch abstracten, der Satztheorie angehörenden Rubriken herauszufinden, und deswegen ist es ein sehr beklagenswerther Uebelstand, daß der Verfasser nicht für gut gefunden hat, ein Inhaltsverzeichniß, welches alle Einzelheiten in alphabetischer Ordnung nachwiese, beizufügen; denn, was dem Ganzen voraufgeschickt ist, liefert nur eine allgemeine Uebersicht der abgehandelten Materien, und ist mehr geeignet, die Bewunderung einer allerdings höchst geistreichen und kunstvollen Gliederung zu wecken, als für Ausmittelung von Ort und Stelle, wo man sich Raths zu erholen hat, Fingerzeige zu gewähren. Bei dem allen bleibt aber das Werk ein Meisterstück logischer Gewandtheit, den ganzen Gehalt der Sprachlehre unter die Legislatur der Satztheorie auf eine so erschöpfende Weise zu repartiren, daß im Allgemeinen nur wenige, beim grammatischen Studium des Englischen zu berücksichtigenden Punkte übergangen sind, und es verdient daher in der Bibliothek eines jeden, besonders mit dem fraglichen Idiome und seiner Literatur vertrauten Philologen oder Linguisten einen Ehrenplatz, und möchte eben so wohl ein *ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα*, als ein *κτῆμα ἐς ἀεί* sein, wie selten sich auch sonst dieser Thucydideische Gegensatz in einem und demselben literarischen Phänomen ausgeglichen findet.

Der Organismus des Werkes ist folgender: Erster Theil, Satzbaulehre, erster Abschnitt. Satzgliederung. Erste Abtheilung. Wortlehre, welche im ersten Kapitel die Wortartenlehre, im zweiten die Wortformenlehre begreift. Im ersten Kapitel ist 1) von den Wortarten überhaupt, und dann 2) von den Wortarten im Besondern, die Rede, welche Kategorien wiederum in einen weitschichtigen, in erdenklicher Vielfältigkeit verzweigten, Schematismus auseinander gehen. Das zweite Kapitel giebt 1) die etymologische Wortformenlehre, 2) die Flexionslehre, von denen erstere sich mit der Ableitung, den allgemeinen und besondern Bildungsgesetzen, und mit der Zusammensetzung, Beides in Be-

ziehung auf sämmtliche Redetheile, und mithin jeder in eine Menge von Unterabtheilungen zerspalten, beschäftigt, letztere aber Alles, was zur Declination, Komparation, und Konjugation gehört, im weitesten Umfange, und genauester Zergliederung auseinanderlegt. Die Satzlehre zerfällt in die Satzartenlehre, die das zweite Kapitel füllt, und auch hier ist die reichhaltigste Distribution mit scharf berechneter Sonderung durchgeführt. Der zweite Abschnitt liefert die Satzverbindungslehre (Syntax), und spricht 1) von der Fügung (nemlich a) der Wortfügung, und b) der Satzfügung) und 2) von der Folge (d. h. a) Wortfolge, und b) Satzfolge.) Der zweite Theil umfaßt die Satzerscheinungslehre, nemlich 1) Orthoepie (Tonlehre, als a) Accentlehre, b) Quantitätslehre, und dann Lautlehre, die allgemeinen Gesetze der Pronunciation, und alles Besondere, auf Konversation, Lectüre, Prosa und Poesie, Versmaß und Reim, Dialektunterschiede und Aussprache der Eigennamen Bezügliche enthaltend); und dann 2) Orthographie, wiederum in zwei Kapiteln, von welchen eins die Tonzeichenlehre, und das andere die Lautlehre begreift. Ein Anhang verbreitet sich noch über die Wörter, welche auf einerlei Art ausgesprochen, aber ihrer Bedeutung nach verschieden geschrieben werden, und über diejenigen, bei welchen Schreibung und Tonsetzung gleich, die Aussprache aber nach Maßgabe der verschiedenen, dadurch bezeichneten Begriffe, verschieden ist.

So sehr es den Anschein haben könnte, als ob vorliegende Grammatik in überwiegender Richtung bloß theoretische Auseinandersetzungen verfolgte, so gereichen ihr doch auch sehr umfangreiche und gründlich ausgeführte Mittheilungen an individuellem sprachlichen Material zum Lobe, womit freilich Herr Heussi in das Gebiet der Lexikographie übergegriffen, aber eben bei der Unvollständigkeit aller Englischen Wörterbücher eine wesentliche Ergänzung der letztern geliefert, und einen glänzenden Beweis von dem ausgebreiteten Studium, welches er den auf Englischem Boden selbst erwachsenen neuen Zuthaten nationaler Sprachforschung widmete, an den Tag gelegt hat. Dahin gehören die Verzeichnisse der transitiven Verben, bei welchen es aber auch jedesmal bemerkt ist, wenn sie eines subjectiven Gebrauches fähig sind, die der Adverbien, der Substantiven, deren Singular andre Bedeutung als der Plural hat, so wie derer, von welchen gar kein Singular vorhanden; diejenigen Zeitwörter, welche nie reflexiv gebraucht werden dürfen, nebst solchen, bei denen das Reflexivpronomen stehen, aber auch fehlen kann; ferner solcher Verben, die im Englischen mit einem Accusative des Objects, im Deutschen aber mit einem andern Casus construirt werden, woran sich auch noch diejenigen anreihen, die, mit einem Accusative verbunden, eine der Englischen Sprache ganz eigenthümliche Redeweise bilden; sämmtlicher das Object im Dative zu sich nehmender Verben, desgleichen aller das Object im Dative regierenden Adjective, und so wiederum derjenigen Zeitwörter, bei denen das Object im Genitive stehn muß u. s. w. u. s. w. Hier findet sich überall eine nur sehr wenige Zugaben gestattende Vollständigkeit, und solche Verzeichnisse haben das Gute, daß dadurch der in den Wörterbüchern natürlich auch vorliegende, aber dort nur rhapsodisch hineingearbeitete Stoff, hier unter bestimmte begriffliche Gruppirungen gebracht, und auf diese Art dem an ein rationelles Fachwerk gewöhnten Gedächtnisse besser eingeprägt werden kann. Wo sich der Englische Ausdruck nicht gut unter bündig zu fassende Principien bringen ließ, hat der Verf. häufig ein Epimetron sogenannter idiomatischer Redensarten hinzugefügt. Daß die

Satzerscheinungslehre erst den Schluß des Ganzen macht, ist in Beziehung auf die Lehre von der Aussprache freilich eine Unbequemlichkeit, die aber eben in dem wissenschaftlichen Zusammenhange der vorhergehenden Rubriken derselben Kategorie in der Syntax ihren Grund hat, und zum Beweise dienen kann, daß ein streng systematisches und zugleich praktisch eingerichtetes Handbuch sprachlicher Wissenschaft ein sehr schwer oder gar nicht zu lösendes Problem ist. Wer das Buch zum ersten Erlernen der Sprache brauchen will, wird nothwendig von hinten anfangen müssen.

Ref. will, da Jedem, bei dem es sich um gründliche Kenntniß des Englischen handelt, die Frage zunächst liegt, ob eine empfohlene Grammatik zur Erlernung einer richtigen Aussprache geeignet sei, die Reihe der über das Detail zu machenden Bemerkungen, mögen sie der Berichtigung oder Ergänzung des hier Gegebenen gelten, mit dem, was ihm bei der Durchsicht des letzten Hauptabschnitts aufgestoßen, oder eingefallen ist, beginnen.

Zu den auf der viertletzten Silbe zu betonenden Wörtern ist S. 482. ganz richtig hierarchy gezählt, aber hiérarchy gedruckt, da es doch hìerarchy heißen müßte, héterodoxy hat aber den Ton auf der fünftletzten, und bedürfte also, wie heteroclite, noch einer besondern Regel. Da nicht alle Englisch Lernenden Griechisch verstehen, war S. 479 zu §. 759 horizon zu erwähnen. S. 759 mußte die Ausnahme condólence angeführt werden, da es im Lateinischen doch condolentia heißt. Der Accent von towards ist streitig, was allerdings angedeutet werden müßte, damit man die Aussprache towárds nicht für entschieden unrichtig halte. Daß das Adjectiv toward den Accent auf der ersten Silbe hat, beweiset nemlich Nichts für das damit verwandte Adverb. Denn man kann dagegen anführen, daß downright, obgleich in beiden Fällen gleich geschrieben, doch als Adverb downríght und als Adjectiv dównright lautet, und Walker hat also kein Recht, auf jenen Umstand ein so großes Gewicht zu legen. Advantage ist mit Unrecht zu den im Englischen nicht einfach vorkommenden Wörtern gerechnet, da vantage bekanntlich auch ein Englisches Wort ist. In retch soll e lang sein; indessen giebt Walker, dem V. hier gefolgt zu sein scheint, auch die kurze Aussprache des e in diesem Worte an, wie sie Johnson verlangt. Der Grund, warum Walker ersteres vorzieht, hält nicht Stich. Es ist nämlich gezwungen, dieses retch von reach abzuleiten, in der Bedeutung von „strecken." Warum will man nicht lieber das Lateinische ructus, ructare, darin erkennen? Das kurze i in kindred ist erwähnt, aber kindle, wie spindle und dwindle auszusprechen, fehlt. Bei invalid (die letzte Silbe = eed) hätte hinzugefügt werden sollen, daß diese Aussprache nur vom Substantive gilt; denn die Uebersetzung „Invalide" kann ja eben so gut als Adjectivum genommen werden, und dann wäre das i am Ende ja kurz. Bei der Regel, daß gar keine Englische Vorsilbe den Accent haben kann, ist die Ausnahme unked, so viel als uncouth, irksome, übergangen. Uebrigens wird richtiger Christmas, als Christmass geschrieben. Zu bemerken war, daß der Ort vor Windsor, Slough, wie Slau gesprochen wird: Chorister — Quirrister ist ausgelassen, wenn gleich choir-quire angegeben. Daß sigh in London wie sith ausgesprochen zu werden pflegt, war wohl auch anzuführen. Walker sagt darüber: The only difference is, that sithe has the flat aspiration as in this, and sigh the sharp one as in thin. Uebrigens ist die Vorschrift zu tadeln, daß man, um th richtig auszusprechen, entweder ein

scharfes oder ein weiches s anlauten solle. Das würde einen lispelnden Ton geben, der sogleich den Ausländer verriethe. Ersteres ist nur ein gehauchtes oder unvollkommenes t, wie letzeres d, und der Englische Ton klingt eher wie ein f oder v, wie es auch mit dem Griechischen ϑ der Fall ist, daher die Russen, die in ihrer Sprache einen solchen Ton nicht haben, auch Feodor aus Theodor, und Afanasja aus Athanasia machen konnten. V. meint, nach der von ihm angewandten Zahlenandeutung zu urtheilen, in quoth müsse das o wie u in but gesprochen werden. Er hat sich hier nach Elphinstone gerichtet, welchem Walker, ob er gleich die von andern mustergültigen Orthoepisten gelehrte Aussprache desselben Vocals als eines langen o ebenfalls anführt, doch am Ende folgen zu müssen erklärt. Höchst wahrscheinlich aber wird es eben nur in dem auch jetzt im gemeinen Leben gebräuchlichen quotha (ich dächte gar!) so ausgesprochen, da sich Walker auf sein Gehör beruft, nach welchem es ihm immer so vorgekommen sei. Wo hätte er aber quoth, in der Bedeutung „sagen", da es in dieser ganz veraltet, und allenfalls nur noch in der Poesie, mit welcher die Conversation Nichts zu thun hat, gebräuchlich ist, jemals hören können? — Der Vocal in heir lautet nicht wie e in wer, sondern wie e in Wehr. S. 438 §. 762 ist boneláce zu bemerken vergessen. In foreign soll nach V. der Vocal der letzten Silbe lang sein, schwerlich richtig. Draught und laugh würde Ref. nicht wie V. für gleichlautend in der Aussprache des au erklären, da Walker bei ersterem a⁴ und bei letzterem a² gesetzt hat. S. 585 fehlt in der Anmerkung unter N. 5, daß paramour wie páramoor gesprochen werden muß, obgleich der Ton auf der ersten Silbe liegt. S. 586 ist vergessen, daß gegen die Regel traffick geschrieben wird, wo eigentlich, weil es die Endsilbe betrifft, traffic stehen sollte. S. 588 findet sich eine zwiefache Unrichtigkeit. Alley heißt niemals Allee, welches vielmehr durch avenue zu geben ist, sondern ist entweder walk in a garden, oder passage in towns, narrower than a street. Ally aber, welches stets den Accent auf der letzten Silbe und für y den langen Laut des i hat, kann nimmermehr wie alley ausgesprochen werden. Walker bemerkt zwar, daß man, der allgemeinen Regel, nach welcher die Verben den Ton auf der letzten, die Nennwörter ihn aber, wenn sie auf gleiche Weise geschrieben sind, auf der ersten haben, huldigend, eine kurze Zeit ally (Verwandter oder Verbündeter) zu sprechen angefangen habe, aber sehr bald wieder von dieser unstatthaften Neuerung abgekommen sei. Auch hat V. eben so fälschlich baroness und barrenness zusammengestellt. Wollte man Beides gleichlautend aussprechen, so könnte sich der wunderliche Fall ereignen, mit den Worten the barrenness of the baroness (die Kinderlosigkeit oder literarische Unfruchtbarkeit der Baronin) ohne die Möglichkeit einer verschiedenen Aussprache ganz unverständlich zu bleiben. Der Unterschied ist nemlich bemerkbar genug, da baroness bei Walker durch barruness, barrenness aber durch barrĕness verdeutlicht wird. Wenn V. by und bye für gleichlautend erklärt, so hat das seine Richtigkeit; aber die von letzterem Worte gegebene Uebersetzung „sogleich" ist falsch, da dies nur bye and bye heißen kann. Auch war God by und to buy zu erwähnen. Courier lautet durchaus wie Kooréér, und Walker sagt dabei: This word is perfectly French, and often makes a plain Englishman the object of laughter to the polite world, by pronouncing it like Currier, a dresser of leather. In desért wird s wie z gesprochen, der Vergleich mit dessert paßt also gar nicht. In dem

Plurale divers (die Taucher) wird ja s weich gesprochen, in diverse (mannichfaltig) aber scharf; hier ist also auch keine Verwechslung möglich. V. hätte divers = several vergleichen sollen. S. 479, § 759, Anm. [fehlt canál. Practice und practise klingen dem Englischen Ohre wegen hier ganz verschiedener Aussprache des c und s keineswegs gleich, und accidence und accidents durften eben so wenig als in der Aussprache identisch angegeben werden, da in ersterm Worte am Ende ce wie ein scharfes s lautet, in letzterem aber das s am Ende weich ist. Uebrigens bedeutet ersteres die Formenlehre, nicht jede kleine Grammatik. Daß asparagus häufig wie sparrowgrass ausgesprochen wird, wäre zu bemerken gewesen, wobei auch angeführt werden konnte, daß hie und da in England geradezu grass komischer Weise für „Spargel" gebraucht wird. Zu dem sehr ausführlichen Verzeichnisse der Eigennamen würde der jetzt berühmt gewordene Gough = Guff hinzuzufügen sein; Hugh wird aber nicht, wie hier angegeben, wie yog, sondern wie you gesprochen. Auch muß man Colqhoun einsilbig (Kohn) aussprechen. Im Ganzen ist Alles, was zur Aussprache gehört, in dieser Grammatik vollständiger und gründlicher, als in irgend einer andern, dem Ref. bekannten, vorgetragen.

Zu mehr Zweifeln, Ausstellungen und Nachträgen giebt allerdings die Hauptmasse des Werkes eben ihrer großen Reichhaltigkeit und der Schwierigkeit wegen, welche natürlich die Durcharbeitung des weitschichtigen Stoffes nach einem durchaus neuen Plane und Organismus mit sich bringen mußte, Veranlassung. Bei aller Anerkennung der in Erläuterung der leitenden Ideen, in Abfassung der Regeln, Ausmittelung der durch den Sprachgebrauch herbeigeführten Abweichungen, und Beifügung verdeutlichender Beispiele bewiesenen Klarheit, Präcision und Genauigkeit wird man im Einzelnen doch dann und wann auf Dunkelheiten, Lücken und Inconcinnitäten stoßen. Ref. will, was ihm am Erheblichsten schien, sorgfältiger Erwägung Sachverständiger anheimgeben, wobei es freilich möglich ist, daß die an einem Orte gemachten Ausstellungen vom Verfasser selbst irgendwie an einem andern, wo man sie nach hergebrachter Ordnung zu suchen nicht gewohnt ist, erledigt worden sind, was Einem auch bei genauester Durchsicht leicht entgehen kann.

Unmöglich kann sich Ref. (und es wird vielen Andern auch so gehen) mit der Ansicht befreunden, daß there für ein unpersönliches Subject zu halten sei, da es ja ein bloßes Füllwort ist, welches dem verbo substantivo, wenn das Subject desselben nachfolgt, vorgesetzt werden muß. In Beziehung auf dieses there ist zu rügen, daß S. 447, § 166, zu bemerken ausgelassen ist, was doch, Irrthümern vorzubeugen, auch hier zu erwähnen war, daß allerdings das Relativpronomen auch im Nominativ unterdrückt werden darf, wenn there is u. s. w. vorhergeht. Zu §. 168 — Sammelnamen, ist hinzuzufügen (als Ein Begriff) rank and file, Unteroffiziere und Gemeine. Denn man sagt in Schlachtberichten: a hundred rank and file were killed. § 166, N. 2 findet sich „the admirals Ross" neben „doctor Lindleys" angeführt. So wäre also admiral ein Verwandtschafts-Titel? — Dieser Fall mußte vielmehr als Ausnahme erwähnt, und aus dem Umstande erklärt werden, daß man die Pluralform des auf ss ausgehenden Eigennamens als kakophonisch vermeiden will, wenn überhaupt die Sache ihre Richtigkeit hat, und nicht besser the admiral Rosses zu sagen ist. Uebrigens ist es schwerlich wahr, daß Dutchmen nur von einzelnen Individuen oder einer bestimmten Anzahl Holländischer

Nation gesagt werden dürfe. Unter einer auf Napoleons verunglückte Landungsexpedition gegen England erschienenen Caricatur stehen wenigstens folgende Verse:

Said Bonapart: why, han't I beat
The Germans and the Dutchmen.
Said Talleyrand: But, pray, dear sir,
The English are not such men.

Unter dem Verzeichnisse der nach der starken Conjugationsform zu flectirenden Zeitwörter fehlt quook als Impf. von to quake. Da diese Form bei Spenser wirklich vorkommt, durfte sie allerdings nicht übergangen werden. Unter die Verben, die nie reflexiv gebraucht werden sollen (wenn sie gleich im Deutschen durch ein pron. reflex. übersetzt werden müssen), ist to apply to, sich an Jemanden wenden, aufgeführt, findet sich aber nachher auch unter denen, bei welchen das Reflexivpronomen nach Belieben stehen oder weggelassen werden kann. Die Sache ist richtig, aber der Widerspruch in der Classification mußte vermieden werden. Zu jenen sind übrigens noch hinzuzufügen: to adjourn, sich vertagen, to bask, sich sonnen, to budge, sich rühren, to kindle, sich entzünden, to plod, sich durcharbeiten, to toil, sich placken, to sponge, sich vollsaugen, to try, sich versuchen, to rub, sich reiben, to spin, sich drehen, to tipple, sich betrinken, to welter, sich welzen, to spit, sich spalten, to winch, sich vor Etwas zurückziehen. Wenn hier to use durch sich einfinden gegeben ist, so muß das zu der falschen Auffassung führen, als ob es so viel heißen könne, als „sich auf ergangene Einladung oder Aufforderung irgendwo einstellen", was doch gar nicht zuläßig ist, da es nur von einem gelegentlichen häufigern Aufenthalte an einem Orte gebraucht werden, und etwa nur mit dem Lateinischen nundinari verglichen werden kann. Wenn to feel hier unter die zweite Rubrik gestellt wird, so vermißt man dabei eine allerdings nothwendige nähere Bestimmung, da man freilich wohl sagen kann, we felt ourselves strengthened u. dergl. in der Regel aber, so oft das danebenstehende Adjectiv irgend einen Geisteszustand oder eine Gemüthsaffection ausdrückt, und to feel im Grunde nur so viel als to be bedeutet, das pron. reflex. durchaus fehlen muß, z. B. I feel sure, I feel aukward, uneasy u. s. w.; desgleichen velvet feels soft, Sammet fühlt sich weich an (ähnlich to eat, to drink, sich essen, trinken lassen). Bei Gelegenheit des richtig angeführten Umstandes, daß die Participialendung ing den auf stummes e ausgehenden Verben ohne Absorption des letztern angehängt werden müsse, wenn im entgegengesetzten Falle eine offenbare Zweideutigkeit entstehen, und also singeing, sengend, wie singing, singend, lauten würde, war noch hinzuzufügen, daß das e ebenfalls bleiben muß, wenn die Weglassung desselben die Abstammung des Wortes von einem Substantive zu erkennen, hindern könnte, daher nothwendig eyeletholeing (Schnürlöcher machen) und a cabbageing plant (eine sich schließende oder Köpfe ansetzende Pflanze) zu schreiben ist. Unter den Pluralformen, von welchen kein Singular in gleicher Bedeutung vorhanden, ist mews (Stallungen) vergessen, (mew, sing. = cage). Zu den plur. tant. ist hinzuzufügen scaldings, heiße Speisen in zum Ueberlaufen vollen Gefäßen. Daher ein Ausruf derer, die solche Geschirre tragen, zur Warnung, daß man sich daran nicht verbrenne. Hagiographa ist falsch durch Apokryphen gegeben. Es bedeutet außer Hiob, Ruth, Esther, Klagl. Jerem., Daniel, Esra, Nehem. und Chronik die Psalmen und die Salomonischen Schriften. Bei den Adjecti-

ven, die in der Mehrzahl, als Substantive gebraucht, ein s annehmen, wären als ziemlich häufig vorkommend, noch zu bemerken gewesen: (Oxford) Blues, die blaue Cuirassiergarde, auch the Queen's horseguards Blue genannt, the Scotch Greys, die Schottische berittene Leibgarde mit Grauschimmeln, the Buffs, Regiment mit gelben Aufschlägen (von buff ledergelb), the Equestrians, die Kunstreiter. Unter den §. 56 verzeichneten transitiven Verben findet sich auch march, ohne daß ein beigefügtes Zeichen (1) nach der zuvor gegebenen Andeutung an den auch möglichen subjectiven Gebrauch erinnerte. Dies ist um so weniger zu billigen, da ja der letztere bei Weitem gewöhnlicher, als ersterer, ist. Denn man kann ja doch nur sagen, to march one's foot, den Fuß in Bewegung setzen, während „marschiren" tausend Mal häufiger vorkommen muß. Ein ähnlicher Fall ist es mit to nod, wobei jenes Zeichen allerdings gesetzt ist; denn auch hier ist die transitive Bedeutung eine Seltenheit, und reducirt sich nur auf die Redensart to nod one's head, sofern von einem Objectsaccusative, nicht Dative die Rede ist. To gossip ist nur als subjectives Verbum erwähnt; es ist aber auch transitiv, und kann heißen: wozu Gevatter sein, z. B. Shakspeare: With a world of pretty, fond, adoptious, Christendoms that blinking Cupid gossips. To sew ist als transitives V. durch „ablaufen lassen", übersetzt. Wie verkehrt könnte das ein Unkundiger gebrauchen! Es ist ja to dry a pond for fishing, was bestimmter angedeutet werden mußte. Das transitive to hyp = to make melancholy ist im Verzeichnisse übergangen. — In der Theorie vom Verbo ist etwas Wesentliches übergangen. §. 528 sind nemlich unter der Rubrik des ergänzenden Supinums zwar die meisten Fälle, in welchen to vor Sup. ausgelassen wird, gut erörtert, vergessen aber ist, daß es auch nach rather than (anstatt) nicht stehen, und eben so wenig an der Spitze vorangestellter Nebensätze erscheinen darf, wie do what he could, oder rob him of his trot, and Toby would have . . statt though he had done what he could, und if one had robbed him. Will man hier auch Ellipsen annehmen, so müßte die Sache doch besprochen werden. To go hang, an den Galgen kommen, fehlt auch. In der Anordnung des Mitgetheilten, wie sehr hier auch im Ganzen zu loben, bleibt doch das Eine oder Andre zu verbessern. So steht zu der Bemerkung, daß das Gerundium imp. pass. transitiver Verben zur Bestimmung der Weise bei intransitiven diene, das Beispiel: he sat drowned in tears, ob gleich erst später unter einer andern Regel folgt, daß dieses gerund. oft being weglasse. Da above sehr gut als von der vertikalen Richtung geltend definirt ist, mußte dagegen over von der parallel horizontalen erklärt sein, welches bestimmter als die hier angegebene Bedeutung der Ausdehnung und Bedeckung gewesen sein würde. Auch war zu bemerken, daß es nicht bloß die Dauer während eines bestimmten Zeitabschnittes, der durch das in demselben Geschehende bezeichnet ist, angiebt, wie over dinner, over breakfast, sondern auch zu der Materie, womit man sich unterdessen beschäftigt, hinzugefügt wird. Dann würden Ausdrücke, wie over a glass of wine, wie hier, nicht unter die idiomatischen zu stellen gewesen sein. Bei letztern, die in diesem Falle wörtlich dem Griebschen Lexikon entlehnt zu sein scheinen, ist over head and ears (z. B. in debts oder in love) übergangen, auch over shoes over boots nach derselben Autorität gegeben: man muß das Aeußerste wagen, da es doch vielmehr dem Deutschen: „Kommt man über den Hund, so kommt man über den Schwanz" entspricht. Vergessen ist bei diesem Artikel

noch, daß dieselbe Präposition jetzt auch von quantitativem Zeitverhältnisse gebraucht und z. B. ganz gewöhnlich gesagt wird: he is over fourscore, statt turn'd of f. sc. Unter at fehlt to have a knack ait a thing, eine Geschicklichkeit in Etwas besitzen; zu „to set down for," als Etwas sich vorstellen. S. 390 §. 531 ist allgemein hin gesagt: Bei dem Superlativ der Adverbien der Weise und der Zeit steht der bestimmte Artikel. Denn dagegen ist zum B. he that read clearest, distinctest and best (Goldsmith). Nothwendig ist der Artikel nur dann, wenn ein Vergleich zwischen Mehrern besonders hervorgehoben wird, wie in dem vom V. hier angeführten Beispiele. S. 391 ist bei dem Satze: Adjective treten statt der Adverbien ein, das falsche Beispiel: Cignets from grey turn white; denn der letzte Begriff, kann ja doch in keiner Sprache durch ein Adverb ausgedrückt werden. Ebenso render bliss secure! Unter die idiometischen Ausdrücke wäre hier noch aufzunehmen the moon rides high (wo allerdings Adject. pro adverb.) Bei den qualitativen Adjectiven, die nicht als Attribute gebraucht werden können, sind unter die ganz allgemein ausgedrückte Regel auch far und near, nebst Comparativen und Superlativen aufgenommen; die darunter gesetzte weitläufige Anmerkung führt aber so viele Abweichungen in Hinsicht dieser Wörter mit Recht auf, daß die zu allgemeine Fassung der Regel ganz unstatthaft erscheint. Es hätte übrigens bemerkt werden sollen, daß alle solche Adjective eigentlich Adverbien sind, ihr Gebrauch als Attribut also unmöglich ist. Denn selbst das allerdings als Epitheton zu gebrauchende alone ist eben so aus der präpositionsmäßigen Silbe a, wie alike, asleep, alive u. s. w. und dem Adjective lone zusammengesetzt. Es hat also eine ganz ähnliche Bewandniß, wie mit up, oder down, welches nur in up-train und down-train u. dgl. attributivisch vorkommen kann, wenn gleich der Comparativ upper eines solchen Gebrauchs fähig ist. Zu solchen scheinbaren Adjectiven, die sämmtlich nur mit to be und ähnlichen, als Formwörter geltenden Verben vorkommen können, war auch well zu zählen, da man nicht allein I am well, sondern auch I thought him well, und it will make you well sagt. On a sudden ist zweimal angeführt, einmal unter der Regel, daß on Art und Weise bezeichne, und dann noch unter den idiomatischen Ausdrücken; letzteres war, ohnehin keine besondere Eigenthümlichkeit, wegzulassen. S. 366 mußte bemerkt werden, daß upon zwar eben so, wie on, von Zeitbestimmungen gilt, aber vor which nur jenes, nie letzteres stehen darf. Unter at § 505 N. 1 heißt es, at bezeichne den Zustand der Ruhe in der Nähe des Gegenstandes. Aber schon das hinzugefügte Beispiel at church beweiset die Unrichtigkeit dieser Definition. Denn dies heißt ja in, nicht an der Kirche, und zwar während des Gottesdienstes oder zum Behufe einer Andachtsübung. Auch kann at Birmingham von Jedem gesagt werden, der zu B. wohnt, wenn er sich auch auf einem vor der Stadt belegenen Landhause aufhält. Der Unterschied zwischen at und in mußte angedeutet und auf die Unbestimmtheit des erstern und die größere Bestimmtheit des letztern hingewiesen werden. Bei into und in fehlt eine Bemerkung, daß in zuweilen für into steht, z. B. to fly in one's face; desgleichen, daß to put selbst im Wohinfalle mit in construirt werden muß, wenn es so viel als collocare, ponere ist, so to put one in mind of, — in one's mouth, in writing, in practise u. s. w. S. 386 ist das Beispiel zu der Lehre, daß der dativ. supin. zuweilen im Active statt des Passivs stehe, übel gewählt. Denn in dem Satze it is impossible to do

it ist ja it in beiden verschiedenen Satztheilen nicht dasselbe, sondern ein verschiedenes Subject, und wollte man das letzte it zum Subjecte machen, so könnte es doch nur heißen: it is impossible to be done, nimmermehr to do. Richtigere Beispiele wären gewesen, it is shocking to look at, oder it is difficult to go without. Uebrigens — was hier auch übergangen ist — darf to mit dem Verb für „um zu" nur dann so allein stehen, wenn ein ergänzendes Object der erwähnten Handlung, nicht aber, wenn eine Absicht derselben ausgedrückt werden soll, die mit ihrem Inhalte Nichts zu thun hat, während in letzterm Falle nothwendig in order vorhergehen muß. Also: I wrote several treatises to defend the liberty of press, aber I wrote many laborious volumes in order to earn some money necessary for the equipment of my children. Unter den zusammengesetzten, den Zielpunkt des Orts betreffenden Adverbien des Orts fehlen ahead und avaunt. Aechte Präpositionen sind eben so gut athwart, aslant, ascaunt, als around u. dgl. Nay ist unter den affirmirenden Adverbien der Gewißheit ausgelassen, und nur unter den negirenden erwähnt, und doch gehört es zu den erstern, und Johnson erklärt es treffend durch not only so but more, a word of amplification. Einfaches Adverb der Ungewißheit soll nach B. like sein. Besser der Möglichkeit; denn like enough, wie auch belike (welches hier unter den abgeleiteten vergessen) bedeutet ja Wahrscheinlichkeit. Wofür like jedesmal zu halten, ist allerdings schwer zu bestimmen. So sehr es auch in den meisten Fällen als Adjectiv (mit ausgelassenem to vor dem Dativ, so daß kein Grund vorhanden, es mit B. für ein Bindewort zu halten, welches ja doch keinen casus regieren könnte) zu fassen ist, so läßt sich doch seine adverbialische Natur noch nicht hinwegläugnen, welches wenigstens aus Spenser's Versen erhellt:

> The joyous nymphs, and lightful fairies,
> Which thither came to hear their music sweet,
> Now hearing them so heavily lament,
> Like heavily lamenting from them went.

Wofür like zu erklären, in Redensarten, wie I had like to have fallen, deren sonderbarer Composition B. an keiner Stelle Erwähnung thut, bleibt dabei unerledigt, und man wird wohl Johnson Recht geben müssen, der dann darin ein Substantiv, so viel als near approach, a state like to . . erkennt. Wenn es bei l'Etrange heißt: Two likes may be mistaken, so ist like hier auch Substantiv, oder der Adjectivplural hat gegen die Regel ein s, welches betreffenden Orts angeführt zu werden verdiente. Das Capitel von der Wortbildung, wie es B. behandelt hat, unterliegt manchem Bedenken. Daß till (Präp.) aus to while abzuleiten, ist unwahrscheinlich. Liegt die Scandinavische Präposition til, zu, nicht näher? Es ist nicht abzusehen, warum eke von dem Angelsächsischen eacan, vermehren, herstammen soll. Warum nicht geradezu von eac, dieser gleichfalls Angelsächsischen Partikel? Zu about war vorzüglich das Holländische buiten und das Plattdeutsche butten zu vergleichen, da ja nach Johnson das Angels. aboten = encircling on the outside. Zu den Stämmen oder primary derivatives ist gerechnet bat, als von to beat abzuleiten, was vom Schläger beim Federballspiele gelten mag; aber wie soll bat, Fledermaus, davon herkommen können? Ob blight und bleak von to blow zu deriviren, möchte auch zweifelhaft sein. Daß sich die Abwandlung angelsächsischer Stämme nach Romanischen, wie umgekehrt, öfter richten kann, mußte bemerkt werden, z. B.

talkative, saleable, murtherous. Die Endung tch soll die Vollendung einer Thätigkeit oder eines Zustandes bedeuten, welchen das Zeitwort, das zu Grunde liegt, ausdrückt? — Es ist dazu kein Beispiel gegeben. Paßt es vielleicht auf witch, von to wit? Unter den gleichlautenden Substantiven und Verben vermißt man envy. Daß übrigens nicht bloß Substantive, sondern auch Conjunctionen und Pronomen zu Verben werden können, ist nicht angemerkt; doch erhellt es aus: don't thou me, und don't but me any buts, sir. Wenn es von — able heißt, daß damit der Besitz des Grundbegriffes angedeutet sei, so paßt das wohl auf reasonable aber nicht auf saleable; es mußte daher die „Anwendbarkeit" das G. B. hinzugefügt werden. Fairly heißt nicht „auf angenehme Art", sondern so viel, als honestly, candidly, plainly, completely. Zu S. 420, §. 592; Anmerk. 6 hätte die Auslassung von neither vor nor, in welchem Punkte die Englische Redeweise mit der Griechischen, wo auch das erste οὔτε fehlen kann, zusammentrifft, bemerkt werden sollen. Shakspeare wenigstens erlaubt sich diese Unregelmäßigkeit, z. B. contempt nor bitterness were in his pride or sharpness — more nor less to others paying, than by selfoffences weighing. Zu S. 88 §. 153 bedurfte es der Erwähnung, daß die Personification an sich geschlechtsloser Begriffe im Englischen, wenigstens in der Poesie, sehr weit gehen kann, und man daher bei Shakspeare sogar Wörter, wie clock und heart mit dem Possessivpronomen männlichen Geschlechts in Beziehung gesetzt findet, z. B. his tongue obeyed his hand (dem Zeiger der Uhr), oder and yet my heart will not confess he owes the malady, that does my life besiege. S. 361, N. 5. sind leicht verständliche Verbindungen transitiver Verben mit Accusativen, z. B. to bid defiance, und to cast anchor (ganz deutsch „Trotz bieten, Anker werfen") unnöthig unter den Idiotismen aufgeführt, wirkliche Schwierigkeiten aber, z. B. to dance attendance, im Vorzimmer warten, to join issue, es auf den Spruch des Geschwornengerichts ankommen lassen, oder an die letzte Instanz gehen, übergangen. S. 283 steht, „das Particip. impf. act. kann als Prädicat gebraucht werden, wenn das Subject als leidend, aber nicht zugleich auch als thätig vorgestellt werden soll." Dabei ist aber die Beschränkung vergessen, daß ein solches Subject nur ein sächliches, unter welcher Rubrik auch die Thiere zu verstehen, nicht aber ein Personen bezeichnendes sein kann. Dann wäre es nicht nöthig gewesen, gerade das Beispiel von den gehängten Dieben hinzuzufügen. Allerdings kann man nicht sagen: the thieves are hanging, the naughty boys are flogging, wohl aber swine are killing. S. 286, N. 5. könnte, da vorher gesagt ist, „das Prädikat als Nomen steht gewöhnlich im Nominativ", geschlossen werden, daß man zwar, wie das hier gegebene Beispiel lautet, sagen dürfe: it is him that I admire, aber nicht, it was her who gave it me. Letzteres ist aber allerdings, wenigstens in der Conversation und der dieselbe nachahmenden Schrift sehr wohl zulässig. Ja man findet jetzt sogar die Accusative him und her statt der Nominative substantivisch gebraucht, wie z. B. I have three hims and two hers, ich habe drei Jungen und zwei Mädchen. Den Satz do not deny me that favour faßt V. so, als ob that favour prädikatives Object wäre (welchen letztern Ausdruck er dem von ihm für falsch gebildet erklärten „factitiv" vorziehen zu müssen behauptet, obgleich dieses Wort eben so richtig von factum, wie sensitivus von sensum herstammt, und also die Bemerkung, daß dazu ein nicht vorhandenes V. factire angenommen

werden müsse, falsch ist); dies muß aber Ref. leugnen, da es vielmehr Object des Prädikats oder verbi und me für den Dativ ohne to zu halten ist. Daß bei to call das prädicative Object nothwendig Substantiv sein müsse, ist schwer zu glauben, denn warum sollte man nicht sagen dürfen, he called me lacy. — Daß elder und eldest bloß attributiv, older und oldest mehr prädikativ gebraucht werden, ist nicht genau genug. Rede ich von zwei Kindern, so setze ich, he oder she is the elder, meine ich aber Greise, so heißt es, he is the oldest man. Es handelt sich ja dabei um relatives und absolutes Alter. Bei den Comparativen ist die Ausnahme cunninger vergessen. S. 266 wird behauptet, should stehe nach Wörtern des Unwillens und der Verwundrung, wenn die Aussage als nur möglich ungewiß und zweifelhaft vorgestellt werden soll. Allein es gilt gewiß auch vom Entschiedenen und Unbezweifelten. Von der Wittwe eines unschuldig Hingerichteten könnte es heißen: She was disconsolate, that her virtuous husband should have fallen a victim to despotism and tyranny. Bei Gelegenheit der Conjugation subjectiver Verben ist to become nur in dem einen Beispiele erwähnt: I find, my visits here are become troublesome. Dagegen würde aber doch gesagt werden müssen: The braggart at last had become very troublesome. Es müßte daher noch bemerkt werden, daß die Wahl zwischen to have und to be auch von dem Umstande abhängt, ob der durch das Prädikat ausgedrückte Zustand Folge von der Thätigkeit des Subjects der Handlung, oder Wirkung andrer auf jenes influirender Subjecte ist. S. 205 §. 313 wird der Satz: He was of so high and independant a spirit, that he abhorred being in debt, für einen Konsecutivsatz mit Steigerung, nachher aber folgender: He is so wicked that every one despises him, für einen Konsekutivsatz ohne Steigerung erklärt. Wenn hier Unterschiede stecken sollen, die zu solchen Zerspaltungen berechtigen, so liegen sie wenigstens so tief, daß sie kein Schüler begreifen kann, und selbst der Lehrer erit mihi magnus Apollo, der sie entdeckt. B. unterscheidet bestimmende und ergänzende Merkmalssätze; dagegen ist Nichts zu erinnern. Wenn er aber den Satz: The christian religion, which is the religion of peace, is professer by many millions of men, deswegen zu erstern rechnet, weil hier das Merkmal ein unwesentliches oder zufälliges sei, in dem Satze: The soldiers who had pillaged the town, got themselves drunk during the succeeding night aber das den Soldaten beigegebene Merkmal als wesentlich ansieht, und den Satz deswegen für einen ergänzenden Merkmalssatz erklärt, so wird das dem Schüler wiederum sehr unklar sein, weil der Charakter des Friedens eben etwas Wesentliches und Nothwendiges im Christenthume, daß sie geplündert haben, aber bei den Soldaten, die ja eben so gut strenge Mannszucht halten können, etwas Unwesentliches und Zufälliges ist. Es hätte besser auf das analytische Verhältniß des Merkmals zum Hauptbegriffe im ersten und das synthetische im zweiten aufmerksam gemacht werden können, indem die Idee des Christenthums den Geist des Friedens von selbst involvirt, die Beutegier der Soldaten aber Ergebniß der Umstände und Erfahrung ist. Wozu aber überhaupt dergleichen Meditationen allgemeiner Sprachlehre in einer speciell Englischen Grammatik, wenn sie weder auf Etymologie noch Syntax irgend einen Einfluß haben und zur Vermeidung von Barbarismen und Solöcismen durchaus nicht nöthig sind? — In etymologischen Derivationen ist B. nicht immer glücklich. So z. B. ist die Vorsilbe a in abatement keines weges das Lat. a

oder ab, sondern das Wort stammt von abbattre, aus dem Lat. adbatuere (nemlich humi, wie adfligere). Zu den Wörtern in welchen a ein ächt Englischer Vorschlag ist, hat B. fälschlich amend und avow gezählt; denn ersteres kommt von emendare (wie amende) und letzteres (wie avouer) von advouere her. Since ist ganz offenbar von sith thence, keineswegs von seen that herzuleiten; denn dies paßt nicht auf die Bedeutung seitdem, und der Zeitbegriff ist ohne Zweifel auf den der Causalität übergetragen, gerade wie im Lat. quandoquidem. Das Englische or hat jetzt nicht mehr die Bedeutung von ere, und es ist im ältern Englischen auch fast immer nur vor ever so gebraucht, wenn gleich ever zuweilen ausgelassen wird. Man scheint nicht gern ere ever (da letzteres noch häufig wie eer gesprochen wird) des Gleichlauts wegen gesagt, und daher in diesem Falle lieber die Angelsächsische Form or gewählt zu haben. Von den Wörterzusammensetzungen heißt es hier, wenn zwei flüssige Consonanten zusammenkommen, wird s dazwischen gesetzt; offenbar unrichtig! Man sagt ja belman, winelies, moonlight, heirloom. Wenn ein stummer Consonant, heißt es weiter, mit einem flüssigen zusammentrifft, soll s dazwischen treten. Wiederum falsch! Denn man sagt tollgatherer, dustman, postman, oakleaf, hobnail, landlord, sundial. Sonderbar sagt B. bei rosebush, „wenn das Hauptwort das Object einer zum Beziehungsworte hinzugedachten Thätigkeit ist.“ Der Schüler kommt schwerlich gleich darauf, daß hier an das Hervortreiben der Blüthen aus dem Stamme gedacht ist. Warum nicht lieber, wenn das Beziehungswort Substanz, das Hauptwort Accidens ist, oder wenn das Hauptwort species des im Beziehungsworte liegenden genus ist, z. B. cocklestairs, crossbow, raindeer, crawfish? Unter §. 126, N. 2. ist der Fall, wenn das Beziehungswort als Object der durch das Verbum ausgedrückten Thätigkeit erscheint, ziemlich schwerfällig, also eingetheilt, α, wenn ein beliebiges thätiges Subject hinzugedacht werden kann, z. B. drawbridge; β, wenn der Begriff des zusammengesetzten Substantivs als Subject hinzugedacht werden kann, z. B. spendthrift. War es nicht verständlicher: α, wenn das Verbum passiv, β, wenn es activ genommen wird. Denn im ersten Falle ist es ja a bridge being drawn, im zweiten a person spending thrift. S. 194, § 277 heißt es vom prädikativen Objekte: „Es steht auch auf die Frage was? mit vorhergehender entsprechender Präposition, wenn es ein Substantiv mit einer Präposition ist“ und darunter das Beispiel: He was considered as a traitor, fragt sich, wie as zu dem Titel einer Präposition komme? wenigstens hat B. selbst wohl as for, aber nicht as unter den Präpositionen aufgeführt. Eine auffallende Ungefügigkeit bieten S. 355 Regel 1 und 2. Zu 1 heißt es: „Sämmtliche objektive Verben erfordern im Passiv das Objekt mit der Präposition by,“ und unter 2, „auch folgende Verben haben die Präposition by bei sich,“ wozu die Beispiele to be overtaken by, to be moved by u. s. w., als ob to overtake und to move keine objectiven Verben wären, was doch schwerlich zu leugnen. Und gleich vorn in der Reihe steht to abide by, wo ja by in einem ganz anderen Sinne gebraucht wird, also nicht hieher gehört, eben so wenig, wie to deal by (to do by ist ausgelassen). S. 274 N. 5. Anmerk. steht richtig, daß die passive Form auch dann angewandt werden könne, wenn ein Verb zwei Objekte hat, eins im Akkusativ und das andre im Dativ, wobei denn das Dativobjekt Subjekt wird. Dies mußte aber auch auf Akkusativ und Genitiv ausgedehnt werden, um die Seltsamkeit zu erklären: he wants to be

made a good servant of. Auch ist die Anordnung wunderlich, daß die hieher gehörigen Regeln unter die Rubrik von dem genus der Kopula gestellt sind, da ja nicht jedes Verb Kopula sein kann, so wenig to make in diesem Beispiele, als in dem hier befindlichen to pay (I was paid the money). Nachzutragen ist auch in Hinsicht des Gebrauchs des pron. poss. your, daß dadurch unbestimmte Subjektivität bezeichnet werden kann, wie sich denn bei Dickens findet: you are always a being begged and prayed, upon your bended knees you are (man muß euch fußfällig bitten).

Außer dem Angeführten würde sich noch Mehreres nachweisen lassen, was Ref. geändert oder erweitert wünschte, wenn er nicht die gebührenden Schranken in diesen Blättern zu überschreiten fürchtete. Indessen genüge es, darauf hinzudeuten, daß auch gegenwärtiges Kunstwerk grammatischer Literatur, dem oben mit Ueberlegung ausgesprochenen Lobe des Ganzen unbeschadet, wie jedes andre, einer noch höhern Vollendung fähig und bedürftig ist, damit, was in dem Motto auf dem Titel, aus Girard entlehnt, gesagt ist: il faut que la methode soit nette et facile; qu'elle n'omette aucune des loix de l'usage, et que tout soit exactement défini etc. zur Wahrheit werde.

Braunschweig. **V. F. L. Petri.**

Die deutsche Verskunst erläutert und auf ihre musikalischen Grundlagen zurückgeführt von Theodor Vernaleken. St. Gallen. Huber und Compagnie. 1847.

Die Schriften über Metrik gehören, im Vergleich mit denen über andere Gegenstände der Literatur zu den seltenen. Woher das kommen mag? Eines Theils wohl daher, weil bei Schriften dieser Art weder Verfasser noch Verleger ihre Rechnung finden; andern Theils, weil die Metrik selbst in geringem Ansehen steht, und jeder Dichterling mit ihr leicht fertig zu werden glaubt. Wir können, sagen diese, der metrischen Kunst uns ohne Nachtheil entheben, da uns in allen Fällen das Gefühl hierin sicherer leitet als alle prosodische Regeln. So ganz unrecht mögen sie auch wohl nicht haben, besonders wenn man die bisherige Prosodie und Metrik in Betracht nimmt. Indeß erfordert aber auch diese in ihrer neuesten einfachen und natürlichen Gestalt eine ernstere Betrachtung. Ein einziger aufmerksamer Blick in die obige Schrift wird dieses bezeugen. Den Inhalt derselben bezeichnet folgende Uebersicht:

Einleitung: die Sprachlaute.

I. Die musikalischen Laut- und Tonverhältnisse der Sprache.

1) Dynamik. 2) Rhythmik. 3) Melodik. 4) Phonik: Einstimmung (Reim), Lautwechsel, Lautgeltung.

II. Die poetische Satzform.

1) Takt und Vers. — Taktarten. 2) Arten der Verse. 3) Sprachliche Darstellungsform: Poesie und Prosa. 4) Poetische Darstellungsform und ihre verschiedenen Rhythmen: Sprechrhythmus, Rederhythmus, Versrhythmus: freier, gebundener Gesangrhythmus. 5) Geschichtliche Entwickelung der Dichtungsformen. 6) Reimstellung. 7) Die bedeutendsten Vers- und Strophenformen.

A. Epische Formen.

1) Deutsche Heldenstrophen. 2) Poetische Erzählungsform. 3) Episch-lyrische Strophen. 4) Fremde Formen (Hexameter und Stanze).

B. Lyrische Formen.

C. Dramatische Formen.

Die ganze Schrift enthält nur stark 7 Bogen, hat also für ihren Gegenstand ein gar kleines Volumen, ist aber, gleich dem Golde, von schwerem specifischem Gewichte. Ref. gesteht, in langer Zeit auf dem Sprachgebiete keine so anziehende und belehrende Lektüre gefunden zu haben als diese. Besonders sind es aber für ihn die Abschnitte über Metrum und Rhythmus, die er willkommen geheißen hat. Der Verfasser schließt sich den Wenigen an, welche den neuen Ansichten über Metrik zugethan sind. „Es scheint mir," — wie er sagt — „dringend nothwendig, daß man endlich der Theorie unserer Verskunst eine einfachere und deutschere Grundlage gebe." Das hat er denn auch gethan. Die wichtigsten Punkte, in welchen er von unsern grammatischen Metrikern abweicht, sind folgende:

1) Vernaleken hat die Metrik auf die Theorie des Takts gegründet;

2) den Unterschied zwischen Wort- und Versfuß dargethan;

3) Statt der alten Bezeichnung der metrischen Füße hat er die Notenschrift, als die weit zweckmäßigere angenommen.

Kenner werden gleich bemerken, daß V. sich zur Apelschen Schule bekennt, wovon er jedoch, wie wir bald sehen werden, in einigen Punkten abweicht. Die höheren deutschen Schulen, namentlich die Realschulen, haben sich Glück zu wünschen, daß man endlich von den Ergebnissen der in neuerer Zeit auf dem metrischen Gebiete angestellten Forschungen Gebrauch zu machen gedenkt, und ernstlich darauf bedacht ist, sie diesen Lehranstalten nicht länger vorzuenthalten. Es ist auch wahrlich eine pädagogische Missethat, die deutsche Jugend mit dem schweren Ballast alter Metrik zu beladen, der ihr doch durch die neuen Aufklärungen auf diesem Gebiete ganz entbehrlich ist. Um so mehr verdient es deshalb dankbar anerkannt zu werden, daß Herr V. einen so gehaltvollen Beitrag zur Verbreitung der, auf ihre musikalischen Grundlagen zurückgeführten deutschen Verskunst liefert. Er sagt selbst (S. VIII): „Die bisherige Metrik, Verslehre, war wegen ihrer antiken Grundlage für Bürger- und Realschulen nicht wohl geeignet. Bringen wir diesen Gegenstand zudem dem deutschen Sprachgefühle näher, so muß er nothwendig auch erquicklicher und gemüthbildender werden. Die Metrik todter Sprachen wird vom Schüler mechanisch aufgefaßt, während der auf das Gefühl gegründete akzentuirte Rhythmus für ihn ein intensives Bildungsmoment werden kann."

Trotz der das Wesen der Metrik bildenden musikalischen Taktlehre findet sie als solche noch keinen Eingang in den Schulen, oder doch höchstens ausnahmsweise. Mancher Lehrer erschrickt vor den Noten, und glaubt, es bedürfe vieler musikalischer Kenntnisse, um nach der neuen metrischen Theorie Unterricht ertheilen zu können; und doch kann ein Lehrer, dem es nicht ganz an musikalischen Anlagen fehlt, in wenigen Stunden so viel Takt- und Notenkenntniß erwerben, als zur Einsicht in die Metrik erforderlich ist. Das metrische Studium wird auf dem musikalischen Wege so sehr erleichtert, bewahrt vor so vielen metrischen Mißgriffen, daß es unverzeihlich ist, wenn Lehrer unter so nichtigem

Vorwande, als gehörten dazu viele musikalische Vorkenntnisse, den Schülern, die doch ohnehin durch den Gesangunterricht die dazu erforderliche Noten- und Taktkenntniß besitzen, dasselbe länger vorenthalten.

Der Verf. sagt in der Vorrede: „Wenn ich in einzelnen Punkten geirrt habe, so bitte ich um Belehrung." Diese Bemerkung möchte ich auch zu der meinigen machen, wenn ich einige Punkte in dem Schriftchen berühre, mit denen ich nicht einverstanden sein kann, und die bei consequenter Durchführung der Taktlehre, so weit sie ihre Anwendung in der Metrik findet, auch wohl von selbst wegfallen werden. Ich erlaube mir diese Hauptstellen herauszuheben, in welchen ich meine Contrapunkte gefunden habe.

I. Vorrede S. 7 heißt es: „Unser Vers kann nur auf den Takt gegründet werden, und statt all der für die antike Metrik passenden Benennungen habe ich einfach den 3/8 Takt als rhythmisches Princip unseres Verses aufgestellt. Ich bin somit weiter gegangen als Apel, der meines Wissens zuerst auf die musikalische Behandlung aufmerksam gemacht, aber darin geirrt hat, daß er die antiken quantitirenden Sprachen ebenso behandelt hat, wie die unsrige. Eine allgemeine Metrik kann es nicht geben, indem jede Sprache ihren eigenen Gesetzen hierin folgt, und wenn auch unsere Wörter an sich Quantitirendes haben, so werden sie doch in der Versreihe ganz entschieden nach dem akzentuirten Rhythmus behandelt.

II. S. 28: „Die Benennungen (Jamben, Trochäen, Spondeen) stammen bekanntlich von den alten Griechen her, deren Zeitmessung von der unsrigen ganz verschieden war. Sie maßen ihre Silben äußerlich nach den Buchstaben, z. B. der Doppelvokal oder der einfache mit zwei Konsonanten war lang, d. h. er erfüllte doppelt so viel Zeit beim Aussprechen, als der einfache Vokal mit nur einem Konsonanten." — „Nach der alten Metrik war eine Länge (—) gleich zwei Kürzen (◡ ◡). In unserer Sprache ist das ganz anders. Nicht die Stellung der Buchstaben, sondern der innere Werth der Silbe oder des Wortes bestimmt den Ton und die Währung. Die akzentuirte Silbe herrscht, die mit ihr verbundenen sind untergeordnet, und selbst bei diesen untergeordneten Silben finden wieder Abstufungen in Ton und Währung Statt."

„Da wir also in unserer akzentuirenden Sprache nicht wohl von langen und kurzen, sondern von stärker und schwächer betonten Silben sprechen dürfen, so können wir auch die herkömmliche Bezeichnung — ◡ nicht anwenden, sondern gebrauchen richtiger Noten 𝅗𝅥 ♪, weil wir dadurch auch das Zeitmaß bezeichnen können."

III. S. 29: Wörter wie Baumstamm, Herrmann u. s. w. mögen einzeln gesprochen oder in der prosaischen Rede den Werth von 𝅗𝅥. ♩ haben, im Verse aber, die in der Mitte zwischen Prosa und Gesang steht, schwächt die Hebung (der Accent) die folgende Silbe bedeutender, als in der gewöhnlichen Rede. Im Verse fällt die Dehnung der zweiten Silbe weg, denn sie wird von der Hebung der ersten überwältigt. Spondeen (𝅗𝅥 ♩) kann es darum im deutschen Verse nicht geben.

Ich erlaube mir zu diesen angeführten Punkten meine Gegenbemerkungen auszusprechen, und bitte den Verf. so wie Jeden, welchen dieser in Rede stehende Gegenstand interessirt, um unbefangene, scharfe Prüfung. In der Hauptsache,

im Princip sind wir einig; es gilt nur noch um ein klares Durchschauen und Erkennen der Folgerungen aus demselben. —

Daß Wortfuß von Versfuß unterschieden werden muß, hat der Verf. S. 28. zwar ausdrücklich bemerkt, scheint mir aber nicht streng genug beachtet und durchgeführt worden zu sein. Der Wortfuß gehört der Prosodie, der Versfuß aber der Metrik an. Die Prosodie gibt einer Silbe oder einem Worte im Allgemeinen eine unbestimmte Dauer von Länge und Kürze; in einer metrisch gebildeten Reihe hat aber jede Silbe ein bestimmtes Zeitmaß, welches sehr oft mit dem prosodischen Maße gar nicht übereinstimmt. Das Wort: „Gott" hat prosodisch gemessen ein bestimmtes Maß von Länge; in einer metrischen Reihe wird es bald lang, bald kurz genommen. Beispiel. „Wer nur den lieben Gott läßt walten" — Gott grüß euch Alter u. s. w." Der Verf. ist derselben Ansicht, indem er S. 29 sagt: „Nur der Zusammenhang im Verse kann wahre Versfüße bilden, regelmäßig wiederkehrende, in der Zeitdauer ganz gleiche Abschnitte. Zwar bildet jedes Wort eine Tonfigur, aber im Zusammenhange verschiebt sich dieselbe und wird eine andere. Im Verse wird das Wort als solches aufgehoben und man hat es nur mit Silben als Theilen des Taktes zu thun." Diese Bemerkungen gelten nach dem Ausspruche des Verf. nur der Accentsprache, mithin unserer deutschen. Wenn er aber kurz vorher (S. 28) sagt, daß die Zeitmessung der Wörter und Silben bei den alten Griechen von der unsrigen durchaus verschieden sei, so weiß ich nicht, wie der Verf. bei seinen klaren Ansichten vom Rhythmus und Unterschiede von Wort= und Versfuß zu dieser entschiedenen Behauptung kommen konnte. Ich wollte, Herr Verf. hätte sich deutlicher über das Wesen der sogenannten quantitirenden Sprachen ausgesprochen. Ich bin kein Philologe, und maße mir deshalb kein Urtheil über die Metrik der Alten an; aber unbegreiflich ist mir immer gewesen, wie man die Sprachen in quantitirende und akzentuirende hat eintheilen können. Was die Philologen darüber sagen, kann mich durchaus nicht befriedigen. Apel fragt zweifelerregend: „Hatten wohl die Alten ein anderes Gefühl in Ansehung des Rhythmus als wir, oder woher kommt sonst die Verschiedenheit der antiken und modernen Rhythmen? Sind beide ganz verschiedene Gattungen aus verschiedenen Wurzeln entsprossen, oder sind sie Zweige eines und desselben Stammes?" B. gibt S. 27 die genügende Antwort auf diese Fragen, wenn er sagt: „Der musikalische Sinn liegt im Menschen, warum sollte er seine Anschauungen, Gefühle und Ideen nicht nach musikalischen Gesetzen äußern? Und das thut der Naturmensch im Tanz und Gesang, der Dichter im Verse, in der rhythmischen Reihe."

Psychologisch betrachtet ist die Akzentuirung der Wörter jeder Sprache, wenn auch in verschiedenen Graden, wesentlich, und es ergeben sich von diesem Standpunkte aus wichtige Folgerungen für eine allgemeine Metrik. Da es uns aber jetzt unmöglich ist, dieses auch an die ausgestorbenen alten Sprachen der Griechen und Römer nachzuweisen, so bleibt uns für diesen Zweck kein anderes Mittel übrig, als eine auf die Natur des menschlichen Geistes gegründete Theorie der Metrik auf die Dichtungen dieser beiden Völker anzuwenden, und zu sehen, ob sie sich denselben anpassen lassen. Die Taktanlage oder das Vermögen, regelmäßige Bewegungen zu vernehmen und zu äußern, liegt in der Natur des Menschen. Auf die Theorie des Takts hat Apel seine neue Lehre von

der Metrik gebaut, und mit dem glücklichsten Erfolge versucht, die Verse der Alten darnach zu messen. Eben diese Versuche machte auch Bassel t. Dieser sagt in seinen Beiträgen zur Prosodie und Metrik der deutschen und griechischen Sprache (Halle 1813 bei Renger) S. 6 auf die Einwendung, daß solche taktgemäße Messung in den poetischen Werken der Griechen historisch nicht nachzuweisen sei: „die Zeitabtheilungen müssen doch ein Gesetz haben, nach dem sie verbunden und aufgelös't werden, und das in jeder Musik sich als dasselbe zeigen muß, mögen auch die Zeichen dafür ganz verschieden gewählt werden. Wir gehen also von der philosophischen Ansicht der Zeit, wie Apel schon früher gethan hat, aus, und entwickeln die Rhythmen als Zeitabtheilungen unter dem Gesetz der Einheit (nenne man dieß nun Takt oder Versfuß)." — S. 7. „Es ist uns besonders darum zu thun, einen Beitrag zur Begründung deutscher Metrik zu liefern, deren Grundzüge bereits von Apel aufgestellt sind. Denn man wird uns doch wohl zugeben, daß wir nach unsern philosophischen Ansichten eine Metrik erkämpfen dürfen, deren erstes Material zwar den Griechen angehört, die aber doch frei und selbstständig auftritt, und unserer Zeit und Bildung angehört." *)

Die Taktanlage oder die Befähigung, regelmäßige Bewegungen zu vernehmen, zu bewirken und Wohlgefallen darin zu finden, liegt, wie vorhin gesagt, in uns, und äußert sich auf mannigfache Art, in Musik, Tanz, Sprache u. s. w. Die Grundsätze und Regeln dieser Bewegung in Anwendung auf die Sprache, d. h. auf ihre Darstellungsform, nennen wir zusammen Metrik. Als selbstständig tritt diese regelmäßige Bewegung in der Tonkunst auf und heißt hier Takt. Die Metrik ist also eigentlich eine Hülfswissenschaft für die Sprache, entlehnt von der Tonkunst; oder mit andern Worten: Der Metrik ist die auf die Sprache angewandte Taktlehre. So wie die Mathematik in die reine und angewandte eingetheilt wird; eben so könnte man auch die Taktlehre eintheilen, und die Metrik, die Tanzkunst u. s. w. gehörten dann zur angewandten Taktlehre. Daher darf sich dann auch die Sprache nicht vermessen, der Metrik Gesetze vorschreiben zu wollen. Wenn nun Metriker der Verwechselung eines Spondeus mit einem Trochäus oder umgekehrt, desgleichen eines Daktylus, gesetzliche Kraft geben, so ist das widerrechtlich.

Nicht die Sprache an sich hat Metrik, sondern sie ist nur der metrischen Behandlung fähig. Daher ist es ganz verkehrt, diese Kraft aus der Sprache entwickeln zu wollen. Jede Sprache ist der metrischen Behandlung fähig; nur eignet sich die eine besser und mehr dazu als die andere. Da die Metrik nur die auf Sprache angewandte Taktlehre und diese in der Natur des menschlichen Geistes gegründet ist, so wird es dadurch auch möglich, Einheit und organischen Zusammenhang in die metrischen Gesetze und Vorschriften zu bringen. Die vielfachen Künsteleien und Sonderbarkeiten der alten Metrik fallen nun von selbst weg und lösen sich in einfache, natürliche Erscheinungen auf. Die alte und neue Metrik gleichen vollkommen der alten und neuen astronomischen Weltordnung, jene der ptolomäischen, diese der kopernikanischen.

---

*) Ausführlicher habe ich mich über diesen Gegenstand geäußert in einem Programm von 1846, welches auch in der Büschlerschen Verlagsbuchhandlung zu Elberfeld besonders erschienen ist, unter dem Titel: Ueber die metrische Behandlung der deutschen Sprache in Realschulen.

Zu der aus der Vorrede S. VII. oben angeführten Stelle vom $\frac{3}{8}$ Takt, als rhythmischem Princip unseres Verses füge ich hier noch die Bemerkung des Verf. S. 30. „Wegen des Vorherrschens der zweisilbigen Wörter in unserer Sprache, noch mehr aber wegen der Hebung und Senkung im Takte, werden die Verse nach ihren Bestandtheilen (Takten) einzeln gemessen. Die zweifüßige (dipodische) Messung ist unserer Sprache nicht angemessen. Jeder Takt hat die Geltung von $\frac{3}{8}$. Dies ist das für unsere Sprache natürliche Gesetz, welches zudem die ganze Verslehre bedeutend vereinfacht, ihr Festigkeit und Halt gibt. Andere Taktarten können darum nicht vorkommen, weil der Sprachton nicht so frei ist, als der musikalische, der nicht an ein Objekt oder Reale, wie der Sprachton an die Sprache festgebannt ist. Der Gesangton und noch mehr der rein musikalische, ist fesselloser und darum leichter und mannigfaltiger. Wir haben also nur einen — wie die Musiker sagen — dreizeitigen oder ungeraden Takt, keinen geraden, und der Hauptgrund dieser Erscheinung liegt in der Macht des Akzentes."

Hier sind nun unsere Ansichten verschieden, und zwar an einer entscheidenden Stelle. Der Verf. scheint mir einen Augenblick den wahren, von ihm selbst anerkannten metrischen (taktlichen) Standpunkt verlassen zu haben, und dadurch leider zu einer täuschenden, folgenreichen Ansicht gekommen zu sein. Irre ich nicht, so hat er hier wirklich Wortfuß und Versfuß verwechselt, die er doch vorher so deutlich unterschieden hatte. Die Sache ist von großer Wichtigkeit. Um sie dem Betrachter in's gehörige Licht zu stellen, sehe ich mich zu einigen Wiederholungen genöthigt. Die Metrik trägt ihr Prinzip in sich selbst, eben weil sie mit dem Takt einerlei ist. Sie kann nun wohl auf andere Gegenstände angewendet werden (Sprache); aber sie so wenig als irgend eine andere Kunst entlehnt ihre Grundwahrheit, ihr Princip von einem fremden Gebiete. Die Sprache ist eine Dienerinn, und nicht eine Herrinn der Metrik, sie ist dieser untergeordnet. Die Metrik ist auf ihrem Gebiete die alleinige Gesetzgeberinn, und wenn die Sprache zu einem poetischen Tanze antreten will, so führt die Metrik den Reigen in allen Wendungen, Schritten und Sprüngen. Die Metrik betrachtet das Sprachmaterial als Baustücke, denen sie die metrische und rhythmische, ihrem Baue angemessene Form gibt. Die Sprache darf und kann nicht sagen: in mir wohnt der $\frac{3}{8}$ Takt; darin allein kannst du dich bewegen. Die Metrik würde ihr antworten: Schuster bleib bei deinem Leisten! Von mir allein hängt es ab, in welchem Takt ich dich tanzen lasse. Wenn der Verf. wegen der überwiegenden Anzahl zweisilbiger, $\frac{3}{8}$ Zeitmaß enthaltender Wörter den $\frac{3}{8}$ Takt zum ausschließlichen in der Metrik principiell erhebt, so könnte man vielleicht in ähnlicher Weise auch den $\frac{2}{8}$ oder $\frac{2}{4}$ Takt ausschließlich für den Tanz in Anspruch nehmen, weil der Mensch nur zwei Beine hat, und im Gehen sich immerfort im $\frac{2}{4}$ Takt (in Spondee'n) bewegt.

Alle Taktarten in der Tonkunst lassen sich auf zwei Grundtakte oder Taktelemente zurückführen, nämlich auf den geraden oder zweigleichtheiligen und ungeraden oder dreigleichtheiligen Takt, und eben diese Taktelemente besitzt auch die Metrik, und sie sind anwendbar auf unsere Versarten. Wie der Verf. dazu gekommen ist, den $\frac{3}{8}$ Takt zum alleinigen Prinzip der ganzen Metrik zu erheben, das wird aus Folgendem klar werden.

Herr Vernaleken ist mit den meisten Metrikern in der Täuschung befangen, als würde jedesmal durch die Senkung einer Silbe auch ihre

Dauer, ihr Zeitmaß vermindert. Wer etwa einen Landmann mit seinem kleinen Sohne dreschen, oder einen Schmiedegesellen mit seinem schweren und dessen Meister mit seinem leichten Hammer schlagen sieht und hört, der wird erfahren, daß jedesmal die schwachen Schläge eben so viel Zeit erhalten als die starken. Wenn auf gleiche Weise in den Wörtern Hermann, Baumstamm, Kirchthurm, Vollmond u. s. w. die zweite Silbe eine Senkung erleidet, so wird doch damit ihre Dauer nicht gemindert. Man versuche nur, und mache mit dem Finger eine Reihe Schläge von gleicher Dauer auf den Tisch, nenne dann jene Wörter (Spondeen), so wird man sich davon überzeugen, daß jede Silbe gleiches Zeitmaß erhält. Anders verhält es sich mit den Versfüßen. Nach diesen wird jedes Wort dem metrischen oder rhythmischen Leisten angepaßt, und da kann es denn wohl der Fall sein, daß eine und dieselbe Silbe hier lang und dort kurz genommen wird. In den Strophen:

Holder Friede,

Süße Eintracht u. s. w.

bilden die Silben — der — de — ße — tracht — kurze Silben von einerlei Zeitmaß, obgleich nach den Gesetzen der alten Metrik, oder nach dem Wortfuß gemessen, die Silbe „tracht" lang ist.

Nimms in Betracht,

Was dir gebracht,

Heute die flüchtigen Stunden.

Hier erscheint die Silbe „tracht" lang. So ist's. Wenn die alte metrische Schule es in Zweifel stellt, ob wir in unserer Sprache wirklich Spondee'n haben oder ihr gar dieselbe entschieden abspricht, und die bisher dafür gehaltenen Wörter für Trochäen erklärt: so muß ich, auf die Gefahr hin von ihr verlacht oder für unwissend erklärt zu werden, es in Zweifel stellen, ob wir wirklich Trochäen als Wortfüße haben, d. h. zweisilbige Wörter, in welchen die erste Silbe die doppelte Länge der zweiten hat; als Versfuß erkenne ich sie an, doch nur im daktylischen Rhythmus. Ich fordere die Leser zur Probe auf. Stellt euch ein Pendel zurecht, das etwa halbe Sekunden schwingt, und leset dann ganz unbefangen und natürlich: Freude schöner Götterfunken u. s. w. und gebt dann recht Acht, ob wirklich die ersten Silben „Freu — schö — Göt — fun" das doppelte Zeitmaß von den zweiten „—de — ner — ter — ken" haben. Ihr werdet für alle Silben gleiche Dauer finden. Nun nehmt aber etwa folgendes Lied zur Hand und leset:

Freut euch des Lebens,

Weil noch das Lämpchen glüht,

Pflücket die Rose,

Eh' sie verblüht.

Hier sind nun die mit ♩ ♪ überschriebenen Worte wirklich Trochäen, und es ergibt sich daraus, daß die Trochäen nie als Wortfüße, wohl aber als

Versfüße vorkommen. Ich kann es also nicht zugeben, daß aus den trochäischen Wortfüßen, die nicht existiren, das Princip zu allen unsern Versarten genommen wird. Mag man immerhin die zweisilbigen Wörter Jamben und Trochäen nennen, Jamben, wenn von der ersten zur zweiten Silbe eine Steigung oder Hebung von tief zu hoch oder von schwach zu stark Statt findet; Trochäen, wenn eine Senkung von hoch zu tief, von stark zu schwach bemerkbar ist, das gehört dem Wortfuß an. Der Versfuß kennt aber keine Jamben, wohl aber, wie vorhin gezeigt, in daktylischen Versen Trochäen, deren Silben von ungleicher Dauer sind. Ein Metrum ist das Zeitmaß von einer Tonhebung (Arsis) bis zur andern. Dem geraden Metrum (Takte) entspricht der spondeische, dem ungeraden der daktylische Versfuß. Diese beiden Versfüße bilden die Elemente der Metrik; alle andern Versfüße lassen sich auf diese zurückführen.

Möchte der hier verhandelte Gegenstand viele unbefangene, sachkundige Kritiker finden, die ein der Sache ganz entsprechendes und entschiedenes Urtheil aussprächen! Indem ich hiermit zum Schlusse meiner Bemerkungen über den metrischen Theil dieser sehr gehaltvollen, mit gründlicher Sachkunde bearbeiteten Schrift übergehe, kann ich nicht umhin, dieselbe angelegentlichst zu empfehlen.

Heuser.

Dr. J. G. Flügel's practical dictionary of the English and German languages, in two parts. I. Theil. Englisch-Deutsch. Leipzig bei J. Richter. 1847. (877 Seiten.)

Bei der Planlosigkeit, mit welcher die meisten sogenannten Schul-Wörterbücher verfaßt sind, bei dem völligen Mangel an gewissem Principe, der sich in diesen Abschreibereien gewöhnlich vorfindet, ist es erklärlich, daß man mit um so günstigerem Vorurtheile das Werk eines Mannes in die Hand nimmt, der sich auf dem Felde der Lexicographie bereits einen guten Namen erworben hat und der in englischen Blättern häufig mit Dr. Johnson verglichen worden ist. Das größere Werk des Verfassers übertrifft an Vollständigkeit unzweifelhaft alle andern Wörterbücher der englischen Sprache und befriedigt schon dadurch die Anforderungen der Leser, welche sich mit der Literatur Englands und America's bekannt machen wollen, in hohem Grade. Dessenungeachtet genügte dem Verfasser die neue Bearbeitung seines Werkes nicht recht mehr, da sowohl in Hinsicht auf Handel und Gewerbe als auch auf Kunst und Wissenschaft die englische Literatur in der neuesten Zeit wieder riesenhafte Fortschritte gemacht hat. Das vorliegende Werk nun entspricht dem rein practischen Bedürfnisse und gibt die Wörter und Ausdrücke des täglichen Verkehrs, die im Handel und in den Gewerben, in der Kunst und Wissenschaft gebräuchlich sind, in solcher Vollständigkeit und mit einer so außerordentlichen Raumersparniß, daß man den Fleiß und die Sorgfalt des Verf. nicht genug bewundern kann. Das Werk gehört, wie dies leider bei den Schulwörterbüchern häufig der Fall ist, keineswegs zu jenen Fabrikarbeiten und bloß buchhändlerischen Speculationen, von denen wir unsere Schüler so sehr wünschten erlöst zu sehen, sondern es verdient vielmehr seines innern Werthes wegen die wärmste Empfehlung. Der Verf. hat nicht etwa aus seinem größern Werke ohne viele Mühe abgeschrieben, sondern er lieferte etwas wirklich Selbstständiges und die oberflächlichste Ver-

gleichung beider Schriften zeigt zur Genüge, wie groß die Zahl derjenigen Artikel ist, welche theils neu aufgenommen, theils auch sorgfältig überarbeitet worden sind. Andrerseits sind dagegen mit vollem Rechte in diesem für das praktische Bedürfniß bestimmten Werke alle unrichtigen, veralteten, rein provinziellen oder nur vereinzelt vorkommenden Wörter weggelassen, wie auch eine große Anzahl von Participien, Verbal- und Nominal-Ableitungen, die keine von ihren Stammwörtern abweichende Bedeutungen haben und sich seltsamer Weise in den sogenannten Taschen-Wörterbüchern gewöhnlich sehr reichlich vorfinden. Außer der großen Selbstständigkeit des Buches, die auch hinsichtlich der Angabe abweichender Formen anzuerkennen ist, muß noch ganz besonders gerühmt werden, daß der Verf. in die Wortbedeutungen einen festen, sichern Zusammenhang gebracht und dadurch der Lexikographie — wie dieses auch in dem größern Werke bereits geschehen war — einen wesentlichen Dienst geleistet hat. Wir begnügen uns für heute mit dieser kurzen Anzeige, um bei einer andern Gelegenheit mehr auf das Einzelne einzugehen. Der Preis des Buches ist mäßig, die Ausstattung vortrefflich. H.

Programmenschau.

Die ästhetische Uebersetzungskunst. Abhandlung von Kauz. Programm des Gymnasiums in Arnsberg 1847.

Die Deutschen, so beginnt der Verf., sind berühmt wegen ihrer Virtuosität im Uebersetzen und haben sich dadurch gleichsam eine zweite National-Literatur geschaffen; dies gelte indessen mehr in Bezug auf die Schätze der modernen Völkerbildung als auf das klassische Alterthum, wo die Kunstwerke einer erstorbenen Welt der Ideen und Gefühle angehöre und die Aufgabe für den Uebersetzer deshalb eine doppelt schwierige sei. Der geistige Werth der deutschen Sprache, ihre kernige, naturfrische Wortsymbolik und deren sinnvolle Begriffsdialektik wird anerkannt, aber der Mangel an jener sinnlichen Schönheit, der musikalisch-grammatischen Vollendung und Klangschönheit nicht näher in's Auge gefaßt, an welcher es der deutschen Sprachmuse gebricht, deren organische Entwickelung durch die Ungunst geschichtlicher Verhältnisse vielfach verkümmert ist. Nachdem hierauf weiter ausgeführt ist, wie gerade die griechische Sprache in logischer, psychologischer und ästhetischer Hinsicht das vollkommenste Kunstwerk des menschlichen Geistes sei, und selbst die irrationale Form in ihr einen rationalen und künstlerischen Character annehme, wird gezeigt, wie wichtig für den antiken Rhythmus mehrgliedrige Wörter seien, und wie sehr daher die deutsche Sprache wegen der Einsilbigkeit ihrer Flexionsendungen, sowohl was die Fall-, Zeit- und Geschlechtswandelung, als was die Ableitung betrifft, im Nachtheile sei. Die Hauptschwierigkeit sei aber die unnachahmliche Accentschönheit der klassischen Sprachen und Stolberg habe ganz recht, wenn er die deutsche Nachbildung der antiken Metrik für ein „Nachlahmen" erkläre. Der Verf. räth deshalb zu einer freieren Behandlung des Hexameter zurückzukommen, wie sie etwa für einen künftigen Uebersetzer des Homer der leicht und schlank gebaute Göthe'sche, für den Uebersetzer des Virgil der lebenswarme Schiller'sche Vers zeige. Es wird schließlich noch darauf hingewiesen, daß es dem nachdichtenden Uebersetzer sehr schwer falle, seine moderne Natur ganz zu verläugnen. „Nicht genug (heißt es), daß die Wortbilder der Muttersprache nie rein dieselben ästhetischen Bezüge haben, daß sie oft an moderne Nebenvorstellungen anklingen; es fehlt uns Neuern überhaupt die Objectivität der Alten, die alle ihre Gefühle aus der Außenwelt nahmen und der Außenwelt zurückgaben."

Als eine sehr werthvolle Zugabe muß Ref. noch das in einem Anhange gegebene Bruchstück einer poetischen Uebertragung des „Pfingstfestes" von Manzoni, welchem auch die Notter'sche Bearbeitung beigefügt ist, anführen. **H.**

Ueber Ursprung und Alter der beiden Nationalnamen „Deutsche und Germanen," von Dr. H. Middendorf. Programm des Gymnasiums in Coesfeld 1847.

In dem ersten Theile der Abhandlung bekämpft der Verf. die Luden'sche Ansicht, nach welcher die Völker alle, welche von Galliern und Römern Germanen genannt wurden, sich selbst von Alters her Teutsche genannt hätten. Nach dem Zeugnisse der Römer führten unsere Vorfahren den Namen Germanen und nahmen nach Tacitus diesen Namen von den nachher sogenannten Tungern an; für den doppelten Nationalnamen aber, wie ihn Luden will, finde sich keine geschichtliche Beglaubigung, denn der Name Teutonen gehöre nicht der ganzen germanischen Nation, sondern nur einem einzelnen Volke. Ueberdies finde sich der Name Deutsche bei keinem der alten lateinischen und griechischen Schriftsteller und erscheine zuerst in den Urkunden aus der Zeit der Karolinger und zwar im Anfange nur adjectivisch und adverbial von der Sprache unseres Volkes gebraucht. Bei Walafrid Strabo sei sodann schon die Bezeichnung deutsch auf das Volk selbst ausgedehnt, und es fänden sich somit „Deutsche" zuerst in der Zeit, wo zwischen den rein und unvermischt gebliebenen Germanen und den romanisirten Franken auch eine politische Scheidung sich zu bilden begann. Was die Ableitung des Wortes betrifft, so führt der Verf. (nach Grimm) die lat. Formen thiudiscus, theotiscus u. s. w. auf ein zu Grunde liegendes Substantiv Thiuda (Thiot), d. h. Volk zurück, so daß es bedeute: „in einer volksmäßigen, populären, dem Volke verständlichen Weise, also im Gegensatze zur lat. Sprache, d. h. auf Deutsch" und es erklärt sich hieraus der Zusammenhang der Wörter „deutsch, deuten, deutlich." Der Verf. bemerkt sodann zur Feststellung eines historischen Urtheiles: „Als durch die Völkerwanderung die germanischen Stämme auseinander gerissen wurden, so daß die alten viele Völkerschaften umfassenden Stammnamen, Istävonen, Ingävonen, Hermionen, völlig verschwanden, und als die einzelnen mächtig gewordenen Völker und die großen Völkerverbindungen einander selbst feindlich gegenübertraten, da mußte der allumfassende Namen Germanen bei der zersplitterten Nation selbst verloren gehn, und an seine Stelle treten nun Longobarden u. s. w. — indeß die lat. Sprache für alle insgesammt die Benennung Germanen beibehielt. Die im Frankenbunde vereinigten Völker, wie Sigambern, Brukterer u. a. fühlten sich den Sachsen gegenüber nicht mehr als Germanen, besonders als sie nach der Annahme des Christenthums, womit der Glaube an die gemeinsame Abstammung aller Germanen von dem Sohne des erdgeborenen Sohnes Tuisco von selbst fallen mußte, zu jenen in den schärfsten Gegensatz traten. Sie fühlten sich nur noch als Franken und waren stolz auf diesen Namen. So war es denn natürlich, daß die Franken in Gallien ihre Sprache im Gegensatze zur lateinischen Kirchen- und Geschäftssprache und zur Volkssprache der Gallier (lingua romana rustica) nicht germanisch nannten. Noch weniger kann es auffallen, daß sie dieselbe nicht fränkisch nannten. Uns freilich ist der Name Franke ein bloßer Eigennamen, und nur noch in der Verbindung „frank und frei" ist uns seine ursprüngliche Bedeutung erhalten. Dagegen bei den Franken selbst, als sie sich unter den Galliern niederließen, war der appellative Begriff des Wortes noch in seiner ganzen Kraft lebendig, weßhalb sie unmöglich ihre Sprache mit einem aus jenem gebildeten Adjectiv

bezeichnen konnten. Sie nannten sie die Sprache des Volks, im vorzüglichen Sinne dieses Wortes, und im Gegensatze zu der von ihnen verachteten romanischen Bevölkerung, und bezeichneten sie demnach mit einem aus thiuda (thiot), d. h. Volk, gebildeten Adjectiv thiudisk oder thiudisg, woraus durch den Uebergang des th in d, des iu in eu unser „deutsch" geworden ist. Und jenes Adjectiv wurde nun zur Bezeichnung der germanischen Volkssprache im Frankenreiche auch in's Lateinische aufgenommen und zwar, je nachdem es sich im Munde des Volkes allmählig verschieden gestaltet hatte, in verschiedenen Formen, wie thiudiscus, theodiscus, teudiscus u. s. w. Wenn nun dies Wort im Anfange dazu gedient hatte, den Gegensatz nicht sowohl der germanischen Sprache überhaupt, als vielmehr der fränkischen allein oder wenigstens vorzüglich zur lateinischen Sprache und zur gallischen Volkssprache zu bezeichnen, so mußte sich dieses im Laufe der Zeiten nothwendig ändern. Als nämlich allmählig die Franken mit den Galliern zu einem Volke wurden, und ihre verschiedenen Idiome zu einer einzigen, romanischen Volkssprache, worin das germanische Element nur unbedeutend war, verschmolzen, da konnte das Wort „deutsch" nur noch von der reinen Sprache der unvermischt gebliebenen Germanen gebraucht werden, und bezeichnete nun diese im Gegensatz zur romanischen Sprache, so wie auch, wenigstens schon kurz vor der Mitte des 9. Jahrhunderts, die deutsch Redenden selbst im Gegensatze zur romanischen Bevölkerung mit dem Namen „Deutsche" bezeichnet wurden. Und als nach Karl dem Dicken jene unvermischten Germanen sich für immer vom Frankenreiche trennten, da wurde bald der Name „Deutsche" für die neue politische Gesammtheit der Nationalname, so wie ihr Land selbst, das bisherige Ostfranken, „Deutschland" genannt wurde. Daß man später den Namen deutsch mit den Teutonen in Verbindung brachte, und lateinisch die deutsche Sprache lingua teutonica die Deutschen selbst Teutonici nannten, ist nicht auffallender, als daß neuere Gelehrte unsern Volksnamen mit dem Tuisco des Tacitus in Verbindung gebracht haben." Ref. bemerkt noch, daß die Leo'sche Ansicht, nach welcher „deutsch, gentilis, heidnisch, germanisch" gleichbedeutend sein soll, mit schlagenden Gründen widerlegt wird. Leo sagt, gentes in's Gothische übersetzt sei thiudos und ein davon abgeleitetes Adjectiv müsse thiudisks heißen. Aber theils läßt sich im Gothischen ein solches Adjectiv oder Adverb nirgends nachweisen, theils wäre es unbegreiflich, weshalb die guten Lateiner im fränkischen Reiche statt gentilis das barbarische Wort theodiscus hätten gebrauchen sollen, überdies hätte gentilis erst in's Germanische übertragen und dann das germanische Wort wieder latinisirt werden müssen.

Nach dieser Erklärung muß man nun auch annehmen, daß der Name „Deutsche" späteren Ursprungs ist, als der Name „Germanen," von welchem letztern der Verf. im zweiten Theile seiner Abhandlung zu beweisen sucht, daß er ein uralter und einheimischer gewesen, dessen Entstehung über die Zeit der Geschichte hinausliegt. Er sei ursprünglich der Name der nachherigen Tungern gewesen, diese hätten mit demselben alle ihre Stammgenossen jenseits des Rheines benannt, um ihren Feinden Furcht einzuflößen, und ihre Stammgenossen hätten allmählig alle den bedeutungsvollen Namen sich angeeignet, demnach sei unser ältester Nationalname auf ähnliche Weise entstanden, wie bei den Griechen der Name Hellenen Nationalname wurde.

Wir können den Bericht nicht schließen, ohne zugleich auf eine Schrift von Hattemer aufmerksam zu machen, welche denselben Gegenstand behandelt und um dieselbe Zeit erschien, wie die Arbeit des Hrn. M. Der Titel lautet: „Ueber Ursprung, Bedeutung und Schreiben des Wortes Teutsch von Heinrich Hattemer" (Schaffhausen bei Brodtmann). Der Verf. sucht im Verlaufe der sehr interessanten Abhandlung gegen Grimm zu zeigen, daß der Name „Teuto" Name des ganzen Volkes, nicht eines Stammes sei, daß sich dieser Name ferner an den Gott Teut anlehne und endlich, daß thiutisk nicht in dem beschränkten Sinne von vulgaris stehe, sondern gleichbedeutend mit teutonicus, und daß beide nicht ausschließlich von der Sprache, sondern auch von dem Volke gebraucht werden. Was die Ableitung betrifft, so glaubt H. an einen Zusammenhang zwischen teut und diot, erkennt aber in teutisk einen Eigennamen, dem eine ältere Bedeutung zugesprochen werden müsse, als dem jüngeren diot. In Beziehung auf die Schreibart erklärt sich der Verf. für teutsch, wofür er genügende Gründe anführt. H.

De lingua Spenseriana ejusque fontibus, scripsit Joannes Willis. (Bonn bei Lechner 1848.)

In der Einleitung dieser lehrreichen Schrift macht der Verf. darauf aufmerksam, daß man zur genauen Kenntniß einer Sprache nicht nur auf die Quelle derselben zurückgehen, sondern vielmehr gleichsam den ganzen Lauf des Stromes verfolgen müsse. Von diesem Gesichtspuncte aus betrachtet erscheint die Sprache Spenser's von großer Wichtigkeit, als eines Dichters, der nicht nur die Sprache seiner Zeit beherrschte, sondern auch die ältere Ausdrucksweise gründlich studirt urd mit Glück nachgeahmt hatte. Letzteres ist besonders der Fall in dem View of the state of Ireland, Shepheards Calendar und in der Faerie Queene. Hr. Willis hat in seiner Schrift nur das letztgenannte Werk berücksichtigt, giebt zuvörderst eine allgemeine Characteristik desselben und handelt sodann de accentu. Schon bei den ältesten angelsächsischen Schriftstellern findet man, daß die Stammsylbe gewöhnlich den Accent hat und die Vor- und Schlußsilben müssen deshalb kürzer ausgesprochen sein. Im Laufe der Zeit wurden in dieser Sprache, auf deren Verfeinerung wenig Sorgfalt verwendet ward, viele jener Sylben abgestoßen, ohne daß der Begriff der Wörter dadurch sich veränderte. Während nun die romanischen Sprachen nach der Veränderung nicht mehr auf der Wurzel den Accent haben, blieb derselbe in der germanischen und sonach in der angelsächsischen und englischen Sprache auf der Wurzel liegen, was sogar in den aus dem Französischen entlehnten Wörtern der Fall ist. Die Quantität der Vocale hängt im Englischen großentheils vom Accente ab, wenngleich auch der Laut in gewisser Beziehung hierbei berücksichtigt wird. In dem Abschnitte de signis et sonis literarum erklärt der Verf. die Verschiedenheit der Buchstabenbezeichnung und des Klanges vorzüglich aus der Abstammung des Englischen aus zwei verschiedenen Sprachen, wo dann natürlicher Weise die Laute der einen häufig durch die Buchstaben der andern bezeichnet wurden, und umgekehrt. Bedenkt man hierbei, daß die Engländer weder ein ð noch þ hatten, während sich dagegen im Angelsächsischen die Buchstaben j, k, q, v, z, nicht finden, daß sich dagegen das englische Alphabet

von dem französischen nicht unterscheidet, so erklärt es sich, weshalb sich die französischen Wortformen, die sich im Englischen vorfinden, nicht so sehr von ihren Primitiven unterscheiden, wie dies bei den aus dem Angelsächsischen abgeleiteten Wörtern der Fall ist. Umgekehrt ist es dagegen mit dem Accente im Englischen, welches sich mehr dem Angelsächsischen anschließt, weil eben der Geist beider Sprachen näher mit einander verwandt war. Der Verf. erläutert dies durch zahlreiche Beispiele und zeigt sodann in dem Abschnitte „de signorum sonorumque mutationibus" wie bei dem Uebergange der angelsächsischen Wörter entweder die Buchstaben verändert werden, während der Laut derselbe bleibt, oder wie umgekehrt der Laut sich ändert, während die Buchstaben dieselben bleiben oder endlich wie der Laut und die Bezeichnung zugleich sich umwandeln. Die hier entwickelten Sprachgesetze, auf welche Verf. der Kürze wegen leider nicht näher eingehen kann, liefern den Beweis von der umfassenden gründlichen Kenntniß des Verfassers. — Unterscheidet man nun drei verschiedene Zeitalter der englischen Sprache: — in deren erstem schon die Spuren der später befolgten Sprachgesetze sich finden, deren zweites ein ungewisses Hin- und Herschwanken zeigt, deren drittes endlich die vollkommnen, sichern Gesetzen unterworfene Form darstellt; — so kann man Spenser am besten zwischen das zweite und dritte in die Mitte stellen, was dann auch in unserer Schrift mit großem Geschicke geschehen und in dem ferneren Abschnitte de accentu, de ratione scribendi atque mutationibus signorum sonorumque und de verborum flexura genügend begründet ist. H.

Notice sur la vie et les ouvrages de J. Racine. Von Dr. R. Schwalb. Programm des Gymnasiums in Cleve 1848.

Der Verf. dieser Schrift, welcher ganz kürzlich durch die Veröffentlichung einer Schulausgabe der Athalie*) vortheilhaft bekannt geworden ist, characterisirt in der Einiheilung die Epoche der Renaissance und den Uebergang aus derselben in das sogenannte klassische Zeitalter unter der Regierung Louis XIV. Er weist nach, daß in dieser von Franzosen gewöhnlich mit den Zeiten des Perikles, Augustus und der Medicéer verglichenen Periode manches für die französische Sprache geschehen sei und daß sie vermöge ihrer aristokratischen Beziehungen namentlich erlangt habe „une certaine perfection ou délicatesse de conversation, une pureté, une correction et une élégance de

*) Es bildet dies Werk den ersten Theil einer größeren Sammlung, welche unter dem Titel Chefs d'oeuvre dramatiques de la littérature française (avec des notes) bei Bädeker in Essen erschienen ist und die wir nach bester Ueberzeugung als sehr brauchbar bezeichnen können. Wenige Stücke möchten sich wohl so sehr zur Schullectüre empfehlen, als gerade Athalie von Racine und nach eigner Benutzung muß Ref. hinzufügen, daß sowohl die Beschaffenheit des Textes als auch die Einleitung und die sachgemäßen Anmerkungen allen Anforderungen entsprechen, welche man an eine solche Ausgabe machen kann. Ueberdies ist der Preis von 7½ Sgr. im Verhältniß zu der glänzenden äußern Ausstattung des Buches sehr billig.

style tout-à-fait inconnues jusqu'alors." Andererseits wird aber gezeigt, daß aus der Poesie alle Phantasie und das wahre Gefühl nach und nach vollständig verscheucht wurde; daß die Dichter statt die Natur und den Menschen zu ergründen mehr oder weniger nur dem Grundsatze Boileau's huldigten: „Etudiez la cour et connaissez la ville;" daß endlich durch das unaufhörliche Aufstacheln des Ehrgeizes und der Eigenliebe der ausländischen Literatur gar keine Beachtung mehr gewidmet wurde und daß man sich mit dem Gedanken schmeichelte, die Weltcivilisation zu leiten und den Geschmack Europas in eben der Weise zu beherrschen, wie dieses Louis XIV. in Beziehung auf die Politik vermochte. Der Verf. geht nun zu dem Drama über, schildert in kurzen Worten die Entwicklung desselben und im besondern die Verdienste Corneille's. Nachdem hierauf die äußeren Lebensverhältnisse Racine's dargestellt sind, führt Hr. S. die innere Entwicklungsgeschichte des Dichters mit großer Anschaulichkeit uns vor, characterisirt sodann seine einzelnen Stücke nach ihrer Entstehung, ihrem Inhalte und Werthe und schließt mit einer Vergleichung der drei bedeutendsten französischen Dramatiker und den 3 Coryphäen der griechischen Tragödie. Wünschenswerth dürfte es erscheinen, daß diese Vergleichung mehr noch ins Einzelne eingegangen und daß namentlich durch die Zusammenstellung von zwei Tragödien gezeigt wäre, wie sich ein und derselbe Stoff unter verschiedenen Händen so ganz eigenthümlich gestaltete. **H.**

Etude sur les oeuvres philosophiques de Frédéric le Grand p. Ch. de la Harpe. Programm des Coll. franç. in Berlin 1848.

Der Verf. vorliegender Arbeit, welcher mit der neuen Herausgabe der Schriften Friedrich's des Großen beauftragt ist und über die Oeuvres historiques bereits in früherer Zeit in dem Journal français de Berlin (1847. Nro. 43. 44. 45) eine interessante kritische Abhandlung geliefert hatte, behandelt hier die Oeuvres philosophiques, welche die zweite Abtheilung der neuen Ausgabe ausmachen. Es sollen sodann noch folgen 3) Oeuvres poétiques; 4) Correspondance; 5) Ecrits militaires. Die Benennung „O. ph." gehört nicht dem Könige an, auch ist das Ganze nicht etwa eine auf ein Princip gebaute Doctrin, sondern es finden sich hier vielmehr die mannigfachsten Gegenstände in bunter Reihe neben einander, welche zu ganz verschiedenen Perioden entstanden sind. Hieraus erklärt sich natürlich die Verschiedenheit in dem Tone und in der ganzen Haltung der einzelnen Schriften, wenn gleich die Individualität des Verfassers sich sowohl in dem Gedanken als auch in der Ausdrucksweise leicht erkennen läßt. Herr de la Harpe hat in seiner neuen Ausgabe die Schriften chronologisch geordnet, folgt dagegen in unsrer Abhandlung einem andern Wege, indem er nämlich die einzelnen Werke nach ihrem Inhalte zusammenstellt; so redet er zuerst von der Politik, wendet sich darauf zu den Schriften über Gesetzgebung, Moral, Erziehung, Literatur und praktische Philosophie. Die Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe, welche der König schon im J. 1738 an Voltaire schickte, die aber erst nach seinem Tode bekannt wurden, eröffnen das Ganze. Als Tendenz der Schrift gibt unser Verf. die Absicht des Königs an, die eigentliche Lage und

die Plane Oesterreichs und Frankreichs in ihr gehöriges Licht zu stellen; Friedrich wollte die deutschen Fürsten zu einem Bündnisse gegen diese beiden natürlichen Feinde bewegen und stützte sich hierbei auf die Analogie der griechischen Geschichte. Der Antimachiavel, welcher hierauf folgt und zu seiner Zeit viel Aufsehen erregte, gehört der frühesten Jugend des Königs an. Die neue Ausgabe besteht aus einem Doppelwerke. Friedrich schickte nämlich seine Réfutation du Prince de Machiavel an Voltaire zur Durchsicht, der sie ihm aber als Antimachiavel so verändert wieder zurücksandte, daß der König selbst sein Werk für ganz entstellt hielt und anfänglich sein eignes Opus besonders herausgeben wollte. Die neue Ausgabe gibt nun die Schrift in beiden Gestalten. Die Hauptsache findet sich freilich in beiden wieder, aber Voltaire hat doch viele sehr lebhaft ausgesprochene Gedanken ausgemerzt, deren Mittheilung er für die Stellung des Königs nicht ganz angemessen fand. Unser V. tadelt den König, daß er den Machiavel gleichsam für ein Lehrbuch des Despotismus gehalten, während er doch nur die infame Perfidie der Fürsten seiner Zeit in das rechte Licht habe stellen sollen. Die Stellung des Fürsten ist vielfach verkannt worden, und Ancillon machte in der neuern Zeit zuerst auf die eigentliche Lage der Dinge aufmerksam, indem er sagte: „Le prince a été un objet de scandale, parcequ'on en a mal saisi l'esprit. Machiavel, partisan éclairé de la véritable liberté, ne pouvait avoir le but de donner des leçons au despotisme. Le prince n'est pas un recueil de préceptes, ni un traité de l'art de gouverner: c'est un tableau effrayant, mais vrai des maximes et des moyens que suivaient, du temps de Machiavel, pour se maintenir dans leur usurpation, ceux des tyrans des villes d'Italie. César Borgia et ses pareils ont fourni les principaux traits; Machiavel les a réunis pour l'instruction et l'effroi de Florence, qu'il voulait attacher à sa constitution et à ses lois; et il n'a probablement pas cru qu'en exposant le fait, il serait accusé d'avoir voulu établi le droit de la tyrannie." — Indessen der König verhält sich nicht nur negativ, sondern er zeigt auch in dem Miroir des Princes die Kunst des Regierens, welcher eine spezielle Anweisung für den jungen Herzog Karl Eugen von Würtemberg sein sollte. Die besprochenen Schriften Friedrichs des Großen sind in Beziehung auf die Form von sehr verschiedenem Werthe, indem sich der König den ihm vorgeschlagenen stylistischen Verbesserungen nicht immer unterwerfen wollte und zu verschiedenen Zeiten mit mehr oder weniger Hartnäckigkeit auf die Beibehaltung von Ausdrücken und Wendungen bestand, die man ihm als völlig unfranzösisch bezeichnet hatte. Höchst mangelhaft ist nun in dieser Beziehung das Exposé du gouvernement français, welches der König wahrscheinlich nur für seinen eigenen Gebrauch aufgezeichnet hatte und das hier zum ersten Male gedruckt erscheint. Es enthält übrigens kostbare Winke über die von ihm in seiner Verwaltung beobachteten Grundsätze. Als das interessanteste Stück der ganzen Sammlung bezeichnet der Verf. den Essai sur les formes de gouvernement et sur les devoirs des souverains; es ist dies die Theorie von einem Manne aufgestellt, der eine reiche Erfahrung hatte und dessen Worte und Handlungen sich stets im besten Einklange fanden.

Der Verf. bespricht dann noch ganz kurz die andern philosophischen Schriften, welche sich auf Gesetzgebung, Erziehung und Moral beziehen und characterisirt schließlich die Werke des Königs als den Spiegel seiner schönen Seele

H.

Empfehlung des Studiums der angelsächsischen Sprache für Schule und Haus von J. P. E. Greverus. Programm des Gymnasiums in Oldenburg 1848.

Diese (auch im Buchhandel erschienene) Schrift weis't in der Einleitung auf die Erfahrung hin, daß nichts für sprachliche Zwecke ersprießlicher sei, als eine Sprache so nahe wie möglich bis zum Ursprunge zu verfolgen. Daß dieses verhältnißmäßig auch von einem Zurückgehen auf den ältesten Dialect einer Sprache gelte, ist wohl unzweifelhaft, und wenn man erwägt, daß sich in Rücksicht auf das Englische wegen der wenigen vorhandenen schriftlichen Denkmale das Gothische in obiger Beziehung nicht eben sehr empfehlen läßt, so wird man um so dringender auf das Angelsächsische, welches dem Gothischen im Alter am nächsten steht, hinweisen dürfen, da in demselben eine verhältnißmäßig reiche Literatur vorhanden ist, die immer noch durch neu aufgefundene Werke vermehrt wird, und da dasselbe ferner einen unschätzbaren Real-Werth in Beziehung auf unsre älteste Volksthümlichkeit und daneben einen großen Schatz von Poesie und poetischen Sprachelementen besitzt. In dem ersten Theile der Abhandlung empfiehlt nun der Verf. das Angelsächsische wegen der Belehrung, welche das Studium desselben sowohl in sprachlicher als auch realer Beziehung gewähre.

In sprachlicher Hinsicht, bemerkt Herr G., verbreite das Angelsächsische Licht über alle germanischen Sprachen und Mundarten neuester und ältester Zeit und beschränkt sich in seiner Beweisführung auf die Etymologie, die, wie er mit Recht meint, nicht nur vollständig entscheidend ist, sondern auch für Unkundige verständlich und interessant. Er gibt hierbei zugleich eine große Menge von auffallenden Merkwürdigkeiten der angelsächsischen Sprache, zeigt in mehreren Zusammenstellungen die angelsächsischen Elemente, welche sich im Französischen vorfinden, wie sich viele hochdeutsche und plattdeutsche Wörter nur durch das Angelsächsische erklären lassen, und welche Wichtigkeit die Kenntniß dieser Sprache auch für die Isländische Literatur und die Götterlehre der Edda habe. Eben so groß sei aber auch der Gewinn in realer Hinsicht, in Beziehung auf die historische Kenntniß der altdeutschen Zustände in dem Zeitraume zwischen Tacitus und Wittekind, um so mehr als uns alle zusammenhangend darstellenden Quellen für diesen großen und wichtigen Zeitraum abgehen. Der Verf. zeigt hier in sehr anschaulicher Weise, wie eben die angelsächsische Sprache auf etymologischem Wege hin und wieder einzelne Lichtblicke besonders über Local- und Personen-Namen verbreite, und macht sodann auf den Inhalt der angelsächsischen Literatur selbst aufmerksam, welcher für die Geschichte der inneren Zustände und der Sitten, wie auch für eine richtige Auffassung des häuslichen und öffentlichen Lebens im deutschen Gesammtvaterlande der Vorzeit von großer Wichtigkeit sei. Die Abhandlung wendet sich hierauf zu dem Werthe, welchen die angelsächsische Sprache an sich durch ihre poetische Schönheit habe, in welcher Hinsicht sie selbst der altgriechischen Sprache den Vorzug streitig machen könne. Es wird hierbei mit Recht auf die große Mannigfaltigkeit der Form für einen und denselben Begriff aufmerksam gemacht, worin das Angelsächsische dem Griechischen gleich komme, während es demselben dagegen in der Kunst der zusammenhangenden, folgerechten epischen und lyrischen Darstellung natürlich nachstehe. Nachdem der Verf. hierauf verschiedene Hülfsmittel angegeben, die

zum Studium des Angelsächsischen unentbehrlich sind, stellt er am Schlusse seiner Arbeit die Frage auf, ob das Angelsächsische als Gegenstand des Schul-Unterrichts empfohlen werden könne, die er bejahend beantwortet. Während bis zur ersten Classe Alles auf dem Vortrage und der mündlichen Mittheilung des Lehrers beruht, muß der Jüngling im letzten Jahre der Schulzeit mehr sich selbst und dem eignen Streben überlassen und zum freien Studium angeleitet werden. Bei dieser freieren, edleren, den Geist mehr anregenden und fördernden Weise wird neben dem intensiven Gewinne viel Zeit gespart; von 24 wöchentlichen Stunden sind die Morgenstunden von 8 – 10 den Wissenschaften und die Nachmittagstunden von 3 — 5 den Sprachen gewidmet und zwar so, daß ein Vierteljahr hindurch immer nur eine, höchstens zwei Wissenschaften und eine Sprache getrieben und dann gewechselt wird. (Nur die Uebungen in freier Composition laufen wöchentlich oder monatlich fort.) Für das Griechische und Lateinische wird dann von jedem Schuljahre ein Halbjahr bestimmt; dem Französischen und Englischen ist ein Vierteljahr gewidmet, und das letzte Vierteljahr wird für das Althochdeutsche und Angelsächsische in Anspruch genommen.

Der Verf. schließt seinen Aufsatz durch Mittheilung mehrerer angelsächsischer Sprachproben, denen die deutsche Uebersetzung beigegeben ist. **H.**

Lieder Guillems IX, Grafen von Poitieu, Herzogs von Aquitanien; herausgegeben von Adalbert Keller. Tübingen bei L. F. Fues. 1848.

Guillems IX. (geb. 22. Octbr. 1071) gilt bekanntlich für den ältesten Troubadour, von dessen Gedichten etwas erhalten ist; nur 9 seiner Lieder sind indessen bis jetzt zerstreut und bruchstückweise abgedruckt worden, in denen — wie der Verf. der vorliegenden interessanten kleinen Gelegenheitsschrift bemerkt — durchgängig eine eigentlich kritische Behandlung vermißt wird. Hr. Keller gibt nun hier zwei bis jetzt noch nicht abgedruckte Lieder, welche eine Handschrift der früher sogenannten königlichen Bibliothek Nr. 7698 entlehnt sind, und die er zu jener neckischen Gattung zählt, welche Fauriel I, 473 so gut characterisirt hat. Was die metrische Form betrifft, so haben diese beiden Lieder dreizeilige Strophen, den Reim durch das ganze Lied gleich, in jeder Zeile nach der vierten Hebung einen Einschnitt, die 2 ersten Zeilen der Strophe mit 6, die letzte mit 8 Hebungen. Die Gabe des Herrn Keller ist sehr dankenswerth und Referent wünscht, daß er sich veranlaßt finden möchte, recht bald eine vollständige kritische Ausgabe der Lieder Guillems IX. zu veranstalten, welche die Freunde der provenzalischen Literatur bis jetzt leider schmerzlich vermissen. **H.**

Ueber Crestiens de Troies und zwei seiner Werke von Dr. W. L. Holland. Tübingen bei Fues. 1847.

Wir erhalten in dieser kleinen Gelegenheitsschrift den Vorläufer zu einer von dem Verfasser in Paris vorbereiteten Ausgabe des altfranzösischen Yvains. In dem ersten Abschnitte der vorliegenden Arbeit handelt Herr Holland von den Lebensverhältnissen des Crestiens de Troies und macht zuvörderst auf die

Schwierigkeiten aufmerksam, mit denen es verbunden sei, sichere Lebensnachrichten von den Jüngern der altfranzösischen Kunstpoesie zu erhalten, deren äußere Stellung im Allgemeinen wenig hervorragend gewesen sei, so daß man bei aller Bewunderung ihrer Werke, sie selbst und ihre Schicksale leicht vergessen mußte. In Beziehung auf Crestiens kann man sich auf eigne Angaben des Dichters stützen. Der Beiname wird von dem an der Seine gelegenen Troies abgeleitet, der früheren Residenz der Grafen von Champagne; aus verschiedenen dem Dichter entlehnten Citaten geht deutlich hervor, daß er eine gelehrte Erziehung müsse genossen und zu fürstlichen Personen in näherer Beziehung gestanden haben, und Herr H. weis't nach, daß sich die gegebenen Andeutungen nur auf Philipp vom Elsaß, Graf von Flandern und Vermandois beziehen ließen. Crestiens war demnach wahrscheinlich aus seinem Vaterlande nach Flandern gezogen, weil er sich bei dem freigebigen Grafen einen reichen Lohn versprechen durfte. Der Dichter erfreute sich auch des Wohlwollens einer hohen Frau, welches (nach Ginguené und Reiffenberg) die Gräfin Marie de Champagne gewesen sein soll. Das Todesjahr des Dichters setzt Roquefort auf 1191 (so auch W. Grimm), während Ginguené und nach ihm San Marte die Zeit zwischen 1195 und 1198 annehmen; Herr H. bleibt dagegen bei der allgemeinen Bestimmung stehn (es fehlt nämlich an allen entscheidenden Zeugnissen), daß der Dichter in den letzten zehn Jahren des 12. Jahrhunderts gestorben sei. Im zweiten Theile der Abhandlung betrachtet der Verf. die beiden Schriften unseres Dichters: 1) Li Contes d'Erec li Fil Lac und 2) Li Contes de Cliges; er gibt zuerst die verschiedenen noch vorhandenen Handschriften und sodann nach zweien derselben Anfang und Schluß der beiden Gedichte. Aus dem Beginne des Gedichtes schließt Herr H. mit Recht, daß jetzt verlorne Erzählungen von Erec schon vor Crestiens, welcher indessen der ursprünglichen Sage wahrscheinlich näher geblieben ist, in den höfischen Kreisen eingeführt waren;" ferner daß die Quelle des ersten Gedichtes in einem contes d'avanture zu suchen sei, worunter man nur ein bretonisches lais zu verstehen habe. Auch der Anfang des zweiten Gedichtes beweis't, daß die Fabel von Cliges keine unabhängige Erfindung Crestiens sei, und Herr H. führt sie auf eine gleiche Quelle zurück, wie dies bereits bei dem anderen Gedichte geschehen. Er führt hierauf eine Reihe von provenzalischen Versen und mittelhochdeutschen Anspielungen auf, um nachzuweisen, wie weit diese Sage verbreitet war und schließt mit der Bemerkung, daß sich das altenglische Gedicht Sir Cleges nicht mit Michel und Graesse auf Crestiens' Cliges zurückführen lasse, daß es vielmehr ein fabliau sei, welches mit einer nouvelle von Franco Sacchetti eine auffallende, mit dem dit du buffet eine entfernte Aehnlichkeit habe. **H.**

Miscellen.

Durch Vergleichung mehrerer Sprachen gelangen wir erst zu einer vielseitigen Kenntniß einer einzigen. So werden wir auch zu manchen eigenthümlichen Gesetzen unserer Muttersprache geführt, wenn wir z. B. einen Ausländer deutsch lehren. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, Holländer, Engländer und Franzosen, die ohne alle Kenntniß der deutschen Sprache waren, mit derselben bekannt zu machen und, da keine Anleitung mir ganz zweckmäßig erschien, stets eine besondere Methode angewendet oder dem jedesmaligen Bedürfnisse angepaßt. Meine oftmals ausgesprochene Erfahrung habe ich dabei bestätigt gefunden, nämlich 1) daß diejenigen Ausländer, welche Latein gelernt hatten, viel leichtere und schnellere Fortschritte machten, als selbst die, welche außer ihrer Muttersprache noch eine andre neuere Sprache verstanden und 2) daß viel Material, welches gleich durch Lesen, Uebersetzen und namentlich Memoriren gegeben wird, das beste Mittel ist, eine neue Sprache zu erlernen. Unsre Grammatik in ihrer Mannigfaltigkeit und, wir müssen es gestehen, Unsicherheit, bietet noch viele Schwierigkeiten dar, besonders aber in der Constructionslehre, in der sich wirklich ein Bild unsres politischen Lebens abspiegelt, große Mannigfaltigkeit in der Einheit, die wir stets im Auge behalten müssen, um sie nicht zu verlieren.

I.

Wir sagen:
der gute Mann, die gute Frau, das gute Kind und wenn wir den Artikel weglassen:

guter Mann, gute Frau, gutes Kind,

decliniren auch im ersten Fall nach der schwachen und im zweiten Falle nach der starken Declination, handeln aber in beiden Fällen mehr nach Sprachtact, als nach Bewußtsein. Der Ausländer, dem der erste fehlt, muß ihn durch ein gram. Gesetz ersetzen und findet es in folgender Regel:

Wenn der bestimmte Artikel nicht bei dem Adjectiv steht, so wird in jedem Falle der Endconsonant des Artikels gesetzt, der also in der Form Statt finden würde, wenn der Artikel da wäre. Es geschieht dies aber nur beim ersten Adjectiv, das zweite geht regelmäßig nach der schwachen Declination, die man deshalb auch Adjectivdeclination nennen kann. Z. B.

gute**s** frische**s** Gras
gute**s** frische**n** Grases
gute**m** frische**n** Grase
gute**s** frische**s** Gras.

Im Nominativ steht also bei jedem Adjectiv das Zeichen des fehlenden Artikels, in den andern Fällen nicht. Z. B.

ehrliche**r** biedre**r** Mann
ehrliche**s** biedre**n** Mannes
ehrliche**m** biedre**n** Manne.

II.

Nach der allgemeinen Regel steht bei solchen Verben, die mit trennbaren Partikeln zusammengesetzt sind, die Partikel in allen einfachen Zeiten nach dem Verb und in zusammengesetzten vor demselben und nur getrennt durch das Augment **ge.**

Z. B. ich nehme das Anerbieten **an**
ich habe das Anerbieten an**ge**nommen.

Aber in allen abhängigen Sätzen, so wie auch im Relativsatze wird in einfachen Zeiten die Partikel nicht getrennt.

Z. B. ich melde, daß ich das Anerbieten **an**nehme
das Anerbieten, welches ich **anneh**me.

Wir haben drei Wortstellungen:

a) die bejahende
b) die fragende
c) die abhängige, und in allen Fällen, in welchen letztere eintritt (und dies auch bei allen Relativsätzen), findet auch die oben angegebene Abweichung Statt, so daß es besondrer Beachtung werth ist, namentlich Ausländer auf die ohnehin schwierige Behandlung der Partikeln in allen Fällen aufmerksam zu machen.

III.

Je verwandter zwei Sprachen, desto leichter lernen die Völker sich verstehen, aber desto schwerer die verwandte Sprache richtig gebrauchen und accentuiren. Daher bringen es Holländer am leichtesten zum Verstehen des Deutschen, Russen und Franzosen es am besten; Engländer siegen in der Regel nur durch ihre Consequenz, indem sie wissen, was sie wollen und nicht loslassen, bis sie in der fremden Sprache radebrechen. Es ist überhaupt schwer, den ausländischen Accent in unsrer Sprache abzulegen; wir Deutsche glauben wenigstens dieselbe Schwierigkeit in fremden Sprachen nicht zu haben, obschon es in Paris und in London wenig Deutsche gibt, die nicht als solche erkannt werden, obschon sie viele Jahre dort leben.

Dr. C. A. W. Kruse.

Die neugegründete Zeitschrift „Nordischer Telegraph," welche wir nach Einsicht der bis jetzt erschienenen Nummern wegen ihrer Tüchtigkeit dringend empfehlen müssen, bringt uns so eben Kunde von einer neuen Tragödie Oehlenschlägers:

Kjartan og Gudrun. Tragödie i 5 Acter af Oehlenschläger (Kopenhagen, 1848. A. F. Höst.)

welche die Beachtung unserer Leser verdient.

Der schöne Kranz, den Oehlenschläger in seinen Tragödien, der nordischen Mythenzeit zur Verherrlichung, sich selbst aber zur Unsterblichkeit ge-

wunden hat, ist um eine Blume reicher geworden. Ob sie so hell in ihrer Schönheit strahlt, wie die üppigen, duftenden Blumen, die der jugendliche Dichter gepflückt, ob sie eine Knospe, vielleicht nur ein bescheidenes Blättchen in diesem Kranze ist — das müssen wir dem Richterspruche einer gediegenen, wohlbedächtigen Kritik überlassen. Vor der Kritik jedoch soll das Gefühl des ersten Eindruckes zu seiner Geltung gelangen.

Wenn uns die Aufgabe gestellt wäre, der vorliegenden Tragödie eine specielle Bezeichnung zu geben, wir würden sie die Tragödie des Skepticismus nennen. Es sind in ihr die Kämpfe, oder besser gesagt, die Conflicte einer Uebergangsperiode dargestellt, und insofern ist sie ein treues Abbild unserer Tage, wie sie auch deshalb die Zeit ihres Entstehens schwer verläugnen kann.

Die Tragödie führt uns in Island und im Verlaufe derselben auch in Norwegen ein. Olaf Trygvason, der den großen Hakon Jarl gestürzt, tritt uns hier als Norwegens König und als eifriger Verbreiter des Christenthums entgegen. In Hakon Jarl war uns der letzte, verzweifelte Kampf des Götzendienstes gegen das Christenthum zur Anschauung gebracht; Hakon Jarl war gewissermaßen „der letzte Ritter" der nordischen Mythe, der seine Götter nicht vor ihrem Falle, den diese nicht vor dem Siege der neuen Ideen schützen konnten. In „Kjartan und Gudrun" ist dieser Sieg äußerlich bereits ein vollkommener geworden, wir sagen äußerlich, und wollen damit eben jenen Zustand des Skepticismus bezeichnen, der durch das ganze Stück durchgeht: das Christenthum ist noch nicht in das innere Bewußtsein übergegangen, es ist noch nicht zur schönen Gewohnheit geworden, und die heidnischen Götter haben — wenn sie gleich als heidnische erkannt sind — doch noch eine große Macht über die Herzen. Ein Vers, den wir hier aus der Tragödie deutsch wiedergeben wollen (zugleich um das Versmaaß zu bezeichnen, in der sie geschrieben) spricht deutlich für unsere Ansicht:

Olaf.

O Freia! Warum brichst so oft die Herzen Du? (geht.)

Ingeborg. (allein.)

Er nannte Freia, machte sich zum Heiden selbst,
Der strenge Christ! Ja — wenn die Leidenschaft erwacht,
Dann sind wir Alle Heiden. Wahre Liebe nur
Ist christlich, lebt und nährt von Opfern sich allein;
Doch heidnisch ist der süße, starke Rausch, worin
Man Alles ganz vergißt, nur an den Einen denkt 2c.

Doch — wir greifen uns selbst vor, indem wir Namen nennen, ohne ihre Bedeutung in der Tragödie früher bezeichnet zu haben.

Olaf Paa, Gutsherr zu Hiardarholt auf Island widmet seine Zeit der schönen Bildhauerkunst, in welcher sein Sohn Kjartan ihm zur Hand geht. Kjartan liebt ein schönes, leidenschaftliches Weib, Gudrun Osvifsdatter, die, kaum 20 Jahre alt, bereits zweimal Wittwe geworden, ihre Schlingen von Neuem nach dem unschuldigen Jüngling auswirft. Heut zu Tage würden wir sie eine herzlose Coquette nennen; damals aber, als französische Cultur die Welt noch nicht besiegt hatte, nannte Kjartan sie, wenn er auf Augenblicke zum Bewußtsein kam, ein seelenloses Weib. Sein Vater, der Gudrun durchschaut, fürchtet das Erwachen einer Leidenschaft, die bereits in hellen Flammen brennt, und schickt ihn deshalb in die Welt, um Helden-

thaten zu verüben. Bodli, der Gespiele Kjartans, und zugleich sein Nebenbuhler in der Liebe zu Gudrun, begleitet ihn, und sie gelangen nach Norwegen, nachdem Gudrun das Geständniß von Kjartans Liebe gehört, aber nicht erwiedert hat. Sie will weder sich noch ihn binden, und vertröstet ihn auf spätere Zeit.

Norwegens König ist nicht mehr der liebenswürdige, ritterliche Jüngling, als der er uns im Hakon Jarl entgegentrat. Auch er, wie nach ihm so viele Herrscher, verkennt den Geist der Liebe, der im Christenthum waltet, so sehr, daß er es auf Kosten der Menschlichkeit durch Blut und Grausamkeit verbreitet. Die Leidenschaft macht ihn also — zwar in anderem Sinne, als seine Schwester Ingeborg es meinte — wirklich trotz aller christlichen Strenge zum Heiden, und wir fühlen mit Bedauern, daß die Sympathie verschwunden ist, die der Sieger über Hakon Jarl uns einflößt.

In Ingeborgs schönem, von zarter Poesie durchdrungenem Herzen erwacht Liebe zu Kjartan, und auch dieser hätte sich vielleicht von Gudruns Schlingen befreien können, wenn Bodli, der Verräther, nicht plötzlich nach Island zurückgekehrt wäre. Kjartan ahnt den Verrath, empfängt zum Abschied von der armen Ingeborg einen schönen Schleier für seine Braut, und langt in Island gerade zu rechter Zeit an, um — dem Schluß der Hochzeitsfeier zwischen Gudrun und Bodli beiwohnen zu können. Dieser hatte daheim von der nahe bevorstehenden Verbindung zwischen Kjartan und Ingeborg gesprochen und so es dahin gebracht, daß Gudrun ihm, den sie verachtet, gewissermaßen aus dépit amoureux die Hand reicht.

Kjartan, der in Island Christ geworden (auch Gudrun war dem neuen Glauben beigetreten) wird trübsinnig und denkt an das Kloster. Gudrun bemüht sich von Neuem um seine Liebe und veranlaßt, da er sie zurückweist, ihren Gatten, ihn zu morden. In dem Schwanken ihres leidenschaftlichen Charakters kommt sie auch hiervon wieder zurück; Bodli aber fühlt sich durch Kjartan belästigt, kämpft mit ihm und — fällt.

Ein Sturm verschlägt Ingeborg, die nach Irland zu ihren Verwandten reisen wollte, die nach Island in die Nähe von Gudruns Besitzthum, auf welchem jetzt Kjartan und seine Schwester Hrefna, ein sanftes, weibliches Gemüth, weilen. Gudrun erfährt ihre Ankunft, geht mit Pfeil und Bogen und dem Schleier umgürtet, den sie einst Kjartan gewaltsam geraubt hat, an's Meer, um — vermuthlich sie zu tödten. Erst später findet sie Beide in einer geschwisterlichen Umarmung; da sie diese aber mißversteht, so schießt sie einen Pfeil auf Ingeborg ab, der jedoch Kjartan trifft und tödtet.

Dies mit nackten, kurzen Worten der Inhalt der Tragödie.

Wir sagten vorher, sie stelle die Conflicte einer Uebergangsperiode dar, und glauben aussprechen zu können, daß sie durchaus den Uebergang vom Heidenthume zum Christenthume verkörpert. Selbst Olaf Paa hängt nicht mehr mit der festen Leidenschaft an seinen Göttern; denn er weiß, daß Kjartan Christ ist und duldet es. Duldsamkeit aber ist eine durchaus christliche Tugend! Gudruns Leidenschaftlichkeit erklärt sich zum Theil daraus, daß sie Südländerin, aus Sikilei (Sicilien) gebürtig ist. Man fühlt es, sie gehört in den Kreis des biedern, treuen Nordens nicht hin, sie ist es, die alles Unheil heraufbeschwört. und es drängt sich dem Leser die Vermuthung auf, daß der Dichter durch dies Stück mahnen wollte: Hütet Euch vor den Einflüssen fremdartiger Nationalitäten!

Wenn wir den Eindruck in wenig Worten schildern sollen, den das Ganze auf uns gemacht, so würde er lauten: Wie schade, daß die schöne Poesie des Heidenthums dahin geschwunden ist, ohne durch die schönere einer neuen Zeit ersetzt worden zu sein.

Französisches Liebeslied

aus dem 15ten Jahrhundert.

Im vierten Bande des fleißigen und an werthvollen und anziehenden Notizen über literarische Reste des Mittelalters so reichen Werkes von Paulin Paris über die französischen Handschriften der königlichen Bibliothek in Paris findet sich Seite 250 f. ein altfranzösisches Liebeslied abgedruckt, wovon das Manuscript auf dem weißen Blatte am Schluß einer anonymen Uebersetzung der Decretalen im Cod. Nro. 7052 steht und welches ungeachtet der Unvollkommenheit der Versification in Rücksicht der ungemeinen Zartheit und Innigkeit in Geist und Sprache wohl auch unter uns bekannter zu werden verdiente. Es möge hier deßhalb nebst einer Uebersetzung seinen Platz finden, wiewohl es nicht möglich war, den weichen poetischen Schmelz des Originals im Deutschen völlig nach Wunsch wieder zu geben.

Marguerite ma doulce amie
Oublier ne puis vostre *non*.
Se j'ay souffert qu'on vous marie
Au cueur j'en ay très grand douleur.

Margrethe, du mein süßes Leben,
Kann dich vergessen nimmermehr.
Daß sie dem Andern jetzt dich geben,
Ich litt es, doch die Pein ist schwer.

Souffrés que soys vostre sergent
A vos nopces je vous en prie.
Que soys vostre escuier trenchant
A la dolente departie.

Mein Lieb, o duld' am Brauttag mich
Als Dienstmann noch an deiner Seiten,
Laß mich als Knapp geleiten dich
Bei deinem thränenvollen Scheiden.

Je l'alis veoir l'aultre semaine
Avant que le jour fuist cler.
Elle dit vous perdez vos peines
Allés ailleurs vos pourchasser.

Ich ging zu ihr in diesen Tagen
Noch vor dem lichten Sonnenschein;
Sie sprach: „Verloren ist dein Klagen,
Magst nun um eine Andre frein.

Congié vous donne ceste fois
N'i revenez plus je vous prie.
Acollez moy encor un' fois
A la dolente departie.

Nimm deinen Urlaub für dies Mal;
Ich bitte, woll'st hinfort mich meiden!
Sollst drücken mich ans Herz einmal
Noch bei dem thränenvollen Scheiden."

Mes amourettes sont encloses
Dedans un annelet d'argent,
Toutes les fois que les esgarde
A petit que le cueur me fent.

Verschlossen ist der Liebe Wehe
Wohl in ein silbern Fingerlein;
Das schneid't, wie ich drauf niedersehe,
So leis' und scharf ins Herz hinein.

Tel cuide oublier qui ne peult
Et qui ne dort pas en son ayse,
Qui de ce mal point ne se deult
Il ne scet pas que l'amour poyse.

O nicht vergessen — glaub, das brennt!
Nicht schlafen, weil der Gram nicht rastet;
Wer solchen bittern Schmerz nicht kennt,
Der weiß nicht, wie die Liebe lastet.

Je feray faire ung hermitage	Zu einer Klause will ich wallen
De violet et de muguet,	Von Veilchen und von Maienblüt';
Il n'y aura ny cler ni prestre,	Statt Chorgesangs soll da nur schallen
Fors que le doux rossignolet.	Der Nachtigallen süßes Lied.
Et tous les jours au matinet	Und täglich mit dem Morgenlicht
J'irai chanter sur la verdure,	Geh' ich ins Grün und sing' und sage:
En disant pauvre cueur piteux	Mein armes Herz, o brich noch nicht,
Endure endure.	Ertrag', ertrage!

Das Wort *non* in der zweiten Zeile hat P. Paris durch Cursivdruck als ausgelöscht oder doch unleserlich in der Handschrift bezeichnet, doch halt' ich es für wahrscheinlicher, daß hier ein andres Wort gestanden, da der Mangel des Reims in der zweiten und vierten Zeile doch allzu störend ist, zumal in der ersten Strophe. Zwischen der sechsten und siebenten Strophe stehen im Original die Zeilen:

Oublie, oublye qui bonnes sont,
Qui les menge grant bieut luy font;

die ich in der Uebersetzung überschlagen habe, da ich, offen gestanden, nicht recht weiß, was ich daraus machen soll. Keinenfalls scheint mir das Lied durch ihre Weglassung viel zu verlieren.

Göttingen. **Dr. Ellissen.**

Eine sprachliche Mittheilung des südwestlichen Dialects in England.

To a Rose.

Woot let me pluck thee, charmunest
Of vlowers that veed the humble bee?
Woot goo and greace my true-love's breast?
That is the vittust pleace for thee.

Thy neighbour lily canst thee spy?
I warnd thee'st vind her neck moor vair;
Or you kearnaition's dainty dye?
Her cheecks, I'm bound, 'ool match that 'ere.

Mayhaf thy zweetness she may zniff,
And thee'st be press'd her lips unto;
Then, happy rose, I'll thee if
Theeself can brag a vresher hue?

Loor! if so be as how she should
Zweet flower, what vortune'ood be thine!
I'd gie vive shilluns, that I'ood
Zupposue zuch a chance wur mine.

Punch.

Uebersetzungsfehler.

Wir Deutsche, die im Uebersetzen so stark und fruchtbar sind, pflegen wohl der Franzosen und Engländer zu spotten, daß sie beim Uebersetzen unserer classischen Schriftsteller oftmals arge Schnitzer machen, und es gibt auch in der That der lustigen Beispiele genug. Allein eine genaue Nachforschung möchte wohl ergeben, daß es uns eben nicht viel besser geht. So ist es z. B. dem Dichter Freiligrath, der sich übrigens um die Uebersetzung moderner englischer Poesie sehr verdient gemacht hat, begegnet, an einer Stelle von Coleridge's Ancient Mariner, den Dichter ganz andre Dinge sagen zu lassen, als im Original stehen. Es heißt nämlich (Freiligr. Gedichte S. 347. Ausg. 1838) folgendermaßen:

Die Sonne, lothrecht über'm Mast
Schaut meerwärts ohne Regung;
Doch plötzlich rührt und regt sie sich
Mit zitternder Bewegung;
Schießt vorwärts, rückwärts unruhvoll,
Mit zitternder Bewegung.

Dann plötzlich, wie ein scheuend Roß,
Prallt sie zur Seite wieder.
Das Blut schoß mir ins Angesicht;
In Ohnmacht sank ich nieder.

Das ganze Gedicht, zu dem diese Strophen gehören, ist zwar voll Graus und Wunder; es kann aber wohl nur eine so abentheuernde Phantasie wie Freiligrath's, der „Kometen in flammenden Courbetten durch den Abgrund des Raumes hinschießen läßt," auf den Einfall kommen, daß die Sonne anfange sich zu rühren und zu regen, daß sie vor- und rückwärts schieße, und dann wieder zur Seite pralle, ohne alle Veranlassung und ohne einen Zweck. Der Uebersetzer hat außer Acht gelassen, daß she nie die Sonne heißen kann, die bekanntlich im Englischen masculini generis ist. She ist nichts anders als das Schiff, das in seinem Laufe plötzlich gehemmt wird, in Folge dessen sich wie ein wildes Roß (im Englischen reiten ja auch die Schiffe) bäumt, vorwärts, rückwärts, seitwärts bis es endlich unaufhaltsam fortschießt. Die Sache ist so klar, daß weitere Beweise ganz unnöthig sind. Es heißt nämlich im Original so:

— — — — — — — —

The ship stood still also.

The sun, right up above the mast,
Had fixed *her* to the ocean;
But in a minute *she* 'gan stir
With a short uneasy motion —
Backward and forward half *her* length,
With a short uneasy motion.

Then like a pawing horse let go,
She made a sudden bound:
It flung the blood into my head,
And I fell down in a swound.

Fr. Breier.

Irish Songs.

Uebersetzungen von F. W. Wagner.

I.

Wear with me the rosy wreath,
Whilst melting strains around thee breathe,
Oh! life we 'll but measure
By moments of pleasure,
And banish the features of sorrow.

See the goblet streaming,
Rapture's sun is beaming,
Softly we 'll stay
The joys of to-day,
Nor nourish a thought of to-morrow.

Fill then your cups around,
Mirth shall with wine abound,
Love shall enlighten each hour;
Chasing dull Care away,
Beelike wee'l bear away
Honey from life's blooming flower.

I.

Trag den ros'gen Kranz mit mir,
Da Tonschmelz ringsum flüstert dir.
Das Leben, o! meßt es
Nach Stunden des Festes,
Und bannet die Trauergesichter.

Meth schäumt in Pocalen!
Jubelsonnen strahlen!
Fest haltet heut,
Was mild euch erfreut,
Nährt keinen Gedanken an morgen!

Füllt rings der Becher Zahl,
Wein ström' im Freudenschwall,
Lieb' mach' die Stunden uns sonnig!
Grillenschwarm jaget fort,
Bienen gleich traget fort
Aus Lebens Lenzblum' den Honig.

I. (In freierer Uebersetzung, das Metrum betreffend.)

Den Kranz der Rosen trag mit mir,
Da süße Stimmen flöten hier:
Die Sorgen vergessen,
Das Leben gemessen
Nach Festaugenblicken der Wonne!

Der Becher schäumt, den Purpur malt,
Die Sonne des Entzückens strahlt;
Drum haltet als Beute
Die Freuden von heute,
Und scheucht den Gedanken an morgen.

Füllt denn die Becher rund!
Wein würz' und Freud' im Bund
Uns mit der Liebe die Stunden!
Störet der Grillen Nest!
Saugt an der Blum' euch fest,
Bienen gleich, Honig zu munden.

II. The exiled Irishman's Lamentation.

Green were the fields where my forefathers dwelt, oh!
Erin ma vourneen, slan laght go bragh!

II. Des verbannten Irländers Klage.

Flur, so grün, die mir die Väter gewiegt, ach!
Erin ma vourneen, slan laght go bragh!*)

*) Erin, mein theures, auf ewig leb' wohl!

Though our farm it was small, yet comforts we felt, oh!
Erin ma etc.
At length came the day when our lease did expire,
And fair would I live where before liv'd my sire;
But ah, well-a-day! I was forc'd to retire:
Erin ma etc.

Tho' all taxes I paid, yet no vote could I pass, oh!
Erin ma etc.
Aggrandiz'd no great man, and I feel it alas, oh!
Erin ma etc.
Forc'd from my home, yea, from where I was born,
To range the wide world, poor, helpless, forlorn,
I look back with regret, and my heartstrings are torn:
Erin ma etc.

With principles pure, patriotic, and firm,
Erin ma etc.
Attach'd to my country, a friend to reform,
Erin ma etc.
I supported old Ireland, was ready to die for't,
If her foes e'er prevail'd, I was well known to sigh for't;
But my faith I preserv'd, and am now forc'd to fly for't:
Erin ma etc.

Klein war die Pachtung, die doch uns genügt, ach!
Erin ma etc.
Der Tag der Verfallzeit kam endlich heran,
Froh leben wollt' ich, wo's der Vater gethan,
Doch mußt' ich ach! ziehen auf flüchtiger Bahn.
Erin ma etc.

Richtig zahlt' ich die Steuer, doch galt nicht die Stimm', ach!
Erin ma etc.
Vergrößert nicht groß, und ich fühle den Grimm, ach!
Erin ma etc.
Vertrieben vom Herd, vom Haus, das mich gebor'n,
Die Welt zu durchziehen, arm, hülflos, verlor'n,
Rückschau' ich, zerrissen das Herz und verworr'n!
Erin ma etc.

Mit Grundsätzen, rein, patriotisch und fest,
Erin ma etc.
Am Vaterland hangend, Reformfreund auf's best.
Erin ma etc.
Strebt' ich mit für Alt-Irland, wollt' ich, galts, in den Tod gehn,
Ließ ich, wußte der Feind, siegt' er, Seufzer zu Gott gehn,
Wahrte Treu' ihm, drum muß nun in Irr' ich und Noth gehn.
Erin ma etc.

III.

O will you sit in the bow'r with me?
The grape's rich juice is flowing;
'Tis sweet to sit in the bow'r with me,
We pass our time in festive glee,
Oh! merrily, merrily, and we sing cheerily,
As he rough weather is blowing, oh!

III.

Wollt ihr mit mir in der Laube sein?
Reich fließt der Saft der Traube!
'S ist süß, mit mir in der Laube sein,
Die Stunden ziehn in freud'gem Reihn,
O Fröhlichkeit, Fröhlichkeit!
Jubelsingt! Seligkeit!
Ob auch der Sturm draußen schnaube!

There beauty breathes the melting sigh,	Da ist's, wo Schönheit lauter weilt,
And courts the soft enjoyment of de ight;	Und wirbt Entzückens lieblicher Befehl;
Then haste happy pleasure to try,	Den Hochgenuß kostet denn, eilt,
Ere youth shall wing its rapid flight,	Eh' Jugend flieht, die Schwing' ist schnell!
And smoothly the current of life will flow,	Sanft fließe der Strom uns des Lebens hin,
As wine shall inspire as merrily;	Wie Wein uns entglüht zur Fröhlichkeit!
Joy shall gild our days below,	Lust soll uns die Tag' umblühn,
And we'll look to the future cheerily.	Auf die Zukunft blickt hin Seligkeit.

Philologische und grammatische Miscellen

von

M. Rapp.

(Schluß.)

3.

Hier muß ich mir auch eine Bemerkung gegen einen der Herrn Redacteure erlauben. Herr Viehoff sagt in einem Aufsatz Goethe betreffend im Archiv, der Dichter habe in der Periode seiner Mitschuldigen die Eigenheit, gern den Artikel auszulassen. Dieses ist etwas ungenau ausgedrückt. Die Sache verhält sich so. Bekanntlich sind aus der süddeutschen Sprachweise die Contraczionen im, vom, zum anstatt in dem, von dem, zu dem in's Schriftdeutsche übergegangen. Ganz analog jenen Fällen contrahirt nun der Süddeutsche auch die Formen an den, in den, eigentlich in an'n, in'n, die aber im Laut natürlich an, in lauten. Dieser populären Form bedient sich in seiner ersten Periode auch Goethe, wenn er sagt: an Vater, in Garten anstatt an den Vater, in den Garten. In andern Fällen des Artikels kann aber diese Eigenheit nicht vorkommen und von einer Auslassung des Artikels im süddeutschen Dialect ist überall nie die Rede.

4.

Ein Sprachfehler bei Goethe und Schiller.

Ich glaube man hatte zur Zeit, da beide in Weimar zusammen waren, darauf aufmerksam gemacht, daß es der uralten ulfilanischen Sprache angemessener sei, zu sagen, der Glaube, der Friede, der Name, als die geläufigern Formen Glauben, Frieden, Namen. Den Dichtern empfahl sich die nemliche Form als weicher und der Elision empfänglich. Unhistorische Herren haben sogar schon behauptet Glaube, Friede seien starke Formen, die andern schwache, was auf einem gänzlichen Mißverstehen beruht! Da wir den Genitiv nur Glaubens, Friedens bilden können, so schien der Nominativ auf n regelmäßiger, obgleich schon Ulfilas die doppelte Flexion hat. Nur in der Gedanke, des Gedankens ist die Anomalie durchgegangen, wo man freilich einen Nominativ oder Genitiv Gedanken sich wünschen möchte. Doch dieß dahin gestellt, so weiß doch alle Welt, daß der Accusativ dieser schwachen Substantive nie anders als

mit N lauten kann. Die unglückliche Neuerung „der Friede“ war aber nun unsern beiden Dichterheroen so unnatürlich, daß sie sich auf seltsame Art an ihnen rächte. Da sie gegen ihr Ohr nun der Friede sagen sollten, so sagten sie Beide auch im Accusativ Friede, freilich nicht unmittelbar nach dem Artikel. Dieser Sprachfehler kommt bei Goethe zweimal in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter vor, und Schiller sagt sogar in der Jungfrau von Orleans.

Fried' und Versöhnung bieten!

5.

In der Jungfrau von Orleans kommen noch zwei Solöcismen vor. Montgomery sagt:

Und zwanzig Dörfer kennen meine Herrschaft an.

In des Dichters Ohr klang der Vers:

Und zwanzig Dörfer erkennen meine Herrschaft an,

wodurch sogar der antike Trimeter gefüllter und besser würde. Die Endsilbe von Dörfer verschlang ihm die Anlautssilbe des zweiten Worts, was beim Dictiren leicht geschieht und auch dem schnellen Schreiber passiren kann. Aber ein Verbum ankennen ist eine monströse Form. Der heutige Gebrauch würde verlangen: sie anerkennen anstatt erkennen an.

Wir sind umrungen von Gefahren.

Diesem Ausdruck liegt eine Verwechslung der alten hringjan und wringan zu Grund, das erste ist schwach das zweite stark. Wir sagen gerungen von Kämpfern, denn die Hände oder Wäsche ringen, aber umringen hat das Particip umringt. Man könnte freilich obigen Schillerschen Vers als einen Tropus vertheidigen: wir sind gleichsam von der Gefahr umschlungen, die ringt um uns her; der Dichter war sich im Augenblick der Concepzion vielleicht des Doppelsinns bewußt. Ich füge noch hinzu, daß allerdings auch der Engländer sein Verbum to ring in Vermischung mit to wring fälschlich in die starke Form rung flectirt. Aber im Deutschen sagt man jetzt allgemein umringt. Der böhmische Historiker Palazky, der doch nur selten etwas gegen die deutsche Grammatik sich zu Schulden kommen läßt, hat sich jene unrichtige Schillersche Form angewöhnt.

6.

Philologen-Schnitzer.

Ich habe noch einige Sprachschnitzer zu erwähnen, deren sich nicht selten klassische Philologen schuldig machen, wenn sie in die Muttersprache übersetzen, so, daß man zu dem Wunsche getrieben wird, die gelehrten Herren möchten doch eine kleine Stunde all der Mühe, die sie den klassischen Studien zugewendet haben, auch der unglücklichen Sprache ihres Vaterlandes angedeihen lassen. Ich glaube, der alte Voß hat eine Schönheit darin gesucht, die alterthümlichen Formen zween und zwo wieder in den deutschen Vers einzuführen und er hat es meines Wissens mit richtiger Kenntniß dieser Formen gethan. Einige seiner Nachfolger haben aber die Sache mißverstanden. Ich will hier nur zwei Philologen nennen, die als Uebersetzer ein anerkanntes Verdienst haben, um sie auf diesen patriotischen Makel aufmerksam zu machen, nämlich Droysen und Wiedasch. Diese Herren glauben, es sei ein müßiger Zierrat, daß man im Vers zuweilen anstatt zwei auch zween oder zwo sage, ohne zu bedenken, daß zween bloß im Masculin, zwo bloß im Feminin,

zwei aber eigentlich das Neutrum ist, das die andern Formen verdrängt hat. Das wissen unsre Bauern besser, die zwe' ochse', zwuo kie (Kühe) und zwoi kalber sagen, und eben so neben drei das Neutrum drui. Herr Droysen begeht noch den weitern Fehler, daß er das Wort zween besonders zweisilbig gebraucht, was völlig unmöglich ist; die mittelhochdeutsche Form war zwêne, und so ist das Wort freilich zweisilbig, aber so schreibt man ja nicht mehr. Ein andrer häufiger Fehler der Philologen ist, daß sie von der jetzt poetischen Infinitivform empfahen für empfangen sich einbilden, auch im Participium empfah'n bilden zu können. Nun findet sich freilich bei Ulfilas, wo das Verbum überhaupt sein ng verloren hat, das Particip fohans für gefangener, aber keine einzige spätere deutsche Mundart hat jemals das Participium fahen gekannt und das Wort muß hier schlechterdings empfangen heißen. Dagegen ist es ein eingewurzelter Fehler der bairisch-österreichischen und der schweizerischen Mundart, welche beide (oder aus verschiednen Gründen) gewisse Schluß-R der Flexionen vernachläßigen, daß manche Autoren schreiben: Unser gute anstatt guter, indem sie das zur Namenform gehörige R in unser mit dem flexivischen R (unsrer) verwechseln.

Ein stehendes Mißverständniß unserer Philologie ist es auch, wenn sie die deutschen Salinenstädte Hall ohne Bedenken von griechischen ἅλς ableitet. Haben etwa unsre Vorvordern von Griechen Salz graben gelernt? Auch im Slavischen hat das Wort wie im lateinischen ein s und heißt sol, unser Wort Sohle. So ist auch ein Versuch der Ableitung aus dem Keltischen vergeblich; wenigstens die Hochschotten haben das Wort ebenfalls mit s. Wurzel ist das gothische hallus d. i xallus Stein oder Fels, althochdeutsch hall. Unsre Hall-Städte können also ursprünglich nur Bergstädte oder Städte wo Bergbau getrieben wurde geheißen haben, nicht aber specifisch Salz-Städte.

7.
Ein Druckfehler im Fiesco.

In allen mir zu Gesicht gekommenen Ausgaben des Fiesco heißt es an der Stelle, wo der fingirte Mordangriff des Mohren auf Fiesco und der Eindruck von Fiesco's Auftreten von dem Volke erzählt wird: die ganze Versammlung ging ihm in starren Gruppen entgegen. Der bloße Versuch, sich unter diesem Ausdruck eine Anschauung zu vergegenwärtigen führt zum Absurden; der Satz ist ein Unding. Ein bewegtes Volk soll in Gruppen gehen! So hat Schiller nicht geschrieben; man weiß, daß er mit seinem Abschreiber des Fiesco große Noth hatte; wenn aber der Fehler schon in der editio princeps steht, so bin ich überzeugt, der Dichter hat das Wort in der ersten Correctur übersehen oder er hat der populären Deutung des Setzers nachgegeben, weil seine wahre Meinung zu künstlich war. Der Dichter kann aber nicht anders geschrieben haben als so: die ganze Versammlung hing ihm in starren Gruppen entgegen. Entgegen hangen ist ein präciöser aber auch ein pittoresker Ausdruck, und wie ich glaube, dieser Periode des Dichters der vollkommen gemäße.

8.
Ein Zeitungsschnitzer.

Einige unsrer Zeitungen haben die unglückliche Entdeckung gemacht, daß französische Journale ihr Datum durch le 20 août zeichnen und sich vorge-

stellt dieser offenbare Nominativ könne sich füglich durch: der zwanzigste August übersetzen lassen. Es ist, wie alles, was wir von den Franzosen borgen, ein gewaltiger Bock. Zeitbestimmungen drückt bekanntlich der Lateiner durch den Ablativ aus: hodie für hoc die. Die neuern Sprachen, welche keinen Ablativ haben, bedienten sich für dieses Verhältniß des Accusativ. Diesen Tag, nächsten Dienstag, jeden Morgen. So auch die romanischen Sprachen, die freilich ihren Accusativ vom Nominativ nicht flerivisch unterscheiden können; daß aber die romanische Form dessenungeachtet kein Nominativ, sondern ein Accusativ ist, läßt sich specivisch sehr leicht nachweisen. Jedermann weiß, daß ein Satz, so wenig zwei selbstständige Nominative (den Fall der Apposizion nicht hierher gerechnet) beherbergen kann, als ein Korb zwei Hühner. Sagt also der Franzose: Le roi arriva le vingt, so wird jedermann zugeben, daß hier le roi der Nomitiv ist, folglich muß le vingt ein casus obliquus, das heißt der Accusativ sein. Daher sagen wir: der König kam am zwanzigsten, oder den zwanzigsten August. Kann also im Datum nichts anderes als eine Zeitbestimmung sein sollen, so ist es aller grammatischen Logik zuwider im Datum: der zwanzigste August zu setzen.

9.

Ein wichtiger Punkt in der slawischen Grammatik.

Ich weiß nicht, ob durch meinen vorjährigen Slawenaufsatz im Archiv einer Ihrer Leser veranlaßt worden ist, sich mit diesem Stoff näher zu befassen; da aber die Möglichkeit vorliegt, so seh' ich mich genöthigt, einen wichtigen Punkt nachzuholen, den ich daselbst leichtsinnig überhudelt habe. Ich führte die Declination des Adjectiv und Pronomen an, ohne auf ihre vollkommene Einstimmung hinzuweisen. Es ist zwar angemerkt, daß das slawische definite und indefinite Adjectiv sich nicht mit Grimm's starker und schwacher Declination vergleichen lassen, sondern das definite Adjectiv durch ein ableitendes i gebildet werde; es hätte aber gesagt sein sollen, daß dieses i nichts anders ist als das einfache Pronomen selbst, das seine Flexion mit sich bringt, das Pronomen is, ea, id, wovon im Gothischen is (er) und ita (es) im Sanskrit îm (ihm) und it (es) erhalten sind und das Dobrowsky für's slawische in der Form i aufstellt, das aber wohl genauer als ji, ja, je aufgestellt werden muß. Es ist von uns angeführt, daß allen Slawen der Nominativ dieses Pronomens fehle, was in so fern wahr ist, als er nicht in der isolirten Stellung als Pronomen vorkommt; der Nominativ wird aus dem Pronomen on, ono, ono (gothisch jains, jener) entlehnt, alle andern Casus aber nicht von diesem ebenfalls declinirbaren Pronomen genommen, sondern von dem einfachen ji, er. Das heißt also, dem Slawen fallen nur für den Nominativ die beiden Begriffe, das abstracte er und das bestimmte der, dieser oder jener zusammen. Dieser einzeln fehlende Nominativ ist aber nun dennoch vorhanden und zwar da, wo das Adjectiv definiter Form mit diesem Pronomen vereinigt auftritt. Der Hergang ist dieser: die Adjectiv-Wurzel dobr bedeutet dem Slawen gut; um diese Form flexibel zu machen, braucht es der Sexualendungen; der Römer sagt bonus, bona, bonum (dessen letztes M bekanntlich für früheres D steht, bonud wie id, aliud). Da nun der Slawe im Schlußconsonanten abweicht, so kann sein einfaches Adjectiv nur dobro, dobra, dobro lauten. Dieses heißt nun indefinite Form; sie entspricht dem deutschen unflectirten Adjectiv; d. h.

sie ist nicht unmittelbarer Begleiter eines Substantiv, sondern durch einen Verbalbegriff von ihm getrennt (was nicht mit dem Adverbium zu verwechseln ist), wie unser deutsches: der Tag ist schön. Diese einfache Adjectivform hat nun beim Slawen eine regelmäßige Flexion, die im Wesentlichen mit der Declination der Substantive ganz gleich ist. Ist aber das Adjectiv unmittelbarer Begleiter des Substantiv, so muß eine vollere Form eintreten, und diese Flexion ist nichts anders als das obengenannte Hauptpronomen selbst. Also wird dem Singular Mascul. dobro jenes Pronomen ji angehängt, so haben wir die Form dobroji. Da aber der Altslawe wie der Russe in seinem Alphabet einen Vocal besitzt, der die Geltung und Bezeichnung eines Diphthongs ui oder oi hatte, und den die andern Slawen jetzt durch y bezeichnen so ist zu begreifen, wie die Form dobroji in das so beschriebene dobryi übergehen konnte, das der Russe noch ungefähr dobroii spricht. Ganz regulär entsteht ferner das Femininum aus dobra und ja, dobraja, das Neutrum aus dobra und je, dobraje. Nun ist klar, daß dieses definite Adjectiv eigentlich eine doppelte Flexion hat, weil das einfache Wort und das Pronomen jedes seine Flexion mitbringt. Da nun ferner das einfache Pronomen in dem obliquen Casus diese Formen hat: Masculin und Neutrum Genitiv jego, Dativ jemu, Instrumental jim, Vokativ jem, im Feminin Genitiv jeja, Dativ jei, Instrumental jeju und der Plural Genitiv jix, Dativ jim, Instrumental jimi, so wird es nun völlig klar, wie das mit dem Pronomen verschmolzene Adjectiv sein Masculin und Neutrum dobrago, dobromu, dobrym, dobrom, sein Feminin dobrya, dobroi, dobroju, seinen Plural dobryx, dobrym, dobrymi flectiert. Nach gewöhnlicher Ansicht ist es also ungenau, wenn die practischen slawischen Grammatiker die indefinite Form des Adjectiv eine verkürzte nennen, da die andre vielmehr eine zusammengesetzte ist. Es ist aber eine ganz andre theoretische Frage, ob das Pronomen is, ea, id nicht ursprünglich eine abgelöste Endung war, und in diesem Fall, den wir hier nicht näher erörtern wollen, wäre der Ausdruck Verkürzung allerdings an seinem Platze.

Noch bemerke ich, daß das einfache Adjectiv beim Slawen, das nach Sanscrit-Analogie mit einem a abgeleitet ist, das obiges dobro gibt und dem lateinischen bonus, bona, bonum entspricht, auch eine andre Klasse neben sich hat, die mit i abgeleitet ist, folglich dem lateinischen levis, levis, leve entspricht, und dafür ist in meinem ersten Aufsatz das böhmische Beispiel prwnji, prwnjî, prwnjî, der, die, das erste ungenau citirt worden. Mit u (der lateinischen vierten Declination entsprechend) abgeleitete Adjective hat der Slawe so wenig als der Lateiner, wohl aber der Indier, Grieche und Gothe.

10.

Die slawischen Nasalvocale.

Sollten diese Blätter einem unsrer großen böhmischen oder kroatischen Slawisten in die Hand kommen, so erlaube ich mir, sie auf einen noch dunkeln Punkt ihrer Wissenschaft aufmerksam zu machen. Es war gewiß ein äußerst glücklicher Gedanke, im Altslawischen, wo noch Dobrowsky so verschiedene Vocalzeichen in Eine Geltung zusammenwarf, einige davon als Nasalvocale auszusondern. Auf diese Wahrnehmung mußte freilich der Bestand des heutigen polnischen Idiomes führen, das noch nasal spricht. Es ist mir aber doch zweifelhaft, ob die beiden Laute dieser Art, die jetzt angenommen werden, wirk-

lich ursprünglich diese Lautung haben konnten. In alten polnischen Texten (bei Dobrowsky) finde ich nur Einen Nasal, der durch ein durchstrichnes o bezeichnet wird, der also nasales o sein mag; der heutige Pole hat neben seinem nasalen o, das er aber mit a bezeichnet, auch ein nasales e. Man erreicht, daß in allen unsern Sprachen indischer Sippschaft, und besonders auffallend im Slawischen, die drei Vokale a, o, e sich in der Art lösen, daß o die Trübung des a, e aber den Umlaut sowohl des **a** als des **o** darstellt. Nun hat das Altslawische zwei Vocalzeichen, die auf Nasalität Anspruch machen. Das eine, das Dobrowsky noch mit u zusammenwarf und in den meisten Mundarten jetzt u deutet, ist doch im Polnischen wenigstens sehr oft nasales o und es hat große Wahrscheinlichkeit, daß diese Geltung die alterthümliche ist. Schwieriger aber sieht es mit dem andern Zeichen. Dieses ist der Figur nach ganz deutlich ein großes A mit unten angehängtem I, Dobrowsky warf es mit dem Vocal ja zusammen, die Russen sprechen es ja, und die meisten Slawen schwanken zwischen ja, je, a, e. Im Polnischen entspricht ihm häufig nasales e, aber nicht durchaus, sondern auch das nasale o. Nun geht mein Bedenken dahin, wenn die älteste Mundart Nasalvocale hatte, so kann der Grundlaut a unter diesen Lauten schwerlich fehlen, das polnische mit a verzeichnete Nasal = o ist wenigstens theilweise sichtlich aus a getrübt, und da die altslawische Bezeichnung von der Figur A gleichfalls ausgeht, so unterstützt diese Erscheinung die Ansicht, daß der ursprüngliche Laut nicht den Umlaut e meinen konnte, da dieser überall erst aus a oder o geschwächt ist, sondern dieses Nasalzeichen, das die andern Mundarten durch die Verbindung ja ausdrücken, wird eher ein nasales a als ein nasales e gewesen sein. Diesen bescheidenen Zweifel bitt' ich die Herren Slawisten zu beherzigen.

Biblische Poesie in Frankreich.

Herr J. Ragon, welcher bekanntlich den Horaz, die Luisiaden von Camoëns und Child Harold mit vielem Glück in französische Verse übertragen und sich auch durch eine Histoire générale des temps modernes rühmlichst bekannt gemacht hat, veröffentlicht so eben ein kleines Werk unter dem bescheidenen Titel „Essai de poésies bibliques," das sich unzweifelhaft eines ungetheilten Beifalls erfreuen wird. Die Einleitung gibt eine kurze Uebersicht über die biblische Literatur in Frankreich überhaupt. Man sieht an den mitgetheilten Bruchstücken, welche der Zeit vor Racine angehören und sowohl Uebersetzungen, Paraphrasen als auch Nachahmungen enthalten, wie höchst schwach und kraftlos diese Versuche gewesen. Die Leistungen von Racine, J. B. Rousseau und le Franc de Pompignan auf diesem Felde sind bekanntlich die besten, und die Literargeschichte wird diesen Namen noch den des Hrn. J. Ragon zugesellen. Französische Critiker bedauern, daß der Verf. nur einen Psalm David's übersetzt und sich nicht auch an das Buch Hiob gemacht hat. Wir geben hier ein Bruchstück des Stücks: La mort de Saül und zwar diejenige Stelle, in welcher die Erscheinung des Samuel geschildert wird.

. . . . . . Au même instant s'élevait de la terre
Un fantôme imposant, vieillard au front austère;

La flamme étincelait dans ses yeux courroucés:
„Pourquoi viens-tu troubler la paix des trépassés?
Qui t'amène en ces lieux à cette heure terrible?
— De la fatalité la force irrésistible.
Vois les champs d'Israël en proie aux Philistins;
Le ciel en ce péril, me cachant les destins,
M'a refusé l'avis d'un songe ou d'un prophète.
Je m'adresse à la tombe; est-elle aussi muette?
N'en dois-je rien attendre en mes dangers pressants?
— La tombe parlera; mais tremble à ses accents.
Infortuné Saül, ta désobéissance
Sur toi de l'Eternel fait tomber la vengeance.
Le Seigneur, en courroux, de toi s'est retiré;
A ton gendre David le sceptre est transféré;
Tige dans l'ouragan par la foudre touchée,
Des générations ta race est retranchée.
Ton sort va s'accomplir. Demain, tes fils et toi,
Roi Saül, chez les morts vous serez avec moi."
Le fantôme, à ces mots, rentre au sein de la tombe,
D'épouvante glacé, Saül chancelle et tombe,
Et longtemps, sous le poids de l'oracle rendu
Reste sans mouvement sur la terre étendu.

H.

Reihe von niederdeutschen Wörtern, welche das Hochdeutsche nicht besitzt.

Lulei = Faulpelz; teite = Papa, Anrede des Kindes (goth. atta, griech. *ἄττα*); strentjė, strensche = Wasserbüchse; quaddele = Blase; slump = Zufall; queke = starkwurzelndes Gras als Unkraut; quek, pok, krawwe = kleines Kind, vgl. puk; quese = Blase, welche durch starke Arbeit hervorgebracht wird; quesenkop = Dummkopf; krop (krupen = kriechen) = Vieh; stim, brast, brithen = Dunst; kulk = tiefes Wasser hinter einer Mühle; taps = Dummkopf (vgl. *βλάξ*); utschi = Frosch; bulle = *ὁ βοῦς*; kull = Zweig, meistens von Büschen; telje = kleiner Zweig von Bäumen; heilebart (im Bremischen ebĕr) = Storch; treute = Werkzeug zum Flachsklopfen; e i n e elwe = eine große Fluth; rie = Bächlein (vgl. *ῥέω*); kempe = männliches Schwein; möhre = Stute (auch Stute im Niederd.); prikkel = Stachel, fig. stolz; rudel, schörl = Haufen lebendiger Wesen; snütjen = Küßchen (sik snütjen = sich küssen); slarwe = Pantoffel; mărte = Alp; schawernakk = Arglist, Ruhmsucht, Scherzlust; bottervöggel = Schmetterling, engl. butterfly; slukk = Schnaps; bräge = Gehirn, engl. brains; halwe = Seite; holle = Federbüschel auf dem Kopfe, z. B. bei Hühnern; klunder = Traube; brink = Anhöhe, Besitz an einem Hügel; rikk, jeere = Stange; schăp = Schrank; fikke = Tasche, engl. pocket; twete, twetje = Verbindungsgäßchen; wagenstertje = Bachstelze; glimmstertje = Glühwurm, Johanniswürmchen; snĕe = Grenze; sprink = Quelle, engl. spring (vgl. Springe, Lampspringe); slippe = Schooß; tewe, tiffe, tache = Hund, Hündinn; ziwwe = weib-

liches Lamm; imme = Biene; dimme = Heuschober; kawel = Theil bei einer Verloosung (z. B. bei Verloosung des Antheils am Ertrag einer Gemeindewiese); kule = Grube (bikulen = eingraben); risch = Schilf; tachtel, bummsentje = Ohrfeige; rŭsch = Ort, wo Etwas in einem raschelnden Stoffe aufbewahrt wird, das Aufbewahrte selbst; tuwwe = Bottich; tukkebote = Irrlicht; plark, plansch = weiche Masse, z. B. Suppenplark, Suppenplansch; slagedot = großer Kerl; lisekentritt = Schleicher; snaterkapelle = schwatzhaftes Mädchen; pipmesekenwirthschaft = feige Anstellerei; weien = jäten; beuten = besprechen oder anfachen, inbeuten = einheizen; füer anbeuten = Feuer anmachen; büken = Zeug einlangen; teuben = warten; verquasen = durch nachlässige Behandlung verderben, verschwenden; fühlen = crepitum leniter emittere; prichen = mühselig athmen, von feisten Leuten; jappen = mühselig athmen, nach großer Anstrengung, von Kranken; versnikken = nicht athmen können im Wasser; ködderen, —rn = schwatzen; pisakken = quälen; swögen, klönen = jämmerlich klagen; ampelen, —ln = mit Händen und Füßen ringen; füllen = die Haut abziehen (füllkule = Schindanger); radollen = auf alle mögliche Weise sich wild herumtummeln; pemmelen, —ln, drilleken = nicht auf die gehörige Weise, ohne Lust und Fleiß an Etwas arbeiten; tulleken = mit Wohlbehagen trinken, schlürfen, oft niederschlucken; verprudelen, —ln = durch Nachlässigkeit verderben; klisteren, —rn = Geräusch von sich geben durch Zerschmetterung (klistern = kleistern); buffen = knuffen; glusteren, —rn = neugierig gucken; schütjeren, —rn = oft hinter einander schießen; afbokeren, —rn = abprügeln; afjigelen, —ln = mühselig abschneiden; reepen = reibend sich hin- und herbewegen, z. B. op er bank herummer reepen; grölen = schlecht singen; nölen = undeutlich, langsam sprechen, undeutlich seine Unzufriedenheit äußern; klappörtjen = durch die Thür oft aus- und eingehen; metten = begegnen, englisch meet; tulen = in die Haare greifen und zerren; schrapen = schaben; scharben = entzwei schneiden; trampen = ungestüm zutreten; aftargen = durch Bitten Jemandem Etwas abquälen; nŭshen = handgreiflich zurechtsetzen; migen = harnen (vgl. mingere, mejere); grummelen, —ln = dumpf tönen, vom Donner; afpellen = abschälen; pulen = mit Mühe abschälen (pulers, komischer Ausdruck für Kartoffeln); quadderen, —rn = in weicher Masse arbeiten; planschen = in weicher Masse sich befinden, gehen; pauen = weinen, von Kindern; reppelen, —ln = die Knoten vom Flachs herunterziehn; verjuchheien = verjubeln; eieien = liebkosen; sik verdaren = sich erholen; smarunxen = im Dreck sich herumtreiben; brümmen = brünstig sein, von Schweinen; ossen, bullen = brünstig sein, von Kühen; rossen = brünstig sein, von Pferden; hille, dralle, swipp = schnell, engl. swift; wuwwelwawwelig = sich hin- und herbewegend, z. B. von einem Morast; quatsch = dumm; düselig = schwindelig; ölwisch = albern (vgl. elf); prall = vollrund (pralloge = Kind mit hellen, frischen (gluen) Augen); fitzenfei = vorlaut, voreilig; pitschennatt = durch und durch naß; piperlinx frisch hervorquellend, z. B. von Thränen; allheil = ganz und gar; vornut, vernut = besonders; dāl = nieder (vgl. Dalelf in Schweden); män = nur (vgl. μάν dor. = μήν); all = schon; klakk, bums, rums = Laute beim Fallen; plunsch = Laut beim Fall ins Wasser.

Die gangbarsten Sprachfehler deutscher Schriftsteller.

Es mag einer über die Grundsätze der Rechtschreibung eine Ansicht haben welche er wolle, entschieden und absolut Fehlerhaftes wird er nie billigen. Wir wollen eine Anzahl solcher Fälle aufzählen, woraus hervorgeht, wie gleichgiltig unsere gebildetsten Schriftsteller gegen das Werkzeug sind, das sie handhaben, und wie nothwendig die geschichtliche Sprachkenntniß für unsere studirende Jugend ist. Ich habe mir nur folgende Wörter gemerkt; gewiß sind es nicht alle.

Man hat einen Unterschied erfunden zwischen mahlen und malen. Das ahd. mâlôn heißt: ein Zeichen machen, ein Mahl (Brandmahl 2c.); das ahd. malan dagegen heißt: zerreiben. Also sollten nach unserer Aussprache entweder beide mit h oder beide ohne h geschrieben werden, nach der Geschichte dagegen mahlen (zeichnen) und malen (zerreiben). Aber es geschieht gerade umgekehrt. Manche schreiben noch: Augenbraunen statt Augenbrauen, ahd. ougbrawa. Loos statt Loß, ahd. hlioz (z geht nur in ß über). Das Kopfkissen statt Kopfküssen, ahd. kussin, schweizerisch noch chüsse. Grimm sagt richtig in seinen Rechtsalterthümern: Der Stuhl des Fürsten verwandelte sich nach und nach in einen mit Küssen und Himmel versehenen Thron. Er giebt statt gibt, ahd. gibit. Goethe reimt schlecht:

> Dir thut niemand was zu lieb:
> Wenn du nehmen willst, so gieb!

Eckel statt Ekel, niederd. Eikel. Unrichtig sind die Formen: „mich däucht, dünkte, hat gedünkt," richtig heißen sie: mich (oder mir) dünkt, däuchte (eig. dauchte), hat gedäucht (eig. gedaucht). Gescheidt oder gar gescheut statt: gescheid, mhd. geschîde (eig. unterscheidend). Ereignen statt eräugnen, ahd. araugian, arougan, also auch ereugnen, wie leugnen oder läugnen, ahd. laugnon. Bläuen statt bleuen, ahd. bliuwan = schlagen (iu wird eu). Rudolph statt Rudolf (olf, wolf). Dinte oft statt Tinte, lat. tincta von tingere; das echtdeutsche Wort ist Plack, wie noch im Niederd. vorkommt. Der Kreis statt Kreiß, die Kreiße, ahd. kreiz (z wird immer ß). Darum auch: emßig (emazig), Ameiße (ameiza), Kürbiß (curbiz). Weissagen statt weißagen, ahd. wîzagon; die Weissagung (wizagunga).

Das alte h wird nie g; darum nicht „Essig," sondern Essich, ahd. ezzih oder ezzich; der Rettich, ahd ratih. Man schreibt sogar „Meerrettig," als ob im Meere Rettiche wüchsen; es kommt von meriha, marah, und ist unser „Mähre" = Stute, also Mährrettich oder Märrettich heißt Pferde- oder Roßrettich, im Englischen horse-radish. Ferner: Teppich, Kranich, Habich.

Unrichtig ist adelig statt adelich oder besser adellich, ahd. adalih; billich, ahd. billih; völlich, unzählich, stachelich 2c.

Vernaleken.

Ein Gedicht von Lenz,
irrig Goethe zugeschrieben.

In Jacobi's Iris IV, 72 findet sich folgendes Gedicht mit der Chiffre P.:

Freundin aus der Wolke.

Wo, du Reuter,
Meinst du hin?
Kannst du wähnen,
Wer ich bin?
Leis' umfaß ich
Dich als Geist,
Den dein Trauren
Von sich weist.
Sei zufrieden,
Goethe mein!
Wisse, jetzt erst
Bin ich dein;
Dein auf ewig
Hier und dort —
Also wein mich
Nicht mehr fort.

Von der Hagen schreibt das Gedicht Goethe zu, weil die Chiffre P. in der Iris immer auf Goethe hindeutet. Ich habe bereits in den „Blättern für literarische Unterhaltung" Nro. 96 bemerkt, daß in meinem Exemplar P. von unbekannter Hand, vermuthlich von J. C. Westphal, in L. verändert sei, ohne damals die Veranlassung zu dieser Verbesserung auffinden zu können. Später entdeckte ich, daß Jacobi selbst unter den Druckfehlern, welche an einem sehr verborgenen Orte, auf der Rückseite der Inhaltsangabe, mitgetheilt werden, diese Verbesserung angegeben hat, wonach es unzweifelhaft ist, daß Lenz der Verfasser, der diese Verse, wie die in derselben Iris IV, 146 abgedruckten, L. an G. unterzeichneten, an Goethe geschickt hatte. Goethe besaß manches Handschriftliche von Lenz und muß sich Einzelnes auch jetzt noch in seinem zu Weimar neidisch Geweihten und Ungeweihten verschlossenem Nachlasse finden. Wahrscheinlich war es auch Goethe, der an Ewald jene beiden Gedichte mittheilte, über die ich in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1847 Nro. 2 gesprochen habe.*) Auch scheint nach dem Tode von Lenz (1792) Einzelnes in Goethe's Hände gekommen zu sein. Schiller schreibt an Goethe am 17. Jan. 1797: „Fällt Ihnen etwas von der lenzischen Verlassenschaft in die Hände, so erinnern Sie sich meiner (für die Horen)." Am 1. Februar legt Goethe einige Lenziana bei, wobei er bemerkt: „Ob und wie etwas davon zu brauchen, werden Sie beurtheilen. Auf alle Fälle lassen Sie diese wunderlichen Hefte liegen, bis wir uns nochmals darüber besprochen haben." Schiller erwiedert sofort: „Die Lenziana, soweit ich bis jetzt hineingesehen, enthalten sehr tolles Zeug,

*) Das dort mitgetheilte geistliche Lied Goethe's hatte Lavater's Beifall, der in der Urania IV, 69 es mit den Worten: „Auch recht" bezeichnet. Aehnlich ist das Gedicht von Lenz „Allwill's erstes geistliches Lied."

aber die Wiedererscheinung dieser Empfindungsweise zu jetzigen Zeiten wird sicherlich nicht ohne Interesse sein, besonders da der Tod und das unglückliche Leben des Verfassers allen Neid ausgelöscht hat, und diese Fragmente immer einen biographischen und pathologischen Werth haben." Später geschieht eines lenzischen zum fünften Stücke der Horen bestimmten Aufsatzes in den Briefen vom 5. und 6. Mai Erwähnung.

H. Düntzer.

Die Bd. 3, S. 319 erwähnte interessante Portrait-Sammlung der bedeutendsten, um Kunst und Wissenschaft verdienten Zeitgenossen Gleims ist nicht, wie es daselbst heißt, dem Halberstädter Domgymnasium als Eigenthum zugefallen, sondern nur zu einem Schmucke der Aula des Gymnasiums bestimmt, bleibt aber Eigenthum der Gleimschen Familienstiftung.

Gleim hatte die Bildnisse seiner Gönner und Freunde, meistens heimlich und auf seine Kosten, malen lassen, und damit ein Zimmer ausgeschmückt, welches er seinen Musen- und Freundschaftstempel nannte. Gleim schrieb meistens selbst auf die Kehrseite der Bildnisse, wann, von wem und weßhalb sie für ihn gemalt seien. Die meisten sind Brustbilder in natürlicher Größe, in Oel auf Leinwand, einige wenige in Pastell unter Glas.

Diese Bildnisse sollten nach der ersten Verfügung Gleims im Dom, nach der zweiten im Witzlebenschen Hause, welches zur Wohnung eines Lehrers der Humanität der von ihm projectirten Schule dienen sollte, aufbewahrt werden. Daselbst blieben sie bis zum Tode des Dr. Körte (27. Januar 1846) und Verkaufe des Hauses. Dann wurden sie dem Gymnasium genannter Weise überwiesen, sind aber, da dasselbe einer Aula entbehrt, bis zur Vollendung des neuen Schulgebäudes dem Director Prof. Dr. Schmid zur Aufbewahrung übergeben, wo sie zu jeder Zeit Freunden der Wissenschaft und Kunst bereitwillig gezeigt werden.

Diese höchst interessante Sammlung enthält 114 ihrer Aehnlichkeit wegen besonders beachtenswerthe Bildnisse von Männern, die in Kunst, Wissenschaft und Staatsleben sich ausgezeichnet haben. Von Fürsten, Staatsmännern und Helden seien genannt: Friedrich der Große, Prinz Friedrich Heinrich Ludwig von Preußen, Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg, Herzogin Amalie von Weimar, von Dalberg, von Dohm, von Ziethen; aus der Zahl der Männer der Kunst und Wissenschaft: Gleim, Uz, Kleist, Ramler, Lichtwehr, Gellert, Klopstock, Zachariä, Geßner, Lessing, Wieland, Bürger, Herder, J. H. Voß, Göckingk, Matthisson, Jean Paul, Seume, Sulzer, Spalding, Bodmer, Hirzel, Winkelmann, Nicolai, Moses Mendelssohn, Jerusalem, Möser, Zimmermann, Lavater, Schröckh, Engel, Krünitz, Teller, Klotz, Fr. Jacobi, Heinse, Johann v. Müller, Eschenburg, Bertuch, Biester, Fischer, Blankenburg, Gedike, von Archenholz, von Bonstetten, Böttiger, Chodowiezky, Tischbein.

Hölscher.

Parny.

Fünfte Elegie.

Ich suchte Hülf' im Leid, und nahm die Flucht dazu
Aus jener Orte Reiz, die die Treulos' einst schmückte.
Einsam im Schauerwald, den nie ein Stern durchblickte,
Fand ich das Schweigen wohl, doch fand ich nicht die Ruh.
Durch unbekannten Pfad's tiefschatt'ge Irrgewinde
Erreich' ich diesen Berg in seiner Wolkenbinde.
Wie ist von Staunen mir ergriffen jeder Sinn!
Welch Schau'n! wie weit der Blick! wie still Natur und linde!
Wie unbegränzt das Meer bis an den Himmel hin,
Daß es mit seinem Blau, träumt's Aug', zusammenschwinde.
Die Hitze lindert hier der Zephyr, selbst der Nord
Schickt seinen scharfen Hauch mitunt'r an diesen Ort,
In diesen Bergen hauſ't der Winter, während Gluthen
Des Sommers untenhin die Fluren schwül durchfluthen.
Die Felder sind zerstört von des Vulkanes Wuth,
Die Lava zeugt davon; verkümmert sind die Bäume,
Kein Vogel birgt darin jemals die junge Brut
Und füllt mit seinem Sang die traurig wilden Räume.
Nur Tod und Schweigen! — Sterbt, schmähliche Seufzer ihr,
Läst'ge Erinnrung, stirb, die mir
Die Ungetreue malt — o Nattern! —
Stürmische Wünsche, sterbet hier,
Könnt ihr nicht, wie die Falsche, flattern,
Nicht bergen kann mich selbst der Wald,
Hier sucht mich noch die Ungetreue
Mit allem Reiz, ihr Nam' erschallt,

Élégie V.

J'ai cherché dans l'absence un remède à mes maux;
J'ai fui les lieux charmants qu'embellit l'infidelle
Caché dans ces forêts dont l'ombre est éternelle,
J'ai trouvé le silence, et jamais le repos.
Par les sombres détours d'une route inconnue,
J'arrive sur ces monts qui divisent la nue.
De quel étonnement tous mes sens sont frappés!
Quel calme! quels objets! quelle immense étendue!
La mer paraît sans borne à mes regards trompés,
Et dans l'azur des cieux est au loin confondue.
Le Zéphire en ce lieu tempère les chaleurs;
De l'aquilon parfois on y sent les rigueurs;
Et tandis que l'hiver habit ces montagnes,
Plus bas l'été brûlant dessède les campagnes.
Le volcan dans sa course a dévoré ces champs;
La pierre calcinée atteste son passage.
L'arbre y croît avec peines; et l'oiseau par ses chants
N'a jamais égayé ce lieu triste et sauvage.
Tout se tait, tout est mort; mourez, honteux soupirs;
Mourez, importants souvenirs,
Qui me retracez l'infidelle;
Mourez, tumultueux désirs,
Ou soyez volages comme elle.
Ces bois ne peuvent me cacher;
Ici même, avec tous ses charmes,
L'ingrate encor me vient chercher;

Und Thränen fließen hin aufs Neue,
Die schon die Zeit getrocknet bald.
O Götter! mein Verstand, helft, daß er nicht zerrinne,
Das Bild, das ich anbet', o reißt mir's aus dem Sinne!
Verlöscht die Liebe, die in mir sie neu entfacht,
Die meine Seele ganz erfüllt! o wenn die Liebe
Doch länger nicht als Lieb' uns lacht,
In unserm Herzen haften bliebe!
Indem im Thränenstrom die Klage und der Schmerz
Aus der erweichten Seele rinnen,
Ziehn Gegenstände anderwärts,
Hinwandelnd, mich aus meinen Sinnen.*)
Da seh' ich Bäch' und dort entspringen aus dem Quell,**)
Zu Strömen werden sie urplötzlich, reißend, schnell,
Mit Brausen ziehen sie hin durch die tiefen Stellen,
Verheerung wälzen sie und Schrecken in der Fluth,
Die's Ufer überwallt, und stürzen sich mit Wuth
Hin in den Ocean und trüben seine Wellen.***)
Die schwarzen Felsen mit den kühnen Stirnen seh'
Ich steigen in des Himmels Höh'.
In ihre Gipfel gruben Zeiten
Des hohen Alterthums Gepräg'.
Mein Auge reißt der Anblick weg,
Von Strom zu Strome muß, von Schlund zu Schlund es gleiten
Und staunend ruhn am Wolkensteg.
Wie fühl' ich, o Natur, dein Walten hier! Die sondre,
Die rauhe Wildniß lieb ich dieser Wüste hier,

Et son nom fait couler des larmes
Que le temps aurait dû sécher.
O Dieux! oh! rendez-moi ma raison égarée;
Arrachez de mon coeur cette image adorée;
Éteignez cet amour qu'elle vient rallumer,
Et qui remplit encor mon ame toute entière.
Ah! l'on devrait cesser d'aimer
Au moment qu'on cesse de plaire.
Tandis qu'avec mes pleurs, la plainte et les regrets
Coulent de mon ame attendrie
J'avance; et de nouveaux objet
Interrompent ma rèverie.
Je vois naître à mes pieds ces ruisseaux differents,
Qui, changés tout-à-coup en rapide torrents,
Traversent à grand bruit les ravines profondes,
Roulent avec leurs flots le ravage et l'horreur,
Tondent sur le rivage, et vont avec fureur
Dans l'océan troublé precipiter leurs ondes.
Je vois des rocs noircis, dont le front orgueilleux
S'élève, et va frapper les cieux.
Le temps a gravé sur leurs cimes
L'empreinte de la vétusté.
Mon oeil rapidement porté
De torrents en torrents, d'abîmes en abimes,
S'arrête epouvanté.
O Nature! qu'ici je ressens ton empire!
J'aime de ce désert la sauvage âpreté;

*) Zieht neues Schauen anderwärts
Hinschreitend, mich aus meinen Sinnen.
**) Zu Füßen mir entspringen Bäche aus dem Quell,
***) In's Meer begrabend sich in seinen Sturmeswellen.

Der kühnen Werke Größ' und deine Schrecken, mir
Sind sie erhabne Lust, ich schaudre und bewundre.
Warum kann ich nicht hier, im Aufenthalt der Ruh,
Des Lebens armen Rest den Sterblichen verhüllen!
Warum nicht wenigstens deckt meinen Schmerz er zu!
Vergessen wollt' ich hier die Undankbar' im Stillen,
Und unbedachtsam spricht mein Mund den Namen, spricht
Ihn hundert Mal, der Klang der Stimm', erstickt im Schmerze,
Tönt fort im Wiederhall, der hundertfach sich bricht,
Es gräbt ihn meine Hand im Erze.
Verschlungen mit dem meinigen.
Der Wandrer wird einst von den Namen, die Cytheren
Bekannt, in schwachen Mooses Leeren
Die halb verwischten Reste sehn,
Und rufen überrascht: Der liebte ohne Schranken,
Sang die Geliebte selbst in dieser Wildniß Schooß.
Beweinen lasset uns sein Unglück, hier im Moos
Les't seine Seufzer und Gedanken

De tes traveaux hardis j'aime la majesté:
Oui, ton horreur me plait; je frissonne et j'admire.
Dans ce séjour tranquille; aux regards des humains
Que ne puis-je cacher le reste de ma vie!
Que ne puis-je du moins y laisser mes chagrins!
Je venais oublier l'ingrate qui m'oublie,
Et ma bouche indiscrète a prononcé son nom;
Je l'ai redit cent fois, et l'écho solitaire
De ma voix douloureuse a prolongé le son
Ma main l'a gravé sur la pierre;
Au mien il est entrelacé.
Un jour, le voyageur, sous la mousse légère,
De ces noms connus à Cythere
Verra quelque reste effacé.
Soudain il s'écrira: Son amour fut extrême;
Il chanta sa Maitresse au fond de ces déserts.
Pleurons sur ses malheurs, et relisons les vers
Qu'il soupira dans ce lieu même.

Hannover. **Wagner.**

Berichtigung.

In dem 1. Stücke der „Westöstlichen Uebersichten" des Unterzeichneten (im 4. Bande des Archivs, S. 379 — 400) haben sich leider, namentlich in den orientalischen Namen, sehr zahlreiche Druckfehler eingeschlichen, die für den mit der orientalischen Literatur Bekannteren anstößig, für den Laien irreführend sein müssen. Indem wir hier die wesentlichsten mittheilen, bitten wir die Leser des Archiv's, darnach die Berichtigung des gedachten Aufsatzes vornehmen zu wollen.

Seite 380, Zeile 1 und 5 statt Obarius lies Olearius; Z. 19 statt einer l. einen; Z. 32 st. Archiv l. des Archivs; S. 381, Z. 19 st. Amrilkai's l. Amrilkais; S. 384, Z. 17 st. in l. im; Z. 34 st. von l. vor, Z. 36 st. Hochebene l. Hochebne; S. 385, Z. 4 st. Racke l. Recke, Z. 24 st. mir l. eine; S. 386, Z. 1 st. Kastide l. Kaßide, Z. 13 st. „außer

auch" l. außer euch;" S. 387, Z. 9 st. Unna l. Umm, Z. 10 st. Heumanat und Elmutatellen l. Haumanat und Elmutatallen, Z. 29 st. Effuban l. Essuban, Z. 32 st. Eriff l. Eriss; S. 388, Z. 28 statt Hassan l. Gassan; S. 389, Z. 6 v. u. statt Suheir vom l. Soheir von; S. 390, Z. 12 v. u. st. Kolb l. Kelb, Z. 11 v. u. st. Woil l. Wâil; S. 391, Z. 21 st. Hirr l. Hira, Z. 22 st. vor l. von; Z. 34 st. Zazerii l. Zuzenii, Z. 38 st. kalib l. kitab, Z. 39 st. Moallaka l. Moallaka's, Z. 2 v. u. st. Akhabh l. Okhabh; S. 392, Z. 2 u. 18 st. Lobid l. Lebid, Z. 13 st. einer l. einem, Z. 19 st. Tefare l. Tarafa, Z. 11 v. u. statt Leporallo l. Leporello; S. 393, Z. 3 st. sagte l. sorgte, Z. 23 f. st. Hoid l. Hind, Z. 26 st. dünnern l. dünnen, Z. 27 st. der l. den, Z. 3 v. u. st. Myrobelanen l. Myrobalanen; S. 395 Z. 6 v. u. ist vormohamedanisch mit 2 m zu lesen, und so immer Mohammed und seine Derivate; S. 396, Z. 16 st. ersterem l. ernsterem, Z. 20 st. zur rechten l. zu rechter und setze nach „Zeit" ein Komma; Z. 7 v. u. st. Worte l. Warte; S. 397, Z. 4 st. Irab l. Irak, Z. 5 st. Schemedschan l. Schemedscha; Z. 9 nach „Aber" setze bald, Z. 15 st. Galed l. Chaled, Z. 22 st. Trebatte l. Taabbata; S. 398, Z. 15 v. u. nach (S. 27 f.) setze zu: genannt, Z. 11 v. u. st. den l. der, Z. 8 v. u. st. Thaal l. Thoal; Z. 5 v. u. st. Owier l. Oweir; S. 399 Z. 7 st. gescheitert l. geschirret, Z. 7 v. u. st. Imons l. Jomens, Z. 6 v. u. st. Hoid und Fortena und Nebal l. Hind und Fertena und Rebab, Z. 4 v. u. statt geb' l. gab.

G. Baur.

Bibliographischer Anzeiger.

F. Bôn. Identité linguistique entre le flamand et l'allemand, ou similitudes grammaticales de ces deux langues, unissant à une théorie lumineuse, exacte et concise, une pratique facile et d'une grande étendue. (Brux. Muquardt.) 27½ Sgr.

A. Michiels. Histoire des idées litéraires en France XIXme siècle, et de leurs origines dans les siècles anciens. (Brux. Muquardt.) 2 Thlr. 10 Sgr.

H. C. Moke. Histoire de la litérat. française. (Brux. Muquardt.) 1 Thlr.

T. B. Shaw. Outlines of English literature. (Lond. Longman.) 12s.

A. Snellaert. Histoire de la litérature flamande. (Bruxelles. Muquardt.) 1 Thlr.

Elite des classiques français avec des notes publ. p. Schwalb. Tome II. Le Cid p. Corneille. (Essen b. Baedeker.) 7½ Sgr.

Französisches Lesebuch v. C. A. Rabelli. (Merseburg. Garke.) 20 Sgr.

Exercices sur la composition littéraire en français ou sujets d'imitations, de narrations, de descriptions, de fables, de lettres, de discours etc. (Bruxelles. C. Muquardt.) 15 Sgr.

Stieffelius Lehrbuch der franz. Aussprache. 5. Aufl. (Berlin. Schultze.) 12½ Sgr.

C. de la Harpe. Manuel de la langue française. (Berlin. Decker.) 15 Sgr.

G. Kampmann. Grammaire pratique de la langue française. (Strassburg. Levrault.) 16 Sgr.

Vorübungen zum Unterricht im Französischen, v. F. Faesch. (Basel.) 6 Sgr.

Shakspeare's Hamlet. Mit Anmerkungen von C. W. Francke. (Leipzig. Engelmann.) 22½ Sgr.

Gauther. Italienische Chrestomathie.



Gedruckt bei Sam. Lucas in Elberfeld.

Special-Index

zu

den fünf ersten Bänden

des

Archivs für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

M.

N.

O.

T.

U.





